BP 367.1

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Göttingische

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1856.

Nebst Register.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

BP 367.1

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

4
63-112
1-72

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1856.

London

bei B. Fellowes, 1855. Phoenicia. By John Kenrick, M. A. With maps and illustratin, plates. XXIV und 468 S. in gr. Octav. Mit vier Platten.

Leipzig

Ueber die Grabschrift des Eschmunazar. Von Prof. Const. Schlottmann (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1856, S. 407—431 und 587—589).

Wir fassen diese beiden Schriften, so ungleich sie ihrem äußern Umfange nach sind, hier zusammen, weil sie die jüngsten Beiträge zur Erläuterung oder (wie man ebensowohl sagen kann) Enträthselung des phönikischen Alterthumes sind, welche einige Beachtung verdienen. Wer den Gang dieser phönikischen Bemühungen unsrer Wissenschaft näher verfolgt, wird finden, daß man bei allen den großen Schwierigkeiten, welche hier aufstoßen, und allen den auch dadurch möglichen gro-

ßen Irrthümern, welche sich erheben, dennoch nicht umsonst so viele Mühe anwendet, jenes früh verschwundene Alterthum immer vollkommner wiederzuerkennen. Es ist jetzt fast gerade ein Jahrhundert verflossen, seitdem man eine solche Mühe ernstlicher begann: wie Vieles ist seitdem allmählich immer richtiger erkannt! Allein die Trümmer dieses Alterthumes sind bis jetzt noch immer zu gering an Zahl oder zu zerstückt und verstümmelt wiedergefunden; die Entzifferung der auf diesen Trümmern oder in andern Hülfsmitteln erhaltenen Schriften ist noch immer aus vielen Ursachen sehr schwierig; und je weniger in dem ganzen weiten Gebiete schon ein nach allen Seiten hin sicherer Grund erreicht ist, desto mehr müssen jetzt bei der immer mannichfaltiger und lebhafter werdenden Arbeit die Vorgänge dieser Arbeit selbst stets sorgfältig untersucht und überwacht werden. Mag diese Arbeit auf den ganzen so ungemein mannichfaltigen und an Ort und Zeit so weitausgedehnten Gegenstand oder auf etwas einzelnes noch Dunkleres sich richten, wir müssen ihr überall hin stets so bald als nur möglich aufmerksam folgen.

Der Verf. des oben zuerst genannten Werkes mit der so ganz allgemeinen Aufschrift hatte fünf Jahre früher schon ein ähnliches Werk allgemeinsten Inhaltes über das alte Aegypten in zwei Bänden veröffentlicht, welches eine völlig ähnliche Anlage und einen gleichen Zweck hatte, nur daß es mehr als noch einmal so lang war, da unsre Quellen und Hülfsmittel zur Erkenntniß des alten Aegyptens heute schon viel reicher fließen als die für Phönikien. Jenes frühere Werk des Verfs haben wir in diesen gel. Anz. 1852 St. 116 f. beurtheilt: wir können uns nun bei der Beur-

theilung des jetzigen desto kürzer fassen, da dieses seinen Vorzügen wie seinen Mängeln nach dem vorigen so ähnlich ist. Auch hier befleißigt sich der Verf. überall einer gewissen Vorsicht und Mäßigung im Urtheilen, und benutzt dabei ohne eigene wahre Sachkenntniß mit vieler Geduld die Nachrichten in den griechischen und römischen Schriftstellern sowie die übrigen Hülfsmittel so weit er diese benutzen konnte. Allein wiewohl er auch deutsche Bücher lies't und benutzt, so müssen wir doch bedauern, daß er in deren Kenntniß und Benutzung sehr hinter der Zeit zurückgeblieben ist, da ihm viele der wichtigsten deutschen Arbeiten über phönikisches Alterthum aus der neuesten Zeit noch entgangen sind. Noch mehr aber ist zu bedauern, daß er das Phönikische auch als Sprache und Schrift nicht im mindesten durch eigne Untersuchung und mühevolle Arbeit selbständig erkannt hat; sowie er überhaupt in allen morgenländischen Sprachen und Wissenschaften, obwohl er sein Buch mit hebräischen Buchstaben reich übersäet hat, völlig unerfahren ist. Bei keinem Alterthume ist aber so wie bei dem phönikischen, eigne Erkenntniß der Sprache und der schriftlichen Ueberbleibsel nothwendig: und wir müssen uns in der That wundern, wie Jemand, der als selbständiger Schriftsteller darüber auftreten will, dieses noch heute so gänzlich verkennen kann. Der Verf. läßt auch in der Vorrede seine Leser über diesen großen Mangel in Ungewißheit: wenn er aber hier beiläufig auf Heeren's bekannte Arbeiten über Phönikisches und Karthagisches hinweist, so könnte doch selbst dessen Beispiel hier nichts beweisen. Denn unser vortrefflicher Heeren wollte eigentlich nur den Handel und die Reichskunst dieser Völker beschreiben, so daß was er sonst

über sie sagte nur wie beiläufig bemerkt zu betrachten war. Und dazu haben sich seitdem die Zeiten gerade in dieser Hinsicht so gewaltig verändert, daß man heute noch weit mehr als damals eine selbständige Kenntniß der Sprache und der Schriften solcher Völker als unentbehrlich fordern muß.

Unter diesen Verhältnissen ist es denn wenig auffallend, daß man bei dem Verf. eine sehr große Menge ganz grundloser und heute theilweise längst veralteter Ansichten und Vermuthungen findet. Ihm sind S. 44 die Nefilim, d. i. Giganten der altkanaanäischen Sage noch immer „Einfallende, Wüthende, Räuber", nach einer allerdings schon 2000 Jahre alten, aber dennoch unrichtigen Vorstellung oder vielmehr bloß aus Mißverstand des Wortes entsprungenen Vermuthung. Die Kerêthî in David's Geschichte sind ihm nach S. 83 noch immer nicht die Kreten von der bekannten Insel, was man in den neuesten Zeiten doch schon immer allgemeiner als richtig erkannt hat, sondern „Scharfrichter", nach einer bloß muthmaßlichen und noch dazu sprachlich völlig unbeweisbaren Wortableitung. Und Sardinien, dessen engeres Verhältniß zu phönikischen Völkern allerdings schon für ältere Zeiten nicht wohl bestritten werden kann, hat nach ihm S. 112 seinen Namen von שׂעיר schreiten wegen einer Aehnlichkeit seiner Gestalt mit einem menschlichen Fußtapfen vgl. mit dem Namen *Ἰχνοῦσα*, was sich doch höchstens sagen ließe, wenn man einen solchen Namen für Sardinien in phönikischer Schrift wirklich schon gefunden hätte; denn dann könnte man wenigstens mit etwas mehr Rechte nicht sowohl von einer Einschiebung des *r* in den Lauten Sardus, als vielmehr von einer der heutigen mauriſchen

ähnlichen Aussprache des ס als eines ק reden. Karalis, die altphönikische Stadt Sardiniens, hat nach ihm ebensowohl wie der griechische Name Kyrnos für Korsika ihren Namen von קרן Horn: und wie die ähnlichen Meinungen des Verf. weiter lauten. Denn man ersieht schon aus diesen Beispielen genug, daß der Verf. in alle dem fast noch unverrückt auf dem Standorte Sam. Bochart's steht.

Können wir nach diesen und so vielen andern Beweisen dem Werke im Ganzen und Großen keine wissenschaftliche Bedeutung oder gar Förderung unsrer Erkenntnisse vom phönikischen Alterthume zuschreiben, so wollen wir doch gern eine Bemerkung des Verfs S. 276 f. hervorheben, welche uns genauerer Betrachtung werth scheint. Er spricht hier nämlich den Zweifel aus, ob der Eigenname פָּרַס in der Stelle Hez. 27, 10, wo man ihn gewöhnlich wie sonst von Persien verstanden hat, das bekannte Persien bedeuten könne. Diese Frage ist wirklich nach vielen Seiten hin wichtig. Würden wir den Namen der Perser als einen in den Ländern diesseit des Eufrat und Tigris so ganz bekannten und leicht verständlichen schon in den Schriften Hezeqiel's, also vor dem Auftreten des Kyros finden, so wäre dieses schon an sich sehr lehrreich: wir finden ihn sonst erst seit Kyros so erwähnt, und es ist bekannt, wie sehr Kyros gerade als Perser die westliche Welt überraschte. Noch auffallender wäre, daß danach von den damals noch im Innern Asiens wie verborgenen Persern Hülfsheere oder besoldete Krieger mit Schild und Helm am Weltmeere in Tyrus gedient hätten: was wir uns wenigstens nach unsern sonstigen geschichtlichen Kenntnissen bis jetzt schwer vorstellen können. Allein an jener Stelle

werden diese scheinbaren Perser als tyrische Söldlinge vielmehr nur mit rein afrikanischen Völkern zusammengestellt: daß solche als Söldlinge gern dienten und mit den Phöniken früh in sehr enge Berührung kamen, wissen wir auch sonst. Man würde aber sehr irren, meinend, Hezeqiel rede in jener langen Rede c. 27, welche uns noch heute das größte zusammenhangende Gemälde des weiten Weltverkehres und der Macht der Tyrier gibt, ohne alle höhere Ordnung von so vielen Ländern und Völkern: vielmehr zeigt die nähere Einsicht, daß in jenem großen Redestücke bei aller Mannichfaltigkeit der Gegenstände überall eine feste Ordnung der Schilderung und eine hinreichend genaue Aufzählung der Völker und Länder nach ihrer Lage eingehalten ist. Und so kann man allerdings mit Recht bezweifeln, ob die gewöhnlich sogenannten Perser dort gemeint seien und ob man es als geschichtliche Thatsache annehmen könne, daß die Tyrier längst vor Kyros Zeiten die Perser als Söldlinge in ihren Mauern erhielten und in ihren Kriegen verwandten.

Frägt man aber, wie dieses geschichtliche Räthsel etwa zu lösen sei, so kommt uns hier leicht die Erzählung in Sallust's Jugurtha c. 18 entgegen, wonach Herkules in den Urzeiten Perser, Meder und Armenier bis in das westliche Afrika führte; aus den Medern und (den ihnen auch in Asien benachbarten und verwandten) Armeniern seien die bekannten Mauren entstanden; die Perser aber seien noch tiefer südlich außerhalb des mittelländischen Meeres angesiedelt. Diese seltsame Sage, welche Sallust und andre römische Schriftsteller nicht willkürlich erdichtet haben können, mag in Karthago während der letzten Jahrhunderte seiner Selbständigkeit ausgebildet und

durch punische Bücher zu den Römern gekommen sein; noch vollständiger wird sie in ihrem Sinne wenn man hinzunimmt, daß neben den Persern auch die den Armeniern in Asien benachbarten Iberen in diesen äußersten Westen der alten Erde eingewandert gedacht wurden, wie wir jetzt aus der kurzen Nachricht in Plinius' n. h. 3, 3 und aus andern wissen. Es mag in Karthago selbst während seiner blühendsten Zeiten und wohl noch unter dem Bestehen der persischen Herrschaft in Asien eine solche Ansicht ausgebildet sein, daß auch die entferntesten westlichen Völker schon in so frühen Zeiten von Osten aus ihr bestes Blut empfangen hätten: in Karthago hatte man Kenntnisse genug die westlichsten und die östlichsten Völker in eine nähere Beziehung zu einander zu setzen; und die Karthager wußten ja auch von sich selbst wie sie in späteren Zeiten, d. i. in Zeiten nach Herakles, von Osten nach Westen verschlagen waren, konnten also desto leichter etwas Aehnliches von älteren Völkern sich denken. Allein welchen Ursprung auch diese Heraklessage gehabt haben mag, jedenfalls konnten ihre ersten Erzähler die Namen der westöstlichen Völker nicht erdichten; und irgend welche ziemlich nahe liegende Aehnlichkeit der Laute westlicher Völkernamen mußte ihnen zu Hülfe kommen, wenn sie solche mit östlichen zusammenstellten. Bei dem Namen der Iberen ist dieses leicht verständlich. Was aber die Mauri=Medi betrifft, so brauchen wir hier nicht einmal einen so starken Lautwechsel wie den nur durch Zwischenstufen denkbaren von *d* und *r* anzunehmen: die den Medern benachbarten Armenier nannten diese מָדַי also *Mâr*, welches fast ganz wie Mauri klingt und hinreichend zeigt, daß in Asien selbst der Name auch mit *r* lauten

konnte; auch wenn Môuru im Vendîdâd 1, 18. 26 wahrscheinlich Medien nicht sein sollte. Nun ist zwar der Name Mâdai, woraus die Griechen ihr Wort Médien bildeten, sicher ebenfalls uralt, wie schon aus Gen. 10, 2 folgt: allein ob Medien von dem bekannten Worte aus ursprünglich Mittelland bedeute oder ob sein Name nicht vielmehr aus dem sonst bekannten persischen Volksnamen der Marden verkürzt sei, ist eben die Frage; und in letzterem Falle würde sich das Dasein sowohl eines *d* als eines *r* in demselben ursprünglich gleichen Namen leicht erklären. Wir haben aber demnach allen Grund, auch einen den Persern ähnlich lautenden Volksnamen in diesem äußersten Westen zu erwarten: und das wirkliche Dasein von Völkern wie Pharusii und Perorsi bei Mela 3, 11. Plin. n. h. 5, 8 kann uns berechtigen, an der Stelle Hesekiel's statt der masorethischen Aussprache פָּרַס an ein Volk פָּרֹס zu denken. Zwar dachten hier auch die LXX schon an die Perser: allein diese verstanden auch die לוּדִים, welche hier doch gewiß die Libyer sein sollen unrichtig von den Lydern. Wir haben aber absichtlich diese Gelegenheit ergriffen, eine solche auch für das phönikische Alterthum wichtige Frage hier zu erörtern.

— Von den neuesten Entdeckungen und Entzifferungen, namentlich von der sidonischen Inschrift, weiß die Schrift des Herrn Kenrick noch nichts, obgleich sie nach der Vorrede erst im Mai 1855 vollendet wurde.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. 142. Stück.

Den 4. September 1856.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Ueber die Grabschrift des Eschmunazar. Von Prof. Const. Schlottmann.«

Dagegen beschäftigt sich die zweite der hier zusammengefaßten Schriften, die des Hrn Schlottmann in Zürich, mit ihr allein, und tritt so noch zu der Zahl so vieler ähnlicher Versuche zur Entzifferung dieser Inschrift, welche bereits im vorigen Jahre erschienen und aus welchen wir die irgend einer näheren Beurtheilung nicht ganz unwürdigen schon in St. 4 des laufenden Jahrganges dieser gel. Anz. beurtheilten; weitere Erörterungen über diese wichtige Inschrift gab der Unterz. sodann mit Bezug auf seine eigne Abhandlung über sie in den Nachrichten Nr. 1 und mit Bezug auf das endlich veröffentlichte Werk des Duc de Luynes in den gel. Anz. oben S. 689—700. Es ist nun erklärlich und nach mancher Seite hin recht wünschenswerth, daß sich so viele Geister als möglich um das vollkommne Verständniß eines so

völlig neuen und dazu so großen und wichtigen Schriftstückes baldigst bemühen: allein so starken Schwierigkeiten wie hier zu überwinden sind, sollten doch auch die Kräfte der Arbeitenden möglichst gewachsen sein, oder sie sollten sich bescheiden und lieber auf das Bessere warten. Wir können nicht sagen, daß die vorliegende Schrift in der einen oder der andern Weise den billigen Hoffnungen entspreche, welche man hier hegen muß, zumal wenn man sie nach dem Maßstabe beurtheilen will, welcher an sie als an eine in Deutschland erscheinende und auf deutsche Wissenschaft Anspruch machende zu legen ist.

Wir können schon dieses an ihr nicht gutheißen, daß ihr Verfasser sich mit einer neuen Erklärung so sehr beeilte als dazu, wie Jedermann leicht einsehen konnte, die sichere Grundlage noch fehlte. Die Schrift ist nämlich noch innerhalb des verflossenen Jahres beendigt; in einem spätern Anhange gibt der Verf. noch einige Nachträge zu ihr, welche für die Hauptsache unbedeutend sind. Sie gehört also nur zu den vielerlei andern voreiligen Abhandlungen über die Inschrift, welche von unzuverlässigen Abschriften ausgingen. Zu solchen vorschnellen ungeduldigen Arbeiten lag weder bei den Verfassern der früheren Versuche, noch bei dem Verf. dieses letzten der Art irgend eine wahre Veranlassung oder Entschuldigung vor: und wir müssen uns in der That sehr wundern, noch so spät eine Abhandlung von dieser ersten unreifen Art veröffentlicht zu sehen. Auch würde man deshalb diesen Versuch einer Erklärung leicht ganz übersehen können, wenn der Verf. nicht in einem Anhange sich doch im Wesentlichen noch ganz zu ihrer Art und Weise als einer richtigten bekännte.

Das Ungenügende seiner ganzen Entzifferung

hätte der Verf. nun wohl selbst vielleicht deutlich erkennen, oder doch dunkler fühlen können, wenn er beachtet hätte, daß schon die Uebersetzung der Inschrift wie er sie gibt, ohne einen irgend wie durchsichtigen und verständlichen Sinn bleibt. Man lege eine solche Uebersetzung irgend einem einfachen Leser vor, und er wird staunen über solchen Sinn, solche Unklarheiten, solchen Unzusammenhang und solche mehr als schwülstige Gedanken. Oder man gebe sie einem guten Kenner des Alterthumes zu betrachten: er wird erschrecken wie die Phöniken und kunstreichen Sidonier so unklar und untreffend reden sollten, aber er wird auch wissen, daß kein gebildetes Volk des Alterthumes mit solchen in Stein oder Buch zu verewigenden Gedanken in die Welt zu treten wagte. Es ist ein leeres Vorurtheil, daß das Morgenland schwülstig und überladen oder unklar und verwirrt rede: weder die Inder und Sinesen noch die Perser und Armenier, noch die Hebräer und Araber redeten und schrieben in den Zeiten ihrer Blüthe so; und was einige Schriftsteller aus den tiefgesunkenen Zeiten des neuern Morgenlandes, insbesondre Neuperser und Türken, in dieser Hinsicht sündigten, wird kein verständiger Mann dem Morgenlande selbst oder gar dessen schönerem Alterthume zuschreiben. Wie sollte man denn nun von den Phöniken so schlechte Rede erwarten, welche wohl noch weit nüchterner und besonnener Alles berechnend schrieben, und bei denen Niemand bis jetzt etwas so wenig aller menschlichen Schrift würdiges nachgewiesen hat? Unsre Inschrift gehört dazu sicher in kein so spätes Zeitalter, wo die Sidonier etwa schon wie die neueren Perser und Araber unter dem Doppeljoche des Islâm's und fremder vorzüglich türkischer Gewalt-

herren die menschliche Sprache durch Heuchelei und Kriecherei etwa ebenso zu verderben gelernt hätten wie auch im neuern Europa so viele üble Schriftsteller.

Aber die Inschrift würde, wenn ihr Verständniß durch Herrn Schlottmann das richtige wäre, auch gar keine innere Einheit enthalten: wie auch dieses jeder Leser der von ihm gegebenen Uebersetzung sogleich an vielen der stärksten Zeichen merkt. Wir wollen hier in der Kürze nur Folgendes hervorheben. Der todte sidonische König dieses Sarges soll in vielen Worten (und diese sind wenigstens im Allgemeinen am leichtesten und sichersten zu verstehen) um Nichtstörung seiner Ruhe bitten, aber auch seine Verdienste aufzählen und gute Wünsche für das Land und Reich aussprechen. Ließe sich nun an sich vielleicht ein höheres Band der Rede denken, welches so völlig verschiedene Gegenstände umschlösse und enger vereinigte, so fehlt ein solches doch in der von dem Verf. versuchten Uebersetzung völlig. Hier fallen die Stoffe der Rede, wie sie lauten mögen, gänzlich auseinander: und am wenigsten begreift man, wie die Rede, da sie bald nach dem Anfange von der Verschonung des Grabes handelt, am Ende ganz abgebrochen dahin zurückkehren könne. Fängt man dagegen die Inschrift etwas sicherer zu verstehen an, so begreift man wie gewiß sie eine feste Einheit und einen klaren Fortschritt aller ihrer Gedanken enthalte. Man kann dann auch kaum noch ihre Bezeichnung als „eine Grabschrift" billigen: eine Grabschrift im gewöhnlichen Wortsinne wie er bei uns herrscht, ist sie sicher nicht. Eher könnte man sie eine Grabschutzschrift nennen.

Indessen liegt eine Hauptursache des Mißverständnisses des Verfs in seiner Vorstellung von

dem Wesen des Phönikischen als Sprache. Er meint, wie freilich bisher die Meisten meinten und wie es vorauszusetzen zunächst am bequemsten ist, das Phönikische stimme mit dem Hebräischen so völlig überein, daß die Unterschiede zwischen beiden Sprachen völlig unbedeutend seien. Allein bei einer uns bis dahin so gänzlich unbekannten Sprache des entfernteren Alterthumes, welche für uns erst in jüngster Zeit allmählich wieder in einigen ganz zerstreuten Trümmern aus dem alten Staube und Moder emportaucht, sollte man eigentlich gar nichts zähe voraussetzen, sondern sie einfach nehmen wie sie wirklich nach unsrer allerdings nur unter großen Schwierigkeiten sich nach und nach fester ausbildenden klaren Einsicht sich zu erkennen gibt. Wir können aber schon jetzt sóviel deutlich erkennen, daß das Phönikische weder in den Lauten, noch in den Wortbildungen, noch in den Worten selbst und ihren Bedeutungen so völlig dem Hebräischen gleicht: und wie es höchst thöricht wäre, die Gleichheit beider Sprachen, wo sie sicher einleuchtet, nicht sehen zu wollen, ebenso schädlich und störend ist es, sie überall zähe vorauszusetzen und nur nach ihr im Einzelnen Alles beurtheilen zu wollen. Aber wie die bisherigen Entzifferer mit diesem so nackten und dürren Grundsatze nichts Genügendes erreichten, ebenso ist solches auch dem Vers. dieses neuesten Versuches nicht gelungen.

Dazu kommt, daß so Viele unter uns, welche sich mit dem Hebräischen oder auch mit den andern heute schon etwas leichter erlernbaren semitischen Sprachen beschäftigen, im Grunde doch auch in diesen selbst so wenig sicher sind, und noch so wenig richtig schätzen können, was in diesen Sprachen und ihren Schriftthümern möglich

oder unmöglich, erträglich oder unerträglich ist. So traurig diese Erfahrung sein mag, wenn man sie macht, so wäre es doch noch schlimmer, wenn man sich darüber täuschte und die Fachkenner hierüber einen öffentlichen Irrthum einführen oder beschützen wollten. Zumal in unsrer neuesten Zeit, wo ernstere Beschäftigung mit schwierigen und scheinbar wenig fruchtbaren Wissenschaften immer seltener wird, macht man leider diese Erfahrung nur zu häufig. Wir sagen dieses ohne besondre Beziehung auf unsern Verf., von dem wir vielleicht künftig noch Besseres hoffen können: allein hüten sollten sich vor dieser offenen Gefahr die jüngeren Schriftsteller unter uns sehr, und wir bemerken nicht, daß der Verf. auch nur diese Gefahr selbst näher kenne.

Unter diesen Umständen kann es hier genügen, wenn wir den Lesern nur ein Beispiel vorführen, welches deutlich zeigt, wie der Verf. seiner Aufgabe genüge: wir wählen es aus dem Anhange als dem Orte, woraus man sieht wie der Verf. in seiner Art sogar am reifsten urtheilt; auch ist es das einzige etwas wichtigere Beispiel, welches der Anhang enthält. Auf S. 19 will der Verf. nach dieser seiner zweiten Einsicht die Worte so abtheilen und verstehen: אש בשר שרן למדת „denn durch die Herrschaft unsres Herrschers habe ich gelernt die Großthaten, die ich gethan habe". עצמת אש פעלת. Dieses nun soll bedeuten, wie der Verf. erläutert, der hier redend eingeführte König habe durch Baal als seinen sidonischen Gott und Beispiel gebenden Herrn gelernt, seine Großthaten auszuführen. Allein gesetzt, die Worte könnten an sich so übersetzt und so verstanden werden, obgleich schon da sich viele Anstände erheben: wer wird aber in den so übersetzten Worten den Sinn

finden, welchen der Verf. in sie hineinlegt? wie kann „durch die Herrschaft unsres Herrschers“ so schlechthin gesagt bedeuten durch sein Beispiel? in welcher Sprache redet man so völlig dunkel und unverständlich? wie ist „unser Herrscher“ so viel als Baal, zumal mit dem Worte שר? noch ganz abgesehen davon, daß die Worte im Zusammenhange der ganzen Rede so einen treffenden Sinn geben müßten, was der Verf. nicht bewiesen hat. Man sieht hier wirklich nichts als daß dem Verf. einige abgerissene hebräische Worte aus dem A. T. vorschweben, die er ohne Weiteres auf das Phönikische und die Entzifferung der dunkeln Inschrift anwenden will. Aber obwohl er hier auch ausdrücklich auf Ps. 18, 35. 99, 1. Jes. 52, 7 als ganz ähnliche Gedanken sich beruft, so wird doch Niemand leicht diese Aehnlichkeit wirklich finden. Daß einigen Gelehrten zerstreute Worte aus der Bibel immer zunächst vor den Augen schweben, kann nichts helfen und nichts beweisen. Auch das echte Verständniß und die nützliche Anwendung der Bibel wächst dadurch nicht.

Freilich ist alles Phönikische, so weit wir es bis jetzt wieder mit unsern Händen betasten und mit unserm Geiste versuchen können, ein so völlig neues und schwieriges Gebiet, daß jeder neue schärfere Blick vieles Neues lehren kann und jedes Stück Schrift, welches wieder an den Tag kommt, einem Aschenhaufen von Perlen gleicht, wo mit dem Wegnehmen und Ordnen der obersten immer noch ebenso schöne andre deutlicher hervorschimmern, bis es vielleicht gelingt, endlich mit ihnen alle die noch leeren Stellen unsrer Erkenntnisse auszufüllen und auszuzieren. Wir wollen auch davon hier ein Beispiel geben. Ich habe überall, auch in den oben erwähnten Aufsätzen dieser gel. Anz., gegen weit

verbreitete Irrthümer gezeigt, daß die altphönikische Schrift in dem Ausdrucke der Selbstlaute wesentlich ebenso verfahre wie alle älteste semitische Schrift, daß sie also einen auslautenden Vocal am Ende des Wortes, zumal wenn er nicht etwa tonlos und sonst schon leicht verständlich ist, durch den entsprechenden Vocalbuchstaben deutlich unterscheiden muß. An diesem Gesetze wird wohl nie zu rütteln sein, da es sich immer weiter bestätigt, so sehr auch manche Entzifferer heute noch dagegen viel fehlen. Allein ich habe dort auch schon zugegeben, daß vielleicht das auslautende *-ê* (wie die Phöniken vielen Spuren nach für *ae* sagten) eines Namenwortes im Anziehungsfalle (sogenannten stat. constr.) eine Ausnahme bilden könne, weil zwei so zusammentretende Namen eine wahre Wortkette bilden und das erste Wort mit dem folgenden zusammen wie zu einem Worte sich gestaltet. Das Phönikische würde dadurch zwar von den übrigen semitischen Schriftarten sich entfernen und insofern eine noch kargere Schrift geben: allein ein Gesetz läge auch dabei noch zu Grunde; und daß ähnlich Vorsatzwörtchen, welche einem hebräischen בְּ gleichen, im Phönikischen nur wie כ geschrieben wurden, habe ich schon bewiesen. Es läßt sich nun nicht verkennen, daß die Worte der sidonischen Inschrift auf Z. 18 nach dem Zusammenhange der ganzen Rede leicht wie לְאֵלֹהֵי צִדֹנִם den Göttern der Sidonier gelesen und verstanden werden können: die Sidonier hätten dann zu jener Zeit nur zwei oberste Götter gehabt, während wir nach den andern Kennzeichen drei erwarten und der dritte der nachher genannte Milkûm sein könnte. Indessen bestätigt sich die bessere Richtigkeit dieses Verständnisses vielleicht auch wohl durch weitere Inschriften, wenn

solche gefunden und gut entziffert werden. Allein das Verständniß der ganzen großen sidonischen Inschrift wie sie in der Abhandlung des Unterz. gegeben ist, verändert sich durch diese Kleinigkeit nicht, so wichtig übrigens jede scheinbare Kleinigkeit ist.

Es ist zu bedauern, daß diese Abhandlung auch mit dem genauen Abbilde der Inschrift, welches ihr beigegeben ist, Hrn Schlottmann noch unzugänglich war als er seinen Versuch niederschrieb. Wenn er aber in dem Nachtrage bemerkt, dieses Abbild weiche in einigen Kleinlichkeiten von den durch de Luynes veröffentlichten Zeichnungen ab, so ist dieses unrichtig. Jenes Abbild entspricht völlig dem von ihm schon 1855 an einzelne Fachkenner ausgetheilten Lichtbilde; der Steindruck, welchen dieser dann seinem 1856 erschienenen Werke beigab, weicht etwa nur in dem ganz verstümmelten 12ten Buchstaben der Z. 17 dem äußern Scheine nach etwas ab, aber ohne allen wesentlichen Unterschied, wie jeder Kenner sieht.

Wir ergreifen aber diese Gelegenheit, um an etwas für die in Malta gefundene neueste Inschrift Wesentliches zu erinnern. Der Unterz. hat diese von dem Duc de Luynes veröffentlichte Inschrift am Ende seiner eben genannten Abhandlung zwar kurz, aber wohl hinreichend erklärt, allein auch schon dort geäußert, es sei zu wünschen, daß die Echtheit derselben noch durch etwas mehr Grund erhärtet werde als daß der Abbé Lanci ein Abbild von ihr aus Italien dem wohlwollenden Duc übersandte. Da man nicht früh und nicht nützlich genug von der völligen Echtheit solcher Denkmäler überzeugt sein kann, so wiederholen wir hier ausdrücklich diesen Wunsch, daß man alsbald öffentlich sage, wo die Inschrift jetzt zu

finden sei. Der Abbé Lanci hat, wie de Luynes in seiner Vorrede bemerkt, schon eine eigne Arbeit über sie zu Rom herausgegeben: diese aber ist uns noch nicht zugekommen, um aus ihr die näheren Umstände des Auffindens dieser neuesten phönikischen Inschrift und ihres gegenwärtigen Aufbewahrungsortes zu erkennen. Es wäre unbillig, die Einsendung eines Abbate an de Luynes ohne Weiteres zu verdächtigen; und absichtlich redete ich am Ende jener Abhandlung nur sehr kurz über diese neueste Inschrift, ohne Alles zu äußern was ich über sie und ihren möglichen Sinn sonst dachte. Allein da auf jene meine Anfrage (denn eine solche lag bestimmt genug in dem Wunsche) bis jetzt noch keine Antwort gefolgt ist, so sei sie hiemit noch deutlicher wiederholt.

— Nachdem wir obige Bemerkungen seit mehreren Wochen niedergeschrieben und abgesandt hatten, kommt uns so eben noch eine neue Abhandlung über die Inschrift zu, welche wir bei der großen Wichtigkeit der Sache selbst und weil ihr Verfasser schon seit längerer Zeit sich viel mit dem Phönikischen beschäftigt hat, bei dieser Veranlassung wohl passend zugleich beurtheilen:

Paris

Essai sur l'inscription Phénicienne du sarcophage d'Eschmoun-ézer, roi de Sidon; par M. S. Munk (im Journ. asiatique 1856 I. p. 273—315).

Wir müssen leider voraus bemerken, daß der Verf., welcher seit den letzten Jahren erblindet ist, die Inschrift nicht in ihrer Urgestalt untersuchen konnte, sondern sie nur nach einer Umschrift in

hebräiſchen Buchſtaben zu entziffern ſuchte, ſich auf ſeine ſeit vielen Jahren geübte Kenntniß mehrerer ſemitiſcher Sprachen ſtützend. Es kann nun nicht wohl anders kommen, als daß der Verfaſſer manches Einzelne in der Inſchrift richtig erkannte. Allein die eigentlichen Schwierigkeiten der Entzifferung einer noch ſo wenig bekannten Sprache hat er nicht entfernt, ja kaum richtig gefühlt. Wir finden ihn voll von dem Gedanken, daß das Phönikiſche ſo gut wie ganz Hebräiſch ſei; und die ewigen Redensarten darüber, welche in neuern Zeiten zur Gewohnheit geworden ſind, ſchallen auch hier beſtändig wieder. Es iſt nur zu verwundern, daß die, welche dieſem Grundſatze folgen, mit ihm ſo wenig das Ziel erreichen: wie die Erfahrung längſt gelehrt hat und hier wiederum lehrt. Was aber die phönikiſche Schriftart betrifft, ſo meint der Verf., Wörter wie יד könnten ebenſo leicht für ידו ſeine Hand geſchrieben ſein: ein anderer höchſt folgenreicher Grundſatz, deſſen Richtigkeit noch nie erwieſen iſt, und worüber auch in unſern Blättern ſchon weiter geredet wurde.

Sogleich die erſte etwas ſchwierigere Redensart Z. 2 f. נגזלת בלעתי בן מסך ימם verſteht der Verf. ſo: נְגֻזַלְתִּי בְּלֹא עִתִּי בֶּן מִסַּךְ יָמִים „ich ward dahin gerafft vor meiner Zeit als ein Sohn weniger Tage, d. i. Jahre". Wir wollen dabei bloß die dem Worte מסך gegebene Bedeutung näher betrachten. Es ſoll von der W. סך = כס zählen ſich ableiten und Zahl bedeuten. Könnten wir nun dieſes an ſich als möglich zugeben, ſo folgt doch daraus nicht im mindeſten, daß es auch wenig zu bedeuten fähig ſei. Hr Munk beruft ſich hier darauf, daß ja auch das hebräiſche Wort מִסְפָּר Zahl ſo viel als wenig ausſagen könne. Allein dieſer an ſich etwas ſeltſame Sprachgebrauch

ist doch nur möglich, wenn das Wort einem vorigen Grundworte enger angehängt wird, wie אנשי מספר Männer von Zahl, d.i. zählbare, leicht zu übersehende, also wenige: und es erhellet leicht, warum das Wort in anderer Verbindung, z. B. selbst als erstes Glied einer Wortkette so gebraucht wie es hier der Fall sein würde, eine solche Bedeutung gar nicht geben kann. Nicht an sich trägt das Wort diesen Begriff, also auch nicht in jeder Stellung und Verbindung mit andern Wörtern im Satze, sondern nur unter bestimmten Verhältnissen, welche hier nicht eintreffen würden. Wir sehen hier also, wie wenig es nützt, nach einer Sprache, die man selbst noch nicht einmal nach jeder Seite hin richtig versteht, eine andre noch viel unbekanntere erklären und richten zu wollen. Und dieses Beispiel ist bei unserm Verf. ebenso wie so vielen andern Entzifferern nur eins der nächsten und leichtesten.

Der Verf. kennt ferner das Hebräische schon als Israelit; und hat als solcher in Frankreich, wo gerade diese Wissenschaften seit langer Zeit äußerst vernachlässigt sind, viel Ehre und Theilnahme gefunden. Allein es ist zu bedauern, daß die heutigen gelehrten Israeliten noch immer das A. T. viel zu wenig genau und sicher kennen: und wie sehr der Verf. dadurch auch in geschichtlicher Hinsicht zu schwerern Irrthümern sich hat verleiten lassen, wollen wir nur an einem Beispiele zeigen. Im A. T. wagen einige Dichter und Propheten das Volk Israel mit einer ursprünglich bloß witzigen Umbildung dieses Namens Jeschúrún zu nennen: ein Dichter von übersprudelndem Witze fing damit an (Deut. 32, 15), er wagte diese Neuerung in einem Zusammenhange von Gedanken, wo sie sich von selbst leicht erklärt und ent-

ſchuldigt; einige andre Dichter und Propheten folgten ihm; immer aber bleibt dieſer Name ſehr ſelten und zerſtreut, rein dichteriſch, und nur bei ſehr wenigen Schriftſtellern früheſtens ſeit dem achten Jahrh. v. Ch. gebräuchlich. Daß der Name ein gewöhnlicher auch nur im Volke Iſrael ſelbſt geweſen oder gar über die Grenze des alten Volkes zu andern gedrungen ſei, iſt undenkbar. Dennoch meint der Verf. ihn auf Z. 16 der ſidoniſchen Inſchrift ſicher zu finden; ja er ſchließt daraus auf mancherlei Geſchichtliches, und findet in der Inſchrift nun auch einen Beweis, daß viele Iſraeliten, etwa als Flüchtlinge, in Sidon die Aſtarte eines gewiſſen Tempels verehrt hätten. Das Alles ſoll aus dieſem Worte oder vielmehr aus bloßen Buchſtaben gefolgert werden, welche dieſes Wort enthalten zu können ſcheinen?

Auch die Kenntniß des Arabiſchen, welche der Verf. beſitzt, ſcheint uns nicht hinreichend ſicher, um ſie auf etwas noch ſo Dunkles wie das Phönikiſche iſt anzuwenden. Er will z. B. beweiſen, daß כאנך Z. 13 ſo viel bedeute als gleich mir, und beruft ſich zu dem Ende darauf, daß man ja auch im Arabiſchen wohl كَ wie ich oder كهى wie ſie ſagen könne, wie aus de Sacy's gr. ar. I. § 1042 der 2ten Ausg. erhelle. Allein de Sacy nimmt zwar dieſes auch als möglich ohne Weiteres an, es iſt aber keineswegs ſo. Nur in der überkünſtlich gezwungenen Sprache einiger ſehr ſpäter halbdichteriſcher Schriftſteller kommen Sätze vor, welche ſolche im Arabiſchen wie in jeder alten echt ſemitiſchen Sprache unmöglichen Wortbildungen zu enthalten ſcheinen, und doch nicht enthalten: denn in ihnen ſogar wird man das كَ ſo nur vor einem einen ganzen Satz beginnenden

Fürworte finden, welches noch ein sehr verschiedener Fall ist; denn in diesem Falle steht كَمَا nicht für כְּמוֹנִי oder كمثلى, sondern für كَمَا oder كما أنا mit folgender Aussage dazu; und ك ist dann nicht Präposition, sondern Conjunction; de Sacy aber hat die aus Ibn-Arabshâh entlehnten Stellen nicht genau genug verstanden, auch nicht richtig punctirt.

Möge man also künftig immer allgemeiner in diesen schwierigen Aufgaben neuester Wissenschaft größere Genauigkeit und Sicherheit zu erreichen suchen. Je schwieriger die Entzifferung solcher Inschriften unstreitig ist, desto festere und ausgebreitetere Sprachen- und Sachenkenntniß sollte jeder Entzifferer mit hinzubringen. H. E.

London

Longman, Brown etc. 1856. Sixteenth annual Report of the Registrar-General of births, deaths and marriages in England. 153 und 130 S. in gr. Octav.

Obgleich dies Buch seinem Titel nach der statistischen und nicht der medicinischen Litteratur angehört, ist es doch eben in letzterer Beziehung eines der inhaltvollsten und lehrreichsten Schriftwerke. Es ist der amtliche Bericht über die biostatistischen Verhältnisse des Jahrs 1853, abgestattet von dem General-Registrator an den Staats-Secretair des Innern, auf Grund von 2191 Special-Berichten aus den 11 Divisionen mit 628 Districten der beiden Länder England und Wales. In dieser jährlichen, seit 1838 erscheinenden Aufstellung ist der Theil, welcher „die Mortalität und, unter dem Namen „Todes-Ursachen", auch

die Morbilität betrifft, ein ärztlicher und bereits als zuverläſſig und muſterhaft anerkannt, ja mit ſeinem eigenthümlich dazu befähigten Verfaſſer, Dr W. Farr, ſchon berühmt geworden. Er verdient aber noch mehr eine beſondere Berückſichtigung wegen ſeiner allgemeinen Bedeutung für die ganze Noſologie. — Als Zugabe hat der Bericht diesmal einen (auf dem Titel nicht erwähnten) Appendix, welcher ſich auf den bereits zweimal abgehaltenen internationalen ſtatiſtiſchen Congreß bezieht und ebenfalls auf allgemeinere Berückſichtigung gerechten Anſpruch hat.

Im Jahre 1853 ſind in England und Wales, unter einer Einwohnerzahl von 18,403,313,
geſtorben: 421,097, alſo 2.2 Proc. = 22 p. Mille
= 1 : 44 der Einwohner
(geboren: 612,391, alſo 3.2 Pr. = 32 p.M. = 1:30).
(verheirathet: 329,040, alſo 1.6 Proc. = 16 p. M.
= 1 : 56).

Das Mortalitäts-Verhältniß, von dem hier allein die Rede ſein ſoll, iſt, wie überſichtlich dargelegt iſt, ziemlich gleichbleibend die letzten 10 Jahre hindurch geweſen.

Hervorzuheben iſt, daß unter den 421000 Todesfällen, die im erſten Lebensjahre erfolgten, nur 13 Proc. (134 p. M.), alſo nicht ganz $\frac{1}{7}$ der ganzen Summe ausmachen, während dies Verhältniß an den meiſten anderen Ländern 20 bis 25 Proc. (200 bis 250 p. M.), alſo $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ der Mortalität bildet; hieraus allein könnte man ſchon das ausgezeichnet günſtige Verhalten der Mortalität in England, verglichen mit dem in anderen Ländern derſelben Zone, erklären.

Unter den 628 verſchiedenen Diſtricten beſteht keineswegs Gleichmäßigkeit in dem jährlichen Le-

bensverluste, sondern einzelne zeichnen sich anhaltend aus durch sehr geringe Zahl, andere durch sehr viel höhere. Z. B. betrug die Sterblichkeit in 3 Districten nur 15 p. M. (2 in Northumberland, 1 in Sussex), in 14 Districten war sie 16 p. M., in mehreren anderen 17 p. M. Diese Districte haben frische Luft und die Bewohner leben in zerstreuten Häusern. Es wäre aber freilich einer besonderen Untersuchung werth und nicht schwierig, gerade hier die speciellen Krankheitsformen, welche den Ausfall ergeben, zu nennen, dann würde auch auf die Ursachen zu schließen sein. Der Vf. nimmt nun die Zahl von 17 p. M. (also 1:56) an als das günstigste natürliche Mortalitäts-Verhältniß des menschlichen Geschlechts, welches zu erreichen erstrebt werden kann. Im Allgemeinen ist es immer günstiger auf dem Lande als in den Städten. Pächter zeigen hohe Zahlen; Kinder leiden da, wo die Mütter wegen Arbeiten von ihnen abgezogen werden; Marschboden erweisen sich nachtheilig (23 bis 27 p. M.), z. B. die niedrigen Theile der Themse-Ufer und die Docks. Aber eine Hauptveranlassung der Ungesundheit liegt in dem gedrängten Zusammenwohnen in Städten, ohne Ventilation und Reinlichkeit, ohne Trockenheit und Sonnenschein. Es gibt in einigen Districten so ungünstige Verhältnisse der Mortalität, daß diese bis 36 p. M. (also 1:28) steigen. Die Tabellen sind ausführlich und genau genug, um die Belege für diese Angaben leicht zu erweisen, aber man könnte wieder, noch etwas weiter gehend, mit geringer Mühe und großem Nutzen diejenigen Krankheitsformen speciell anführen, welche örtlich hier oder dort überwiegen. —

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 6. September 1856.

London

Schluß der Anzeige: »Sixteenth annual Report of the Registrar-General of births, deaths and marriages in England.

Es wird dann der Vorschlag gemacht, eine Scala der Mortalität aufzustellen und diese anzufangen mit 17 p. M. und fortzuführen bis etwa 36 p. M. [also von 1:58 bis 1:28, was in manchen Ländern noch nicht ausreichen würde. Beiläufig gesagt, wird für das gesundeste Land bis jetzt Chile zu halten sein, dort ist das Mortalitäts-Verhältniß, guten Nachrichten zufolge, 1:48. Ueberhaupt aber wird unsere nördliche gemäßigte Zone nur künstlich freigehalten von manchen Krankheits-Formen und Epidemien, wird aber in natürlicher Salubrität weit übertroffen von der ganzen gemäßigten Zone der südlichen Hemisphäre].

Wir vermissen sehr in diesem schon so großen und so gut geordneten Zahlen-Heere noch eine Berücksichtigung, das ist die Zusammenstellung der einzelnen vorgekommenen Krankheitsformen nach

den Jahreszeiten und Monaten, welche freilich für die Statistik selbst weniger Werth hat.

Im weiteren Verfolge werden von jedem Districte die Zahlen-Werthe in Tabellen mitgetheilt. London bildet eine Division für sich. Die Stadt hat gegenwärtig 2,362236 Ew., davon sind im Jahre 1853 gestorben 60,069 (also 1:40), und zwar, nach den Jahrszeiten, im Winter, Januar bis März 15990, im Sommer 13,179, im Herbst 16339, im Frühjahr 14561. Hier ist also nicht ersichtlich, was sich doch in allen übrigen Divisionen von England bewährt, daß im Winter die meisten (in Summa 118000), im Sommer die wenigsten (in Summa 92000) Todesfälle vorkommen; dies ist aber überhaupt das normale Verhalten auf unserer gemäßigten Zone, außer da, wo Malaria-Boden in größerer Ausdehnung besteht, also besonders in ihrem ganzen südlichen Theile, hier ist es der Sommer, welcher die Mehrzahl enthält. Wir erhalten dann in Tabellenform, nach einer trefflichen Classification, von welcher unten näher die Rede sein wird, über ganz England, in seinen 10 Divisionen, die Todes-Ursachen mit ihren Zahlen-Verhältnissen specificirt dargelegt. Die verschiedenen Lebens-Perioden sind dabei berücksichtigt, aber, wie schon gesagt, nicht die Jahrszeiten, obgleich hierfür die Ergebnisse, sogar in wöchentlichen Berichten, wenigstens was London betrifft, vorhanden sind (z. B. regelmäßig mitgetheilt in der London Medical Gazette). — Meteorologische Beobachtungen sind, reichlich und sorgfältig angestellt, angegeben, besonders sind die hygrometrischen gründlich zu nennen. Benutzt sind sie aber auch hier wenig oder gar nicht.

Wenn schon in der ganzen Anordnung die Mitwirkung eines Arztes zu erkennen gewesen, so er-

halten wir nun noch eine kurze überſichtliche Mittheilung deſſelben über den öffentlichen Geſundheitsſtand des Jahrs 1853. Die mittlere Temperatur, in Greenwich beobachtet, war 6½ R. (47.7° F.) und war 1.7° F. unter dem Mittelſtande der 12 früheren Jahre. Die Regen-Menge betrug 29 Zoll, d. i. 2 Zoll über dem Mittel, der Thaupunkt war dennoch niedriger als früher, nicht ganz 4° R. (41° F.). Eine Ueberſicht der Krankheiten ergibt Zunahme derſelben in dem reſpiratoriſchen Organe, alſo in Uebereinſtimmung mit der niedrigeren Temperatur (wie Verf. ſelber bemerkt). In Vergleichung mit früheren Jahren betrugen dieſe im Jahre 1853 unter den 421000 Geſtorbenen der beiden Länder 56436, dagegen in den zwei vorhergehenden Jahren nur 48,559 und 47,400; die des Nervenſyſtems 52000, früher 49800 und 50700; die der Digeſtions-Organe 23800, früher 23300 und 23700; Phthiſis hat 54900 hingenommen, früher 49100 und 50500; Hydrops ergab die Zahl 10300, früher 9800 und 9700; Carcinoma 5600, früher 5200 und 5400; Apoplexia 8400, früher 7900 und 7800; Scroſeln 2700, früher 2500 und 2500, Pneumonia 24000, früher 22000 und 21000; Diabetes 412, früher 403 und 402. Man wird das ſehr beachtenswerthe regelmäßige Gleichbleiben in dieſen Zahlen nicht verkennen; alſo nicht nur die ganze Summe der Mortalität wiederholt ſich jährlich nahebei, ſondern auch die Summe der einzelnen Krankheitsformen; fällt eine derſelben aus oder kommt eine dazu, ſo ſinkt oder ſteigt auch die Summe der ganzen Mortalität, beſſert man die Krankheits-Verhältniſſe, beſſert ſich auch das ganze Mortalitäts-Verhältniß, alſo die mittlere Lebensdauer. Dieſes Verhalten und damit die Bedeu-

tung der Hygiene wird noch häufig von der Statistik verkannt, indem hier gültig ist, der Ausfall der einen Krankheitsform würde durch die Zunahme einer anderen ersetzt.

Jene beharrende numerische Gleichmäßigkeit findet sich nicht bei einer anderen Krankheits-Klasse, d. h. den zymotischen oder epidemischen. Hier ergibt sich eine bedeutendere Oscillation. Z. B. Blattern brachten im Jahre 1853 an Todesfällen 3100, früher 6900 und 7300; Scharlach 15600, früher 13600 und 18800; Keuchhusten 11200, früher 7900 und 8000; Dysenteria 14100, früher 14700 und 17600; Puerperal-Fieber 790, früher 1000 und 970; Typhus, merkwürdig constant, 18000, früher 17100 und 17800. Zusammen bildeten die zymotischen Krankheiten die Summe von 85600, d. i. beinahe $\frac{1}{4}$ der ganzen Mortalität; früher betrug ihre Summe 86,600 und 92,400; also auch hier erhält sich für das Ganze eine gewisse Mittelzahl, wenn auch mit weit größerer Oscillations-Breite.

Bei aller Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Ordnung dieses Berichts müssen wir wiederholen, daß er neben dem statistischen Gesichtspunkte auch den pathologischen noch weit mehr berücksichtigen könnte. Die Aetiologie namentlich kann hier reiche Ernten sammeln, und in Folge davon auch die Hygiene. Wenn man z. B. die bedeutenderen Krankheiten in Hinsicht auf ihr Vorkommen in den Jahrszeiten und auf die wichtigsten Meteore (unter welchen die Wärme vor allen die größte Wichtigkeit hat, nächst ihr die Feuchtigkeit) mit solchem großen thatsächlichen Material verfolgen wollte, würde man hier die in großem Maßstabe schon vorhandenen nöthigen Thatsachen nur zu ordnen haben und würde die feste Regelmäßigkeit

in dem jährlichen Umlaufe der Krankheiten trotz aller unregelmäßig scheinenden Fluctuation dann hervortreten; es würde, wenn man so sagen darf, das System der zeitlichen Vertheilung der Krankheiten sich ergeben, als ein zugehörender Theil der Physik der Erde.

Der Appendix ist eine Zugabe und bezieht sich auf eine Nomenclatur und Classification der Krankheiten behufs statistischer Berichte, verfaßt von W. Farr und zunächst bestimmt für den Internationalen statistischen Congreß. Dieser hatte in seiner ersten Zusammenkunft zu Brüssel (1853) beschlossen, eine übereinstimmende Nomenclatur der Todes-Ursachen, passend für alle Länder aufstellen zu lassen, und den Verf., sowie den Genfer Arzt Dr Marc d'Espine damit beauftragt. Der erstere hat nun diejenige statistische Nosologie dazu eingereicht, welche bereits in England seit dem Jahre 1838 in Gebrauche ist, und dabei sich bewährt und ausgebildet hat; vorher aber hat er sie noch einmal sorgfältig nachgesehen, auch anderen Aerzten zur Begutachtung mitgetheilt. Der Erfolg ist bis jetzt gewesen, daß vom statistischen Congreß zu Paris im Jahre 1855 die Nomenclatur gebilligt und angenommen, aber über die Classification noch kein Beschluß gefaßt worden ist.

Es ist erklärlich, daß der Verf. diese für die geeignetste hält und zu gemeinsamer Anwendung empfiehlt. Sie ist in der That eine sehr glückliche, mit genialem Ueberblicke und ungewöhnlichem Organisations-Sinn entworfene Ordnung zu nennen, sie ist einfach und doch hinreichend bestimmt; sie unterscheidet erst ätiologisch specifisch verschiedene Formen, dann anatomisch die localen Erkrankungen der Organe. Ref. steht nicht an zu be-

kennen, daß er diese Classification im Ganzen für geeignet hält, als gemeinsames Schema für die Biostatistik zu dienen; er hat ihre Tauglichkeit selbst bewährt gefunden bei ausgedehnten Untersuchungen über die geographische Distribution des ganzen Krankheits-Bestandes auf der Erde, und also damit nicht nur für eine Mortalität, sondern auch für die ganze Morbilität. Sie hat nicht nur statistischen, sondern auch pathologischen Werth. Die vom Dr Marc d'Espine vorgelegte Eintheilung ist ihm auch bekannt geworden, wenigstens soweit sie in der Gazette médicale de Paris mit dem Bericht über den internationalen statistischen Congreß vom September 1855 mitgetheilt sich befindet, aber er muß der ersteren größere Vorzüge zugestehen.

Dem Verfahren des vorigjährigen Congresses ist darin jedoch beizustimmen, daß derselbe über die Annahme der Classification noch nicht entschieden hat. Nach Ref. Meinung ist die hier vorgelegte nicht mehr so gut wie sie früher in ihrer einfacheren Gestalt war. „Das Bessere ist der Feind des Guten." Indem der Verf. sagt: »I carefully revised the statistical Nosology which has been in use in England for since 1838«, gibt er den Fehler an, den er begangen hat. Ihr größter Vorzug war ihre Einfachheit, ihre weite, unvorgreifliche Gliederung, welche bestimmt genug schied, ohne dabei Hypothesen zu verwenden. Jetzt erscheint sie zu gekünstelt, hat theils Probleme aufgenommen, theils einen gelehrten Prunk sich zugelegt, welche sie beide wieder aufgeben sollte.

Früher waren 5 Klassen gebildet und genügten; jetzt ist jede noch in Ordnungen getheilt, mit neugebildeten griechischen Namen versehen. Die I. Klasse enthielt damals die zymotischen Krank-

heiten (fermentative, jedoch ſoll damit nicht die Gährung als Erklärung angeſehen ſein), d. h. contagiöſe und epidemiſche; die II. Klaſſe enthielt die Kachexien oder Dyskraſien; die III. Kl. bildeten die localen Erkrankungen, d. i. der Organe und Syſteme anatomiſch geordnet. (Dieſen drei Hauptklaſſen ſchloſſen ſich noch an IV. Kl. Todesfälle aus Krankheiten der Entwicklung und V. Kl. Plötzliche und gewaltſame Todesfälle).

In der I. Klaſſe ſind in der neuen Claſſification die Krankheits-Formen in 4 Ordnungen eingetheilt: d. h. 1. „miasmatiſche“, 2. enthetiſche, 3. diätiſche und 4. paraſitiſche. Unter miasmatiſche werden gerechnet alle in der Luft diffuſiblen fieberhaften Krankheiten, ſei ihr krankmachender Stoff vom menſchlichen Körper entſprungen oder aber von der Erde (z. B. Blattern, Malaria-Fieber u. a.). Ohne Zweifel iſt dieſe Verwendung des Ausdrucks „miasmatiſch“ geradezu verwirrend. Einige, namentlich in Frankreich, bezeichnen damit die flüchtigen Contagien, Andere, und das iſt die urſprüngliche und allgemeiner geltende Bedeutung, verſtehen darunter, entſchieden getrennt von den Contagien, nur feine, von der Erde oder Luft herrührende krankmachende Stoffe; dies iſt gewiß annehmbarer. Man wird ſich aber hierüber zur Zeit noch nicht einigen können, weil die realen Unterſchiede noch nicht klar und feſt gefunden und hingeſtellt ſind. Eben deshalb iſt es rathſamer, nicht eine Ordnung danach abzutrennen, ſondern in einer Klaſſe unter dem Namen „zymotiſch“ die Formen alle friedlich vereinigt zu laſſen. Die zweite Ordnung, die „enthetiſchen“, d. i. die implantirten Krankheiten, ſoll die fixen Contagien abſondern; die dritte Ordnung ſoll die „diätiſchen“, d. h. Scorbut, Ergotismus u. a. begreifen

und endlich die vierte die parasitischen. Besser man läßt die ganze Klasse ohne Ordnungen. — Die II. Klasse, die Kachexien, also auch specifische Krankheiten (man könnte sie nennen chronische Dyskrasien und die der ersten Klasse acute Dyskrasien) werden in 2 Ordnungen vertheilt, 1. in „diathetische", d. h. die Diathesen Gicht, Hydrops u. a., und 2. in tuberculose, d. h. Scrofeln, Phthisis u. a.; auch sie bleibt besser ungetheilt. — Die III. Klasse enthält die Localisationen nach den Organen und Systemen und diese haben hier den Namen »monorganici«, worin offenbar eine ganz unrichtige und unnöthige Beschränkung enthalten ist. Diese Klasse hat übrigens ihre früheren acht anatomischen Ordnungen mit Recht behalten, diese sind: 1. Krankheiten des Nervensystems, 2. der Circulations-Organe, 3. der Respirations-, 4. der Digestions-Organe, 5. der Nieren, 6. der Generations-Organe, 7. der Muskeln und Knochen, 8. der Haut.

Bleibt man, dies ist unser Erachten, bei der früheren Einfachheit dieser Classification, welche auch, ein großer Vortheil, den unausbleiblichen, vielfachen, individuellen Ansichten freieren Raum gestattet, so wird sich eine Verständigung und Einigung auf sie gründen lassen, wenn auch erst nach einigen Jahren. Befehlen ließe sich die Annahme doch nicht und die Empfänglichkeit für die Wahrheit dieser Eintheilung findet zur Zeit noch Hindernisse in der herrschenden Richtung der Medicin. Es steht der Anatomismus noch zu sehr entgegen dem Aetiologismus (sit venia verbo), obgleich beide hier Platz finden würden, und auch dürfte die noch bestehende Verbreitung der Annahme essentieller Fieber, welche hier gar nicht Platz finden, hinderlich sein. — Es wäre erfreu-

lich, wenn mit vorliegender Classification nicht allein zu statistischen Zwecken ein internationales gemeinsames System der Mortalitäts-Bestimmung gewählt, sondern auch für die Nosologie endlich die Einheit der Terminologie und Classification gewonnen würde, welche hier, wie in keiner anderen naturbeschreibenden Wissenschaft, noch immer entbehrt wird. Welch eine treffliche Unterlage würde durch einen sicheren Ueberblick über die festen wie die beweglichen, über die endemischen wie die epidemischen pathischen Vorgänge in allen Ländern Europa's zu Vergleichungen und zu Folgerungen allgemeiner Gesetze erreicht werden. Aber auch, wie viele nationale und locale Vorurtheile und noch mehr welche Menge von bloß ideell existirenden besonderen Krankheits-Species würden dann in Vergessenheit sinken und den wirklichen, einfacheren, objectiven Bestand frei hervortreten lassen.

A. Mühry.

Lahr

Bei J. H. Geiger 1856. Ophthalmiatrik. Nach den neuesten Forschungen für das Studium und die Praxis bearbeitet von Dr. L. H. Schauenburg. XV u. 272 S. in Octav. Mit Holzschnitten und 4 lith. Tafeln.

Verf. stellte sich bei Abfassung vorliegender Schrift die löbliche Aufgabe das gesammte Material der Ophthalmiatrik zu prüfen und zu sichten und die Ausbeute in möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit dem studirenden und praktischen Arzte streng wissenschaftlich und brauchbar vorzuführen. So zeitgemäß ein solches Unternehmen ist, so konnten wir uns nach Lesung der Schrift des Gefühls nicht erwehren, daß dasselbe nur von einem Standpunkte aus hätte versucht werden sollen, welcher

vermöge Studiums und Erfahrung auch ein individueller genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns durch einige dem Büchlein entnommene Beispiele die Rechtmäßigkeit unseres Urtheils darzuthun. — Da möglichste Kürze der Darstellung in der Absicht des Verf. lag, so konnte z. B. Gräfe's Empfehlung von Milch und Desmarres' Empfehlung von Speichel bei Xerosis Conjunctivae (von physiologischen Gründen erfahren wir Nichts), sowie die Annahme Mackenzie's, daß dieser Krankheitsproceß in chronischer Entzündung begründet sei, füglich eher übergangen werden, als die nicht aufgeführte Beobachtung des letztern Schriftstellers, daß die Krankheit häufig den Anfang der Amaurosis (Atrophia bulbi) bilde.

Die Hinweisung auf andere Schriftsteller geschieht dagegen nicht immer mit der eben bezeichneten Genauigkeit. Nach der Art und Weise, wie Verf. z. B. bei der Behandlung der Blepharitis ciliaris Demours erwähnt, scheint er anzunehmen, daß Letzterer jenes Uebel nur mit Blutegeln behandelt habe. Wenn Verf. dies etwa aus dem Handbuche von Desmarres oder aus den Demoursschen Abbildungen geschlossen hat, so hätte er aus dem Texte des Handbuches von Demours (Tom. I. p. 83) ersehen können, daß derselbe die Blutentziehung bei Anschwellungen der Augenlieder, welche in einen Abscеß überzugehen drohen, empfiehlt, daß dessen Behandlungsweise der Blepharitis ciliaris aber nicht wesentlich von der noch heute gebräuchlichen abweicht.

Wenn Verf. die Erwähnung Demours für angemessen hielt und älteren Leistungen Anerkennung zu Theil werden lassen wollte, so wäre grade bei dieser Krankheit Gelegenheit gewesen, um die neuerdings von Gräfe als Abortivverfahren bei äußern Ophthalmien empfohlene Compression zu erwäh-

nen und zu zeigen, daß dieselbe von Demours, wenn auch mit anderm Material, bereits ausgeübt worden ist (Tom. I, p. 87 u. 91). — Verf. tribuirt zwar Ryba das Verdienst die irrigen Ansichten über das Chalazion zurückgewiesen zu haben; von der Auffassung Rybas über das Wesen dieser Affection (die wir beiläufig nicht theilen können) erfahren wir aber gar Nichts. — Indem Verf. für Bluterguß in die Conjunctiva den Terminus Taraxis gebraucht, so entfernt er sich von der seit Galen dafür geltenden Begriffsbestimmung, vermöge deren man damit eine gelinde oberflächliche Hyperämie der Conjunctiva, wie Demours sagt, une Ophthalmie très légère, bezeichnet. — In dem Abschnitt über das Hornhautstaphylom erkennt man leicht, daß Verf. die über diese Krankheit neuerdings erschienene Monographie von Roser benutzt hat. In dieser Schrift Rosers ist die Ansicht Richter's, welcher bekanntlich die Ursache des Staphyloms in Verdickung, Anschwellung und Verdunklung der Hornhaut setzte, übergangen und nur erwähnt, daß derselbe eingeräumt habe, daß auch in manchen Fällen Erweiterung der vorderen Kammer Statt haben möge. Verf. nimmt hienach an, daß Richter auf den Einfluß der Extension durch das Kammerwasser (dies sind seine Worte) aufmerksam gemacht habe, wodurch er beweis't, daß er Richter's Ansicht lediglich aus Roser's Schrift kennt. In der Operationslehre des Staphyloms wird allein Scarpa und Desmarres citirt und zwar als die Methode des Ersteren die vollständige Abtragung des Staphyloms abgehandelt, während derselbe doch im Wesentlichen dem Vorgange des Celsus folgt. Warum Verf. dem operativen Verfahren des Dr Küchler, welches wir im 140. Stück vom J. 1854 dieser Blätter besprochen und von dessen

großen Vorzügen wir uns seitdem mehrfach überzeugt haben, gar keine Berücksichtigung schenkt, ist sehr befremdend. Bei der Intention des Verfs, die neusten Forschungen praktisch verwerthen zu wollen, erscheint es uns freilich noch auffallender, daß er in dem Abschnitte über Mydriasis die an seinem Aufenthaltsorte von Budge über die Bewegung der Iris gemachten und überaus wichtigen Versuche gänzlich unberücksichtigt läßt. — In Betreff der Behandlung der Ophthalmia Neonatorum befindet sich Ref. nach seinen Erfahrungen, welche er als Assistent in der hiesigen Entbindungsanstalt zu machen Gelegenheit hatte, mit der Ansicht des Vfs, der gemäß kalte Aufschläge in den meisten Fällen entbehrlich, dagegen bei Infiltration der Höllenstein in Substanz nöthig sei, durchaus im Widerspruch. Unnöthig sind dieselben vielmehr in der Nachbehandlung eines operirten staphylomatösen Auges, wo sie indeß Vf. von Minute zu Minute angewendet wissen will. — Wir halten Auszüge der vorliegenden Art für ein gründliches Studium ungeeignet, insofern die Gefahr zu nahe liegt, daß die Resultate, welche sich dem Autor aus seinen Studien ergaben, von dem Studirenden als Axiome aufgenommen werden, ohne daß er sie zu begreifen und zu verstehen in den Stand gesetzt wird. Gieseler.

Paris

J. B. Baillière 1855. Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. Tome XIX. Avec une planche et une carte. CXCIX u. 612 S. in 4.

Der vorliegende neunzehnte Band der Denkschriften der k. Akademie der Medicin zu Paris wird wie gewöhnlich mit einem Nekrolog eröffnet, der diesmal die Herren Desormeaux, Capuron, Deneux und Baudelocque betrifft und vom Se-

cretair der Akademie, Dubois, abgefaßt iſt. An den Nekrolog ſchließen ſich die Berichte über die Preisarbeiten an, welche für die Aufgaben vom Jahre 1854 eingegangen ſind, und dann folgt der umfangreiche Bericht von E. Gaultier de Claubry über die Krankheiten, welche im Jahre 1853 in Frankreich geherrſcht haben. Die Abhandlungen ſind: Nolta über die Obliteration der Nabelarterien und über die Entzündung deſſelben; Antonio José Peixoto (Rio-Janeiro), Beobachtungen über Elephantiaſis des Scrotum, Ligatur der Art. anoxyma, Lithotritie, Lipom, Reſection der Rippen, eingeklemmten Bruch und Exſtirpation der Parotis; Barrier, eine Beobachtung von vollſtändiger Inversio uteri nach einer Entbindung ſchwere Blutungen und glückliche Reduction nach funfzehn Monaten; Aubergier über die Cultur des Mohns in Frankreich zur Gewinnung des Opium; Carrière, Studien über die mediciniſchen Eigenſchaften der Salzwaſſer des Jura; Marchand, über das Trinkwaſſer, ſeine phyſiſche und chemiſche Beſchaffenheit, ſein Verhalten in Bezug auf die Phyſik der Erde, die Geologie, Phyſiologie und öffentlichen Geſundheitspflege, mit beſonderer Berückſichtigung der Trinkwaſſer von den Arrondiſſements Havre und Yvetot, mit einer Karte; Delioux, kritiſche Prüfung der erweichenden Heilmethode; Bach, über die pathologiſche Anatomie der verſchiedenen Arten des Kropfes und über die Behandluug des letzteren, gekrönte Preisſchrift, mit einer Tafel; Hutin, pathologiſche Anatomie der Narben in den verſchiedenen Geweben; gekrönte Preisſchrift; Blache, die gymnaſtiſche Behandlung der Chorea. Unter allen dieſen Abhandlungen ſind die bedeutendſten die von Bach über den Kropf und von Hutin über die Narben. Bach handelt unter dem Na-

men Kropf nicht allein die hypertrophische mit Colloidbildung verbundene Schwellung der Schilddrüse ab, sondern alle überhaupt an diesem Organ vorkommenden, mit Anschwellung desselben verbundenen Krankheiten, er unterscheidet demnach: 1. die vasculären Kröpfe, hierher gehören: die Hyperämie oder Congestion, Hämorrhagie, der aneurysmatische Kropf, bestehend in einer wahren Telangiektasie der Gefäße der Schilddrüse (wobei zu bemerken ist, daß der Verf. wohl an die Existenz dieser Form „glaubt", aber keine positiven Nachweise über ihre pathologisch anatomischen Verhältnisse zu geben im Stande zu sein „bedauert"); der parenchymatöse Gefäßkropf, worunter B. die von Ecker beschriebene Form versteht; 2. den parenchymatöse Drüsenkropf, die Struma lymphatica autorum; 3. den durch Infiltration, Emphysem oder Hypertrophie des interstitiellen Zellgewebes bedingten Kropf; 4. das Carcinom; 5. Tuberkel; 6. Echinococcus; 7. Hornbildung und 8. Cystenbildung in der Schilddrüse. Die Darstellung beruht zum Theil auf eignen makro- und mikroskopischen Untersuchungen des Vfs, theils auf Benutzung fremder Beobachtungen, unter denen auch die Arbeiten der Deutschen einige Berücksichtigung gefunden haben, an welche sich der Verf. in den hauptsächlichsten Punkten anschließt. Neue Resultate, welche einen Fortschritt der pathologischen Anatomie des Kropfes bewirken könnten, finden sich nicht. Die zweite Hälfte der Abhandlung ist der Therapie des Kropfes gewidmet, hier hat der Verf. aber vorzugsweise den Drüsenkropf im Auge und geht auf die anderen Formen nur gelegentlich ein, alle Behandlungsmethoden werden mit großer Sorgfalt beschrieben und dabei die chirurgische Litteratur fleißig benutzt, hie und da finden sich auch eigne Beobachtungen. Die Abhandlung

von Hutin über die Bildung der Narben gründet sich auf eigne, aber ausschließlich makroskopische, Untersuchungen, sowie er auch zur Erzeugung derselben fast nur auf Chirurgen der älteren Medicin und Nicht-Mikroskopiker zurückgeht und nur selten Lèbert herbeizieht, die in diesem Gebiete so reiche histologische deutsche und englische Litteratur der Neuzeit existirt für H. nicht. So sehr wir daher den großen Fleiß und die umsichtigen Beobachtungen des Vfs anerkennen, so müssen wir doch im Ganzen diese Arbeit als eine dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft und dessen Erfordernissen durchaus ungenügende hinstellen, und wir glauben nicht, daß eine deutsche Akademie oder Facultät dieselbe gekrönt haben würde. Den Mechanismus der Narbenbildung betreffend, finden wir weder im Allgemeinen, noch in den besonderen Details neue Angaben, sondern überall das im Wesentlichen schon seit Hunter Bekannte; es werden beschrieben die Narben der Haut, des Zellgewebes, der Muskeln, der Sehnen, Bänder, Aponeurosen, der Gefäße, Nerven, serösen und mucösen Häute, Drüsen, Lungen, Milz, Penis, der Knochen und Knorpel; außerdem werden noch die Verwachsungen verschiedener Gewebe untereinander, die subcutanen Rupturen ohne Hautwunde und die pathologischen Affectionen der Narbenmasse berührt, unter den letzteren finden wir: Schmerzen, Entzündungen, Varicositäten, Oedem, Ekchymosen, Gangrän, scrofulöse und syphilitische Schwellungen, exanthematische Eruptionen, Hypertrophie, Warzenbildung, Hornbildung, Cancroid, Skirrh, Encephaloid, Keloid, Cysten, Knorpel- und Knochenbildung. Zum Schluß werden noch die Verschiedenheiten der Narben unter einander und der durch sie hervorgebrachten Entstellungen der Form der Organe besprochen. Fr.

Brünn

bei Buschack und Irrgang 1856. Gli Stati d'Europa, brevemente, descritti in via statistica da U. Fr. Brachelli. Versione dal Tedesco in Italiano da Carlo nob. Tacchetti. Nuova edizione migliorata ed accresciuta dall' autore. V u. 624 S. in Octav.

Es ist dies die Uebersetzung des im J. 1853 unter dem Titel „Die Staaten Europa's in kurzer statistischer Darstellung, von Brachelli" in demselben Verlage erschienenen Werks, hier mit einigen Verbesserungen und einem Supplement des Vfs vermehrt. Nach dem Vorworte des Vfs in dem deutschen Original, soll sein Buch zum Zweck haben, „Studierenden der Statistik einen Leitfaden beim Studium dieser Wissenschaft in die Hand zu geben und Freunden der Statistik als eine kurze, aber dennoch gründliche und erschöpfende statistische Darstellung der Staaten Europa's zu dienen." Daß das Buch diesen Zweck erreiche können wir nun freilich nicht zugeben, es ist dazu viel zu kurz und fragmentarisch gehalten, vernachlässigt viel zu sehr die geographischen Verhältnisse und gibt auch gar keine Quellen und Litteratur an, was doch für einen Leitfaden für Studirende nothwendig gewesen wäre. Dagegen scheint der Vf. nach guten Büchern, wenn auch nicht vorherrschend nach den eigentlichen Quellen, fleißig compilirt zu haben und wird deshalb dieses Buch für solche, welche größere allgemeine statistische Handbücher, wie z. B. das von Balbi, welches Europa eben so ausführlich enthält, nicht anzuschaffen vermögen, ein ganz passendes Handbuch abgeben können, dessen Brauchbarkeit freilich durch den auffallenden Mangel eines Namensregisters, so wie jeder Inhalts-Uebersicht überhaupt wieder erheblich beeinträchtigt werden muß. W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1856.

Bologna

Tipografia a S. Tommaso d'Aquino 1853. Giorgio Franz in Monaco. Della vita e degli scritti degli Anatomici e Medici fioriti in Bologna dal cominciamento del secolo XVIII fino al presente. Discorsi detti all' Accademia dell' Istituto delle scienze di Bologna da Michele Medici. Parte Prima che comprende i nati al dichinare del secolo XVII e fioriti nel XVIII. In Quart.

Es ist nicht nur natürlich, daß der ehrwürdige Verfasser dieser Schrift, als Bologneser Professor und Mitglied der Akademie sich gern der glänzenden Vorzeit der dortigen Institute erinnert, es ist die Zeit, welche er uns vorführt, und die Männer, deren Gedächtniß er feiert, großentheils bedeutend genug, um in weiterem Kreise Theilnahme zu finden. Hr Medici ist ein sehr eifriger Forscher auf seinem Gebiete, er kennt nicht nur die Druckschriften aus jenem Kreise, sondern hat auch manche Inedita der Bologneser Gelehrten aufge-

funden, nicht wenige interessante Manuscripte in seinen persönlichen Besitz gebracht und solchergestalt Manches vor dem Untergange bewahrt, was die wissenschaftlichen Bestrebungen jener Periode bezeichnen kann. Es ist, wie wir hier gelegentlich erfahren, eine große Verstreuung der akademischen Vorlesungen früher dadurch eingetreten, daß die Verf. die Mscpte in ihrem Besitze behielten und oft nicht abdrucken ließen. So kamen diese später in verschiedene Hände und Manches ging gänzlich verloren. Hier haben wir nun durch den Fleiß des Vfs neben vielen Auszügen aus den gedruckten Werken auch manche, bald mehr bald weniger reichliche Mittheilungen aus Handschriften, welche das Bild von dem Umfange der Thätigkeit der Verf. in zum Theil bedeutender Weise ergänzen; wir haben also an dieser Schrift einen sehr kundigen und in manchen Punkten ganz unersetzlichen Führer in der Zeit, welche auf Malpighi folgte und in welcher Morgagni lebte.

Gelegentlich gibt uns der Verf. auch Inedita, welche dem Zwecke etwas ferner liegen. Der Umstand, daß Laurenti sich mit Untersuchungen der Acque Porrettane beschäftigte, veranlaßt z. B., daß seinem Elogio die bis dahin nicht publicirte Abhandlung Galvani's: De aëriformibus principiis thermarum Porrectanarum angedruckt wird.

Der Inhalt der Schrift besteht aus einem Prospetto generale (43 S.) und den 12 Elogien von Ippolito Francesco Albertini (31 S.) Giuseppe Ferdinando Guglielmini (28 S.) Gian Antonio Stancari (22 S.) Pietro Nanni (26 S.) Matteo Bazzani (33 S.) Giuseppe di Jacopo Pozzi (60 S.) Domenico Maria Gusmano Galeazzi (46 S.) Jacopo Bartolomeo Bec-

cari (58 S.) Gaetano Tacconi (57 S.) Marc-Antonio Laurenti (39 S.) Gian Giacinto Vogli (43 S.) Paolo Battiſta Balbi (27 S.).

Vielleicht iſt die Bezeichnung von Anatomen nicht auf dieſe ganze Reihe von Gelehrten anwendbar. Aber eine ſehr große Zahl derſelben war wirklich Lehrer der Anatomie, theils weil die Förderung des anatomiſchen Studiums eine ſehr mannichfaltige war, ſo daß daran viele Lehrer gleichzeitig Theil nahmen, theils auch, weil die ſogen. pubblica Notomia wie es ſcheint von einem Lehrer nur für einige Male vertreten wurde.

Der Prospetto generale macht uns mit dem Plane des Verfs bekannt, welcher den Faden da aufnehmen will, wo ihn Guglielmini (De claris Bononiae anatomicis. Bon. 1737) zurückgelaſſen und führt dann zunächſt in engem Umriſſe theils die ſpäter ausführlicher zu beſprechenden, theils andere für die damalige Bewegung der Wiſſenſchaft in Bologna wichtige Perſonen an uns vorüber. Hier finden unter andern ihren Platz die verſchiedenen Künſtler, denen Bologna, zum Theil auch andre Orte, ihre Wachspräparate verdanken, Ercole Lelli, Giovanni Manzolini, deſſen Frau Anna Morandi Manzolini (Galvani: De Manzoliniana supellectile) beide durch anatomiſche Studien ausgezeichnet. Dieſen folgte Florenz mit Clemente Suſini, während die Bologneſer Schätze unter Mondini's Leitung ſich ſpäter durch Giambattiſta Manfredini und Aleſſandro Barbieri vermehrten. Gegenwärtig arbeitet dort Giuſeppe Aſtorri. Die ſchöne Sammlung von Präparaten, welche ſich auf Geburtshülfe beziehen, rührt von Giovanni Antonio Galli her, der ſie für ſeine Schule

hatte machen lassen. Benedict XIV. schenkte sie dann dem Institute von Bologna.

Dann weis't der Verf. hin auf den seiner Zeit hoch angesehenen Lorenzo Bonazzoli mit seinen Arbeiten über Gedärme und Nieren und manchem noch Unedirten; Francesco Bibiena (arbeitet über den Seidenwurm, über den Blutegel); Gabriele Brunelli (über Locusten und Reptilien); Gaetano Monti, der mit Carlo Mondini zusammen der Fortpflanzung des Aales nachforscht, mit Lelli die eigenthümliche Mißform eines Eies erklärt; Giuseppe Maria Bacchetoni, Steinoperateur und Augenarzt; Vincenzo Menghini, welcher den Eisengehalt des Blutes prüft; Tommaso Laghi verbessert die Injectionsmethoden, ist Gegner Hallers in der Irritabilitätslehre, wie auch Bartolommeo Fabri. Frühe starben Lorenzo Antonio Canuti und Giovanni Giuseppe Ballanti, Letzterer Forscher über den Kehlkopf der Säugthiere und Vögel, über die Schilddrüse. Für Bologna ging verloren der ausgezeichnete Vertreter der Hallerschen Irritabilitätslehre L. M. A. Caldani, dem in Folge des hitzigen Streites, dessen Schriftstücke Giacinto Fabri sammelte, namentlich der heftigen und glänzenden Disputation gegen Balbi und Andere (1760), Neid und Haß Verfolgungen bereiteten. Dann werden Luigi Galvani's anatomische Arbeiten und letzte Schicksale erwähnt; Pietro Zecchini (Della dialetica delle donne ridotta al suo vero principio) Carlo Mondini (Eierstöcke des Aales, Gehörorgane der Taubstummen, Pigment des Auges, Arteriengewebe) Gaetano Gaspare Uttini (Schilddrüse, Schädelsinus, Lymphgefäße der Placenta, Gehörmaschine, Erweiterung der Arterien,

Streit gegen die unorganiſchen Poren und die Secretionstheorie Mascapin's). Endlich finden noch Germano Azzoguidi, Tarſizio Riviera und Gaetano Gandolfi hier einen Platz. Riviera, der verehrte Lehrer des Verf., war auch der Held einer großen, die ganze Stadt aufregenden dreitägigen Disputation, wie 36 Jahre früher Caldani. Auch er, wie jener, vertrat die Hallerſche Irritabilität, aber jetzt gegen neuere Lehren, gegen die Elektriker, vertreten durch einen Verwandten Galvani's, Giovanni Aldini.

I. Albertini (geb. 1662. † 1738), Schüler Malpighi's und durch dieſen auf die pathologiſche Anatomie hingeleitet (dieſe Richtung Malpighi's iſt aus manchen Mſcptten zu erſehen, namentlich einem Hefte, welches Krankengeſchichten und Leichenbefunde enthält, in der Bibliothek zu Bologna), ſchrieb er: **Animadversiones super quibusdam difficilis respirationis vitiis e laesa cordis et praecordiorum structura**, welche Schrift jedoch nur auf vieles Andringen ſeiner Freunde erſchien. Verf. theilt Mehreres daraus mit; erinnert an Benivieni und Benedetti als Begründer pathologiſcher Anatomie zu Ende des 15. Jahrh. — Die Behandlung der Herzkrankheiten und Aneurysmen mit Entziehung und Ruhe, welche man nach Valſalva nenne, ſei eine Frucht gemeinſamer Studien Beider und nur zufällig von Valſalva zuerſt angewandt.

Als Schüler Malpighi's hatte A. auch von den Verfolgungen zu leiden, welche dieſen von ſeinen wiſſenſchaftlichen Gegnern, Sbaraglia und Mini trafen. Als ein Beiſpiel, wie unwiſſenſchaftlich die Waffen waren, deren ſich die letztgenannten Männer zu Zeiten bedienten, iſt hier der Abdruck eines Briefes von Malpighi an Bel-

lini (17. Juni 1689) gegeben. Malpighi wurde von einer Bande überfallen, welche seine anatomischen Abbildungen verbrannten, seine Mikroskope mißhandelten ꝛc. Sbaraglia, sonst ein Gelehrter von Ruf, war selbst der Anführer, Mini begleitete ihn „als Ingenieur“. Sonderbar sagt einer der Rotte auf Befragen aus, sie kämen von Gottinga! —

II. Guglielmini (geb. 1698. † 1773). Wir finden hier Mittheilungen aus seinem Conamen ad methodum de recto morbosorum cadaverum judicio ferendo; Bemerkungen über seine Rede De claris Bononiae anatomicis. — G. setzt die von seinem Vater Domenico begonnene Erklärung der hippokratischen Aphorismen fort (Bonon. 1748). — In der akademischen Vorlesung: De nonnullis circa costarum motum, musculosque intercostales ad faciliorem respirationis cognitionem Schediasma (1724) tritt er gegen die Galenische, später von Hamberger gegen Haller vertheidigte Ansicht auf. Nach den Resultaten, welche ihm und Molinelli die Beobachtungen an einem Lamme ergaben, sollten beide Schichten der Intercostalmuskeln die Rippen heben. Mit Lorenz Bonazzoli werden diese Versuche später an einem Hunde wiederholt, auch die menschliche Leiche untersucht, was zu einem zweiten Vortrage veranlaßte.

Noch hat G. Theil genommen an den von Steno, Astruc, Boerhave, Pozzi, Bonazzoli betriebenen Untersuchungen über den Einfluß der Venen- und Arterienunterbindung auf die Muskelthätigkeit.

III. Stancari (geb. 1670. † 1748). Mehreres von ihm enthalten die alten Commentarien der Akademie; so seine Untersuchung über den

Einfluß des gegen Blutflüsse üblichen Malteser Schwammes auf die Blutmischung; es wurde diese Substanz und vergleichsweise auch Schwefelsäure, Alaun ꝛc. dem Blute beigemengt. Ferner: Untersuchungen über das Opium, dessen Wirkungsweise er sich klar zu machen sucht und Untersuchungen über die Anwendung der Chinarinde gegen Gangrän. — Die Universitätsbibliothek enthält handschriftliche Consultationen des St.

Stancari's Namen ist auch mit den Untersuchungen Pacchioni's verbunden. Letzterer wünschte seine Ansichten von der Akademie geprüft zu sehen und zu diesem Zwecke wurden St. und Valsalva beauftragt, welche auch schon früher gemeinschaftlich über die ersten Bücher von Morgagni's Adversaria anatomica zu berichten hatten.

St., welchem die nöthigen Untersuchungen ausschließlich zufielen, kam im Allgemeinen auch zu der Ansicht, daß die harte Hirnhaut musculös sei. Eine Abh. de dura meninge findet sich in den Commentarien der Akademie. St. unterscheidet mehrere Schichten der harten Hirnhaut und will besonders die Sichel als Muskel angesehen wissen.

Der Verf. geht hier näher auf die damalige Entwicklung der Ansichten des Solidismus vitalis, namentlich auf Pacchioni's und Baglivi's Prioritätsansprüche ein.

IV. Manni (geb. 1677. † 1716). Von seiner Bedeutsamkeit als Lehrer zeugen seine Schüler Leprotti, Giuſ. Ferd. Guglielmini, Giuſ. di Jacopo Pozzi und ihre Klagen um seinen Tod; von dem Ansehen, dessen er genoß, die ihm gewordenen Aufträge: er war vor Stancari mit Valsalva zur Prüfung der Pacchionischen Arbeiten bestimmt, und war als Mitglied

einer Commission zur Untersuchung der Versumpfung im Bolognesischen thätig. Sein Bericht darüber ist verloren gegangen.

Seine Arbeit über die Drüsen (in den Commentt. der Ak.), mit welcher er sich den Malpighischen Ansichten anschloß, gibt unserm Vf. Veranlassung zu einer weitläuftigen Auseinandersetzung, gegen unsern berühmten Landsmann Joh. Müller und das von diesem vermeintlich an Malpighi geübte Unrecht gerichtet. Wir sind im Allgemeinen nicht geneigt, an dem zu hoch gesteigerten Nationalgefühle Anstoß zu nehmen, welches sich an manchen Stellen der Schrift ausspricht und mögen kein Wort mit der Zurückweisung übertriebener Ansprüche verlieren. Doch ist es etwas Anderes mit einem so heftigen und ungerechten Ausfalle gegen eine bestimmte Persönlichkeit, gegen einen Mann, dessen Name seinem Vaterlande solche Ehre macht, wie der Joh. Müllers. Die Ausstellungen, welche Müller an Malpighi's Ansichten macht, werden vor dem Forum der Wissenschaft bestehen, und wenn Medici zu zeigen sucht, daß Müller's Auffassung noch keineswegs so sicher begründet und anerkannt sei, wenn er derselben die Meinungen von Berres entgegenstellt, so wird dies keine Wirkung weiter haben können, als etwa ein ungünstiges Licht auf den Zustand der Wissenschaft in Italien zu werfen. Der Stellen in Müller's Werk, welche den Anstoß erregt haben, sind zwei. Die eine enthält Ausstellungen an Malpighi's Ansichten und dabei kommen die Worte vor: **magno ipsi vituperio est.**

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. 146. Stück.

Den 11. September 1856.

Bologna

Schluß der Anzeige: »Della vita e degli scritti degli Anatomici e Medici fioriti in Bologna dal cominciamento del secolo XVIII fino al presente. Discorsi detti all' Accademia dell'Istituto delle scienze di Bologna da M. Medici.«

Unser Verf. hätte vielleicht sagen dürfen, daß der Einzelne eine Entschuldigung in den Irrthümern seiner Zeit finde und daß deshalb der Vorwurf eine weniger persönliche Richtung hätte haben sollen. Wie aber Verf. diese Worte irreverent und injuriös finden kann, neben der hohen Anerkennung Malpighi's in Müller's Werke, das kann nur die Leidenschaft erklären, welche den Verf. umgekehrt zu der Frage bringt: wie nur Müller dazu komme, mit so viel Enthusiasmus von Malpighi zu sprechen, während er demselben doch solche Vorwürfe mache? Die andre Stelle sind die Schlußworte des § 19 (S. 18). Verf. bedenkt hier nicht, daß der Anspruch der Deutschen, diesen Zweig der Wissenschaft a u s g e-

bildet zu haben, den größten Ansprüchen der ältern italiänischen Anatomen gar nichts entzieht.

Nanni hat nach einem, zu einem Schlusse wohl nicht berechtigenden, pathologischen Falle, Bläschen in der Leber angenommen, welche er auch im Pankreas auffand. (Auch Pozzi kam nach Untersuchung einer ikterischen Leber zu einem solchen Resultate). Außerdem werden seine, durch Leprotti der Akademie überreichten, Untersuchungen über die Chylusgefäße erwähnt, welche ihn zu dem Resultate führten, daß dieselben etwas aus dem Darmkanale aufnehmen. Gegen Morgagni vertheidigte er die selbständige Entzündung der Pleura.

V. Bazzani (geb. 1674. † 1749) Einiges aus seiner Schrift De ambigue prolatis in judicium criminationibus consultationes physico-medicae nonnullae. Bonon. 1742. gibt dem Vf. Gelegenheit über die frühere Stellung des Arztes vor Gericht sich zu äußern. Der angestellte Arzt wirkte im Interesse der Anklage, diesem gegenüber nahm sich die inculpirte Partei einen Vertheidigungsarzt. Die mitgetheilten Fragmente sind in der That ganz defensorischer Art. Wir können des Vfs Vorliebe für eine solche Einrichtung nicht theilen. Wer möchte dem Richter zumuthen, sich zwischen einem im Interesse der Anklage und einem zur Vertheidigung geschriebenen ärztlichen Erachten zu entscheiden? Es würde zu diesem Zwecke noch wieder ein Arzt dem Richter beigegeben werden müssen. — Bazzani beschäftigte sich mit der antiseptischen Anwendung der China, welche ihm günstige Resultate lieferte; trug der Akademie eine (ungedruckte) Abhandlung de balsamo Tolutano vor; prüfte Pacchioni's Ansichten über die harte Hirnhaut und schrieb dar-

über einige hier mitgetheilte Briefe an P. — Mit Duhamel gleichzeitig machte B. Untersuchungen über die knochenfärbende Eigenschaft der Färberröthe und fand, daß die Knochen sich wieder entfärben, wenn die Krappfütterung ausgesetzt wird. Die Farbe soll durch die Verdauung verschwinden, sich also weiterhin erst wieder bilden. In einer 1751 erschienenen Schrift handelt B. von einem monstrum p. defectum, welches durch Anschauen eines ähnlich verstümmelten Heiligenbildes entstanden sein soll.

Erwähnt wird noch, daß B. auch mit Beobachtung eines Meteors sich beschäftigt hat, daß er als Stylist und Redner ausgezeichnet war und 1745, als das Institut von Bologna von Benedict XIV. Einkünfte zugewiesen erhielt und von ihm zuerst besetzt wurde, war B. der erste Erwählte und Präsident. Bei dieser Gelegenheit gibt Verf. eine Liste der ersten Mitglieder.

VI. Pozzi (geb. 1697. † 1752) Schüler des Nanni und Stancari, vielseitiger Forscher und daneben Dichter, untersucht den Granatapfel auf Anatomie, Entwicklung, Befruchtung und chemische Bestandtheile, einige Jahre ehe Duhamel eine Untersuchung der Birne machte, erforscht mit Laurenti den Bau der Cicaden, macht Studien über das Haar (welches er innen hohl findet), die Nägel, die Thymusdrüse. Letztere blies er, nach Ausstreichen einer Flüssigkeit, auf, und zeigte auf diese Weise ein elegantes Aggregat von Bläschen, welches noch deutlicher durch Trocknen hervortritt. Beccari, Galeazzi, Vogli, Menghini, Jachini haben sich davon an seinen Präparaten überzeugt. Seine Untersuchungen über die Leber und Glissonsche Kapsel gaben Veranlassung zu einem ärgerlichen Streite über

ductus hepato-cystici. — Milz und Nebennieren beschäftigen Pozzi; er erkennt, daß das Gehirn des Menschen keineswegs im Verhältnisse zum Körper das größte sei, sondern nach diesem Maßstabe gegen das mancher kleinen Vögel zurückstehe.

Mehrere interessante Mscpte des Pozzi finden sich im Besitze des Vfs. Untersuchungen über die Anwendung des heißen Olivenöles gegen den Schlangenbiß hatten Studien über die Schlangen und eine (1745 in der Akademie gelesene) Abhandlung de viperis zur Folge; Studien über die Hämorrhoidalgefäße und die Blutentziehung führten zu dem Plane künstlicher Blutegel, begründet auf die Erforschung der Beißwerkzeuge des Thieres, woran sich weitere Untersuchung der Anatomie desselben knüpfte (1748).

Ein drittes Mscpt (Vorlesung von 1736) enthält Blutuntersuchungen von Menschen und Thieren, Versuche mit Beimischung von Arzneimitteln zum Blute Gesunder und Kranker, Untersuchung des Blutes eines Hundes vor und nach Darreichung von Arzneimitteln.

Von geringerer Bedeutung sind einige Mscptte der Bibliothek; Manches scheint verloren gegangen zu sein.

VII. Galeazzi (geb. 1686. † 1775) Schüler von Bazzani, stammte nicht aus einer Bologneser Familie und durfte deshalb bei seiner Promotion keine Assistenten zur Vertheidigung seiner Thesen haben! Von einer Reise, welche er nach Paris machte, besitzt Vf. einige briefliche Berichte. Sein Wirkungskreis dehnt sich auf Naturkunde, Chemie, Physik, Anatomie und praktische Heilkunde, aus. Viele seiner Arbeiten finden sich in den alten Commentarien der Akademie. So die Untersuchung, ob das aus verschiedenen Naturkörpern

gewonnene Eisen in allen Fällen nur ein Educt, nicht etwa gelegentlich auch ein Product der Operation sei? in welcher er sich für die richtige, damals in Paris durch Lemery vertretene Ansicht erklärte; seine Beobachtung frischer Corpp. lutea bei Weibern, von welchen das eine schwanger, das andere nach der Geburt starb; die Arbeit de cribriforme intestinorum tunica, in welcher kleine Oeffnungen im Darme beschrieben und für Drüsenmündungen gehalten werden; die Beschreibung der Faserrichtungen der Fleischhaut des tractus intestinalis: De carnea ventriculi et intestinorum tunica; ferner De calculis in cystifellea et intra ejus tunicas repertis, Beobachtung kleiner Gallensteine, deren jeder in ein Säckchen eingeschlossen war; De cystis felleae ductibus, Untersuchungen mit dem Resultate, daß keine directen Gänge beim Menschen aus der Leber in die Gallenblase führen, daß aber Drüsengänge in der Wand der Blase sich finden, welche mit dem duct. hepatic. communiciren; De renum morbis (Cystenbildung); Historiae duae mirabiles calculorum in ureteribus existentium; De moscho, Versuche praktischer Anwendung des damals durch Well sehr in Ruf gekommenen Moschus; De morbis duobus; De cortice Peruviano; De sudore quodam atque urina colore nigerrimo infectis, mit Untersuchung über den schwarzen Färbstoff; Iter Bononia ad Alpes S. Pellegrini, Naturwissenschaftliche Gebirgsreise mit Ferdinand Marsigli; De insecto quodam in vite reperto.

Galeazzi hatte auch eine glückliche Gelegenheit, die menschlichen Lymphgefäße zu untersuchen. Ausführliche Inhaltsangabe erhalten wir von einem im Besitze des Verf. befindlichen Berichte

über eine Heuschreckenverwüstung. Erwähnt werden außerdem seine verloren gegangenen Consultationen, seine Arbeiten zur Verbesserung der Thermometer, seine lebhafte Betheiligung im 74. Jahre an der von Florian Caldani beschriebenen großen Disputation gegen die von L. M. A. Caldani vertheidigten Ansichten Ruysch's über die Drüsen.

VIII. Beccari (geb. 1682. † 1766) Galeazzi's Vorgänger auf dem Lehrstuhle der Physik, Marc-Anton Laurenti's Nachfolger auf dem der Chemie, trug auch die Medicin vor und war u. a. Lehrer des Gian Battista Borsieri. Wir haben von ihm meteorologische und physikalische Arbeiten: gegen die innere Bewegung der Partikelchen in Flüssigkeiten; Untersuchung über den Einfluß des Vacuum auf den Vorgang der Auflösung; Analytische Untersuchungen über das Wasser von Recoaro; in der Schrift **De quamplurimis phosphoris nunc primum detectis Comm.** ist der Gedanken ausgesprochen: wie es vielleicht keinen absolut kalten Körper gebe, so auch vielleicht keinen absolut dunkeln; in Beziehung zu dieser Schrift stehen die Abhandlungen **de luce dactylorum** und **de lapide Bononiensi.** Sehr interessant, als die erste Kunde von Foraminiferenschalen enthaltend, ist die Abhandlung **de Bononiensi arena quadam,** in welcher diese Schalen als kleine Ammonshörner erwähnt werden. Gegenstand der Untersuchungen B.'s waren ferner verschiedene Nahrungsmittel; die Abhandlung **de juribus variis** betrifft besonders die medicinische Anwendung verschiedener Fleischbrühen; in dem Aufsatze **de frumento** wird eine **pars amylacea** und **glutinosa** im Korne unterschieden; die Bohnen sollen nur erstere Bestand-

theil beſitzen; in der Unterſuchung über die Milch werden die alkaliſchen Salze für Producte der Analyſe erklärt.— B. hatte die Frage zu beantworten, ob lange Nahrungsentbehrung beim Menſchen möglich ſei, ob ſie vorkomme, ob ſie als Wunder betrachtet werden müſſe? Er entſchied ſich dahin, vorhandene Erzählungen für hinreichend hiſtoriſch ſicher zu halten; es ſei aber ſtets eine krankhafte Erſcheinung.

Als Zeugniſſe mediciniſcher Thätigkeit ſind noch zu erwähnen ein Bericht über eine epidemiſche Krankheit im Winter 1729 und die von ſeinen Schülern und Collegen herausgegebenen poſthumen **Consulti medici**, aus welchen Verf. ein Erachten über die Ausrottung eines Waldes beſonders namhaft macht.

Unter verſchiedenen **Inedita** beſitzt Verf. eine Abhandlung über die Ausdehnung der Luft durch die Wärme des ſiedenden Waſſers; zwei, durch einen Zwiſchenraum von 26 Jahren getrennte, Aufſätze über die Flamme; über Magnetſtein und Magnetismus; über Manometer; über leichtere Unterſcheidung ſaurer und alkaliſcher Flüſſigkeiten; über Abkühlung durch Auflöſung von Salzen; über den Schwefeläther und das Verhalten von Schwefelſäure zu Alkohol; über die Herſtellung künſtlicher Mineralwäſſer; über das Bologneſer Brunnenwaſſer und andre u. ſ. w.

IX. Tacconi (geb. 1689. † 1782). Einer der wenigen tüchtigen Chirurgen, welche Bologna im vorigen Jahrhunderte beſaß; einige Jahre lehrte er Philoſophie, war Lehrer der Laura Maria Catterina Baſſi (Abdruck einiger Briefe Voltaire's an die Baſſi). Indem T. durch eine pathologiſche Beobachtung auf die Annahme von Leber-Blaſengängen geführt wurde,

war auch er in den großen Streit hierüber verwickelt (s. Pozzi, Galeazzi). Die Schrift de raris quibusdam hepatis aliorumque viscerum affectibus obss. Bon. 1740 enthält diese und eine andere Beobachtung. Bei einem Dickdarmbruche glaubte T. eine besondre Muskelentwicklung am Darme zu beobachten, geeignet die erschwerte Bewegung des Inhaltes doch zu erreichen (De raris quibusdam herniis); schrieb über Mißbildungen und Einwirkung der Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht (De humano monstro Bononiae nato); machte über den Wiederersatz der Knochensubstanz selbständig ähnliche Beobachtungen wie Duhamel (De nonnullis cranii ossiumque fracturis, mit welcher Schrift auch die beiden vorgenannten verbunden sind). — In der Sammlung: Sull' insensività ed irritabilità Halleriana. Opuscoli di varj autori raccolti da G. B. Fabri. Bol. 1757 findet sich ein Bericht T.'s über eine 5—6 Jahre anhaltende epidemische Neigung zu Gangrän. In den Commentarien finden sich seine Schriften über Rhachitis und Gicht. T. glaubte eine saure und alkalische Gicht unterscheiden zu dürfen. Ferner: De vesicae punctione in ischuria und De morbo, qui lapsum ab excelso loco et inde ortum terrorem consecutus est: Blausucht, vermuthlich durch Zerreißung der valvula foram. oval. —

Von Mscpten werden aufgeführt: De hydrophobia; De peculiari capitis ictu; De nigro sputo, sexdecim dierum tempore ab aegrotante ore exerto; De impedita deglutitione causa tumoris oesophagi, de impedito chyli transitu causa tumoris in pyloro, deque impedita faecum excretione causa paralysis quorundam intestinorum; de calculis in renibus cujusdam

mulieris inventis, deque osseo uteri operculo, et, horum morborum occasione, de ossificationis organis. Verf. beſitzt handſchriftlich einen Theil der 16 Vorträge, welche die pubblica Notomia bildeten. Von vielen Vorträgen T's hat er nur die Titel erfahren können. Es gibt von T. auch eine Rede zum Lobe Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der scuola de la Conforteria, als deren Mitglied T. auch Verbrecher zum Tode vorzubereiten hatte.

X. Laurenti (geb. 1678. † 1772) war kurze Zeit Profeſſor der Logik, dann der Medicin, Primärarzt am Spital S. Maria della Vita, hatte einen Lehrſtuhl der Chemie und war dann 12 Jahre lang, bis zu ſeinem 80. Lebensjahre, päpſtlicher Leibarzt.

Von ſeinen akademiſchen Vorleſungen iſt die erſte verloren. Sie war wie die zweite (im Beſitze des Verf.) chemiſchen Inhalts, hervorgerufen durch eine Schrift von Wedel. L. faßte den Gedanken der Wahlverwandtſchaft auf. Seine Unterſuchungen über die Quellen von Porretta finden ſich in den Commentarien. Einige andere chemiſche Unterſuchungen finden ſich als Mſcpt auf der Univerſitätsbibliothek.

XI. Vogli (geb. 1697. † 1762) kam durch ſeinen Lehrer Stefano Danielli zu den Gegnern Malpighi's und wurde durch ſeine Theſen und ſeine Diss. de antropogonia, ſowie die Schrift de fluidi nervei historia in jene Streitigkeiten gezogen, war jedoch ſpäter nicht mit ſeinen frühern Arbeiten zufrieden. V. verfaßte eine chronologiſche Ueberſicht berühmter Bologneſer Gelehrten vom Anfange des 17. Jahrh. an: Tavole cronologiche degli uomini illustri per lettere etc. Bol. 1726.— Seine Thätigkeit war vorzüg-

lich chemisch-mineralogisch, wie namentlich die anhangsweise mitgetheilten 14 Titel und Inhaltsangaben unedirter Vorträge zeigen. Manche Arbeiten V.'s sind verloren gegangen. Verf. besitzt 2 Mscpte, eines betrifft Analysen von Wasser von Galisano, von bitterm Geschmacke und purgirender Wirkung; das andere heißt circa bilem et usum bilis expp. — Vogli hat Fisch- und Pflanzenversteinerungen am Scapezzano gefunden. —

XII. Balbi (geb. 1693. † 1772). Von mütterlicher Seite von den Guicciardini stammend; Schüler Bazzani's, lehrte erst Logik, dann Anatomie, dann Medicin und wurde am Lehrstuhle der Physik am Institute Galeazzi's Assistent und Substitut. Erst im Alter von 77 Jahren wurde er G's Nachfolger und Giuseppi Veratti sein Assistent. (Diesen Lehrstuhl erhielt dann zwei Jahre später Veratti's Gattin, die schon oben erwähnte Catterina Bassi).

Die Commentarien enthalten von ihm Beobachtungen über dasselbe Meteor, mit welchem auch Galeazzi sich beschäftigt hatte, und eine Arbeit über das Barometer. Diese führte ihn zu Studien über das Glas, bei deren Gelegenheit er auf die später so bekannten Bologneser Flaschen aufmerksam machte, welche jedoch schon früher einigemale zur Sprache gekommen zu sein scheinen. Beweise seiner Tüchtigkeit als Physiker finden sich auch in Zanotti's Mittheilungen in den Commentarien. Nach Beccari, mit Galeazzi und und Monti beschäftigte ihn das Leuchten der Mytili. — Viel Mühe scheint B. an das damals berühmte sogen. Bellinische Problem gewandt zu haben, d. h. an die Erklärung, wie es zugehe, daß der Keim des Hühnereies sich beim Kochen in das Innere des Dotters zurückziehe? Von der

Thatsache war er natürlich überzeugt! — In den Commentarien findet sich von B. auch noch eine Arbeit zur Erklärung der eigenthümlichen Gestalt einer Eischale. Verf. besitzt von ihm ein Mscpt über einen Vipernbiß und erwähnt andere unedirte Abhandlungen, z. B. eine über Blutegelnester. —

Bemerkenswerth wird man die hohe Lebensdauer dieser italiänischen Gelehrten finden müssen, welche im Durchschnitte fast 75 Jahre beträgt. Nur drei unter den angeführten zwölf erreichten nicht das siebenzigste Lebensjahr, während die 3 Längstlebenden das Alter von 89, 93 und 94 Jahren erreichten.

Löwen

bei Fonteye und Vanlinthout, 1856. Sancti Patris Nostri Clementis Romani epistolae binae de virginitate, syriace, quas ad fidem codicis manuscripti Amstelodamensis, additis notis criticis, philologicis, theologicis, et nova interpretatione latina, edidit Joannes Theodorus Beelen, can. ad hon. eccl. cathed. Leod., s. theol. doct., in univ. cath. Lovan. s. script. et lingg. orientt. prof. ord. Accedunt fragmenta nonnulla exegetici argumenti ex eodem codice nunc primum edita et latine reddita. XCVII u. 327 S. in gr. Octav.

Wetstein, der vielverdiente Herausgeber und Erklärer des griechischen Neuen Testamentes vor über hundert Jahren, lernte diese zwei Klemens-Briefe aus einer Handschrift des syrischen Neuen Testaments kennen, welche ihm aus dem Morgenlande zugesandt wurde, und gab sie syrisch mit lateinischer Uebersetzung zu Amsterdam 1752

heraus. Die Frage, ob dieſe beiden Briefe wirklich von dem römiſchen Clemens, gewöhnlich ein Schüler und Nachfolger Petrus' in Rom genannt, verfaßt ſeien, erregte damals viel Streit: die Briefe blieben jedoch in neuern Zeiten wenig beachtet, obgleich ſie mehreremale gedruckt wurden und noch 1827 der wegen ſeiner Kenntniß der ſyriſchen Sprache bekannte Pater Pius Zingerle eine deutſche Ueberſetzung derſelben zu Wien herausgab, ſich für die Echtheit derſelben entſcheidend. Wir könnten unter dieſen Umſtänden dem Herrn Beelen zu Löwen dankbar ſein, daß er den beiden Sendſchreiben des apoſtoliſchen Vaters aufs neue eine vielfache Sorgfalt zugewandt hat, wenn das vorliegende Werk nicht an ſehr bedeutenden wiſſenſchaftlichen Mängeln litte, welche wir hier vorzüglich deswegen etwas beſtimmter darzulegen für nützlich halten, weil ſie bei dem Verf. mit gewiſſen andern ganz außerhalb der Grenzen aller Wiſſenſchaft liegenden Antrieben zuſammenhangen.

Hr Beelen in Belgien gehört, wie ſogleich ſeine Vorrede zu dieſem Werke unzweideutig genug zeigt, zu der Zahl jener neueſten Gelehrten, welche Wiſſenſchaft und Chriſtenthum weniger ihrer ſelbſt wegen lieben als zum Behufe einer Wiederherſtellung und Vergrößerung der Römiſch-Päpſtlichen Macht von welcher ſie träumen, aber keineswegs ſo unſchuldig träumen, daß ſie ihretwegen nicht mit allen Mitteln Alles verſuchen und in Bewegung ſetzen ſollten was ihnen zu dem Zwecke gut ſcheint. Er ſagt uns ſogleich in dem Vorworte, die zwei Clemensbriefe über die Jungfrauſchaft ſeien vorzüglich auch dazu dienlich, das Anſehen der Lehren und Meinungen der römiſchen Kirche zu ſtützen und deren Gegner zu widerlegen. Vorzüglich auch deswegen wollte er ſie neu her-

ausgeben und ihre Echtheit vertheidigen. So miſchte ſich von vorne an dem Verf. etwas Ungehöriges in ſein Geſchäft ein: wir haben hier ſyriſche Urkunden, welche vor allem ſelbſt treu herauszugeben und ſicher zu verſtehen ſind, von deren Betrachtung und Schätzung man neuere Streitigkeiten über ganz andre Dinge nicht ferne genug halten kann, und bei deren Bearbeitung man ſich und andre nur ſtört, wenn man ſolche ihnen ganz fremdartige Gedanken und Zwecke einmengt. Was hilft es auch, ſolche neuere Vorurtheile und beſondre Zwecke in ſie hineintragen zu wollen? Sie bleiben nach Alter, Inhalt und Bedeutung ja doch was ſie ſind; wohl aber wird ein von ſolchen neueren Vorurtheilen und Streitigkeiten befangener Mann durch dieſe ſelbſt leicht verhindert auf ihr ſicheres Verſtändniß die Kraft und Luſt ſeines Geiſtes ungetheilt und mit dem wünſchenswerthen Erfolge hinzurichten.

Der Verf. erwirbt ſich nun zwar einige Verdienſte um dieſe zwei alten Sendſchreiben. Er hat die Wetſteiniſche Handſchrift in Amſterdam neu aufſuchen laſſen, und gibt hier nicht nur einen ſicherern Abdruck, ſondern auch eine im Ganzen beſſere Ueberſetzung als Wetſtein. Dieſer verſtand zu ſeiner Zeit das Syriſche noch zu lückenhaft und unzuverläſſig als daß er einen hinreichend guten Abdruck des Wortgefüges und eine treue Ueberſetzung hätte geben können: wir ſind in ſolchen Dingen heute viel weiter, und Hr Beelen konnte wohl nach dieſer ſprachlichen Seite nicht ſo ganz hinter dem Zuſtande unſrer heutigen Fertigkeiten zurückbleiben. Auch könnten wir dabei überſehen, daß er aus der Herausgabe, Erläuterung und Ueberſetzung dieſer zwei nicht ſehr langen Sendſchreiben ein ſo großes Buch gemacht

hat, obwohl unter seinen Anmerkungen nur einige wenige für den Sachkenner etwas belehrender sind. Er richtet nämlich die Herausgabe dieser zwei Sendschreiben so ein, daß sie zugleich auch den Anfängern syrischer Sprachwissenschaft nützen und alles bisher für sie Gearbeitete umfassen soll. So gibt er zuerst bis S. 113 das syrische Wortgefüge mit Uebersetzung, Anmerkungen für jenes und meistens geschichtlichen Erörterungen; dann läßt er bis S. 214 das Syrische noch einmal für Anfänger mit den Vocalpunkten abdrucken und fügt sprachliche Anmerkungen hinzu; zum Schlusse läßt er noch Zingerle's deutsche und Wetstein's lateinische Uebersetzung folgen. Allein sein Verständniß des Syrischen ist, wo es sich irgend um Schwieriges handelt, in der That noch ziemlich unvollkommen; und dazu fehlt es ihm überhaupt an der rechten Sicherheit im Beurtheilen des Wortgefüges einer solchen Schrift. Wir wollen dieses hier an einer Sache darthun, welche sehr tief eingreifend ist und das dem Bearbeiter und Beurtheiler unserer Sendschreiben eigenthümliche Verfahren sehr deutlich zeigen kann.

Der Herausgeber meint nämlich sehr oft ein oder einige syrische Worte, auch wohl ganze kleine Sätze, seien nicht ursprünglich zu dem Wortgefüge gehörig, sondern von späterer Hand als bloße Erläuterungen oder aus andern Gründen unrichtig hinzugesetzt, wie S. 45. 48. 55. 57 u. sonst; ja er läßt solche Worte in dem zweiten Wortgefüge, welches er für Anfänger eingerichtet gibt, geradezu ganz aus. Wer Alles aber näher untersucht, wird finden, daß eine solche große Willkür sich mit Nichts entschuldigen läßt. Schon an sich wäre es sehr auffallend, wenn in diesen zwei kleinen Schriften, welche sicher einst bei den Sy-

rern nur eine Zeit lang, dann aber nicht sehr viel gelesen wurden, sich so viele fremdartige Erläuterungen und Zusätze fänden: solche pflegen sonst nur in alten vielgelesenen Schriften sich leicht einzufinden. Sodann könnte man manche dieser Worte, welche Herr Beelen ganz verdammen will, zwar allerdings ohne sehr große Uebelstände im Wortgefüge vermissen: allein da die gesammte Darstellung der zwei Sendschreiben mehr eine rednerisch aufwallende als eine enge und ruhig gefaßte ist, so haben wir keine Ursache jedes Wort der Art, welches uns überflüssig scheint, zu streichen. Mit solchem Ausstreichen sollte man doch schon aus Gerechtigkeitsgefühl vorsichtig sein: wie reimt es sich, daß der Verf., welcher sonst Alles was herkömmlich und gegeben scheint, so starr vertheidigt, hierin so schonungslos, ja zerstörend zu Werke geht? Freilich pflegt, wer auf der einen Seite zu zähe ist, auf der andern gern auch wohl desto mehr eine gewisse Freiheit zu zeigen: nur sollten das doch die alten Schriftsteller nie entgelten müssen. — Allein auch sonst verkennt der Verf. das Syrische zu sehr. So will er S. 80, 2 لاحي in لاحي verbessern, was, wenn es auch angenommen würde, gar keinen Sinn gäbe, während jenes nach S. 88, 1 ganz richtig ist, nur richtig als es zwingt uns, d. i. wir müssen verstanden werden muß. Und das einfache Wort حبا Zeit ist S. 72, 1 so ungenügend, daß in der einzigen Handschrift, welche der Herausgeber zu Grunde legte, unstreitig das Wort ܒܪܡܫܐ des Abends nach Z. 12. S. 80, 11 ausgelassen zu denken ist. Denn solche Fehler einer Handschrift,

welche jedem kundigen Auge leicht einleuchten, sollte man immer ohne viel Aufhebens verbessern.

Wir verweilen aber hier mit Recht bei der wichtigsten Frage, welche diese beiden Sendschreiben erregen und auf deren Lösung auch der Vf. den größten Theil seines langen Vorwortes verwendet. Sind sie wirklich von dem bekannten römischen Clemens und damit aus der zweiten Hälfte oder dem Ende noch des ersten christlichen Jahrhunderts, so haben sie für die ganze Geschichte des Christenthumes und in gewisser Hinsicht auch noch für uns jetzt eine ganz andre Bedeutung, als wenn sie in späterer Zeit bloß unter seinem Namen geschrieben und verbreitet wurden. Herr Beelen strengt sich nun ungewöhnlich an, das hohe Alter und die Abkunft dieser Sendschreiben von dem Petrusschüler Clemens zu beweisen, ja er meint die festesten Beweise dafür gegeben und alle Zweifel dagegen beseitigt zu haben. Wir können dieses leider nicht finden, und halten es aus vielen Ursachen für zeitig, daß die Frage jetzt völlig entschieden werde.

Man kann dem Verf. zugeben, daß er viele einzelne Zweifel gegen die Echtheit der zwei Sendschreiben, welche der Holländer Venema und der Engländer Lardner vor hundert Jahren gegen Wetstein aufwarfen, nicht ganz unrichtig bekämpft habe. Das Syrische, in welchem sie sich jetzt allein erhalten haben, mag nicht ihre Ursprache sein: sie waren vielen Merkmalen zufolge anfangs griechisch geschrieben, wie man das von einem römischen Clemens, aber auch ebensowohl von einem seiner Nachahmer erwartet.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.
Den 13. September 1856.

Löwen

Schluß der Anzeige: »Sancti Patris Nostri Clementis Romani epistolae binae de virginitate, syriace, etc. edidit J. Th. Beelen.«

Ferner mögen Epiphanios und Hieronymus gegen das Ende des vierten Jahrh. n. Ch. diese Sendschreiben über die Jungfrauschaft als Clemensschriften schon gekannt haben: man kann dieses vollkommen einräumen, trotzdem daß Hieronymus in seinem Buche de viris illustribus sie noch nicht kennt. Allein damit ist die Echtheit derselben bei weitem noch nicht bewiesen: und der Verf. schlägt, um sie zu beweisen, überhaupt einen irreführenden Weg ein. Er sucht nämlich die Zweifel, welche aufgeworfen sind, den einen nach dem andern in langer Reihe zu widerlegen, und meint so zuletzt die Echtheit völlig sicher bewiesen zu haben. Allein weil er das Ganze, worauf es ankommt, nämlich den wahren geschichtlichen Gehalt und Inhalt der Sendschreiben ebenso wie ihre Haltung und Einkleidung zuvor gar nicht

richtig erkannt hat, auch wegen seiner römischen Voreingenommenheit nicht ruhig und erschöpfend erkennen kann, so meint er Alles gethan zu haben, wenn er die aufgeworfenen Zweifel mehr oder weniger glücklich bespricht, nicht bedenkend, daß die rechten Zweifel noch einen viel tieferen, ja einen ganz unausschöpfbaren Ort haben können.

Die Jungfrauschaft, von welcher die Sendschreiben handeln, ist mit einem andern Worte das ursprüngliche Mönchsleben beiderlei Geschlechter, wie es in der ältesten Kirche sich ausbildete zu einer Zeit wo es übrigens noch in seiner ersten Freiheit bestand. Diese Lebensart wird hier nicht sowohl empfohlen: denn sie bestand damals mit ausgebildeten Gewohnheiten und Satzungen längst; und schon hatte sich eine Gemeinde von Heiligen wiederum mitten in der großen Kirche gesondert mit eigenthümlichen Bestrebungen und Pflichten, Geschäften und Arbeiten. Insbesondre sind es hier die männlichen Heiligen, welche der wahre Verfasser der Sendschreiben im Auge hat: er ist wie einer aus ihrer Mitte, und redet zunächst nicht zu allen Christen, sondern zu diesen Heiligen allein. Sogleich zu Anfange S. 8 heißt es „auch jetzt noch laßt uns durch unsre guten Werke, wie sie in Wahrheit das Licht der Welt sind, diejenigen erleuchten, welche in Finsterniß sitzen . . . daß sie sehen unsre guten Werke und unsern himmlischen Vater loben" (denn so ist diese Stelle, welche der Herausgeber unrichtig versteht und sogar ohne alle wahre Ursache verbessern will, zu fassen); und dieselbe Haltung geht durch Alles hindurch, vgl. S. 40. 58. 62. 68. 70, auch 88 (wo der Herausgeber wiederum ganz ohne Noth die guten Worte verbessern will).

Allein dieser besondre Stand von Heiligen in

der Kirche bestand damals nicht bloß längst, es war auch schon ein arges sittliches Verderbniß in ihn eingedrungen: und dieses ist es offenbar erst, welches den wahren Verfasser zunächst zum Schreiben bewog. Die Mönche waren damals noch ohne Klöster und klösterliche Beschäftigungen: sie galten noch als die rechten Apostel ihrer Zeit, wo möglich stets reisend, um das Christenthum zu verbreiten, die zerstreuten Christen aufzusuchen, und ganz dem Apostel Paulus gemäß zu verfahren. Wie viel dazu das ehelose Leben nützen konnte, begreift man leicht: allein schon waren auch die Gefahren und Versuchungen, ja die schweren Vergehen, welche in ihm verborgen liegen können, bei sehr vielen ja wohl bei den meisten Gliedern dieses Standes völlig zum Ausbruche gekommen. Unenthaltsamkeit und Unkeuschheit war wenigstens in dem Lande, für welches diese Sendschreiben zunächst bestimmt wurden, an die Stelle der ursprünglichen Pflichten der „Heiligen" getreten, etwa so wie Chrysostomos über ähnliche schwere Entartungen auch bei den stehenden Geistlichen seiner Zeit klagt: und es läßt sich nicht verkennen, daß es eben das unerträgliche Uebermaß solcher Entartungen war, welches einen ernsteren Mann aus ihrer Mitte zum Abfassen dieser Sendschreiben trieb. Er spricht im ersten der beiden Sendschreiben mehr im Allgemeinen über die rechten Pflichten der „Heiligen" und über diese Vergehen, und versucht dann im zweiten bestimmtere Vorschriften und Rathschläge zu ihrer Vermeidung zu geben: dieses ist wenigstens die deutlichste Ursache, welche den Verfasser bewog, seinen Stoff in zwei übrigens genau zusammenhangende Sendschreiben zu zertheilen, ein Gegenstand, worüber Herr Beelen gar keine Be-

trachtung anstellt; und man muß sagen, daß die beiden Sendschreiben so, ihrem Stoffe und der Vertheilung desselben nach betrachtet, ein gut in sich geschlossenes Ganzes bilden. Hatte nun ein Einzelner aus der Mitte dieser „Heiligen", wie sie hier gewöhnlich genannt werden, seinem eignen Namen nach nicht Gewicht genug auf so schwere Verderbnisse bessernd einzuwirken, oder fühlte sich wenigstens unser wahre Verfasser selbst dazu zu schwach, so erklärt es sich unschwer wie er seine zwei Sendschreiben einem solchen apostolischen Manne wie dem römischen Clemens in die Feder legen mochte; nach einem halb künstlerischen, halb kirchlichen Verfahren, welches sich in ähnlichen Zuständen der alten Kirche oft wiederholt hat und wovon der vorliegende Fall keineswegs das einzige stärkere Beispiel gibt.

Diese zwei Sendschreiben behalten so ganz die Bedeutung, welche sie haben, zumal auch für die Geschichte der alten Kirche; und können, auf ihr rechtes Zeitalter zurückgeführt, sehr wohl auch als eine zuverlässige und reichhaltige Quelle für die Geschichte jener Zeit benutzt werden. Wir würden sie etwa in die letzte Hälfte des dritten oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts setzen, als das Christenthum in vielen Ländern schon sehr herrschend geworden war, sich bereits einer sehr langen Entwickelung erfreute, auch in einen Zustand verhältnißmäßig größerer Ruhe und Sicherheit gekommen, und theilweise zwar schon viel entartet war, aber von seinen ursprünglichen Sitten und Einrichtungen auch noch sehr Vieles ziemlich treu beibehalten hatte. Denn es ist sehr lehrreich zu sehen, wie hier noch von den Heilungen der Dämonischen, von Exorkismen, den nächtlichen Liebesmahlen, dem Kusse der Gläubigen

und andern solchen Sitten der ältesten Christen die Rede ist. Und entstammen die Sendschreiben dieser Zeit, so erklärt sich auch, wie sie gegen hundert Jahre später von einem Epiphanios oder Hieronymus bereits für alte Werke von Clemens selbst gehalten werden konnten. Immer aber liegt der beträchtliche Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten zwischen dem römischen Clemens und diesen in seinem Namen in Umlauf gesetzten ziemlich langen Sendschreiben: und es versteht sich von selbst, daß man einen solchen Zwischenraum auch bei der richtigen Benutzung der Quellen der ältesten Kirchengeschichte nicht übersehen darf. Namentlich haben unsre zwei Sendschreiben, richtig ihrem Zeitalter nach verstanden, eine große Bedeutung für die Geschichte der allmählichen Ausbildung und des ganzen Wesens des Mönchlebens in der Menschheit, eine Erscheinung worauf man gerade in der neuesten Zeit wieder sehr wohl zu achten hat.

Sollte man sich nun aber mit Hn Beelen einbilden wollen, die Sendschreiben seien wirklich von dem römischen Clemens im ersten christlichen Jahrh. verfaßt und in die Welt geworfen, so würde man auf hundert unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen. Wir wollen hier nur eine berühren. Schreibt Jemand aus seiner Zeit heraus in die Welt im eignen Namen über eine wichtige Angelegenheit dieser seiner Zeit, so wird er es só thun, daß man sogleich merkt, daß ihn wirklich eine starke Veranlassung seiner Zeit trieb, sich mit seinem eignen Thun dabei zu betheiligen; und er wird diese zu verhehlen weder einen Grund haben, noch einen Wunsch. So nun lassen sich die Zeitveranlassungen, aus welchen die vielen echten uns erhaltenen christlichen Sendschreiben des ersten Jahrh. hervorgingen, stets aus ihnen selbst leicht erkennen; wie

es denn das Siegel der Echtheit ist, ob man bei einem Sendschreiben der Art eine klare Veranlassung zu ihm leicht entdecken kann oder nicht. Auch der sogenannte erste Brief des römischen Clemens an die Korinthier, die einzige wirklich echte Schrift von ihm, welche sich erhalten hat (denn wir halten die Zweifel einiger Neueren auch an ihrer Echtheit für grundlos), trägt dieses untrügliche innere Merkmal seiner Echtheit an sich. Auch lebten ja die frühesten Christen und Christengemeinden in einer solchen Noth und Enge der Zeiten und unter so vielen tausend unvorhergesehenen Gefahren, daß sie wahrlich stets nur aus den unmittelbarsten Antrieben und Nothwendigkeiten ihrer nächsten Umgebung heraus schrieben und man jeder echten Schrift die Wehen und Aengste ihrer Geburtsstunde leicht anmerken kann. Was aber den römischen Clemens getrieben und bewogen habe diese zwei Sendschreiben zu verfassen, merkt man ihnen nicht entfernt an: vielleicht hätte ihr wahrer Verfasser, wenn er es darauf angelegt hätte, eine mögliche Veranlassung zu solchen Sendschreiben in dem wirklichen Leben des Clemens künstlich aufsuchen und künstlich ausführen können, so daß wenigstens der äußere Schein stärker blendete; aber auch das hat er hier entweder nicht versucht oder von vorne an verschmähet; und desto mehr ist der wahre Ursprung dieser Sendschreiben von jedem unbefangenen Auge, welches sich darum bemühen will, noch leicht wiederzufinden. Zwar sind, wie oben gezeigt, auch diese Sendschreiben aus einer wirklichen Nothwendigkeit der wahren Zeit ihres Ursprunges hervorgegangen, und diese läßt sich in ihnen, sobald man näher aufmerkt, noch sehr wohl wiedererkennen: aber der römische Clemens selbst steht damit in gar keinem Zusammenhange, wird auch weder seinem besondern Le-

den und Stande noch der ganzen Darstellung der Sendschreiben nach damit in irgend einen Zusammenhang gebracht. Nur als einer der angesehensten ältesten Christen und Apostelschüler war er dem wirklichen Verfasser bekannt: so aber konnte ihn auch der Verfasser bei den Lesern dieser Sendschreiben, welche er bei ihrer Abfassung vor Augen hatte, ohne alles Bedenken voraussetzen.

Wir müssen daher, um die Abfassung dieser zwei Sendschreiben im Namen des römischen Clemens vollständig zu begreifen, schließlich noch wie auf den ganzen Zustand des schriftstellerischen Wesens und Bedürfnisses der ältesten Christen, so insbesondre auf alle die vielen übrigen Schriften achten, welche einst als Werke dieses Römers verbreitet waren und die wir in den neueren Zeiten allmählich wieder besser übersehen können. Herr Beelen in Löwen, in dem einseitigen Eifer bloß diese Sendschreiben über die Jungfrauschaft als unzweifelhaft echt zu erweisen, läßt sich auf dieses ganze Gebiet weiterer Erforschung und Erkenntniß nicht ein, ja er erwähnt es nicht einmal mit einem Worte, als ob es gar nicht da sei und keine Beachtung verdiene. Allein es ist da, und verdient nach allen Seiten hin aufs höchste unsre Beachtung, namentlich auch was die Frage über die Echtheit der vorliegenden zwei Sendschreiben betrifft. Noch hat man zwar überhaupt in neuern Zeiten den ganzen Umfang und die volle Bedeutung des Clemensschriftenthums nicht gehörig beachtet, obgleich schon längst so viele einzelne sehr wichtige Glieder desselben gedruckt zu Jedermanns Benutzung frei standen. Man kannte schon längst außer den zwei im Alexandrinischen Codex des N. Ts griechisch erhaltenen Sendschreiben an die Korinthier, von welchen das erstere sich vor jedem gesunden Auge immer als echt ausweisen wird.

die sogenannten Clementinischen Homilien und Recognitionen, und wußte, daß auch die Constitutiones Apostolicae und Canones mit diesem berühmtesten der ältesten römischen Christen in eine engere Verbindung gebracht werden, daß manche KVV. ihm eine Menge Briefe zuschreiben u. s. w. Aber vieles dahin Gehörige liegt noch in Handschriften verborgen, auch in syrischen, äthiopischen und andern solchen bis jetzt nur von sehr wenigen Gelehrten unter uns richtig zu würdigenden und zu benutzenden Handschriften; sowie der Unterz. bereits vor länger als zehn Jahren auf äthiopische Handschriften dieser Art öffentlich hinwies und ihren Inhalt kurz beschrieb. Man sieht also, daß es einst innerhalb der christlichen Kirche ein ungemein weites und fruchtbares Feld des auf diesen römischen Clemens zurückgehenden Schriftthumes gab: und es würde für viele Zwecke höchst lehrreich sein dieses einmal vollständig zu erforschen und ganz sicher wiederzuerkennen. Für die Frage über die Abstammung und das Zeitalter unsrer zwei Sendschreiben über die Jungfrauschaft ist es nun aber völlig unerläßlich auf diesen ganzen Umfang und den wahren Zweck der vielen Clemensschriften hinzublicken. Denn daß die Homilien und Constitutionen nicht wirklich von Clemens geschrieben sein können, ist schon leichter zu sehen; und selbst Hr Beelen, obgleich er darüber sich nicht äußert, wird schwerlich sie für von Clemens' Hand geschrieben erachten, wiewohl namentlich die Constitutionen darauf Anspruch machen. Bei unsern zwei Sendschreiben liegt nun zwar allerdings die bloß künstliche Annahme ihrer wirklichen Abstammung von dem großen Römer nicht so leicht greifbar vor den Augen. Dennoch aber wird jedes geübtere Auge finden, daß sie gerade mit den Canones und Constitutiones Apo-

stolicae in einem näheren Zusammenhange stehen und im Grunde denselben Zweck verfolgen, welcher diesen vorschwebt. Auch sie suchen das Gesetzliche in der Kirche festzustellen, gewissen schweren Mißbräuchen entgegenzuwirken, und die ursprüngliche apostolische Lauterkeit und Heiligkeit in Zeiten zu behaupten, welche schon sehr an andern gefährlichen Lebensrichtungen litten. Auch sie versuchen so gute und nothwendige Zwecke nicht durch die nächsten und durch offene Mittel zu erreichen, sondern flüchten sich in den Geist, ja in das Wort und die äußere Haltung der Apostel oder apostolischen Männer. Und war einmal durch solche Schriften wie diese zwei Sendschreiben die Bahn dem berühmtesten römischen Petrusschüler solche Schriften beizulegen gebrochen, so konnte man darin wiederum später leicht weiter fortschreiten; und der Anfang zu dem ganzen einst so beliebten und so umfassenden Clemensschriftthume war damit gegeben, wie wir hier nur in der Kürze andeuten können.

Wie war es möglich, daß einst in der christlichen Kirche diese und ähnliche Arten von Afterschriftthum ziemlich früh und dann bis tief in das Mittelalter hinein so ungestört und so fruchtbar sich ausbildete, daß solche Schriften in so reicher Zahl entstanden und wenigstens theilweise eine Zeitlang so gern gelesen wurden, auch zum Theil so große Wirkungen und Erfolge hervorbrachten? Man sollte diese Frage einmal im Großen richtig aufwerfen und genügend beantworten. Die Erscheinung gehört einmal mit zu der Geschichte des Christenthumes, wenigstens bis auf eine gewisse Frist in seiner Entwickelung in der Welt; und sie ist, näher betrachtet, für jene Jahrhunderte nicht so bedenklich oder gefährlich, als sie uns leicht scheint und als sie heute, wollte

sie sich ernstlich wiederholen, für uns unstreitig sein würde. Aber das allem Afterschriftthume anklebende Wesen hat auch sie nicht vermeiden können; und auch, um die nicht so entstandenen christlichen Schriften desto sicherer zu erkennen und desto richtiger zu schätzen, sollte man diese Untersuchungen sowohl im Einzelnen als im Ganzen genau verfolgen.

Hr Beelen hat freilich von alle dem keine Begriffe. Ihm ist es hinreichend, ja allein anziehend in diesen zwei Sendschreiben, als wären sie wirklich von dem römischen Clemens und noch aus der Zeit eines Apostels Johannes oder gar Paulus und Petrus, so schöne Bestätigungen für das heutige Mönchswesen, für die Marienverehrung, und für andre solche heute beliebte Verirrungen zu finden. Aber weil er die syrischen Schriften weder ihren Worten nach treu und sicher genug noch ihrer geschichtlichen Bedeutung nach unbefangen genug versteht, so übertreibt er sogar ihren Gebrauch für solche heutige Zwecke, bildet sich ein, sie stimmten ganz mit den Decreten des Tridenter Concils und andern solchen späten Ansichten oder Einrichtungen überein, und meint in ihnen eine starke Stütze für diese zu finden. Auch ein großer Theil seiner Anmerkungen drehet sich um solche Gedanken und Bestrebungen. Allein so wenig diese Sendschreiben von dem römischen Clemens wirklich abstammen, und so sehr schon dadurch den eigenthümlichsten Bemühungen ihres neuen Herausgebers die Spitze abgebrochen ist, so müssen wir doch sagen, daß sie von den Decreten eines Tridenter Concils oder gar den neuesten Ansichten und Bestrebungen der römischen Kirche noch sehr weit abstehen und es nie gelingen wird diese durch jene zu stützen. Sehen wir hier auf die große Hauptsache, welche

die Sendschreiben enthalten, das Mönchsleben: so finden wir zwar, daß dieses hier seinem Antriebe und seinem Zwecke nach sehr gelobt oder vielmehr, wie es damals sich ausgebildet hatte, als ein gutes Werkzeug zur Verbreitung des Christenthumes betrachtet und einfach festgehalten wird. Allein von der einen Seite war jenes Mönchsthum doch bei weitem noch nicht das was es später wurde, sondern gegen dieses gehalten, noch ziemlich unschuldig, etwa mit dem ehelosen Leben unsrer jetzigen Candidaten zu vergleichen, nur daß bei diesen aller Zwang hinwegfällt. Von der andern sehen wir, wenn wir uns nicht selbst die Augen zubinden wollen, sogar in jenen frühesten Anfängen des noch unausgebildeten Mönchslebens die sittlichen Gefahren, welche mit ihm überhaupt verknüpft sind, schon so abschreckend hervortreten, auch in unsern Sendschreiben so wenig absichtlich verhüllt, daß wir in ihnen unmöglich eine Empfehlung desselben finden können; zumal sich keineswegs sagen läßt, daß diese Gefahren seitdem bis jetzt schwächer geworden seien. Was aber sonst heutige Sitten betrifft, so findet höchstens die ausschweifende Marienverehrung so wie sie heute dort sogar vorgeschrieben ist, in vielen Stellen dieser zwei Sendschreiben einige Stütze: allein eine Schrift, welche frühestens aus der Mitte des dritten Jahrh. nach Ch. abstammt, kann gegen die viel früheren und zuverlässigeren Zeugnisse sogar in dieser Sache nichts beweisen.

Wir übergehen viele andre Gründe für die richtige Ansicht über das Zeitalter dieser Schrift, welche sich noch geben ließen: denn wo einmal die richtige Ansicht durch die stärksten Gründe festgestellt ist, da ergeben sich leicht noch viele andre zur weiteren Bestätigung. — Die in der Aufschrift des Werkes erwähnten syrischen „Bruchstücke exe-

getischen Inhaltes" finden sich S. 296—312 mit einer nicht sehr treuen lateinischen Uebersetzung abgedruckt. Es sind Bemerkungen über die neutestamentlichen Bücher, wie man sie etwa im spätern Mittelalter in Syrien machen konnte, ohne irgend ein bedeutendes Gewicht für die Sachen selbst, meist auf bloße spätere Vermuthungen und Vorstellungen sich stützend: doch mag man sie immer mit einigem Nutzen lesen, und wir wollen es keineswegs tadeln, daß der Herausgeber sie bei dieser Gelegenheit veröffentlicht hat. Das für uns Denkwürdigste davon ist wohl nur, daß nach S. 301 gewisse syrische Gelehrten noch in diesen spätmittelalterlichen Zeiten an der Echtheit der drei sogen. katholischen Briefe des N. Ts, jedoch wie sogleich hinzugesetzt wird, ohne alle Wahrscheinlichkeit zweifelten. Die syrische Kirche hat bekanntlich seit alten Zeiten immer nur drei der sogen. katholischen Briefe des N. Ts als echt anerkannt, den Jacobsbrief, den ersten Petrus- und den ersten Johannesbrief, die vier übrigen aber nicht mit in den Kanon aufgenommen. Auch jene drei wurden nun ihrer Echtheit nach von „Einigen" deshalb bezweifelt „weil sie nicht an eine bestimmte Person oder Gemeinde geschrieben seien." Man sieht also wie leicht auch grundlose Zweifel in solchen Zeiten aufkommen, wo die großen allgemeinen Wahrheiten wenig oder gar nicht untersucht werden. Weil die 14 Paulusbriefe, denn so viele zählte die syrische Kirche beständig, sämmtlich an bestimmte Personen und Gemeinden gerichtet sind und man sie zum alleinigen Vorbilde nahm, sollten auch die andern NTlichen Briefe an solche gerichtet oder unecht sein: ein solcher bodenloser Grund genügte damals Manchen an der Echtheit jener drei Briefe zu zweifeln; sowie überhaupt in Zeiten, wo aller Zweifel scheinbar

ruhet, die Zweifelsucht selbst vielmehr die gefährlichsten Fortschritte macht. Gegen diesen Zweifel wird nun dort bemerkt, Eusebios bestätige die Abkunft der drei Briefe von den drei Aposteln: als ob dieser Grund allein zur Zerstreuung solcher Zweifel schon hinreichte! Der Herausgeber selbst fügt diesen Beispielen syrischer Gelehrsamkeit im Mittelalter fast gar keine eigne Bemerkung bei, obgleich solche mittelaltrige Gelehrsamkeit uns fast nur noch geschichtlich lehrreich ist und daher stets mit kurzen Erörterungen begleitet werden sollte.

H. E.

Wien

in Commission bei W. Braumüller 1856. Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen mit einer literarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien. Von Ferdinand Wolf, wirklichem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 154 S. in gr. Oct.

Der um die romanischen Litteraturen so hochverdiente Gelehrte hat uns, nachdem eben erst seine vortreffliche Sammlung der spanischen Volksromanzen, die **Primavera y Flor de Romances**, erschienen ist, in der vorliegenden, aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckten Schrift schon wieder eine neue interessante Gabe seiner unermüdlichen wissenschaftlichen Thätigkeit dargebracht. Es wird uns hier ein Blick in bis dahin in Deutschland fast ganz unbekannte litterarische Gebiete eröffnet. Freilich sind diese terrae incognitae überhaupt noch nicht lange entdeckt worden. Die catalanischen Romanzen, über die Hr Wolf hier Bericht erstattet und von denen er Proben in deutscher Uebersetzung gibt, erschienen erst 1853 in dem Werke des Professors zu Barcelona, Don Manuel Milá y Fontanals »**Observaciones sobre la poesia popular, con muestras de roman-**

ces catalanes inéditos (Barcelona in 4)«. Seine portugieſiſchen Proben dagegen hat Hr W. aus Almeida Garrett's Romanceiro geſchöpft, Bd 2 u. 3, welche i. J. 1851 zu Liſſabon erſchienen. Wie uns die litteraturgeſchichtliche Einleitung der Schrift unterrichtet, ſind Milá und Garrett die Erſten, welche in ihren betreffenden Heimathländern, jener in Catalonien, dieſer in Portugal, die unter den Gebildeten ganz verſchollene Volkspoeſie in ihrer letzten Zufluchtsſtätte, dem Gedächtniß des Volkes ſelbſt aufſuchten. Mit glücklichem Erfolg forſchten ſie insbeſondre in den Mägde- und Kinderſtuben nach den alten Liedern; manche wurden auch von fahrenden Sängerinnen erlauſcht. Garrett wurde allerdings auch durch ältere Aufzeichnungen, die ſich zufällig auf den leeren Blättern eines gedruckten Buches fanden, in ſeinem patriotiſchen Streben gefördert. — Leider wurde dieſer verdienſtvolle Gelehrte, der keines geringern Rufes ſich auch als Dichter und Staatsmann erfreute, in der Herausgabe ſeines Romanceiro durch den Tod unterbrochen; von fünf Büchern, in die das Ganze zerfallen ſollte, ſind nur zwei (in 3 Bänden) erſchienen, und auch von dieſen enthält nur das zweite Buch wirkliche Volksromanzen; und zwar die Ritter- und ſagenhaften Romanzen, das erſte hingegen umfaßt bloß poetiſche Bearbeitungen von Volksſagen durch Garrett ſelbſt — welche nach dem Muſter von Walter Scott's Lays verfaßt, dem Dichter auch die erſte Anregung zur Sammlung der Volksromanzen ſelbſt gaben. Dreiunddreißig von dieſen ſind es, die Garrett in dem oben erwähnten Werke veröffentlicht hat; faſt die Hälfte, funfzehn nämlich, gibt uns nun Wolf hier in deutſcher Ueberſetzung. Sie ſind ſämmtlich in dem bekannten ſpaniſchen Volksromanzen-Metrum, dem achtſilbigen Verſe geſchrieben; der Reim, in der Regel bloße Aſſonanz, iſt auch gewöhnlich ein durchlaufender, doch findet ſich in drei der Proben auch ein Aſſonanzwechſel: wie Hr

W. an den betreffenden Stellen anmerkt. Wie schon diese formelle Identität zeigt, es hat sich die portugiesische Romanzenpoesie durchaus unter dem Einfluß der castilischen entwickelt; damit wollen wir nicht bestreiten, daß ihr auch ein indigenes episches Volkslied, das wegen der Nationalverwandtschaft der Portugiesen mit den Spaniern der primitiven castilischen Romanze ähnlich genug gewesen sein mag, zu Grunde lag: aber sogleich in dem ersten Stadium der Entwicklung wird die castilische Dichtung maßgebendes Muster gewesen sein. Denn nur mit ihrer Hülfe hat sich überall die portugiesische Nationallitteratur entwickelt. Viele castilische Romanzen gingen auch geradezu in das Portugiesische über, andre lieferten den portugiesischen Volkssängern wenigstens die Stoffe. Ueberhaupt verbreiteten sich manche dieser Lieder nach allen Richtungen der Halbinsel: so ist es interessant zu bemerken, daß auch von einigen der hier mitgetheilten Proben, nicht bloß castilische, sondern auch catalanische Versionen — die letztern durch H. Milá veröffentlicht — existiren. Die Mehrzahl der von H. Wolf übersetzten port. Romanzen gehören in Betreff poetischer Schönheit zu den vorzüglichsten ihrer Gattung; eigenthümlich ist ihnen eine gewisse melancholisch düstere Färbung, der wir in den castilischen Romanzen nur selten begegnet sind; in einzelnen treffen wir sogar auf ganz nordische Spukgestalten. —

Einen offenbar andern Charakter haben die catalanischen Romanzen, welche Hr Wolf aus Milá's Sammlung übersetzt mittheilt. Es sind neunundzwanzig. Sie sind weit lichter gehalten, selbst wo sie tragische Stoffe behandeln. Uebrigens sind sie rücksichtlich des Gegenstands, wie der Behandlung sehr mannichfacher Natur. Hr Wolf hat sie, dem spanischen Herausgeber folgend, in vier verschiedne Rubriken geordnet, nämlich „Romantische", „Legendenartige", „Historische" und „Genreartige". Die romantischen sind sagen- und märchenhafte, die genreartigen geben Bilder aus einer Wirklichkeit, die wir uns noch gegenwärtig denken können: wie sie denn auch aus neuerer Zeit stammen. Der historischen sind wenige, und die meisten davon verdienen kaum diese Bezeichnung, denn sie sind wenn nicht sagenhafter, doch novellistischer Natur. Fast alle die mitgetheilten catalan. Romanzen tragen das Gepräge der Volksthümlichkeit in sehr bedeutender und in einer weit stärkeren Weise als die vorliegenden portugiesischen, wohingegen sie selten so vollendet in der Ausfüh-

rung sind. Dieses starke volksthümliche Gepräge beweist schon für die Ursprünglichkeit, denn dasselbe ist der nachbildenden oder übertragenden Volkspoesie natürlich in geringerem Grade eigen. Daß die castilische Romanzendichtung sich auch in Catalonien eingebürgert, auf die indigene catalanische von mannichfachem Einfluß gewesen ist, ja die letztere sogar von dem historisch-epischen Gebiet ganz und gar verdrängte, ist nicht zu leugnen: aber es erhielten sich hier doch noch eine Anzahl solcher Volkslieder, welche ganz frei von fremder Einmischung, dieser besondern pyrenäischen Landschaft ganz eigenthümlich zugehörige Producte sind; ja dergleichen hat selbst noch die neuere Zeit hervorgebracht. Keine geringe Zahl der vorliegenden Proben gehören zu diesen rein catalanischen Schöpfungen. Vornehmlich sind hierzu diejenigen zu rechnen, die nicht in dem castilischen Romanzenvers verfaßt sind, sondern in zehn- und zwölfsilbigen zweitheiligen Langzeilen, welche, wie Hr W. scharfsinnig beobachtet hat, ihre Abstammung von den ältesten romanischen, namentlich französischen Versmaßen offen documentiren. Für die Geschichte der Metrik sind sie interessante Urkunden.

Die Uebersetzung ist, nach einzelnen unter dem Text abgedruckten Originalstellen zu urtheilen, eine sehr getreue; bis auf den Reim hat Hr Wolf das Metrum soweit dies die Natur unsrer Sprache verstattet, wiederzugeben versucht: die Anfänge der Romanzen sind im Original auch in den Anmerkungen gegeben. Die Uebersetzungen machen so erklärt Hr W., durchaus keinen Anspruch für eigentlich dichterische zu gelten; der Vf. ist zufrieden, wenn sie nur die Schönheiten der Originale so wenig verdunkelt haben, daß sie wirkliche Dichter zum Nachdichten anregen könnten. Dieses Ziel hat der Verf. in vollem Maße erreicht: im Interesse der Wissenschaft sind wir ihm sogar dankbar, sich ein anderes nicht gesteckt zu haben; gerade bei den Uebertragungen der Volkspoesie ist es zu schwierig einen vollkommen poetischen Ausdruck überall mit der Treue der Wiedergabe zu vereinigen. — Noch eine interessante Zugabe des reichhaltigen Schriftchens sind neun catalan. Kindermährchen, die Hr W. aus dem angeführten Werke Milá's übersetzt, seinen Romanzenproben vorausgesendet hat. Sie sind zum Theil sehr poetisch, und haben noch ein besonderes litterarisches Interesse durch ihre Verwandtschaft mit den deutschen Mährchen, wie wir denn unter anderm hier unser „Aschenbrödel" u. „Schneewittchen" in catalonischen Costümen wiederfinden.

Marburg. A. Ebert.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

148. Stück.

Den 15. September 1856.

London

Longman 1854. Litterary remains of Henry Fynes Clinton consisting of an autobiography and literary journal and brief essays on theological subjects edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton. VIII u. 387 S. in Octav.

Clinton's Fasti gehören zu dem unentbehrlichen Hausgeräthe der klaſſiſchen Philologie und ſchon deshalb muß der von dem Bruder herausgegebene Nachlaß des berühmten Chronologen auch für das deutſche Publicum von Intereſſe ſein. Er enthält eine von dem Verſtorbenen ſelbſt abgefaßte Darſtellung ſeines Lebens, welche 1818 geſchrieben worden iſt. Daran ſchließt ſich, von dem folgenden Jahre anhebend, ein Tagebuch, welches 35 Jahre hindurch ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, zugleich aber auch alle wichtigeren Ereigniſſe ſeines innern und äußern Lebens verzeichnet. Das Tagebuch erinnert in ſeiner ganzen Weiſe an die 1850 von Ruſſel herausgegebenen Ephemerides Is. Casauboni; Clintons Aufzeichnungen

sind zwar meist englisch niedergeschrieben, aber häufig mit lateinischen Stellen und wie bei Casaubonus auch mit griechischen Sätzen untermischt. Nun sind freilich die Memoiren des Letzteren, wie sich erwarten läßt, ungleich inhaltsreicher, in dem Maße, wie er selbst nach allen Seiten hin wirksamer in die Wissenschaft eingegriffen und in wichtigeren Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen und der ganzen Bewegung seiner Zeit gestanden hat. Gemeinsam aber ist den beiden in England herausgegebenen philologischen Tagebüchern der bewundernswürdige Fleiß, von dem sie zeugen, die Einfalt des Herzens, die Demuth der Gesinnung, welche sich in einer Reihe von Selbstbekenntnissen abspiegelt, das Seufzen einer von den irdischen Dingen unbefriedigten Seele, das unablässige Ringen nach neuen, höheren Zielen, die Strenge gegen die eigenen Schwächen, die festbegründete Harmonie des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Strebens. »O beatos qui pietatem cum litteris coniunxerunt«. Dies kann wie bei Casaubonus, so auch bei Clinton als Wahlspruch seines ganzen Lebens betrachtet werden.

Clinton war nichts weniger als ein origineller Kopf. Es war nicht seine Sache, durch wesentlich neue Gesichtspunkte die Alterthumswissenschaft zu bereichern. Dazu ist er selbst des großen Stoffs nie genugsam Herr geworden. Aber die Masse desselben im ganzen Umfange zu bewältigen hat er mit unermüdlichem Eifer angestrebt und aus diesem Streben, das ursprünglich nur seiner eigenen Belehrung galt, sind die großen chronologischen Arbeiten hervorgegangen, welche den Ruhm seines Namens begründet haben. Ihr besonderes Verdienst liegt in dem umfassenden Gesichtspunkte, nach welchem die Ereignisse der äußern Geschichte

und die Stadien der litterarisch-künstlerischen Entwickelung neben einander in bequemer Synopsis zur Anschauung gebracht werden; ferner in der sorgfältigen Begründung aller Angaben aus den Quellenschriftstellern; die selbständigste Arbeit aber steckt in den Excursen, namentlich in den Abhandlungen über das muthmaßliche Verhältniß der Einwohnerzahl zu dem Flächeninhalte der griechischen Landschaften; es sind wichtige Versuche, eine Statistik der bekannteren Staaten des Alterthums zu begründen.

Henry Fynes Clinton, 1781 geboren, gehörte einem alten Geschlechte an, dessen Mitglieder mehrfach in der Geschichte Englands genannt werden. Er stammte in gerader Linie von Henry, dem zweiten Earl of Lincoln († 1616), und zwar aus dessen zweiter Ehe (mit der Tochter des Sir Richard Morrison, der Wittwe von Lord Norreys), während aus der ersten Ehe die jetzigen Earls of Lincoln und Dukes of Newcastle stammen. Der Enkel des zweiten Earl of Lincoln, Norreys Fynes, diente als junger Mann unter Carl I.; er wurde gefangen und wurde schon entkleidet, um als Spion auf dem Markte von Northampton gehängt zu werden. Nur die im Parlamentsheere herrschende Sitte, vor den Hinrichtungen Psalme zu singen, verzögerte sein Ende so lange, daß noch im letzten Momente eine Auswechslung von Gefangenen zu Stande kam, die sein Leben rettete.

Sehr verschieden von dem bewegten Leben der Ahnen haben sich die jüngeren Generationen geistlichen und litterarischen Neigungen zugewandt. Clinton's Vater war Geistlicher; ein Mann von großer Bescheidenheit und unscheinbarer, aber segensreicher Thätigkeit. Als bestes Erbtheil bezeichnet der Sohn S. 337 τὸ μὴ περὶ ἑαυτοῦ

λέγειν.« Von Haus aus lebhaft angeregt für alte Litteratur und Geschichte, von einem gleichmäßigen Interesse für klassische Philologie und Theologie beseelt, kam Clinton 1799 nach Oxford. Mitford's Geschichte von Griechenland, die eben veröffentlicht war, Johnson's »Lives of the Poets« und andere Werke, die ihm nun zugänglich wurden, bekräftigten ihn in seiner Liebhaberei und er begann sofort auf der Universität, sich eine möglichst vollständige Sammlung, namentlich der griechischen Schriftsteller anzulegen. Charakteristisch ist dabei sein heiliger Eifer für reine Texte der Klassiker. In dem Brunk'schen Sophokles und Aristophanes, im Musgrave'schen Euripides wurde die lateinische Uebersetzung unerbittlich zerstört. Clinton ging dabei von dem Grundsatze aus, daß alle Ausgaben, welche darauf ausgingen, die eigene Anstrengung des Schülers abzukürzen und ihm einen Theil derselben abzunehmen, für seine sittliche und wissenschaftliche Ausbildung verderblich wären, und dieser Grundsatz, auf dem Clinton's pedantischer Eifer beruhte, sollte wahrlich in unsern Tagen nicht so außer Augen gesetzt werden, wie es immer mehr geschieht. Es taugt nicht, wenn der Schüler, ehe er noch die Textesworte gründlich gelesen hat, mit seinem Auge schon unter dem Texte ist, um dort nach einer Erleichterung des Verständnisses zu suchen. Er soll nur das lautere Wort der Alten sich gegenüber haben und neben sich Grammatik und Lexikon und, wo seine Anstrengungen nicht genügen, den Schlüssel des Verständnisses vom Lehrer empfangen.

Clinton war entschlossen sich in Oxford ganz dem akademischen Leben hinzugeben, zu dem die innerste Neigung ihn bestimmte. Diese Absicht wurde durch einen Verwandten mütterlicher Seite

gekreuzt, welcher ihn zum Erben ſeiner Beſitzungen einſetzte, aber unter der Bedingung, daß er auf den Gütern leben und zu praktiſcher Thätigkeit ſich ausbilden ſollte. Mit ſchwerem Herzen gab Clinton nach; auch fehlte ihm nicht die Gelegenheit, in das öffentliche Leben einzutreten. 1806 wurde er auf Verwendung ſeines Verwandten des Duke of Newcaſtle Mitglied des Unterhauſes für Aldborough. Niemals iſt Jemandem Reichthum und Ehre ungeſuchter und unerwarteter zugefallen als unſerm Clinton. Aus dem Stillleben von Oxford, wo er ſich heimiſch fühlte, herausgeriſſen, mußte er ſich nun mit raſchem Entſchluſſe auf ganz andere Fächer verlegen, auf hiſtoriſch-politiſche Studien; die Geſchichte Englands ſeit der Revolution, Smith's »Wealth of Nations« waren jetzt die Bücher, vor denen Sophokles und Thucydides den Platz räumen mußten, und die Karten von Indien wurden aufgerollt, um an den Debatten über Oude Antheil nehmen zu können. In allen Lebensabſchnitten machte Clinton, wie ein guter Haushalter am Ende eines Geſchäftsjahrs, ſeinen genauen Rechnungsabſchluß über das was er an Kenntniſſen erworben habe. »At the time of my leaving Oxford I possessed the following writers: Homer verses 27,000, Pindar 5560 ꝛc., im Ganzen 5323 Seiten. I forbear, ſetzt er gewiſſenhaft hinzu, to add Herodotus, Polybii lib. I, II. Dionysii Hal. Opp. critica, because there were works, which, though I often inspected, I did not accurately study. Clinton nahm nämlich eine Normalſeite von 1002 Buchſtaben an, und berechnete darnach den Herodot z. B. auf 980, Demoſthenes auf 1327, Plato auf 2511 Seiten. Es iſt S. 103 ff. eine ziemlich vollſtändige Liſte der nam-

hafteren Autoren, Griechen wie Römer, mit Angabe ihrer Seitenzahl mitgetheilt. Diese mühseligen Rechnungen hatte er angestellt, um sich die Lectüre genau einzutheilen und eine förmliche Buchführung über jede Erweiterung seines litterarischen Besitzes anstellen zu können. Eine solche methodische Art des Arbeitens war natürlich nur bei völliger Muße und Unabhängigkeit möglich.

Die nächsten Jahre blieben seine Arbeiten unterbrochen; es ist aber wahrscheinlich, daß die historischen und statistischen Studien auf dem Gebiete der neuern Staatengeschichte ihm für seine philologischen Arbeiten zu Gute kamen und ihm praktische und fruchtbare Gesichtspunkte darboten, wie er sie namentlich in den Excursen des 2ten Bandes der Fasti Hellenici ausgeführt hat.

1809 verheirathete er sich, ward aber schon im folgenden Jahre Wittwer. Der Schmerz über seine Vereinsamung trieb ihn, Trost und Zerstreuung in der Wissenschaft zu suchen. Er datirte später vom 7. April 1810 seine Rückkehr zu der klassischen Litteratur. Nachdem er 1811 der Erbe seines mütterlichen Verwandten, des Isaak Gardiner, geworden war, verheirathete er sich 1812 von Neuem und kaufte sich dann in Welwyn an, dem früheren Wohnsitze des Dichters Young. Dies blieb nun 14 bis 15 Jahre hindurch seine eigentliche Heimath; hier nahm er in großartigem Maßstabe das Studium der Alten, im ganzen Umfange der älteren und späteren Litteratur, wieder auf. Trotz seiner vielen und glänzenden Verbindungen, seiner öffentlichen Stellung, seines Wohlstandes ist es doch immer der Genuß der ungestörten Muße im Kreise seiner Familie, wofür er Gott als für die größte aller Wohlthaten dankt. So wie Störungen eintreten, erkennt man im Tagebuche die

deutlichen Spuren körperlicher und geiſtiger Verſtimmung. Anhaltendes Studium erkannte er als unentbehrlich »for the health of his faculties.«

Sein Patron, der Duke of Newcaſtle (the chief of the Clintons), wollte gern höher hinaus mit ihm; er ſuchte ihn zu bereden, in Angelegenheit der öffentlichen Finanzen, worin er ihm ein Urtheil zutraute, als Redner im Unterhauſe aufzutreten, indeſſen entzog ſich der beſcheidene Mann ſolchen Zumuthungen; ſein demüthiger Sinn hielt ihn ferne von jedem ehrgeizigen Streben. Nur ein einzigmal hatte er den eifrigen Wunſch, ein Staatsamt zu erlangen; es war die durch den Tod Planta's 1827 erledigte Stelle des erſten Bibliothekars am Britiſh Muſeum. Ganz gegen Aller Erwarten wurde der an zweiter Stelle dem Könige Vorgeſchlagene gewählt. Es war dies die größte Enttäuſchung ſeines Lebens; er hat ſie aber ohne Bitterkeit ertragen. Das Jahr zuvor war mit der Auflöſung des Parlaments auch ſeine politiſche Thätigkeit abgeſchloſſen und er konnte ſich nun ganz ſeinen chronologiſchen Arbeiten widmen, an deren Veröffentlichung er nicht eher gedacht hatte, als bis Gaisford, mit dem er in ununterbrochenem Verkehre geblieben war, ihn dazu aufforderte und ihm die Herausgabe des Werks von Seiten der Univerſität zu Oxford in Ausſicht ſtellte. Am 22ſten März 1823 theilte er ihm mit, daß dieſelbe den Druck beſchloſſen habe. Clinton war ohne Autoreitelkeit; er war von Natur wenig productiv, er konnte unaufhörlich in ſich aufnehmen und das Aufgenommene ſorgfältig und überſichtlich zu regiſtriren war ſeine Freude. Seine litterariſche Thätigkeit ging nur aus dem Wunſche hervor, die Frucht ſeiner Muße gemeinnützig zu machen; er betrachtete dies wie eine heilige

Pflicht (p. 304: literary employments may be considered not only as they are amusements, but as they are duties. They are duties in two ways; either as they contribute to the stock of useful knowledge or as they contribute to your self-discipline. He who has the leisure and feels within himself the faculty, is under a moral obligation to render this service. He is called to this duty by the will of God).

Clinton hat sein großes Werk in voller, geistiger Einsamkeit zu Stande gebracht, ohne jede Unterstützung oder Aufmunterung; daher erklärt es sich auch, daß die wichtigsten Hülfsmittel namentlich deutscher Philologie, wie Idelers Handbuch der Chronologie, Böck'hs Corpus Inscr. Gr. und seine Staatshaushaltung der Athener ihm erst nach Veröffentlichung seines ersten Bandes der Fasti Hellenici bekannt werden konnten. Die glänzende Aufnahme seines Werks, der rasche Absatz desselben, die lebhafte Anerkennung von Seiten der wissenschaftlichen Organe Englands, die ihn in die Reihe einheimischer Philologen neben Bentley stellten, die Verbreitung und Uebersetzung der Fasti in Deutschland — alle diese Erfolge übertrafen jede Erwartung, die Clinton gehegt hatte, und um so eifriger suchte er bei den wiederholten Auflagen sein Buch fehlerfreier und inhaltsreicher zu machen. 1831 entwarf er den Plan zum 4ten Bande der griechischen Chronologie, aus dem später die Fasti Romani erwuchsen. 1839 lebte er in Tours, wo er seine Tochter verlor, deren erbauliches Ende er in wahrhaft ergreifender Weise beschreibt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. 150. Stück.

Den 18. September 1856.

London

Schluß der Anzeige: »Literary remains of Henry Fynes Clinton consisting of an autobiography and literary journal and brief essays on theological subjects edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton.«

Im höheren Alter werden seine Aufzeichnungen sparsamer; doch ist er unermüdlich in seiner Arbeit und strengen Selbstbeurtheilung geblieben bis in seine letzten Tage. Am 9. Oct. 1852 schreibt er: Revising the Copy of Epitome (es ist dies die Epitome of Fasti Romani pp. 528. 8vo a posthumous publication, completed and edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton 1853); am 23sten: Received the Holy Sacrament und am Morgen des 24sten starb er 71 Jahre alt.

Es liegt in dem ganzen Buche, wie schon die Andeutung seines Inhalts gezeigt haben muß, ein frommes, pflichttreues, arbeitsames Leben vor uns abgespiegelt; das Leben eines Ehrenmannes, der nicht mit glänzenden Gaben ausgestattet war, der

aber die ihm verliehenen Gaben mit so reinem Eifer und einem so eisernen Fleiße ausgebildet hat, daß er durch umfassende Belesenheit und den mühsam erworbenen Schatz gelehrter Bildung im Stande war, der Wissenschaft bedeutende Dienste zu leisten. Er hat nach alt englischer Weise Philologie und Theologie, die er sich gar nicht getrennt von einander denken konnte, bis an sein Ende mit treuem Sinne gepflegt und in dieser selbstverleugnenden Treue verdiente Clinton, so pedantisch und zopfig er in vielen Beziehungen erscheinen mag, als ein Muster anerkannt und gewürdigt zu werden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß, so wenig es auch möglich ist, in alter Weise Theologie und Philologie wieder zu vereinigen, dennoch eine neue Annäherung von beiden Seiten immer mehr Bedürfniß wird und zwar um so mehr, je mehr die klassische Philologie veranlaßt wird, die Gesichtspunkte der allgemeinen Cultur- und Religionsgeschichte des vorchristlichen Alterthums in ihren Kreis hereinzuziehen und je dringender die Aufgabe wird, die Einwirkung der semitischen Völker auf die Griechen und Römer schärfer zu bestimmen. E. C.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand. Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellissen. Erster Theil. Die Tragödie: Χριστὸς πάσχων, griechisch und deutsch, mit Einleitung und erläuternder Analyse. 1855. CXXXIX u. 223 Seiten. — Zweiter Theil. Die Franken im Peloponnes nach der Chronikenpoesie des Mittelalters und im Gewande der neugriechischen Romantik 1856. XLVIII, 110 u. 318 S. in Octav.

Ein Hauptmotiv des Sammelwerkes, wovon hier die beiden ersten Theile vorliegen, war der Wunsch, auf eine Anzahl charakteristischer, bisher jedoch theils wenig beachteter, theils noch nie veröffentlichter Schriftdenkmäler aus der Periode des geistigen Verfalls, der äonenlangen tiefsten Erniedrigung, endlich aber auch der neuerlichen Wiedererhebung Griechenlands (im weitern Sinne) die Aufmerksamkeit zu lenken, die sie, abgesehen von ihrem litterarischen und ästhetischen Werth oder Unwerth, lediglich vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus, in höherm Grade, als sie ihnen bis jetzt zu Theil wurde, zu verdienen scheinen. Insbesondere war es hierbei darum zu thun, den ununterbrochenen geistigen Zusammenhang des rhomäischen Volkes mit den Griechen des Alterthums in etwas mannichfacherer Erscheinung vor Augen zu führen, als ihn die ohnehin auch nur Wenigen zugänglichen voluminösen Werke der byzantinischen Historiker und Kirchenschriftsteller darstellen, in welchen man insgemein die vornehmsten, wenn nicht die einzigen Repräsentanten der mittelgriechischen Litteratur zu erblicken pflegt. Die Frage der vielbestrittenen physischen Abkunft dieses Volkes bleibt hier gänzlich aus dem Spiele, da nach des Herausgebers Dafürhalten durch die Parteinahme für die eine oder die andere der darüber herrschenden entgegengesetzten Ansichten das Interesse an litterarischen Producten, welche jedenfalls das Volk, gleichviel welches Blutes, dem sie entstammen, so wie das Zeitalter, welchem sie angehören, treu abspiegeln, nur wenig oder gar nicht alterirt werden kann. Wenn z. B. die verhängnißvollste Katastrophe des Mittelalters, der Untergang des Reiches von Byzanz, von einem Zeitgenossen und wahrscheinlichen Augenzeugen, von einem freilich

die Schwächen, Irrthümer und Verkehrtheiten, vor Allem die poetische Geschmacklosigkeit, seines Volkes zu seiner Zeit in vollem Maße theilenden, dabei aber unleugbar tief empfindenden und in seiner Weise echt patriotischen Rhomäer in einem langen Klaggedichte gefeiert wird, sollte diese naive Dichtung darum weniger Beachtung verdienen, weil der Dichter, der selbst seinen Namen, geflissentlich wie er am Schluß andeutet, verschweigt, noch weniger den Stammbaum über seine Herkunft von den dorisch-megarischen Gefährten des alten Byzas aufzuweisen hat? Ja, darf sein Threnus nur für weniger griechisch gelten, weil er in dem barbarischen Vulgärgriechisch seiner Zeit abgefaßt ist? Soll er etwa slavisch sein, weil der König von Ungarn zur Unterscheidung seines Ranges von dem gepriesenen und beweinten *βασιλεύς* Neu-Roms mit dem servischen Titel *κράλης* bezeichnet wird, so wie aus eben dem Grunde die übrigen Könige des Abendlandes (wie schon bei Konstantin Manasses) nicht *βασιλεῖς*, sondern *ῥηγάδες* heißen?

Es ist hier vorgreifend das in Hinblick auf seinen Gegenstand anziehendste jener noch nie gedruckten mittelgriechischen Gedichte hervorgehoben, die für den nächstens erscheinenden dritten Band der Analekten bestimmt sind. Die in dem ersten Theile enthaltene Tragödie *Χριστὸς πάσχων* ist zu verschiedenen Malen gedruckt worden, doch im Ganzen wenig beachtet, und wo dies geschehen, hat man sie meistens mit der maßlosesten Geringschätzung abgefertigt. Sie kann streng genommen den griechischen Schriften aus dem Mittelalter nicht beigezählt werden, zumal wenn sie wirklich, wie dies der Herausgeber mindestens nicht für so absolut unmöglich hält, als frühere Kriti-

ker dieſes Drama, von dem heiligen Gregor von Nazianz oder doch aus ſeiner Zeit herrühren ſollte. Doch ſchien dies ſonderbare Conglomerat chriſtlich anatoliſcher Dogmen in helleniſch poetiſcher Hülle dem Inhalt und der Form nach beſonders geeignet, eine Reihe ſpecifiſch byzantiniſcher Dichtungen gewiſſermaßen als charakteriſtiſcher Prolog zu eröffnen, wie dies auch in der litterar-hiſtoriſchen Einleitung (S. LXXX) näher erörtert iſt.

Die Arbeit des Herausgebers zerfällt in vier Theile: die Behandlung des Textes, die metriſche Ueberſetzung, die exegetiſche Analyſe und die litterarhiſtoriſche Einleitung, um ſie hier in der Reihenfolge zu nennen, wie ſie naturgemäß nach einander begonnen und vollendet ſind, nicht wie ſie im Buche auf einander folgen, wo natürlich Einleitung und Analyſe dem einander gegenüber gedruckten griechiſchen und deutſchen Texte der Tragödie vorangehen. Was die neue Ausgabe des Textes betrifft, ſo iſt ſchon in der Einleitung bemerkt worden, daß ſie ſich für jeden, der den *Χρ. π.* überhaupt als eine in irgend einer Beziehung leſenswerthe Schrift gelten läßt, von ſelbſt rechtfertigt, da man Abdrücke davon außer den uralten, längſt nicht mehr zu habenden Editionen nur als untrennbare appendices anderer koſtſpieliger Werke, nämlich der Caillau'ſchen Ausgabe des 2ten Bandes von St. Gregor's Werken in Großfolio (Paris 1842) und der Wagner'ſchen Fragmente des Euripides ꝛc. in Didot's Bibliothek der griechiſchen Claſſiker (4to ib. 1846) findet. In der kritiſchen Säuberung des Textes hat der Herausgeber des letzterwähnten Abdrucks, Hr Fr. Dübner in Paris, ſo gründlich vorgearbeitet, daß auf dieſem Felde für jeden Andern wenig zu thun übrig blieb. Auch

hat der neuere Herausgeber, der sich ohnehin eine ganz andere Aufgabe gestellt, sich nur wenige, in der Analyse näher bezeichnete Abweichungen von der Textrecension jenes trefflichen Vorgängers erlauben zu müssen geglaubt. Die Beifügung der bei Dübner genau angegebenen Varianten der Handschriften wäre in einer Ausgabe von der Tendenz, wie die vorliegende, unnöthige Raumverschwendung. Zu bedauern hat der Herausgeber das Uebersehen einiger Druckfehler im griech. Texte, nicht bloß bei der Correctur, sondern noch bei Hinzufügung der nachträglichen Berichtigungen (wie z. B. S. 184, Vs 2130, ξητεῖτε statt ζητεῖτε, u. a. m.).

Als ein besonders lösenswerthes Problem, auf dessen relative Wichtigkeit auch schon Dübner hinwies, ohne sich indessen der Lösung zu unterziehen, erschien die Darlegung der innern dramatischen Oekonomie und Eintheilung des *Χρ. π.*, die freilich in Ermangelung der sonst in der alten Tragödie die Ruhepunkte und Abgrenzungen der verschiedenen Akte meistens deutlich genug bezeichnenden Chorgesänge nicht so leicht und klar, wie dort, sich ergibt, worüber indessen nach des Hg.'s Ansicht bei etwas genauerer Prüfung im Wesentlichen kaum ein Zweifel obwalten kann, wenn er gleich die von ihm angenommene Eintheilung keineswegs auch in allen Einzelnheiten, z. B. in den Unterabtheilungen des 5ten Actes, für die einzig richtige und plausible erklären will. Die Tragödie zerfällt nach dieser Eintheilung und zwar ohne allen Zwang, der alten Aristotelischen Regel gemäß, in fünf Akte, deren erstem ein Prolog, vielleicht von späterer Hand, entsprechend der prosaischen oder versificirten ὑπόθεσις, wie sie sich vor andern altgriechischen Dramen findet, voran-

geht und deren letzten als Epilog ein Gebet des Dichters an den Erlöser und an die heilige Jungfrau beschließt. Den ersten Act (in der Uebersetzung durch die Ueberschrift: „Die Leidensboten" bezeichnet) eröffnet die Mutter des Herrn mit einem langen wehklagenden und zugleich die Exposition des Stückes enthaltenden Monologe und vernimmt sodann nach einander von drei Boten, deren letzten der Hg. (Analyse, S. CVI f.) für den Apostel Johannes hält, die Berichte von des Sohnes Ueberantwortung und Gefangennehmung, von seiner Verurtheilung vor dem weltlichen Gericht und endlich von seiner Hinausführung und Kreuzigung. Der zweite Act (in der Uebersetzung „Golgatha" überschrieben) enthält die letzte Unterredung des Erlösers am Kreuze mit seiner Mutter, weitere Wehklagen der Letztern nach seinem Verscheiden, Wechselreden zwischen ihr, Johannes und dem Chore ihrer galiläischen Begleiterinnen und in der letzten Scene die Gespräche jener beiden mit Joseph von Arimathäa, der mit Nikodemus gekommen, um den Leichnam Christi vom Kreuze zu nehmen und für die Grablegung in seinem Garten in Bereitschaft zu setzen. Der Inhalt des dritten Actes ist durch seine Ueberschrift in der Uebersetzung: „Reden am Grabe", was von den langen hochrhetorischen Doxologien und sonstigen dogmatischen Diatheseen der heil. Jungfrau und des Johannes in dem Begräbnißgarten zu verstehen, genugsam angedeutet. Der Zeit nach fällt er in die zweite Hälfte der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend (Analyse, S. CXX). Den verhältnißmäßig sehr kurzen vierten Act („Der Sabbat"), der nach des Hg.'s Annahme vor dem Hause des Johannes unweit Golgatha spielt und in den drei ersten Scenen den Morgen,

in der vierten die spätе Nacht des Osterſonnabends umfaßt, füllen Geſpräche zwiſchen der heil. Jungfrau und ihren Begleiterinnen, dann der Bericht eines Boten über die Verſiegelung und Bewachung des Grabes und durch dieſen veranlaßt in der letzten Scene das Anerbieten der Maria Magdalena, ſich auf Kundſchaft zum Grabe zu begeben, bevor die andern Weiber behuf der verabredeten Salbung des Todten ſich dorthin wagen, ein Vorhaben, das ſie ſchließlich in der anfangs nicht gehofften Begleitung der Mutter des Herrn ausführt. Die fünfte Abtheilung („Die Auferſtehung"), die mit dem Morgen des Sonntags beginnt, führt in den vier erſten Scenen die nicht etwa in Eins verſchmolzenen, ſondern ſucceſſiv an einander gereihten Berichte der beiden erſten Evangeliſten über die Begebenheiten bei der Auferſtehung ſelbſt vor. Die fünfte Scene enthält ſodann, abermals in Form der Erzählung eines Boten, weitläuftig ausgeſponnen und innerhalb der epiſchen Einkleidung wieder durch förmlich dialogiſirte Scenen unterbrochen, die Ueberlieferung des Matthäus-Evangeliums (28, 11—15) von dem Berichte der Hüter des Grabes über die Auferſtehung, von ihrer Beſtechung durch die Hohenprieſter und Aelteſten, ꝛc. In der ſechſten Scene werden hierauf die Auferſtehungsgeſchichten des Lucas und ausführlicher die des 4ten Evangeliſten, die freilich mit den Berichten des Matthäus und Marcus nur mittelſt der unverzagteſten harmoniſtiſchen Wageſtücke in Harmonie zu bringen ſind, dem Chore, der heil. Jungfrau und mit genauern Einzelnheiten der Maria Magdalena in den Mund gelegt, worauf in der ſiebenten die Darſtellung der in das Haus der Mutter des Marcus (vgl. Apoſtelgeſch. 12, 12) verlegten Chri-

stophanie nach Luc. 24, 33 ff. und Johann. 20, 19 ff. und eine aus lauter Schriftstellen mosaikartig zusammengesetzte Abschiedsrede des Heilandes (Analyse, S. CXXXVI f.) den Beschluß macht. Die Gründe für diese Eintheilung der Tragödie im Ganzen sind, soweit es erforderlich schien, wie auch nicht minder des Hg. eigene Zweifel hinsichtlich einiger Nebenpunkte, in der Analyse näher erörtert.

In der Uebersetzung, beiläufig der ersten in einer neuern Sprache, die bis jetzt vom Χρ. π. existirt, ist das Metrum des Originals, der iambische Trimeter, beibehalten, da nach des Hg.'s Ansicht durch die in neuester Zeit für die Verdeutschung altgriechischer Tragödien so vorzugsweise beliebt gewordene Form freier fünffüßiger Jamben das antike Pathos dieses Drama wesentlich beeinträchtigt werden würde, und da ihm überhaupt die Meinung, daß der regelmäßige Senarius dem Geiste der deutschen Sprache weniger angemessen sei, als ein grundloses Vorurtheil erscheint. Er darf in dieser Beziehung Schiller's Autorität für sich anführen, welcher eingesteht, er habe, nachdem er in der „Jungfrau von Orleans" die 6te bis 8te Scene des 2ten Actes ausnahmsweise in Senarien gedichtet, an dieser Versart ein solches Wohlgefallen gefunden, daß es ihm Ueberwindung gekostet, von ihr zu den saloppen fünffüßigen Jamben zurückzukehren, zu welchen er sonst durchweg, dem nun einmal, wie auch noch jetzt vorherrschenden Geschmacke der Zeit folgend, sich bequemt.

In der Einleitung wird besonders die culturhistorische Bedeutung des Χρ. π. hervorgehoben, sein Verhältniß zur alten Tragödie, namentlich zum Euripides, erörtert und der herrschende Irrthum berichtigt, als sei er nur ein Flickwerk

von Verſen des Letztern nach Art der Homeriſchen Centonen, während er in der That nur höchſtens zum dritten Theile mit meiſtens dem Bedürfniß gemäß veränderten Verſen aus ſechs oder ſieben Tragödien des Euripides, wozu noch einige wenige Verſe des Aeſchylus kommen, verſetzt iſt. Den größten Theil der Einleitung füllt demnächſt (S. XVIII — LXXX) die möglichſt vollſtändige hiſtoriſche Darlegung des Streites über die Echtheit der Tragödie als eines Werkes Gregor's von Nazianz von Baronius bis auf Magnin und Lalanne, wobei der Hg., ohne für dieſe allerdings unerweisbare Autorſchaft Partei zu nehmen, ſich darauf beſchränkt, die von den Gegnern mit apodiktiſcher Beſtimmtheit behauptete Unmöglichkeit derſelben als gleichfalls durchaus nicht ſo unumſtößlich feſtſtehend nachzuweiſen. Nachträglich ſei hier die Bemerkung geſtattet, daß unter den Schriftſtellern des 18ten Jahrhunderts, die an der Echtheit des Dramas nicht zweifelten, etwa neben dem ſpaniſchen Bibliographen Yriarte (S. XXVII f.), vor Allem auch Voltaire hätte berückſichtigt werden ſollen. Derſelbe zeigte ſich im vorliegenden Falle ausnahmsweiſe weniger ſkeptiſch, als die geiſtlichen Kirchen- und Litterarhiſtoriker, deren Leichtgläubigkeit er ſo gern zur Zielſcheibe ſeines Spottes wählte. Im 82ſten Kapitel des Essai sur les moeurs et l'esprit des nations berichtet er bei Gelegenheit einer Digreſſion über den Zuſtand des Theaters im 13ten und 14ten Jahrhundert, daß die damals in Italien üblich geweſenen theatraliſchen Darſtellungen alt- und neuteſtamentlicher Geſchichten urſprünglich aus Konſtantinopel ſtammten, wo der heil. Gregor von Nazianz ſolche Schauſpiele aufgebracht habe, um ſie den dramatiſchen Werken der Alten gegenüber zu ſtellen. Da die

Chorgesänge der griechischen Tragödien, heißt es weiter, heilige Hymnen gewesen seien und überhaupt das Theaterwesen der Griechen zum religiösen Cultus gehört habe, so hätten Gregor und seine Nachfolger gleichfalls heilige Tragödien angefertigt, die aber leider nicht ebenso über das altattische Theater, wie die christliche Religion über die heidnische, den Sieg davon getragen. Offenbar konnte Voltaire bei diesen Tragödien nur den *Χρ. π.*, wenn er ihn auch nicht geradezu genannt, im Sinne haben. Nach ihm trafen dieselben mit den geistlichen Mysterien bei den abendländischen Völkern im Mittelalter so wie mit den spätern Oratorien nicht bloß in der Grundidee zusammen, sondern dienten ihnen in der That als älteste Vorbilder, — ein äußerer Zusammenhang, welchen Hr Magnin (Journal des savants, 1849, p. 13), auf die freilich nicht leicht zu erweisende gänzliche Unbekanntschaft des Occidents mit dem *Χρ. π.* bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts sich stützend, entschieden in Abrede stellt. Bemerkenswerth ist, daß der alte verrufene Widersacher des Christenthums, der schon in seiner berüchtigten „Epistel an Urania" die im christlichen Dogma liegende poetische Idee nicht verkannte, auch bei dieser Gelegenheit die Passion Christi, „den Tod des von den jüdischen Priestern verfolgten und von einem römischen Prätor verurtheilten Gerechten", als einen Stoff bezeichnet, der wohl den Gegenstand einer erhabenen Dichtung habe abgeben können, wenn nur ein Mann von Genie zu seiner Bearbeitung sich gefunden hätte. Daß übrigens der mit Recht als so dankbar gerühmte Stoff auch im *Χριστὸς πάσχων*, wie unglücklich immerhin seine Behandlung in dieser Tragödie einem Kritiker von Voltaire's religiösem und poe-

tiſchem Credo erſcheinen mußte, gleichwohl von einem unbefangenern, zumal von einem weniger einſeitig äſthetiſchen Geſichtspunkte aus gewürdigt, mindeſtens nicht für ſo gänzlich „verhunzt“ gelten könne, wie die entſchiedenſten unter den Bekämpfern ſeiner Echtheit behaupteten, hat der Hg., ohne manche ſehr handgreifliche Mängel des Drama leugnen zu wollen, vorzüglich den ebenſo herben und abſprechenden, als ungenügend motivirten Kritiken Triller's und Eichſtädt's gegenüber (S. XXVIII—XXXV und XXXVIII—LI) darzuthun geſucht, indem er insbeſondere darauf hingewieſen, wie die meiſten Ausſtellungen beider theils völlig ungegründet ſind, theils auf Mißverſtändniſſen beruhen, theils, ſoweit ſie zutreffen, auch mit demſelben Rechte auf Meiſterwerke der anerkannt größten dramatiſchen Dichter, wie z. B. Shakſpeare, ihre Anwendung finden müßten. Das der Zeit nach zwiſchen den beiden Genannten in der Mitte liegende Verdammungsurtheil Valckenaer's über den *Χρ. π.* in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Hippolytus, das Eichſtädt als Ausgangs- und Stützpunkt ſeiner Invectiven in der betreffenden Streitſchrift gegen Auguſti diente, hatte in der kleinen hauptſächlich dagegen gerichteten Abhandlung dieſes Letztern (quaestionum patristicarum biga, Vratislav. 1816. Pars II) ſeine zwar nicht durchweg ſchlagende oder gar den Gegenſtand erſchöpfende und ſelbſt unleugbare Blößen darbietende, doch bei alle dem noch immer ſehr beachtenswerthe Widerlegung gefunden, die deshalb in Betracht ihrer Seltenheit vom Hg. in vollſtändiger Verdeutſchung am Schluß der Einleitung (S. LXXXV— XCII) beigefügt iſt. — Ausführliche Berückſichtigung iſt, wie billig, in der Einleitung (S. LIX — LXXVI) den durch Dübner's

Ausgabe veranlaßten höchst schätzbaren Artikeln des Herrn Magnin im Journal des savants (1849, Janvier et Mai) gewidmet, dessen Annahme jedoch, daß die Tragödie in ihrer vorliegenden Gestalt aus zwei oder drei Dramen verschiedener Dichter ungeschickt zusammengestoppelt sei, der Herausgeber nur als eine sinnreiche Conjectur, keineswegs, wofür Hr M. sie anerkannt wissen will, als ausgemachte Gewißheit, ja nicht einmal als bis zur Wahrscheinlichkeit begründet gelten lassen kann. Der vermeinte, aus den vielen Wiederholungen und Widersprüchen in dem Drama hergeleitete Hauptbeweis für diese Hypothese wird theils in der Einleitung, theils bei den auffallendsten einzelnen Fällen in der Analyse durch die Hinweisung auf das sehr wohl denkbare Bestreben auch eines und desselben christlichen Autors, die abweichenden und zum Theil unvereinbaren Berichte der verschiedenen Evangelisten über dieselben Begebenheiten nach bekannten harmonistischen Grundsätzen — wohl oder übel! — zu combiniren, auf seinen wahren Werth zurückgeführt, und andererseits die Unwahrscheinlichkeit hervorgehoben, daß 3 Poeten nach einander sollten auf den Einfall gekommen sein, die Passion in der Weise zu dramatisiren, daß jeder von ihnen andere Partien und andere Evangelien-Variationen derselben Partien sich angeeignet und sie dadurch erst einem noch spätern vierten zur harmonistischen Combination ihrer Rhapsodien Gelegenheit geboten, nicht zu gedenken der eben nicht glaublichern Annahme, daß sie alle drei in der eigenthümlichen Liebhaberei, denselben dramatischen Stoff mit Versen aus denselben 6 oder 7 Tragödien des Euripides zu farciren, zusammengetroffen oder einander nachgeahmt.

In der Analyse der Tragödie (S. XCIII—

CXXXIX) hat der Hg. es sich zu einer Hauptaufgabe gemacht, das von den frühern Herausgebern und Kritikern gänzlich außer Acht gelassene Verhältniß des *Xρ. π.* zur **Bibel** als seiner wahren materiellen Basis, unbeschadet der nur als äußerer rhetorischer Schmuck dienenden Menge eingewebter Euripideischer Verse, in das rechte Licht zu setzen und besonders auf diesem Wege den Verächtern des Drama gegenüber anscheinende Dunkelheiten aufzuklären, den meisten der strenggerügten poetischen Geschmacklosigkeiten als biblischen Reminiscenzen die ihnen in dem theologischen Gedichte ohne Zweifel gebührende mildere Beurtheilung zu vindiciren, und manches in Betreff der Ordnung und des Zusammenhangs Vermißte möglichst zurecht zu legen und zu ergänzen. Einiges hätte auf diesem Wege noch näher specificirt werden mögen. So war S. CXXII als evangelisches Motiv des von Eichstädt (gegen Augusti, S. 32) für so ungereimt erklärten Passus über die vom Heilande zu Gunsten der Juden verschmähten Länder und Städte der Heiden (Vs 1587 ff. nach **Eurip. Bacch.** Vs 13 ff.) die Strafpredigt Christi, Matth. 11, 21 ff. anzuführen, so wie gleich darauf als biblisches Stichwort der Verse 1597 und 1600 die auch von Christo bei den Synoptikern wiederholte Prophetenstelle Jerem. 7, 11. Dagegen ist S. CXII die ungenaue Bemerkung, daß Lucas „von der Tränkungsgeschichte überall nichts wisse", unter Hinweisung auf Luc. 23, 36, dahin zu berichtigen, daß er über die in den andern Evangelien sehr abweichend erzählten nähern Umstände bei dieser Begebenheit überall nichts berichtet. — Seite CXXIII, wo von der Unterbrechung die Rede ist, die mit den langen Wechselreden des Joseph und Johannes, vs. 1634 sqq., zwischen das, vs. 1630 sqq. von

der h. Jungfrau gegebene Signal zum Fortgehen und den wirklich erfolgenden Aufbruch, vs. 1810 sqq., sich schiebt, konnte der Ausbeutung dieser Abnormität für die Magnin'sche Hypothese u. A. durch die Hinweisung auf Ev. Joh. 14, 31, bis 18, 1, begegnet werden, wo auch der von Jesu bestimmt angekündigte Aufbruch desselben mit seinen Jüngern (»ἐγείρεσθε, ἄγωμεν ἐντεῦθεν«) durch seine weitern unvermittelt darauf folgenden und noch drei Kapitel füllenden Reden hinausgeschoben wird, ohne daß aus diesem auffallenden **Embolima** jemals eine Compilation des 4ten Evangeliums, wie die von M. beim *Χρ. π.* angenommene gefolgert wäre. — Zu den zum guten Theil angeführten Parallelstellen aus dem Euripides würde auch, zumal wenn man alle wesentlich veränderten Verse berücksichtigen wollte, eine beträchtliche Nachlese zu liefern sein.

Die Besorgniß, für die Anzeige des *Χριστὸς πάσχων* schon zu viel Raum in Anspruch genommen zu haben, sei eine Mahnung, den Bericht über den zweiten Theil der Analekten: „Die Franken im Peloponnes nach der Chronikenpoesie des Mittelalters und im Gewande der neugriechischen Romantik," trotz des größern Umfangs dieses Bandes desto kürzer zu fassen. Die erste Abtheilung desselben enthält unter dem Titel: Gottfried Villehardoin, von der mittelgriechischen Verschronik der Franken in Morea, den Abschnitt, der die Begebenheiten vom Aufbruch Wilhelm's v. Champlitte aus Frankreich bis zur Beilegung der Streitigkeiten Fürst Gottfried Villehardoin's II. mit der römisch-katholischen Geistlichkeit des Peloponnes, also den 18jährigen Zeitraum von 1205 bis 1222, umfaßt. Beim Abdruck des in höchst barbarischer Sprache abgefaßten Textes ist weder die 1841 von Buchon

publicirte Pariser, noch die vielfach davon abweichende, im Ganzen bessere und vollständigere Kopenhagener Handschrift, die derselbe 4 Jahre später unter der Ueberschrift: *Βιβλίον τῆς κουγκέστας* zuerst herausgab, ausschließlich zum Grunde gelegt, sondern der Herausgeber hat sich bemüht, die beträchtlichen Verschiedenheiten beider in einer Weise zu vermitteln, wobei ihm Sinn und Versmaß am erträglichsten wegzukommen schienen. Für die Uebersetzung sind hier ausnahmsweise freie fünffüßige Jamben gewählt, da diese anspruchslose Versform dem schlichten naiven Erzählungston der Chronik im Deutschen jedenfalls besser entsprechen dürfte, als das monotone Pathos des iambischen Tetrameter catalecticus des Originals, während das Mittelgriechische kein anderes Metrum, wenigstens für die erzählende Poesie, als eben diese sogenannten politischen Verse (im engern Sinne), gekannt zu haben scheint. Einige historische Bemerkungen sind jeder der 5 Sectionen, in welche der hier mitgetheilte Abschnitt des Gedichts der bessern Uebersicht wegen wieder eingetheilt ist, am Schluß beigefügt; bei den meisten der Erläuterung bedürftigen Stellen aber ist auf die Anmerkungen am Ende der früher gedruckten zweiten Abtheilung des Bandes hingewiesen.

Diese zweite Abtheilung und zugleich den Hauptinhalt des zweiten Bandes der Analekten bildet die nur in deutscher Uebersetzung mitgetheilte historische Novelle: „Der Fürst von Morea“ von dem rühmlichst bekannten Dichter und Alterthumsforscher, Hrn Alexander Rhisos Rhangavis (oder wie er selbst, ohne Berücksichtigung der Aussprache, seinen Namen französisch schreibt: Rangabé), gegenwärtig Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Athen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 20. September 1856.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellissen. Erster und zweiter Theil.“

Die wesentlichsten Momente der Erzählung sind zunächst die historisch nicht sonderlich verbürgte Tradition der Frankenchronik, wie Gottfried Villehardoin I. den Neffen seines Freundes und Lehnsherrn Wilhelm von Champlitte, Robert, um die Nachfolge im Fürstenthum Morea geprellt, sodann die handgreifliche Fabel derselben Chronik, wie sein Sohn Gottfried (II.) die für den König von Aragonien bestimmte lateinisch-konstantinopolitanische Prinzessin Agnes von Courtenay durch kühne Werbung als Braut erbeutet, und endlich eine vom Verfasser der Novelle rein fingirte Verschwörung der Griechen gegen das fränkische Regiment unter der Leitung des von dem byzantinischen Geschichtschreiber Nicetas Choniates kurz erwähnten, in unserer Erzählung zuletzt durch Selbstmord endenden lacedämonischen Häuptlings Leon Cha-

máretos, der vom griechischen Standpunkte aus wohl als der eigentliche Held der Geschichte anzusehen ist.

Die der Novelle am Schluß beigefügten Anmerkungen zur Erläuterung mancher Einzelnheiten hält der Herausgeber für deutsche Leser dieses ersten in die deutsche Litteratur eingeführten irgend beachtungswerthen neugriechischen Romans von einigem Umfange*) noch jetzt so wenig für überflüssig, wie die, den beiden Abtheilungen der „Franken im Peloponnes“ im Allgemeinen als historische und litterarische Einleitung dienende Vorrede (S. V—XLVIII), in welcher er über die der mittelalterlichen, wie der neugriechischen Erzählung zum Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen und Zustände, über die Ergebnisse der gallo-byzantinischen Geschichtsforschung Du Cange's und besonders Buchon's, über das Verhältniß der griechischen Verschronik zu dem von Letzterm ans Licht gezogenen und publicirten, vermeinten Originale derselben: dem französischen Livre de la conqueste, über ihren Werth als historische Quelle, endlich über ihre poetische Ausbeutung durch Hrn Rhangavis und über die patriotische Tendenz seiner Novelle, sowie überhaupt der meisten bedeutendern Erzeugnisse der neugriechischen schönwissenschaftlichen Litteratur, sich verbreitet hat. Nur unerwünscht kann es ihm daher sein, daß in einer zu gleicher Zeit erschienenen Separatausgabe seiner Uebersetzung des „F. v. M.“ weder von den Anmerkungen noch von der Einleitung auch nur eine Zeile des Mitab-

*) Das freilich auch durch eine deutsche Uebersetzung bekannt gewordene politische Pamphlet in Erzählungsform »ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831« von Alexander Sutsos können wir wenigstens kaum dafür gelten lassen.

drucks würdig erachtet worden. Er hat dies um so mehr zu bedauern, da von der leidigen Existenz dieses Abdrucks ein angesehenes kritisches Journal Gelegenheit nehmen zu müssen geglaubt hat, mit gefliſſentlicher Ignorirung der Analekten und der etwas ernstern und umfassendern Arbeiten des Herausgebers für dies Werk, dem Publicum eben nur von jener kahlen Uebersetzung Kenntniß zu geben, von welcher es am Schluß der betreffenden Anzeige heißt, daß man sich des Urtheils über den Werth derselben um so mehr enthalten wolle, da zur Vergleichung mit dem Original keine Gelegenheit geboten sei. Ein Recensent, der es nicht verschmäht hätte, das Original der mittelgriechischen Verschronik mit deren metrischer Verdeutschung zu vergleichen, wozu im zweiten Bande der Analekten hinlängliche Gelegenheit geboten war, würde es nach dem Ergebniß dieser Vergleichung vielleicht für weniger nöthig gehalten haben, den Werth jener andern, der Natur der Sache nach zehnmal leichtern Uebersetzung nach coulanter neugriechischer Prosa, wenn ihm letztere im Original auch nicht vorlag, durch die ausdrückliche Bemerkung, daß er sich des Urtheils darüber enthalten wolle, in ein zweideutiges Licht zu setzen!

Ellissen.

Florenz

Società tipografica 1855. Girone il Cortese, romanzo cavalleresco di Rustico o Rusticiano da Pisa, volgarizzamento inedito del buon secolo, pubblicato con note dal dottor Francesco Tassi. XXIV u. 652 S. in gr. 8.

Nach den Untersuchungen von Paulin Paris in seinen Manuscrits françois, wurde der altfran-

zösische Prosa-Roman Guiron le Courtois von Hélie de Borron unter der Regierung Heinrichs III. von England, etwa in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt. Dieses Werk Hélies von Borron, das sich in einem Manuscript aus dem Ende des 13. Jahrh. auf der Pariser Bibliothek befindet, ist sehr umfangreich. Rusticiano von Pisa, derselbe welcher Marco Polo's Reisebericht niederschrieb, kam, wie er selbst mittheilt, bei Gelegenheit der Kreuzfahrt Eduards, Heinrichs III. Sohn — welcher in Sicilien auf seiner Reise 1270 landete und dort den Winter zubrachte — in Besitz eines Exemplars jenes Romans, welches der englische Kronprinz bei sich führte. Rusticiano machte damals einen Auszug daraus, auch in französischer Sprache. Dieser Auszug scheint dann eine größere Verbreitung als das Originalwerk Borron's gefunden zu haben. Mit der Zeit wurde Rusticiano's Auszug selbst wieder extrahirt. Eine solche doppelt gesichtete, beziehungsweise doppelt verstümmelte Ausgabe liegt nun dem ersten französischen Druck des Romans, welcher bei Antoine Verard 1501 in Paris erschien, sowie den beiden folgenden Drucken Le Noir's (auch im Anfang des 16. Jahrh. erschienen) zu Grunde. Nach Hn Tassi's Vorrede soll nun die vorliegende italiänische Version als eine mehr oder weniger freie Uebertragung des von Verard veröffentlichten Textes erscheinen. Hr Tassi sagt nämlich, und da er sich nichts weniger als entschieden und vollkommen klar ausdrückt, geben wir bei der Wichtigkeit dieses Punktes seine eignen Worte: »Dai riscontri pertanto, a nostra richiesta, fatti in Parigi sulla indicata rarissima francese edizione, avemmo pieno il convincimento che il romanzo, del quale intraprendiamo la stampa, derivava senza

alcun dubbio dall' originale francese, che a quello servito avea di guida. Nè dicendo che il testo italiano da noi posseduto derivava dalla francese edizione . . . intendemmo affirmare essere egli una fedele e letteral traduzione di essa nel volgar nostro, ma doversi bensì riguardare come libera e larga sua parafrasi, o perfetta imitazione, ove ritenuto sempre fermo ed eguale l'ordine progressivo e lo sviluppo pur anco degli avvenimenti istessi . . ., e messi in azione i medesimi prodi campioni . . ., non è poi conservata corrispondente ed eguale la dettatura, come nei primi periodi della introduzione fu strettamente practicato.« Von dem Letztern, der wörtlichen Uebereinstimmung der Einleitung des Romans gibt der Hr Herausgeber den Beleg, indem er den Eingang des Berard'schen Buchs abdruckt. Von ganz anderer Wichtigkeit wäre es gewesen, wenn Hr Tassi irgend welche Vergleichung mit den französischen Manuscripten hätte anstellen lassen. Es kann dies allerdings jetzt, nach dem Druck der italiänischen Uebertragung, leichter geschehn, und wäre in mancher Beziehung recht wünschenswerth.

Nach des Herausgebers Angabe ist die Handschrift des vorliegenden Werks — welche sich früher im Besitz der Mailändischen Familie Saibanti befand, jetzt Eigenthum des Hrn Tassi — aus der Mitte des 16. Jahrh.; daß sie nicht viel älter sein kann, zeigt die mehrmalige Citation Arioſt's an dem Rande und zwar in denselben Schriftzügen, in welchen der Roman geschrieben ist. Verfaßt scheint das Buch dem Herausgeber gegen Ende des 14. Jahrh. zu sein, worin wir ihm auf Grund des sprachlichen Charakters beipflichten;

die Vermuthung, daß es eine Arbeit des Teri da Barberino di Valdelsa, welcher auch andre Romane überſetzte, ſein könne, müſſen wir aber dahin geſtellt ſein laſſen.

Außer dem vorliegenden Buche, von dem nur die eine Handſchrift bekannt iſt, gibt es nach Hn Taſſi's Verſicherung in Italien nur noch zwei Manuſcripte, welche italiäniſche Uebertragungen deſſelben Romans enthalten. Dieſe Ueberſetzungen ſind aber unter einander ebenſowohl wie von der Taſſi'ſchen Ausgabe verſchieden. Das eine Manuſcript, der Veroneſer Bibliothek Gianfilippi angehörig, iſt 1834 herausgegeben; es ſtammt noch aus dem 13. Jahrh., weicht deshalb ſchon natürlich ſehr von der vorliegenden, ein Jahrhundert jüngern Ueberſetzung ab, und begreift nur einen kleinen Theil des Romans, von den 86 Kapiteln unſeres Buchs nur zehn aus der Mitte. Die andre, noch nicht herausgegebne, Ueberſetzung befindet ſich in einer Handſchrift des 16. Jahrh. auf der Magliabechiana; ſie geht nur bis zum ſieben und ſechzigſten Kapitel unſerer Uebertragung, und weicht auch ſo ſehr von der letztern ab — indem ſie an manchen Stellen viel ausführlicher, an andern viel gedrängter iſt — daß ihr wohl eine andre franzöſiſche Verſion, ſo möchten wir glauben, zu Grunde liegen muß. Die Sprache ſei zugleich, verſichert Hr Taſſi, ſehr moderniſirt.

Bei der Herausgabe ſeiner Handſchrift hat Hr Taſſi nur offenbare Incorrectheiten und Verſtümmlungen verbeſſert; alte Formen und Schreibweiſen aber unberührt gelaſſen, ſie zum Theil in Anmerkungen erklärend. Ein Verzeichniß ſeltener alter und eigenthümlich gebrauchter Worte iſt mit Angabe der Seiten, wo ſie ſich finden, als An-

hang gegeben. Dies verdient allen Dank. Mancher interessante Fund bietet sich da bequem dem Philologen dar; so um wenigstens ein paar Beispiele zu geben, die Formen altrotanto, altrotale; das Adjectiv figliuolevole „kindlich", eigentlich „söhnlich"; corporuto; auch einige Gallicismen, quittare z. B., allerdings in der Bedeutung überlassen ꝛc. Manches ist indessen in dem Text selbst noch zu finden.

Hr Tassi lobt den Stil seines Girone nicht mit Unrecht ungemein: in der That er ist werth unter die Testi di lingua aufgenommen zu werden. Einfachheit der Satzbildung ist mit graziöser Eleganz des Ausdrucks gepaart, so daß es ein Genuß ist, die interessantesten Partien des Romans, welche Wieland in seiner bekannten poetischen Erzählung nach dem Auszug der Bibliothèque universelle des Romans nachgedichtet hat, in dem zierlichen naiven Gewande einer, trotz Boccaccio's Vorgang, durch lateinischen Einfluß noch nicht verderbten italiänischen Prosa zu lesen. Das französische Original wird rücksichtlich des Ausdrucks sicherlich weit unter dieser Uebertragung stehn, die also auch einen ästhetischen Werth für sich selbst hat.

So sehr wir danach Herrn Tassi für die Herausgabe dieses interessanten Buches verpflichtet sind, können wir doch nicht umhin, die leichtsinnige Oberflächlichkeit, mit der er im Eingang seiner Vorrede unter Berufung auf das oben angeführte Wort Paulin Paris' von dem Romane litteraturgeschichtliche Nachricht gibt, zu rügen. Da soll unter anderm Hr Paris gesagt haben, Prinz Eduard selbst habe den Roman verfaßt, und zwar in lateinischer Sprache! Aber die in der That ganz unbegreifliche Flüchtigkeit des Hn Tassi geht

noch weiter, und hat ein wahres litterarisches Curiosum hervorgebracht. In dem Index des ersten Bands des Paris'schen Werks findet sich auch der Name Rusticien mit der Seitenzahl 231 verzeichnet. Dort nun wird seiner im folgenden mit Anführungszeichen versehenen Satze gedacht: »Il est bon d'avertir que . . . par Cameron latin il faut entendre Decameron italien parce que anciennement l'italien étoit appelé il volgare latino, en sorte que quand on trouve que certains vieux romans ont été traduits du latin en françois par Luces de Salebierres . . . Rusticien . , . ou autres, cela signifie que ç'a été d'italien en françois.« Dieser bei Paris mit Gänsefüßchen bezeichnete Satz ist aus den annotations sur l'article de la Croix du Maine von Lamonnoye, gegen welchen Gelehrten P. Paris hier polemisirt. Hr Paris fährt dann auch nach dem Citat aus Lamonnoye, unmittelbar, in derselben Zeile noch, also fort: En voilà d'un autre! Où diable Lamonnoye avoit-il donc vu qu'une traduction françoise d'un texte italien eût été supposée faite sur le latin? Mais voilà les érudits! ꝛc. Und was thut nun Hr Tassi? Hr Tassi, der nur den oben citirten Satz Lamonnoye's gelesen, keine Zeile vorher, auch nicht ein Wort nachher (wie er dies angefangen, ist ein wahres Räthsel!), druckt jenen Satz Lamonnoye's als eine Behauptung des dottissimo Paolino Paris ab! Sowohl im Interesse des hochverdienten französischen Gelehrten, als in dem der Litteraturgeschichte, welche leider nur zu sehr die wahre Domäne von Dilettanten aller Art geworden ist, hielten wir uns verpflichtet gegen unsern Wunsch in dieser Rüge ausführlicher zu sein.

Marburg. A. Ebert.

Basel

Neukirch'sche Buchhandlung 1855. Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt von Emil Weller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. L und 272 S. in Octav.

In dieser Sammlung wird uns eine Reihe volksmäßiger Gedichte von mehr oder weniger historischem Charakter aus der unseligen Zeit des dreißigjährigen Kriegs, zum bei weitem größeren Theile hier zum ersten Male wiederherausgegeben, mitgetheilt. Der Titel der Sammlung ist ungenau: nur eine kleine Zahl der abgedruckten Gedichte sind „Lieder" zu nennen; ebenso wenig kann davon die Rede sein, daß hier die Lieder, d. h. alle uns bekannten Lieder des dreißigjährigen Kriegs sich fänden: der Herausgeber hat auch keineswegs eine Vollständigkeit der Art irgendwie beabsichtigt. Die Wahl des Titels war also unpassend, und um so mehr, da der Werth des Buches ganz vorzugsweise darin ruht, daß es von allen Arten des historischen Volksgedichts jener Zeit Repräsentanten enthält. So finden sich von jenen Gedichten, welche nur zur Erklärung satirischer und allegorischer Zeitbilder dienend im Gefolge dieser Kupferstiche erschienen; sie sind wohl zu scheiden von andern, die der Kupferstich illustrirt, wo dann das Bild dem Gedicht, wie dort das Gedicht dem Bilde beigegeben ist; auch von diesen haben wir hier Beispiele. Die poetischen Zeitungen ferner sind reichlich vertreten, sowohl diejenigen, welche gesangsweise vorgetragen, den Charakter des Lieds noch haben, als solche, die bloß zum Lesen bestimmt, eine gar prosaische, trockne Relation nur in die das Publicum mehr anlockende Liederform

kleiden. Einzelne Stücke sind in der Form der Calenderweissagungen; andre wieder haben die originelle Gestalt einer Art von Parodie des Vater Unser: so das schwedische V. U., welches beginnt:

Vater unser, der du bist im Himmel
Das Bapstthumb soll fallen mit großem Getümmel.
Geheiliget werde dein Name,
Es stoßen fünf Könige zusammen.

Oder das Torstensohnische, welches anhebt:

Mein Dorstensohn waist aber was } Vatter Unser.
Du kannst noch nit betten daß }
Ich glaub nit das auff Erden jemahls } der du bist.
Ein solcher Schalk gewesen als }

Auch die Gesprächsform hat einige interessante Repräsentanten, wie das Colloquium novum monetarum, d. i. ein schön news Gespräch von dem jetzigen unerträglichen Geltaufsteigen und elendem Zustand des Münzwesens ꝛc., in welchem Gespräch sich alte und junge Batzen, Ducaten und Goldgulden mit wenig Witz und viel Behagen gegenseitig ihr Leid klagen. Auch die epigrammatische Volksdichtung ist vertreten in dem Variorum Discursuum Bohemicorum Nervus, in welchem sich ein paar vortreffliche politische Epigramme finden, deren Stachel noch heute, leider! sehr verwunden möchte. — Die beiden längern satirischen Gedichte in Monologform, deren Inhalt Gervinus schon, sie sehr auszeichnend, gegeben, der Pragische Hofe-Koch (v. J. 1620), und der widerkommende Pragische Koch (v. J. 1632) sind hier auch zum ersten Male von neuem abgedruckt.' — Daß auch die eigentlichen Volks-Lieder, die jetzt meist im „Thon" bekannter Kirchenlieder gedichtet sind, keineswegs unvertreten geblieben, haben wir bereits angedeutet.

Die formelle Mannichfaltigkeit der mitgetheilten Stücke gibt der vorliegenden Sammlung einen nicht geringen litteraturgeſchichtlichen Werth. Stofflich dagegen haben dieſe Gedichte meiſtens ein ſehr untergeordnetes Intereſſe, und der politiſche, ſowie der Culturhiſtoriker werden eine gar geringe Ausbeute aus ihrer Lectüre gewinnen können. Wenn daher der Herausgeber im Eingang des Vorworts ausſpricht, er habe die Sammlung auch in der Abſicht veranſtaltet, ein Bild von den damals geltenden Ideen und Anſichten zu geben, ſo hat er dies Ziel unſerer Meinung nach nur in ſehr geringem Grade erreicht, und mit ſeinem Material erreichen können. In dieſen volksmäßigen Gedichten, welche wofern nicht von Männern des Volks ſelbſt, doch durchaus für daſſelbe geſchrieben waren, wird faſt nur an das Gefühl appellirt: die herrſchenden Leidenſchaften und Stimmungen ſpiegeln ſich in ihnen; die ganze Klimax des Haſſes der religiöſen und politiſchen Gegner, die ſich mit mehr und mehr wachſender Barbarei befehdeten, kann man mit ſchmerzlichſter Empfindung verfolgen, denn noch heute ſind nicht alle Narben jenes furchtbaren Bürgerkrieges verwachſen; aber aus dieſen leidenſchaftlichen Zeugniſſen erſcheinen die leitenden Ideen und Anſichten nur in den vagſten Umriſſen und in dem getrübteſten Lichte. Von wenigen Stücken abgeſehen — tritt uns im Allgemeinen vielmehr eine entſetzliche geiſtige Oede, die kläglichſte Gedankenarmuth aus dieſen Producten entgegen: welche freilich auch ein Zeichen der Zeit iſt, und welches! Dieſer Totaleindruck allerdings iſt von culturgeſchichtlichem Intereſſe.

Was die Art der Herausgabe betrifft, ſo hat Hr Weller die Originaldrucke — wie auch unſere obigen Citate zeigen — getreu, ſelbſt in der Or-

thographie wiedergegeben, von reinen Aeußerlichkeiten abgesehn, indem an die Stelle des U bezeichnenden V das U gesetzt wurde. — Recht dankenswerth ist die Bibliographie der Lieder des dreißigjährigen Kriegs, die der Herausgeber den Gedichten vorausgesandt hat. — Die ganze Schrift verdient volle Anerkennung.

Marburg. A. Ebert.

Berlin

in Commiss. bei Ernst u. Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung) 1856. Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märker. Zweiter Band. Urkunden der Fränkischen Linie. 1235—1332. 57 Bogen in gr. Quart.

Der 1852 erschienene erste Band dieses reichen und durch königliche Munificenz auch äußerlich (in Papier und Druck von Ed. Hänel in Berlin) glänzend ausgestatteten Werkes enthält 588 Urkunden der Zollern vom Jahre 1095 bis zum Jahre 1418 (dabei 1 aus dem 11. und 69 aus dem 12. Jahrh.), und zwar zunächst die ältesten Urkunden des gemeinsamen Stammes, auch der Nebenlinien, doch vom Jahre 1235 an nur die Urkunden der (auf dem Titelblatte allein genannten) schwäbischen Linie, nebst einem genealogischen Verzeichnisse der in diesem Bande urkundlich vorkommenden Glieder des erlauchten Hauses (Urstamm der Zollern, Zollern-Hohenberg, Zollern-Nürnberg, — A. Schwäbische Linie . . . . B. Fränkische Linie), einem Personenregister und einem Ortsregister. Dem vorliegenden zweiten Bande

fehlen ſolche höchſt nützliche, ja faſt unentbehrliche Regiſter, welche freilich erſt der letzte der noch folgenden Bände vollſtändig bringen kann, und ohne Zweifel auch bringen wird. Dieſer zweite Band liefert 681 Urkunden der fränkiſchen (ſpäter brandenburgiſchen und preußiſchen) Linie vom Jahre 1235 — 1332. Wie zu erwarten war *), iſt die große Mehrzahl der Urkunden aus den früheren Jahrhunderten nicht von den Zollern ſelbſt oder für dieſelben ausgeſtellt, ſondern es ſind darin nur einzelne Familienglieder erwähnt, meiſtens als Zeugen. Beſonders viele wichtige Stücke wurden dem königl. bairiſchen Reichsarchive und dem königl. wirtembergiſchen Staatsarchive entnommen, doch lieferten die meiſten deutſchen Archive Beiträge, und nicht wenige das neugebildete königl. preußiſche Hausarchiv, als deſſen erſte ſchöne Frucht das ganze Werk eigentlich zu betrachten iſt. Die Urkunden ſind zum Theil vollſtändig abgedruckt mit einer kurzen bezeichnenden Ueberſchrift, zum größern Theile aber (zumal die nur indirect auf die Zollern ſich beziehenden Documente) in kurzer, doch genügender Regeſtenform, ſtets mit Angabe des betreffenden Archivs oder der gedruckten Werke, welche das Stück lieferten. Der Text der Urkunden iſt mit der größten Sorgfalt behandelt und wiedergegeben, und der Abdruck der aufmerkſamſten und genaueſten Correctur unterworfen worden. Gleiche Sorgfalt wurde auch den eingedruckten ſphragiſtiſchen Illuſtrationen zugewendet, durch

*) Zu erwarten war es, da leider die Hauptquelle für die Geſchichte alter Herrengeſchlechter für die Zollern nur ſpärlich fließt, die älteſten geiſtlichen Familienſtiftungen (Klöſter) und deren Schriftenſchätze und Denkmäler, namentlich die Stiftungsbriefe, worin man die ſchätzbarſten genealogiſchen Nachweiſungen findet.

welche Illustrationen der Werth dieses Urkundenwerkes nicht unbedeutend erhöht wird. Ganz zweckmäßig wurden längere Anmerkungen und Erklärungen oder Excurse vermieden, denn es sollte hier nur ein vollständiges und zuverlässiges diplomatisches Material für die Geschichte der Ahnen des preußischen Königshauses geliefert werden; weitere Ausführungen blieben zunächst den 1847 begonnenen „Hohenzollern'schen Forschungen" vorbehalten, und mit diesen und den „Alterthümern und Kunstdenkmalen ꝛc." werden als Hauptwerk die Bände der **Monumenta Zollerana** die Genealogie und Geschichte der Hohenzollern auf eine so glänzende und erschöpfende Weise begründen, daß wenigstens bis jetzt nicht leicht ein andres Herrschergeschlecht einer so trefflichen Begründung seines Stammes sich erfreuen möchte. Was in ältern umfassenden Werken für die Geschichte der Habsburger, der Welfen, der Wittelsbacher, der Zähringer und andrer Geschlechter, obgleich für die meisten reichere archivalische Schätze zu Gebote standen, als gerade für die Zollern, geleistet ist, kann bei einer strengen und unparteiischen Kritik, überhaupt bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nach dem in den letzten Jahrzehnten gewonnenen und gereinigten Material, auch bei der erleichterten Benutzung der Archive, selbst bescheidenen Ansprüchen oft nicht genügen. Uebrigens werden wohl nur durch einen königlichen Schlüssel so reiche archivalische Schätze leicht geöffnet. Unter dem mächtigen Schutze des diesen Studien geneigten Königs Friedrich Wilhelm IV. ist von dem Eifer und der Einsicht der verehrten Herausgeber die glückliche und würdige Vollendung des kostbaren Werkes mit Sicherheit zu erwarten, eines Werkes, welches ohne eine liberale

allerhöchſte Unterſtützung kaum hätte begonnen werden können. — — Bei dieſer Gelegenheit werde bemerkt, daß in der Anzeige des auch in der Vorrede des 2ten Bandes der Monumenta Zollerana lobend erwähnten Buches von Riedel Die Ahnherren des Preuß. Königshauſes (Gött. g. Anz. 1855, St. 100, S. 993) irrig ſechs Generationen der älteſten Stammväter dieſes königlichen Hauſes angegeben ſind. Es ſind deren nur fünf, und zwar 1. Burchard I. von Zollern, † 1061. 2. Burchard II. Graf von Zollern. 3. Friedrich I. Graf von Zollern. 4. Friedrich II. Graf von Zollern. 5. Friedrich III. Graf von Zollern (Burggraf F. I. von Nürnberg † c. 1201.

E. G. F.

Paris

J. B. Baillière 1855. Leçons de Physiologie expérimentale par Claude Bernard. Cours du Semestre d'hiver 1854—55. Mit 22 Fig. VIII u. 512 S. in Octav.

Der in vorliegendem Werke enthaltene Cyclus von Vorleſungen umfaßt nur die Lehre von der Bildung des Zuckers in der Leber und die daraus für den Diabetes folgenden Reſultate; der Vortrag iſt ganz ſo abgedruckt wie er gehalten worden iſt, insbeſondere ſind alle Experimente in derſelben Weiſe beſchrieben, in welcher ſie vom Lehrer zur Erläuterung ſeines allgemeinen Vortrages den Zuhörern vorgeführt wurden, ſo daß man ſehr lebhaft in den Hörſaal Bernard's ſelbſt verſetzt wird. Die Vorleſungen beginnen mit einer kurzen Beſprechung der geltenden Anſichten über den Diabetes, und da ſich B. keiner derſelben anſchließen kann, verſucht er die Natur dieſer Krankheit auf einem neuen Wege zu erfor-

schen. Zu diesem Zwecke beginnt er nun mit der Darstellung der Natur der zwei Arten des Zuckers und den Reactionen, durch welche man sie erkennt; dann findet er im thierischen Körper die Quelle der Zuckerbildung in der Leber und beweist, daß dieselbe ganz unabhängig ist von dem durch die Nahrungsmittel in den Körper eingebrachten zucker- oder stärkehaltigen Stoff, indem der Zucker in der Leber aus eiweißartigen Stoffen bereitet wird, während derjenige, welcher vom Darmkanal aus in die Leber gebracht wird sowie die stärkehaltigen Stoffe hier in eine eigenthümliche emulsive Substanz umgewandelt wird. Der in der Leber gebildete Zucker wird dann in den Lungen und während der weiteren Circulation umgesetzt. Die Secretion des Zuckers steht unter Leitung des Nervensystems und zwar des Sympathicus. Für die Erklärung der Diabetes wurden nun diese Ansichten weiter in Anwendung gebracht, diese Krankheit entsteht nach B. durch übermäßige Production von Zucker in der Leber, welche vielleicht von einer Reizung bestimmter Partien des Nervensystems abhängt. Die Zahl der zum Beweis dieser Ansichten angestellten Experimente ist außerordentlich groß und die Umsicht, mit welcher dieselben ins Werk gesetzt wurden in der That bewunderungswürdig und ein Muster für alle Nachfolger, und wenn auch künftige Untersuchungen zeigen sollten, daß die Schlußfolgerungen in manchen Punkten anders ausfallen müssen, so wird doch dieses Werk stets als eins der bedeutendsten und bahnbrechenden in diesem Gebiete der Physiologie und Pathologie dastehen.

Fr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.
Den 22. September 1856.

Gotha
bei Friedrich Andreas Perthes 1856. Zeitschrift für die historische Theologie herausgegeben von Dr. th. Chr. W. Niedner. Jahrgang 1856. Heft I: Ueber die Aechtheit der syrischen Recension der Ignatianischen Briefe. Von Dr. phil. Lic. Richard Adalbert Lipsius, Privatdocent der Theol. in Leipzig. 160 S. in Octav.

Obwohl Zeitschriften in der Regel wenigstens in diesem Blatte nicht besprochen zu werden pflegen, so wird es doch wohl erlaubt sein mit dem oben bezeichneten Hefte der Zeitschrift für die historische Theologie eine Ausnahme zu machen, um so eher, da das ganze Heft nur die eine angegebene Abhandlung enthält, die dadurch noch mehr den Charakter einer selbständigen Schrift bekommt.

Es ist die viel besprochene noch immer einer Verständigung nur wenig näher gebrachte Ignatianische Frage, genauer ein Theil derselben, die Frage, welche der verschiedenen Recensionen, ob die kürzere griechische (gewöhnlich A bezeichnete) oder

die neu entdeckte syrische (S) den ursprünglichen Text der Briefe des Ignatius darbietet, die der Verf. hier sehr eingehend und gründlich behandelt. Die sogleich von dem ersten Herausgeber des syrischen Textes Cureton aufgestellte, durch Bunsen nach Deutschland verpflanzte Ansicht, daß dieser neu aufgefundene Text der drei Briefe das echte Product des Antiochenischen Bischofs enthalte, das dann stufenweise erst in der kürzern griechischen Recension, dann in der längeren interpolirt und durch Hinzufügung neuer ganz unechter Briefe erweitert sei, hat in Deutschland im Ganzen nur wenig Beifall gefunden. Bunsens Schriften sind mehrfach ausführlich widerlegt sowohl von Seiten solcher, welche die Briefe überhaupt für unecht halten, als derer, die in ihnen nach der Recension A ein echtes Product des [illegible] besitzen meinen, und weder Ritschl, [illegible] Entdeckung in die Construction seiner Geschichte der Entstehung der altkatholischen Kirche aufnahm, noch Weiß, der gelegentlich in einer Recension für S. eintrat (so viel Ref. weiß die Einzigen, die entschieden auf Bunsen's Seite getreten sind), haben das sonst allgemeine Verwerfungsurtheil ändern können.

Freilich man darf auch wohl sagen, daß die syrische Recension bisher kaum eine genügende gründliche Vertheidigung gefunden hatte. Cureton's Arbeiten, wie verdienstlich auch für die Ignatianische Frage, wie genau und sorgfältig eingehend ins Einzelnste sie sind, können in diesem Punkte um deßwillen nicht genügen, weil sie die Frage nicht im Zusammenhange der Geschichte des zweiten Jahrhunderts und seiner dogmatischen und kirchenregimentlichen Entwickelung behandeln, und Bunsen's geistreiche Arbeiten konnten die-

sen Mangel am wenigsten ersetzen; während Ritschl in seinem Werke diese einzelne Frage nicht ausführlich erörtern konnte, die Bemerkungen von Weiß aber zu vereinzelt sind, um selbst wenn sie richtiger wären, das Ergebniß im Großen irgend zu ändern. Ohne seinen Vorgängern Unrecht zu thun, dürfen wir wohl sagen, daß die vorliegende Abhandlung von Lipsius als die erste gründliche allseitige Vertheidigungsschrift für die syrische Recension bezeichnet werden muß, und vermag Ref. sich freilich von dem Ergebniß derselben, daß wir in der syrischen Recension die drei echten Briefe des Ignatius besitzen, während die kürzere griechische Recension der sieben Briefe eine um 130—140 (darin weicht Lipsius von allen seinen Vorgängern ab, daß er auch diese Form der Briefe schon so früh ansetzt) entstandene Interpolation und Erweiterung ist, auch jetzt noch nicht zu überzeugen, so nimmt er doch keinen Anstand auszusprechen, daß die ganze Frage durch die vorliegende Arbeit seiner Meinung nach wesentlich gefördert und ihrer Lösung näher gebracht ist. Sollte es auch dieser Vertheidigung nicht gelingen das Feld zu behaupten oder vielmehr wieder zu erobern, so glauben wir möchte die Frage überhaupt wohl als zu Ungunsten des Syrers entschieden angesehen werden dürfen.

Wie gründlich der Verf. seinen Gegenstand behandelt, zeigen schon die voraufgeschickten Bemerkungen über die Handschriften und Textesfamilien der Ignatianischen Briefe, von denen wir nur bedauern, daß der Verf. hier offenbar bloße Bruchstücke seiner Arbeiten gegeben hat. Je mehr die Briefe noch einer genauen kritischen Bearbeitung bedürftig sind, um aus dem reichen Material einen guten Text herzustellen, desto mehr muß man

wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, bald noch mehr von seinen kritischen Arbeiten in dieser Beziehung zu veröffentlichen.

Gehen wir dann zu der Frage selbst über, deren Beantwortung die Hauptaufgabe des Vers war, so müssen wir zuerst einen Punkt zur Sprache bringen, den der Verf. nur einleitungsweise und äußerst kurz behandelt, wir meinen die äußeren Zeugnisse, bestimmter die patristischen Citate aus den Briefen, die freilich der Recension S wenig günstig liegen. Der Verf. bespricht sie nur sehr flüchtig in wenigen Zeilen S. 11. Das angeblich älteste Zeugniß für den griechischen Text, welches sich im 13ten Kap. des dem Polycarp zugeschriebenen Briefes (beim Verf. wohl durch einen Druckfehler irrig „im 3ten Kap. des Briefes an Polycarp") findet, weis't er zurück, „da die Abfassung dieses Kapitels durch Polycarp aus einer Reihe von gewichtigen Gründen bezweifelt werden muß." Abgesehen davon soll sich eine Benutzung des kürzeren griechischen Textes erst bei Eusebius beweisen lassen, allgemeine Verbreitung derselbe gar erst zu Theodorets Zeiten erlangt haben, während die Zeugnisse für Stellen, die A mit S gemein hat, bis herauf zu Irenäus ins zweite Jahrhundert gehen und sich mehren in der Zeit, welche zwischen Eusebius und Theodoret liegt, wo als Hauptzeugen Chrysostomus und Johannes Monachus aufgeführt werden. Darnach stände es mit den äußern Zeugnissen sehr schlimm für A, ja fast zu schlimm für die Ansicht des Verfassers, nach der doch auch diese Recension schon vor der Mitte des 2. Jahrh. entstanden ist. Allein um bei dem letzt Aufgeführten anzufangen, so kann das Citat des Johannes Monachus aus dem Briefe an die Römer Kap. 2 hier um

deswillen durchaus nicht in Betracht kommen, weil es sich dabei nur um eine verschiedene Lesart handelt, und der Text, wie ihn Johannes Monachus allerdings in Uebereinstimmung mit S bietet, sich ebenso auch in dem längeren Texte des Römerbriefes wie ihn die syrische Uebersetzung des Martyriums bietet (bei Cureton S. 225) und in der von Cureton S. 291 angeführten alten lateinischen Version findet; mithin aus diesem Citate kein Schluß darauf zu ziehen ist, welche Recension dem Johannes Monachus vorlag. Ebensowenig läßt sich irgend erweisen, daß Chrysostomus nur den kürzern Text von S kannte, denn wörtlich citirt werden von ihm nur zwei Stellen, die sich gleichlautend in beiden Recensionen finden, und die allgemeinen Angaben in der Homilia in S. Ignatium (Ed. Bened. II, 592) passen ebenso gut wenn nicht noch besser auf den längern Text von A. Daß weiter hinauf Theodoret und Eusebius den kürzern griechischen Text vor sich hatten, ist bekannt; die ältern Zeugnisse bei Origenes und Irenäus haben aber wieder durchaus keine entscheidende Kraft, da sie Stellen betreffen, die in beiden Recensionen gleichlautend vorkommen. Das einzig entscheidende Zeugniß bleibt das älteste für die Ignatianischen Briefe überhaupt das des Polycarp ad Phil. 13. Der Verf. verwirft es, weil es interpolirt sein soll, zwar ohne selbst einen Beweis dafür zu bringen, doch so, daß man auf die Meinung kommen muß, als sei die Unechtheit der betreffenden Stelle allgemein anerkannt. Allein es wird dem Verfasser ebenso gut wie dem Referenten bekannt sein, daß diese Stelle freilich von denen, welche die Ignatianischen Briefe entweder ganz oder doch in der Recension A für unecht halten, im Interesse dieser

Ansicht verworfen ist, daß aber weder die Verwerfung des ganzen Briefes durch Baur und Schwegler noch die verschiedenen Interpolations-Hypothesen von Bunsen, Ritschl u. A. bis jetzt irgend allgemeinere Anerkennung gefunden haben. Wir hätten deshalb sehr gewünscht, daß der Verf. uns seine Gründe, seine Interpolations-Hypothese (denn so scheint er die Sache anzusehen) vorgelegt hätte. Die bisherigen Beweise für die Unechtheit der Stelle haben uns nicht davon zu überzeugen vermocht und so lange man nicht entscheidendere Gründe vorbringt, halten wir an der wichtigen Thatsache fest, daß das älteste Zeugniß für die Ignatianischen Briefe überhaupt und zwar ein Zeugniß des Polycarp, der in dem Briefwechsel selbst eine so bedeutende Rolle spielt, auch ein Zeugniß für die kürzere griechische Recension ist.

Es hat uns um so mehr Wunder genommen, daß der Verf. sich mit diesem einzig entscheidenden äußern Zeugnisse nicht gründlicher abgefunden hat, je größeres Gewicht unserer Ansicht nach in einer derartigen Frage wie die vorliegende äußere Zeugnisse haben. Jeder, der sich einmal mit einer solchen Untersuchung, welche von verschiedenen Recensionen einer Schrift als die ursprünglichere anzusehen ist, eingehender beschäftigt hat, weiß, wie ungemein schwer es in den meisten Fällen hält, ganz objective und dem unbestimmten Gebiete des Gefühls entrückte Entscheidungsgründe zu finden und je mehr der Verf. gerade darnach in höchst anerkennenswerther Weise strebt, darin gewiß Bunsen bei weitem überlegen, desto mehr hätte er hier eingehen müssen.

Es mag die eben gemachte allgemeine Bemerkung als Uebergang dienen zur Besprechung des

Haupttheiles der Abhandlung, in der der Verf. nun mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und Umsicht und in klarer Darstellung Alles aufbietet die Ursprünglichkeit von S aus innern Gründen zu erweisen. Der ganzen Art einer solchen Untersuchung nach kann es nämlich durchaus nicht darauf ankommen, in jedem einzelnen Falle, an jeder einzelnen Stelle die größere Ursprünglichkeit einer Recension überzeugend darzuthun. Das ist in den meisten Fällen unmöglich. Vielmehr genügt es an einzelnen Stellen die größere Ursprünglichkeit zu beweisen, und von allen übrigen Stellen, in denen sich Abweichungen finden, wenigstens das darzuthun, daß dieselben Nichts enthalten, was jenem Resultate widerstreitet.

Es gehört zu den Hauptbeweisen des Verfs, daß er einen bedeutenden dogmatischen Unterschied in beiden Recensionen nachweisen zu können glaubt, und zwar in der Art, daß die Recension A jüngere dogmatische Anschauungen verräth, während S auf dogmengeschichtlich älterem Standpunkte steht, ein Umstand, der, falls er sich wirklich erweisen ließe, allerdings sehr entscheidend wäre. Den Unterschied sucht er wie Bunsen in der Christologie, doch in ganz anderer Weise als Bunsen, dessen Ansicht er ausdrücklich verwirft. Der Unterschied soll nach seiner von allen früheren abweichenden Bestimmung nämlich darin liegen, daß die Christologie des syrischen Ignatius auf patripassianischen oder richtiger modalistischen Vorstellungen ruht, während die Christologie von A ihren Schwerpunkt in der Behauptung der wahren Menschheit Christi hat.

Nach dem, was wir vorhin bemerkten, wird es genügen, wenn wir auch nur eine einzige Stelle

aus S beibringen, in der die wahre Menschheit Christi betont wird, oder in der sich mehr als jene modalistische Vorstellung von Christo findet; umgekehrt eine Stelle, die A allein hat, in der sich die christologische Anschauung unzweifelhaft erkennen läßt, welche von Lipsius als S charakterisirend angesehen wird und die er als modalistisch bezeichnet. Um so mehr wird man sich damit begnügen müssen, wenn man bedenkt, daß S überhaupt wenig Stellen christologischen Inhalts beibehalten hat. In der Zuschrift des Epheserbriefes lesen wir nun die Worte: »ἐκλελεγμένην ἐν πάθει ἀληθινῷ ἐν θελήματι τοῦ πατρὸς καὶ Ἰησοῦ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν«, die in dem Ausdrucke »ἐν πάθει ἀληθινῷ« ohne Zweifel die wahre Menschheit betonen. Allerdings lies't S anders, nämlich ܒܣܝܡܐ ܕܫܪܪܐ in proposito (signo) veritatis und Lipsius, der diese Worte deutet »κατὰ πρόθεσιν« oder »πρόγνωσιν ἀληθείας« will die Lesart von S, zu der er 1 Petr. 1, 2; Eph. 1, 11 vergleicht, als die richtige geltend machen. Dann ist nicht bloß jede Beziehung auf die wahre Menschheit verschwunden, sondern Lipsius kann die Stelle sogar noch als Beispiel benutzen, um zu zeigen, wie A seine fortgebildeten dogmatischen Anschauungen in den Text hineincorrigirte. Allein bei näherem Ansehn muß es doch sehr fraglich werden, ob nicht vielmehr die Lesart von A die richtige ist und bei S, wie früher Cureton und Petermann ihm folgend vermutheten, nur ein Schreibfehler sich findet nämlich ܒܣܝܡܐ statt ܒܣܝܡ entsprechend dem »ἐν πάθει«.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. 154. Stück.

Den 25. September 1856.

Gotha

Schluß der Anzeige: „Zeitschrift für die historische Theologie herausgegeben von D. th. Chr. W. Niedner. Jahrg. 1856 Heft I: Ueber die Aechtheit der syrischen Recension der Ignatianischen Briefe. Von Dr. phil. Lic. R. A. Lipsius.“

Zunächst müssen wir doch noch bezweifeln, daß der syrische Text mit »κατὰ πρόθεσιν« oder gar »κατὰ πρόγνωσιν« übersetzt werden darf. Das Wort ܫܡܐ heißt signum (verwandt mit dem hebr. נֵס cf. Num. 26, 10) σημεῖον (so z. B. Matth. 24, 30 in der Peschito), meta (σκόπος Phil. 4, 13); ebenso bei Ephraem ܫܡܐ ܕܚܝܠܐ signa militaria (Opp. II, 107) ܫܡܐ ܕܨܠܒܐ signum crucis (ib. II, 356). An den von Lipsius als Parallelen angeführten Stellen hat die Peschito ganz andere Ausdrücke; 1 Petr. 1, 2 z. B. (κατὰ πρόγνωσιν nicht wie Lipsius citirt κατὰ πρόθεσιν) ܟܝܕ̈ ܩܕܡ̈

u. s. w. Läßt sich aber die syrische Lesart in dem Sinne, den ihr Lipsius gibt, nicht fassen, muß man im Gegentheil eingestehen, daß sie überhaupt keinen recht passenden Sinn hat, so fällt auch die ganze von ihm auf diesen Sinn, namentlich unter Vergleichung der Parallelen gebaute Argumentation zusammen. Doch das ist noch nicht Alles. Was der Ansicht des Verfs noch stärker fast entgegensteht, ist die große Aehnlichkeit der beiden Lesarten im Syrischen, die so ungemein nahe liegende Möglichkeit statt ܒܫܥܐ (ἐν πάθει) zu lesen ܒܫܥܐ, während im Griechischen die beiden in Frage stehenden Worte (selbst einmal Lipsius' Uebersetzung angenommen) viel zu weit auseinander liegen, um eine unwillkürliche Aenderung aus Irrthum anzunehmen. Hier ist nur eine absichtliche Aenderung, wie sie der Verf. auch annimmt, denkbar. Um wie Vieles unwahrscheinlicher ist diese aber, als jener so leicht mögliche Irrthum, zumal da wir die Lesart ܒܫܥܐ durch die armenische Uebersetzung (vera passione Dei et Domini nostri J. Chr. nach Petermann) nachweisen können. Hat der Interpolator einmal so stark interpolirt, so viele ausführliche Stellen eingeschoben, so ist kaum zu begreifen, daß er daneben solche kleinliche und doch durch Nichts indicirte, denn an sich konnte ihm die Lesart von S (auch den Sinn, den Lipsius ihr gibt, einmal angenommen) nicht anstößig sein, Veränderungen sollte vorgenommen haben. Ist aber ἐν πάθει ἀληθινῷ die richtige Lesart, so haben wir auch bei S eine Stelle, welche die wahre Menschheit Christi aufs entschiedenste betont, eine Betonung, die übrigens auch ad Eph. 5 in den Worten εἰς

τιμὴν τῆς σαρκὸς τοῦ Κυρίου (A hat τοῦ κυρίου τῆς σαρκὸς) liegen möchte. Nur gelegentlich mag hier dann noch erwähnt werden, daß der Verf. auch in den gleich folgenden Worten, wo S mit Weglaſſung des καὶ lieſ't: τοῦ πατρὸς Ἰησοῦ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν ebenfalls einen dogmatiſch bedeutenden Unterſchied findet, indem A das καὶ eingeſchoben haben ſoll, „um einen Beleg für die Gottheit Chriſti als einer vom Vater beſtimmt geſchiedenen Hypoſtaſe zu gewinnen.“ Auch bei S findet ſich in der Zuſchrift ad Polyc. „ὑπὸ θεοῦ πατρὸς καὶ κυρίου Ἰησοῦ Χριστοῦ“, wo zwar Chriſtus nicht „in beſtimmter perſönlicher Scheidung von Gott das Gottesprädicat erhält“, wie es der Verf. verlangt, um eine der patripaſſianiſchen widerſtrebende Auffaſſung anerkennen zu können (S. 25), aber doch ſo von Gott und zwar als κύριος unterſchieden wird, daß unſerer Anſicht nach eine derartig patripaſſianiſche Dogmatik wie ſie der Verf. S beilegt damit ſchwerlich ſtimmen kann.

Umgekehrt findet ſich nun bei A (und zwar nur bei A, nicht auch bei S, denn nur ſolche A allein angehörige Stellen können hier in Betracht kommen) eine Stelle wenigſtens, welche, wie der Verf. ſelbſt einräumen muß, ganz den von ihm als patripaſſianiſch bezeichneten Typus der Chriſtologie des ſyriſchen Ignatius trägt. Es ſind die Worte Röm. 6 „ἐπιτρέψατέ μοι μιμητὴν εἶναι τοῦ πάθους τοῦ θεοῦ“, von denen der Verf. ſelbſt ſagt, daß es ſchwer ſein dürfte zwiſchen ihnen und dem Ausdruck αἷμα θεοῦ ad Eph. 1 einen dogmatiſchen Unterſchied herauszufinden. Allein hier nimmt der Verf. zu der Vermuthung ſeine Zuflucht, dieſe Worte ſeien nicht erſt von A hinzugefügt, ſondern hätten ſchon in dem ur-

sprünglichen Texte gestanden, seien aber in den beiden uns aufbewahrten syrischen Handschriften durch ein Versehen ausgefallen. Doch die Hypothese ist noch weit künstlicher, und wir müssen uns erlauben, sie noch genauer vorzulegen. Der Schluß von Kap. 5 stimmt in beiden Recensionen zusammen. Dann folgen bei S die Sätze: *Ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται καὶ ὁ ἐμὸς ἔρως ἐσταύρωται κ. τ. λ.*, abgerissene Sentenzen, zwischen denen sich zwar ein Zusammenhang herstellen läßt, aber doch nur schwer und künstlich; indem besonders die Worte *ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται* schwer zu erklären sind. Statt dessen hat A hier einen trefflichen Zusammenhang, und gerade an dieser Stelle tritt es unserer Ansicht nach so klar wie selten hervor, daß S nur ein Auszug aus A ist. Lipsius muß in der That auch anerkennen, daß hier bei A besserer und klarerer Zusammenhang ist als bei S. Er vermuthet nun aber, daß die bei A enthaltene Stelle vom Anfang des 6ten Kap. an bis zu den oben citirten Worten: *„ἐπιτρέψατέ μοι μιμητὴν εἶναι τοῦ πάθους τοῦ θεοῦ μου“* durch Versehn eines Abschreibers bei S weggefallen sei. Allein das genügte nicht, denn ein Satz wenigstens aus dieser Stelle, die Worte *„ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται“* ist auch bei S wirklich vorhanden. Deshalb vermuthet der Verfasser weiter, diese Worte seien von einem Leser, der die vollständige Handschrift kannte, an den Rand geschrieben und von da in den Text gekommen. Eine äußerst künstliche Hypothese, zu künstlich, um wahr sein zu können. Doch sehen wir die Gründe näher an. Der erste scheint uns schon durchaus nicht stichhaltig zu sein. Es kommt allerdings das 6. Kap. in zwei syrischen Fragmenten vor, allein das beweis't Nichts, da wir zur Genüge

wissen, daß auch der weitere Text der Recension A in syrischer Uebersetzung vorhanden war, und von beiden Fragmenten nicht nachweisbar ist, daß sie aus dem kürzern Texte entlehnt sind, im Gegentheil von dem erstern ganz bestimmt erhellt, daß es aus A geflossen ist. Die beiden andern Gründe, welche der Verf. anführt, zeigen nun aber ganz besonders die augenscheinliche Willkür dieses Verfahrens. Es sind keine andere als die, daß die Christologie dieser Stelle wohl mit der von S, nicht mit der von A stimmt; und daß so ein besserer Zusammenhang entsteht. Es ist ganz dieselbe Willkür, deren sich Bunsen so oft in seiner Vertheidigung des syrischen Textes schuldig gemacht hat. Zuerst wird behauptet, bei S finde sich eine patripassianische Christologie und, wo eine Stelle bei A denselben Patripassianismus enthält, wird diese Stelle in S eingeschoben, weil sie patripassianisch ist. Im Allgemeinen wird behauptet, bei S finde sich ein besserer Zusammenhang, und kommt dann eine Stelle vor, wo so augenscheinlich bei A der richtige Zusammenhang ist, und S sich als Auszug verräth, so wird diese durch Vermuthung auf S übertragen.

Einen zweiten bedeutenden Anhaltspunkt zur Unterscheidung des echten von dem unechten Ignatius gewährt dem Verf. die Polemik gegen die Häretiker. Der Verf. erkennt mit guter Begründung auch gegen die neueste Vertheidigung der abweichenden Ansicht durch Hilgenfeld, nur eine Häresie als in den Briefen bekämpft an, und betrachtet als das ausgeprägteste Dogma derselben den Doketismus. Ein so ausgeprägter Doketismus, der die Menschheit Jesu selbst als bloßen Schein betrachtet, soll sich aber nicht vor Saturnin und der Ascensio Jesaiae, d. h. vor 130

finden, während er andererseits vorvalentinianisch sein soll, da sich der Doketismus Valentinians als die späteste und durchgebildetste Art dieser Lehre manifestirt. In eben diese Zeit 130—140 führe dann auch der Umstand, daß die Briefe nach der Recension A das offene Auftreten der gnostischen Häresie voraussetzen. Auch hier können wir dem Verf. durchaus nicht beistimmen. Die ganze Entwickelung des Doketismus, wie er sie sich denkt, möchte sich schwerlich nachweisen lassen. Es ist das eine schulmäßige Abstraction, mit der das wirkliche Leben nicht stimmt, indem hier die einzelnen Stufen des Doketismus keineswegs so genau auf einander folgen. Wenn der Verf. z. B. bei Basilides noch eine frühere Stufe des Doketismus findet, indem bei ihm derselbe noch lediglich auf der Doppelpersönlichkeit Christi beruhe, während freilich durch die Annahme von der Kreuzigung des Simon von Kyrene der Weg zu einer andern Anschauung bereits angedeutet sei — so wissen wir jetzt aus den Philosophumenen, daß Basilides im eigentlichen Sinne durchaus nicht doketisch lehrte und die den spätern Basilidianern angehörende Vorstellung von der Kreuzigung des Simon von Kyrene kann deutlich zeigen, daß die gröbere, rohere Vorstellung darum durchaus noch nicht die frühere ist. Mit der ganzen Skizze, die der Verf. von der Geschichte des Doketismus gibt und seiner Argumentation zu Grunde legt, möchte sich auch schwerlich die Existenz einer späteren besonderen Secte der Doketen zusammenreimen lassen. Clemens Alexandrinus nennt einen Schüler Valentinians, den Cassian als ἐξάρχων τῆς δοκήσεως und die Philosophumena führen die Doketen neben Tatian, Hermogenes, den Quartodecimanern ꝛc. auf. Gerade die einfache Art wie

der Doketismus in den Briefen auftritt, zeugt für eine frühere Zeit, in welche auch allein die vom Verf. selbst anerkannte Verbindung des Doketismus mit Judaismus paßt. Endlich müssen wir auch jetzt noch behaupten, daß die Art wie das Auftreten der Häretiker in den Briefen geschildert wird, nur in den Anfang des 2. Jahrhunderts, nicht in die Zeit nach dem Entstehen der großen gnostischen Systeme, auch nicht in die Zeit von 130—140 paßt. Noch ist das Auftreten wie ein erster Versuch, noch ist die Gnosis nicht, was sie 130—140 schon im hohen Grade war, eine weit verbreitete Zeitrichtung geworden, noch kann es zweifelhaft sein, ob es ihr gelingen werde, die Gemeinde zu zerreißen; und gerade der scheinbare Widerspruch, der darin liegt, daß die Polemik der Briefe in der Recension A einerseits schon Spaltungen in der Gemeinde voraussetzt, andererseits doch einer erst kommenden Gefahr vorbeugen will, und versichert, es sei noch keine αἵρεσις da, bezeichnet so treffend dieses erste Stadium, in dem die Gnosis offen aufzutreten, Partei zu machen anfing, in dem aber noch nicht zu übersehen war, wie weit ihr das gelingen werde, daß kein Interpolator, der die Gnosis schon als weit verbreitete von der Kirche geschiedene Genossenschaft vor sich hatte, um 130—140 diese Anfänge so hätte zeichnen können. Weit entfernt mit dem Verf. (S. 41) hierin einen Beweis gegen A zu finden, müssen wir dabei bleiben, daß die Zeichnung der Häretiker in unsern Briefen bei genauerm Ansehn zu einem Beweise für die Echtheit wird.

Bei dem dritten Hauptpunkte, den der Vf. einer Besprechung unterzieht, der Lehre vom Episkopat in beiden Briefen, befindet er sich als Vertheidiger der syrischen Recension von vorn herein

in einer günstigen Lage. Da sich bei S nämlich überhaupt wenig den Episkopat betreffende Stellen finden, so gewinnt es leicht den Anschein, als werde hier dem Episkopat selbst nicht die hohe Bedeutung beigelegt, wie bei A. Indem bei A das bischöfliche Amt nach allen Beziehungen hin, nach seinem ganzen Wirkungskreise dargestellt wird, während S nur hie und da von diesem Amte redet, so sieht es in der That auf den ersten Blick so aus, als ob das bischöfliche Amt dort wirklich auch einen bedeutendern Inhalt hätte, als hier, und indem der Verf. nun Alles zusammenhäuft, was bei A dem Bischofe zugetheilt wird, und dem das Wenige gegenüberstellt was sich bei S findet, kann er leicht eine derartige Parallele aufstellen, wie er sie S. 59 als Hauptstück seiner Argumentation gibt, um den unmittelbaren Eindruck hervorzurufen, daß bei A der Episkopat ein wesentlich anderer sei. Allein sieht man genauer zu, so ist das bloßer Schein, und es zeigt sich, daß bei S dieselbe Anschauung vom Episkopat herrscht wie bei A, nur dort fragmentarisch, hier ausgeführt. Denn wenn es bei S ad Polyc. 6 heißt: „Τῷ ἐπισκόπῳ προσέχετε, ἵνα καὶ ὁ θεὸς ὑμῖν“, so ist damit doch der Bischof so entschieden der Gemeinde und den Presbytern übergeordnet, wie nur irgendwo bei A, und sein Wille als ein solcher hingestellt, dem zu widerstehen Gottes Willen widerstreben heißt. Wenn Ignatius nach S ad Eph. 1 sagt, er habe in dem Bischofe Onesimus „τὴν πολυπληθίαν“ der Gemeinde zu Ephesus empfangen, so ist damit doch der Gedanke vorausgesetzt, daß im Bischofe die Einheit der Gemeinde repräsentirt ist, und mehr findet sich auch bei A nicht, wo der Episkopat, ebenfalls bloß als Gemeindeamt auftritt; und wenn es auch bei S

ad Polyc. 4 heißt: „Μηδὲν ἄνευ γνώμης σου γινέσθω“ was iſt das anders als eben das Princip, welches ſich bei A auf die einzelnen Stücke des Gemeindelebens, Cultus, Aſkeſe ꝛc. angewendet findet. Iſt das Princip, daß Nichts ohne den Biſchof geſchehen ſoll, einmal da, ſo macht das doch keinen Unterſchied, daß es bei S nur auf einen vereinzelten Punkt, die Eheſchließung, angewendet wird, bei A auf viele einzelne Stücke. Was ſoll es alſo bedeuten, wenn Lipſius S. 59 beide Recenſionen ſo einander gegenüberſtellt: „Dort (bei S) ſteht noch nicht einmal die Disciplinargewalt des Biſchofs ganz feſt, man ſchließt Ehen, übernimmt Gelübde ꝛc.; hier (bei A) kommt ihm nicht bloß das Amt der Schlüſſel, ſondern auch die ausſchließliche Leitung des Cultus zu ꝛc.“ Jenes ſteht ſo feſt wie dieſes, nämlich in der Anſicht des Briefſchreibers, der ad Polyc. 5 bei S entſchieden ſagt: „Πρέπει δὲ τοῖς γαμοῦσι καὶ ταῖς γαμουμέναις μετὰ γνώμης τοῦ ἐπισκόπου τὴν ἕνωσιν ποιεῖσθαι“; umgekehrt auch dieſes ſo wenig feſt wie jenes nämlich in der Praxis, die von dem was Ignatius eben deshalb ſo dringend fordert, noch vielfach abwich. Jenes wie dieſes iſt nur ein Ausfluß deſſelben Princips, das wir aber auch bei S finden. Endlich auch der Grund, den der Verf. von Ritſchl entlehnt, daß in der ſyriſchen Recenſion der Epiſkopat als Gemeindeamt noch gar nicht feſtſtand, daß dieſe Recenſion alſo an den Anfang des 2. Jahrh. gehört, kann gegen A, wie er doch wohl ſoll, Nichts beweiſen, weil auch hier der Epiſkopat noch einer Vertheidigung und Empfehlung ſehr bedürftig iſt und zwar nicht etwa bloß nach außen gegen Häretiker, ſondern innerhalb der Gemeinden ſelbſt (vgl. ad Magn. 4; ad Smyrn. 8).

Doch wir müssen uns kurz fassen und können aus dem weiteren Verlauf der Argumentation des Verfs nur ganz Vereinzeltes berühren. Im Allgemeinen erkennt er die historische Situation, welche den Briefen zu Grunde liegt, die Verurtheilung des Ignatius, die Abführung nach Rom, die Reise, die Möglichkeit Gesandten der Gemeinden anzunehmen und Briefe zu schreiben an. Dann möchte sich aber schwerlich erweisen lassen, daß der Umstand, daß Ignatius nach A mehr Briefe schreibt und mehr Gesandte empfängt die Situation zur unhistorischen verkehre. Konnte Ignatius 3 Briefe schreiben, so auch 7; konnte er einen Brief von 8 Kapiteln wie den Römerbrief nach S im Gefängniß abfassen, dann auch einen von 21 Kapiteln wie den Epheserbrief nach A; und ward ihm möglich den Bischof Onesimus zu empfangen, dann war's auch wohl nicht so unmöglich, dessen Begleiter zu sehen. Da sind keine wesentlichen Unterschiede mehr. Vergleicht man was die ihnen zu Grunde liegende historische Situation anlangt, die in beiden Recensionen vorhandenen drei Briefe im Einzelnen, so findet sich die verhältnißmäßig bedeutendste Abweichung im Briefe an den Polycarp; und gerade diese stellt sich, wie wir gegen des Verfs Argumentation S. 84 geltend machen müssen, zu Gunsten der griechischen Recension. Daß Ignatius zunächst schon in Troas von dem Aufhören der Verfolgung in Antiochien Kunde hat, möchte sich auch wohl, ohne mit Denzinger ein Wunder anzunehmen, erklären lassen. Ignatius reis't, wie wir aus den Briefen ersehen (und im Allgemeinen erkennt ja der Verf. die Situation als historisch an), so langsam, daß ihn ein nachgesandter Bote recht gut in Troas erreichen konnte. Mit dieser An-

gabe, die A eigenthümlich ist, hängt nun zusammen, daß nach dieser Recension von Smyrna ein Bote nach Antiochien gesendet werden soll „ἵνα δοξάσῃ ὑμῶν τὴν ἄοκνον ἀγάπην εἰς δόξαν Χριστοῦ (vgl. ad Smyrn. 11: „εἰς τὸ γενόμενος ἕως Συρίας συγχαρῆναι αὐτοῖς, ὅτι εἰρηνεύουσιν“). Statt der ausführlichen in sich durchaus wahrscheinlichen Angaben bei A hat nun S nur den Satz „Ἀσπάζομαι τὸν μέλλοντα καταξιοῦσθαι τοῦ εἰς Ἀντιοχείαν πορεύεσθαι ἀντὶ ἐμοῦ, καθὼς ἐνετειλάμην σοι“. Offenbar hat hier der Gesandte eine ganz andere Bedeutung. Er soll nicht ein Bote der Gemeinde sein, sondern an Ignatius Statt hingehen. Den Worten „ἀντὶ ἐμοῦ“ wird durchaus nicht genügt, wenn man sie mit Lipsius von der „Absendung eines Vertrauensmannes mit speciellen Aufträgen für die Antiochener“ deutet. Vielmehr müssen sie davon verstanden werden, daß der Gesandte des Ignatius Nachfolger in Antiochien als Bischof sein soll, wenigstens sein Stellvertreter. Nun ist es aber nicht bloß unwahrscheinlich, es ist unmöglich, daß Ignatius das geschrieben haben kann, denn damals konnte auch ein als Märtyrer weggeführter Bischof seiner Gemeinde nicht einen Nachfolger geben oder auch nur einen Stellvertreter. Die Worte sind ein Auszug aus der Angabe der Recension A, flüchtig und von einem Späteren gemacht, dem die Verhältnisse der unmittelbar nachapostolischen Zeit fremd waren.

Gern möchte Ref. auch den zweiten Theil der Abhandlung (II. Erörterung der Form der syrischen Textrecension S. 96 ff.) noch einer Besprechung unterziehen; allein hier wäre es nöthig dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, was Ref. um so weniger für nöthig achtet, als er den

früher von ihm gegebnen Nachweis des secundären Charakters von S, mag er auch immerhin an manchen Punkten zu limitiren sein, noch nicht für verfehlt achten kann. Oben haben wir schon eine Stelle zu besprechen Gelegenheit gefunden, in der es dem Verf. selbst unmöglich scheint, den jetzigen syrischen Text als ursprünglich zu vertheidigen. Jetzt nur noch einige Worte über die berühmte Stelle von den drei Mysterien ad Eph. 19. Es schien als ob hier der syrische Text wirklich unrettbar sei. Der Verf. hat ihn doch zu retten versucht, ja aus der in Rede stehenden Stelle sogar ein Argument für die Ursprünglichkeit entnommen. Er sucht zunächst nachzuweisen, daß der von S gebotene Text der richtige sei und stellt ihn so her: Ἔλαθε τὸν ἄρχοντα τοῦ αἰῶνος τούτου ἡ παρθενία Μαρίας καὶ ὁ τοκετὸς τοῦ κυρίου καὶ τρία μυστήρια κραυγῆς, ἅτινα ἐν ἡσυχίᾳ θεοῦ ἐπράχθη ἀπὸ τοῦ ἀστέρος". Es sollen nun die τρία μυστήρια κραυγῆς von den vorher genannten zwei Stücken noch verschieden sein, geheimnißvolle Rufe, welche in der Stille Gottes vollbracht wurden seit Erscheinung des Sterns, und zwar wie der Verf. annimmt, der Ruf der Engel Luc. 2, 10 ff., und die Rufe bei der Taufe und der Verklärung Christi. Wir fürchten, auch diese mit großem Aufwande von Scharfsinn auf dem von Ritschl, der schon die Rufe ähnlich erklärte, und von Weiß, der die Worte »a stella« ähnlich faßte, angebahnten Wege gemachte Versuch, die bei S sinnlose Stelle zu erklären, macht sie nicht verständlich. Was zunächst den Text anlangt, so müssen wir die Worte bei A „καὶ ὁ θανατὸς τοῦ κυρίου", welche den zwei bei S angeführten Stücken aus der Heilsgeschichte das dritte zufügen, für echt halten. Alle Zeugen

selbst ein Codex von S (β) haben sie; auch der unechte Philipperbrief, der unsere Stelle benutzte, hat unter der großen Menge von Dingen, die er anführt (dadurch wird sein Zeugniß von selbst unsicher) was Lipsius wohl übersehen hat „πάθη". Dazu kommt auch hier, daß sich das Weglassen des Satzes im Syrischen wegen des gleichen Anfangs der bezüglichen Worte (ܕܡܫܝܚܐ und ܕܡܫܝܚ) sehr leicht erklärt, eine Erklärung, die sich dadurch noch bestätigt, daß S mit dem ersten Worte den Zusatz τοῦ κυρίου verbindet, der in A mit dem zweiten verbunden ist. Ist es ferner zwar möglich, daß den Worten bei S ܡܢ ܟܘܟܒܐ als griechischer Text ἀπὸ τοῦ ἀστέρος zu Grunde liegt und läßt dieses auch die Erklärung „seit dem Sterne" zu, so beweis't die Uebersetzung des Syrers doch das wenigstens unzweifelhaft, daß er die Stelle nicht mehr verstand und das ist für seine Vertheidiger ein schlimmer Umstand. Ist es ferner schon bedenklich, daß sich drei solcher Rufe schwer finden lassen, indem der Ruf der Engel Luc. 2 doch nur ein augenscheinlicher Nothbehelf ist, so ist es noch bedenklicher, daß sich doch kaum etwas dabei denken lassen möchte, daß diese Rufe in der Stille Gottes vollbracht sind, völlig aber gar nichts dabei gedacht werden kann, daß sie erst seit der Erscheinung des Sternes in der Stille Gottes vollbracht sein sollen. Wir müssen auch jetzt dabei bleiben, daß die Stelle bei S ganz sinnlos ist, ein sinnloser Auszug aus A. Allerdings ist auch bei A die Stelle schwierig, allein es ist ihr doch ein Sinn abzugewinnen, wie Ref. früher gezeigt hat. Daß der Verf. von der damals gegebenen Erklärung sagt, sie werde schwerlich bei Jemandem Billigung finden, ist keine Wi-

derlegung. Gelegentlich möchten wir noch auf eine Parallele hinweisen, die sich im Test. XII patriarch. findet, wo es Aser c. VII (Fabric. cod. ap. V. T. I. 696) heißt: "Ἕως οὗ ὁ ὕψιστος ἐπισκέψεται τὴν γῆν καὶ αὐτὸς ἐλθὼν ὡς ἄνθρωπος ἐσθίων καὶ πίνων μετὰ τῶν ἀνθρώπων καὶ ἐν ἡσυχίᾳ συντρίβων τὴν κεφαλὴν τοῦ δράκοντος".

Doch das mag für unsern Zweck genügen; und nur noch die Bemerkung sei zum Schluß gestattet, daß es nicht die Absicht dieser Anzeige sein konnte, die Frage zur Entscheidung zu bringen, sondern nur an einzelnen Punkten zu zeigen, daß sie auch durch die vorliegende Abhandlung noch nicht entschieden ist.

Hannover Gerhard Uhlhorn Lic. theol.

London

John Murray 1854. The history of Yucatan from its discovery to the close of the seventeenth century. By Charles St. John Fancourt Esq., recently H. M. Superintendent of the British Settlements in the Bay of Honduras. With a map. VII u. 340 S. in Octav.

Die Halbinsel Yucatan, während zweier Jahrhunderte eine der am wenigsten beachteten und daher bis in die neueste Zeit unerachtet ihrer nahen Nachbarschaft bei Cuba und Mexiko, eine der am meisten unbekannt gebliebenen Provinzen des ehemaligen spanischen Amerika's, hat neuerdings fast plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit in Europa wie in Amerika in hohem Grade auf sich gezogen. Seit dem Jahre 1840 sind über dies Land, über welches anderthalb Jahrhunderte lang fast gar nichts geschrieben wurde, drei große, wich-

tige und koſtbare Werke erſchienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden und in allerneueſter Zeit haben die politiſchen Zeitungen nach der Krym ſich mit keinem anderen Lande mehr beſchäftigt, als mit dieſem Theil von Central-Amerika, in welchem die Engländer nach und nach den ſogenannten Holzdiſtrict erworben und von da aus neuerdings über einen wichtigen Theil von Central-Amerika einen Einfluß zu gewinnen getrachtet haben, dem der famöſe Clayton-Bulwer-Vertrag nach der Auslegung der Amerikaner ein Ende machen ſollte und wohl auch vor der Hand wenigſtens ein Ende machen wird. Was zuerſt wieder allgemeiner die Aufmerkſamkeit auf Yucatan hinlenkte, waren die Werke mehrerer Amerikaner*), welche auf einmal im Innern dieſes Landes großartige Ueberreſte einer früheren höheren Cultur, namentlich Ruinen großer, mit den merkwürdigſten Sculpturen verzierter Tempel kennen lehrten und mit Recht ein allgemeines Er-

*) Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan, by John L. Stephens, illustr. by numer. engravings. New York 2 Bde 8o 1841 und ſeitdem in vielen amerik. und engl. Auflagen. Deſſelben Incidents of travel in Yucatan, illustr. by 120 engravings Lond. 1843. 2 Bde 8o. Views of Ancient Monuments in Central America, Chiapas and Yucatan, by F. Catherwood, w. descriptive letter-press by J. L. Stephens. 1844. Imp. fol. (vortrefflich ausgeführte Abbildungen). Rambles in Yucatan by B. M. Norman, w. num. illustr. New York 1842 8o. Bekannt wurden die Baudenkmäler Yucatans und insbeſondere die Ruinen von Palenque und Mitla übrigens ſchon durch das ſchöne aber ſehr koſtbare und daher in größeren Kreiſen wenig bekannt gewordene Werk: Antiquités Mexicaines. Relation des trois expeditions du Capit. Dupaix, ordonnées en 1805. 1806 et 1807 pour la recherche des Antiquités du Pays etc. Paris 1833. 2 Bde fol.

ſtaunen darüber hervorriefen, daß dieſe alten Baudenkmäler in ſo geringer Entfernung von den Küſten eines viel befahrenen Meeres und ganz in der Nähe von dreihundert Jahre alten ſpaniſchen Anſiedelungen ſo lange ganz verborgen hatten bleiben können. — Nun ſind aber dieſe neu entdeckten Zeugen einer alten Cultur in dieſem gegenwärtig nur von faſt wilden Indianern bewohnten und von der europäiſchen Civiliſation ganz abgeſchloſſenen Theile von Central-Amerika keineswegeſ bis auf Stephens den Europäern gänzlich unbekannt geblieben; ſie ſind im Gegentheil ſchon verhältnißmäßig ſehr früh von den Spaniern aufgefunden worden und ebenſo hat es auch für Yucatan ſchon einmal eine Zeit gegeben, in welcher dies gegenwärtig einem großen Theile nach völlig unbekannte Land die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Conquiſtadoren in einem hohen Grade auf ſich zog und der Schauplatz einer eifrigen Thätigkeit weltlicher und geiſtlicher ſpaniſcher Eroberer war. Ferdinand Cortez ſelbſt iſt es geweſen, der, nachdem die Küſten Yucatans im Allgemeinen bereits in den Jahren 1517 und 1518 durch Francisco de Cordova und Juan de Grijalva bekannt geworden, auf ſeinem berühmten Kriegszuge zu Lande von Mexiko aus gegen SO nach dem Golfe Dulce i. J. 1524 die Gegenden, in denen Stephens neuerdings die alten Denkmäler aufs Neue entdeckt hat, durchzog und zum Theil wenigſtens auch dieſe Denkmäler ſelbſt kennen lernte und darüber Bericht erſtattete in dem berühmten fünften Briefe (der Carta Quinta) an Kaiſer Carl V., der im Original ſich gegenwärtig in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien befindet, und zuerſt gründlicher von Prescott für ſeine Geſchichte der Eroberung von Mexiko benutzt worden iſt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 27. September 1856.

London

Schluß der Anzeige: »The history of Yucatan from its discovery to the close of the seventeenth century. By Ch. St. J. Fancourt.«

Außer diesem eignen Berichte des Cortez über diese Expedition, „auf welcher der Held und seine kühne Schaar Alles erschöpften, was an Mühen und Beschwerden, an Leiden und Entbehrungen, an Arbeiten und Gefahren im Kampf mit einer mächtigen ungebändigten Natur, der menschliche Bau ertragen kann; auf der sie durch höhere Kraft übermenschliche alle Vorstellungen übersteigende Anstrengungen überwanden"*), besitzen wir über dieselbe auch die schon lange bekannten Nachrichten, welche der bekannte Conquistador und Kriegsgefährte des Cortez, der Hauptmann Bernal

*) Urtheil von Buschmann, des gründlichsten unter den neuern Forschern über die altmexikanische Geschichte in s. Abhandlung: Ueber die Aztekischen Ortsnamen in d. Philolog. u. hist. Abhandlgg. d. K. Akademie der Wissensch. zu Berlin a. d. J. 1852. S. 733.

Diaz del Castillo, der ihn auch auf dieser Expedition begleitete, in seiner wichtigen ebenso treuherzig als anziehend geschriebenen Geschichte der Eroberung von Neu-Spanien*) mitgetheilt hat. — Daß diese Entdeckungen später wieder so sehr in den Hintergrund gedrängt, ja fast völlig vergessen wurden, und daß die Spanier dies so interessante Land, nachdem sie lange Zeit auf seine Eroberung und Colonisation große Mühe verwendet, in der Folge wieder so außer Acht lassen konnten, daß es den Engländern gestattet wurde, in demselben sich anzusiedeln und allmählich einen bedeutenden Theil desselben zu occupiren, hat seinen Grund einmal in der Schwierigkeit, welche in der Natur des Landes und dem Charakter seiner Bewohner für die Eroberung und die Behauptung des Landes lag, dann aber auch in der geringen Ausbeute, welche Yucatan im Vergleich mit dem benachbarten Mexiko und Guatemala den Conquistadoren für die nur mit großen Opfern auszuführende Colonisation darbot.

Neuerdings haben nun Prescott in s. Gesch. der Eroberung Mexiko's und besonders Stephens in s. beiden angeführten Werken wieder auf die Entdeckungsgeschichte von Yucatan aufmerksam gemacht. Da dies jedoch in diesen Werken nur gelegentlich und nicht in der Absicht geschieht, dem Verlangen, welches aus dem oben angeführten Grunde in einem größeren Kreise nach einer genaueren Kenntniß der früheren Geschichte von Yucatan entstehen mußte, entgegenzukommen, so muß das Unternehmen unseres Verfs gewiß ein sehr zeitge-

*) Historia verdadera de la conquista de la Nueva España zuerst 1632 zu Madrid in Fol. gedruckt; sehr gut deutsch bearbeitet von Ph. J. von Rehfues. Bonn 1838. 4 Bde 8°

mäßes genannt werden. Es wird deshalb auch, wenn es auch nur billigen Anforderungen entspricht, gewiß mit Dank aufzunehmen und um so mehr zu empfehlen sein, als der Verf. außer durch Robertson — der indeß in seiner vortrefflichen Geschichte von Amerika Yucatan nur ganz beiläufig behandelt — für seine mehr populäre Darstellung gar keine eigentliche Vorarbeiten gehabt hat und ein neues umfangreicheres Werk über die Eroberung des spanischen Amerikas *), welches mit großen, aber wenig berechtigten Ansprüchen auftritt, gerade über Yucatan wenig mehr gibt als Robertson.

Das vorliegende Werk kann nun allerdings strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen keineswegs genügen, es hat aber das Verdienst einer fleißigen und sorgsamen Compilation aus älteren gedruckten spanischen Werken über Yucatan, welche außerhalb Spanien immer sehr selten anzutreffen gewesen und leider jetzt auf dem Continente immer mehr verschwinden, indem seit einiger Zeit die Engländer und mehr noch die Amerikaner für ihre Bibliotheken auf diese Bücher förmlich Jagd machen und dafür Preise bezahlen, mit denen deutsche Bibliotheken, geschweige deutsche Gelehrte gar nicht concurriren können. Der Verf. verbirgt es uns auch in seinem kurzen Vorworte gar nicht, daß diese Geschichte von Yucatan eigentlich nur eine mehr zufällig entstandene Arbeit ist. Derselbe beabsichtigte nämlich bei seinem Abgange von dem Posten eines Gouverneurs von Belize, den er acht Jahre hindurch verwaltet hatte, vornehmlich im Interesse der dortigen britischen Ansiedler, „der Kaufleute und Mahagony-Fäller der

*) A. Helps, The Spanish Conquest in America. Vol. 1. 2. London 1855. 8o.

britischen Ansiedlungen an der Honduras-Bai", welchem das vorliegende Werk auch dedicirt ist, eine Abhandlung über den Ursprung, den Fortgang und die Entwickelung dieser merkwürdigen britischen Besitzung zu schreiben. Auf der Heimreise wurde der Verf. nun aber mit dem neuerdings auch in Europa oft genannten Herrn E. G. Squier Chargé d'Affaires d. Ver. Staaten bei der Republik von Nicaragua bekannt, und durch diesen gründlichen Kenner der amerikanischen Geschichte zu einer Erweiterung seines Plans angeregt, was dann auf den Rath und durch die thätige Unterstützung eines anderen Amerikaners, eines Hrn Henry Stevens aus Vermont den Vf. zum Studium der früheſten und zuverlässigsten Quellen-Schriften über die Geschichte der Entdeckung und Colonisation von Yucatan führte. Die Früchte dieser Studien sind es nun, welche der Verf. in dieser Geschichte von Yucatan veröffentlicht.

Was man nach diesem Vorworte schon vermuthen muß, daß nämlich unser Verf. früher sich wenig oder gar nicht mit der Entdeckungsgeschichte von Amerika beschäftigt habe, wird nun freilich durch diese Geschichte von Yucatan selbst vielfach bestätigt. Dagegen ist es ihm aber gelungen, hauptsächlich wohl mit Hülfe des Hrn Stevens, dem er sich dafür auch sehr verpflichtet bekennt, die wichtigsten älteren spanischen Werke über die Entdeckungs- und Colonisationsgeschichte Yucatans, sich zu verschaffen, und da er diese offenbar mit Liebe für seinen Gegenstand erfüllt gelesen, fleißig excerpirt und darnach nicht ohne Darstellungstalent treu wiedererzählt hat, so möchte diese Geschichte von Yucatan gerade jetzt einem größeren Kreise von Lesern wohl mit Recht empfohlen wer-

den dürfen und es deshalb auch wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier in der Kürze einen Ueberblick seines Inhalts geben und dabei diejenigen Abschnitte der Geschichte von Yucatan hervorheben, die der Verf. ausführlicher und genügender darstellt als dies bis jetzt in den leichter zugänglichen allgemeineren Werken über die Geschichte von Amerika geschehen ist, daneben aber auch die großen wissenschaftlichen Mängel dieses Buches nicht ganz verbergen.

Kap. I. erzählt, nachdem es kurz die Expedition von de Solis und Pinzon, den beiden Gefährten des Columbus auf dessen erster Reise erwähnt hat (durch welchen schon im J. 1506 bei Gelegenheit ihrer Untersuchung der Küste von Honduras zur Entdeckung der noch immer eifrigst aufgesuchten „westlichen Durchfahrt" auch die Küste von Yucatan zuerst gesehen, aber nicht weiter verfolgt wurde), die Reise von Francisco de Cordova *) i. J. 1517 und die von Juan de Grijalva 1518, durch welche die ganze Küste der Halbinsel entdeckt wurde. Die Erzählung dieser Reisen gibt wenig mehr, als wir schon durch Robertson vorzüglich nach Bernal Diaz darüber wußten und zeigt gleich, daß der Verf. mehr nur darauf ausgeht, seine Quellen treu wiederzugeben, als die in denselben vorgefundenen Nachrichten kritisch zu untersuchen. So z. B. theilt er über die Entstehung des Namens Yucatan für das neu entdeckte Land bloß die Nachricht Gomaras mit, daß die Spanier auf ihre Frage nach dem Namen einer

*) Er hieß Franc. Hernandez de Cordova, weshalb Gomara und Herrera ihn nur den Capitain Hernandez nennen; nach der Zusammenstellung unseres Bds müssen Cordova und Hernandez dem Leser als zwei verschiedene Personen erscheinen.

großen Stadt von den Einwohnern »Tectatan, Tectatan« (was so viel als „Ich verstehe nicht") zur Antwort erhalten und daraus durch Corruption das Wort Yucatan gemacht und als Namen für das Land gebraucht hätten, ohne daran zu erinnern, daß Bernal Diaz eine ganz andere Erklärung des Namens Yucatan gibt, und ohne irgend auf eine weitere Untersuchung über die wirkliche Bedeutung dieses Namens einzugehen. (Vgl. F. de Waldeck, Voyage pittoresque et archéologique dans la prov. de Yucatan. Par. 1838. p. 25). Auch hätte der Verf. hier wohl bemerken sollen, daß nach Herrera Grijalva diesem Lande zuerst den Namen Neu-Spanien (Nueva España) gab, welchen Namen Ferdinand Cortez später (1520, in seinem ersten Briefe an Kaiser Karl V.) auf das Reich des Montezuma ausdehnte und der einem der schönsten Reiche der Spanier in der Neuen Welt bis zu Ende ihrer Herrschaft daselbst geblieben ist.

Kap. II. beschäftigt sich mit der Expedition des Cortez nach Mexiko im J. 1519, so weit dieselbe auch die Küsten Yucatans berührte. Sie wird, wie auch von Robertson geschehen ist, nach Bernal Diaz und Gomara (dem Herrera meist gefolgt ist) erzählt, jedoch ausführlicher als bei Robertson.

Kap. III — V schildern ausführlicher den schon oben bezeichneten merkwürdigen Zug, den Cortez i. J. 1524 von Mexiko aus unternahm, um den Cristoval de Olid aufzusuchen und zu züchtigen, der, von ihm i. J. 1523 von Vera Cruz nach der Küste von Honduras zur Aufsuchung der dort vermutheten Durchfahrt ausgeschickt, von ihm abgefallen war, im Einverständniß mit dem Gouverneur von Cuba, Diego Velasquez, dem Feinde des Cortez, an der Küste von Honduras auf seine

eigene Hand eine Ansiedelung gemacht und den ihm von Cortez nachgesandten Francisco de las Casas angegriffen und gefangen genommen hatte. Diese merkwürdige Land-Expedition, die wir schon durch Robertson nach dem Berichte des Bernal Diaz ziemlich genau kannten, ist neuerdings auch von Prescott ausführlicher geschildert worden, indem er dafür außer dem Werke von Bernal Diaz noch besonders den eigenhändigen Bericht des Cortez in seiner schon erwähnten berühmten Carta Quinta benutzte. Unser Verf. hat sich nicht auf die Mittheilungen seiner Vorgänger beschränkt, sondern die angeführten Quellen selbst studirt und ausführlicher wiedergegeben; dabei aber auch — ebenso wie Prescott — sich ganz auf das in den Quellen Mitgetheilte beschränkend, ohne sich weiter auf Erörterung von Fragen über den damaligen Culturzustand der Einwohner Yucatans einzulassen, die sich von selbst aufdrängen, wenn man ersiehet, daß Cortez auf diesem Zuge u. a. nahe bei den jetzigen großartigen Ruinen von Palenque vorbei kam und wenn man in den Berichten des Cortez und des Bernal Diaz einmal von großartigen, mitten in dichten unbewohnten Wäldern gelegenen Ruinen, die als Ueberreste einer damals schon vorübergegangenen höheren Culturepoche erscheinen, dann wieder von großen eine gewisse höhere Bildung der damaligen Bewohner bezeugenden Tempeln und Städten, liest, daneben aber fast gar keine andere Beweise einer fortgeschrittenen Cultur erwähnt findet, namentlich nirgends gebahnte Wege, ohne deren Existenz doch eine Civilisation, wie die neuerdings genauer bekannt gewordenen Baudenkmale in Yucatan sie bezeugen, kaum zu denken ist. — Unser Verf. hält sich weder hier noch im Verfolge seiner Erzählung, wo die Nachrichten der

Missionare über die politischen und religiösen Verhältnisse der Yucataner (Kap. VIII) aufs Neue dazu Veranlassung genug geben, bei solchen Fragen auf. Prescott hat dagegen allerdings in s. Abhandlung über den Ursprung der mexikanischen Civilisation im 3ten Bde seiner Gesch. der Eroberung von Mexiko auch die Frage nach den Erbauern der Tempel und Paläste, deren Ruinen wir gegenwärtig in Yucatan anstaunen, aufgeworfen und dahin beantwortet, daß diese Bauwerke (denen Waldeck ein Alter von 3000 Jahren gibt) den Tolteken zuzuschreiben und in die Mitte des 10ten Jahrhunderts zu setzen sein möchten. Seine Untersuchung muß aber doch als sehr dürftig und ungenügend bezeichnet werden, wenn man sie mit den früheren Leistungen auf dem Gebiete der amerikanischen Archäologie, z. B. denen Al. v. Humbold's vergleicht, und dabei erwägt, welche unvergleichlich vollständigere Hülfsmittel ihm dafür zu Gebote gestanden haben, theils durch sonst sehr schwer zugängliche ungedruckte Geschichtsquellen, theils durch die Bibliothek zu Cambridge (Massachusetts), welche, leider durch Einverleibung der berühmten Ebelingschen Bibliothek aus Hamburg, die reichste Sammlung von Büchern und Charten für die ältere Geschichte von Amerika enthält. — Wie wenig die Amerikaner, das was ihnen ihre größeren Hülfsmittel darbieten, zu benutzen verstehen oder Lust haben, zeigt u. A. auch die Charte, welche unserem Buche beigegeben ist, um zur Orientirung über die Lage der Wohnplätze der verschiedenen Indianer-Staaten auf der Halbinsel Yucatan zur Zeit der spanischen Entdeckung und Eroberung und insbesondere auch über die Richtung des Zuges von Cortez von Mexiko nach Honduras zu dienen. Sie ist „nach

den älteſten Quellen zuſammengetragen und nach den neueſten Autoritäten berichtigt", leiſtet aber ſo gut wie gar nichts Sicheres für die ältere Geographie des Landes und läßt den Leſer des Buches jeden Augenblick im Stich, während es doch wohl keinem Zweifel unterliegt, daß aus den Charten, welche die Bibliothek zu Cambridge aus der Sammlung von Ebeling über Yucatan beſitzt und denen, welche ältere ſpaniſche und mexikaniſche Geſchichtsſchreiber enthalten, manche wichtige Aufklärungen über dies Land würden gewonnen werden können. Prescott, dem das Studium dieſer Charten geſtattet geweſen, erwähnt derſelben bei Gelegenheit des Zuges von Cortez, aber nicht weiter als in einer Note mit der Bemerkung: I have examined some of the most ancient maps of the country by Spanish, French and Dutch cosmographers, in order to determine the route of Cortés. An inestimable collection of these maps, made by the learned German, Ebeling, is to be found in the library of Harvard University. I can detect on them only four or five of the places indicated by the general. They are the places mentioned in the text, and though few, may serve to show the general direction of the march of the army.« Conquest of Mexico III. p. 248. — Würde ein deutſcher Gelehrter ſich damit wohl begnügt haben? — Was nun die Frage über den Culturzuſtand Yucatans zur Zeit der ſpaniſchen Entdeckung betrifft, ſo wollen wir hier nur bemerken, daß unſer Buch, obgleich der Verf. dieſen Gegenſtand gar nicht hervorhebt, doch vielfache Beweiſe dafür enthält, daß die Bewohner Yucatans damals gegen die Zeit, aus welcher die Bauwerke von Palenque, Mitla, Copan, Uxmal ꝛc. ſtammen,

in der Cultur sehr zurückgesunken waren und in dieser Hinsicht selbst weit unter den damaligen Azteken in Mexiko standen. Zum Beweise dafür wollen wir nur hervorheben, 1) daß die Spanier in Yucatan nirgends eine Spur von Einrichtungen fanden, welche einen lebendigeren Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Landes andeuten, 2) daß die Idole, welche die Yucataner zur Zeit der Entdeckung verehrten, meist von Thon oder Kalk und Gyps angefertigt waren, und künstlerisch sehr weit gegen die in Granit oder Syenit gearbeiteten zurückstanden, welche sich neuerdings noch ganz unversehrt erhalten mit den Ruinen der genannten Städte gefunden haben und welche, ebenso wie die Sculpturen und die hieroglyphischen Inschriften an denselben einen hohen Grad technischer Ausbildung bezeugen, und daß endlich ein großer Theil der Bevölkerung offenbar nicht mehr in solchen großen Städten, wie Palenque ꝛc. es gewesen sein müssen, sondern unter kleinen unmächtigen Häuptlingen zerstreut über das Land wohnten, indem die Missionare wiederholt gerade diese Zerstreutheit als ein Haupthinderniß ihrer Thätigkeit und die Sammlung des Volks in größere Ansiedlungen als nothwendige Bedingung für den Erfolg der Pacification bezeichnen.

Um jedoch zu unserem Verf. zurückzukehren, haben wir von den zunächst folgenden Kapp. VI u. VII nur anzuführen, daß sie über die ersten fortgesetzten Versuche der Conquistadoren zur Eroberung und Unterwerfung Yucatans berichten, welches dem Francisco de Montejo i. J. 1526 einem Gefährten des Grijalva und des Cortez vom Kaiser zum Gouvernement gegeben war. Montejo opferte dabei sein ganzes Vermögen auf ohne

doch nach Jahre lang dauernden Kämpfen etwas Dauerndes gegründet zu haben und erſt ſeinem Sohn Francisco de Montejo dem Jüngeren gelang es i. J. 1547 die ſogenannte Pacification des Landes zu beendigen. Damit war man aber noch weit entfernt von einer eigentlichen Unterwerfung der Indianer, die zwar in allen größeren Gefechten mit den Spaniern jedesmal beſiegt wurden, aber doch völlig unabhängig und uncivilisirt blieben, weil die Spanier ſich darauf beſchränken mußten, in der Nähe der Küſten einige feſte Plätze anzulegen und dieſe gegen die zu immer erneuerten Aufſtänden geneigten Indianer zu halten. Nach dem Innern wurden zwar auch einzelne Kriegszüge unternommen, aber ganz ohne bleibenden Erfolg, indem die Eingebornen zwar meiſt ſchnell ſich unterwarfen, dem ſpaniſchen Monarchen Gehorſam und die Annahme des Chriſtenthums gelobten, unmittelbar aber nach dem Abzuge der Spanier, welche nie ſtark genug waren, größere Beſatzungen im Lande zurückzulaſſen, aller Gelöbniſſe vergaßen, da, wo ſie konnten, kleinere Poſten und Truppenzüge der Spanier angriffen und aufrieben und ſich völlig wieder von allem Verkehr mit den ſpaniſchen Obrigkeiten abſchloſſen. Da die ſpaniſche Regierung den Gouverneuren von Yucatan von Anfang an es zur Pflicht gemacht hatte, die Pacification des Landes ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln zu betreiben, und da die Producte Yucatans nicht der Art waren, größere Schaaren von Abenteurern anzulocken, welche, wie in andern Theilen Amerikas durch Habſucht getrieben, die Unterwerfung der Indianer auf eigene Hand und gegen die immer Schonung und Milde gegen die Indianer befehlenden Geſetze der ſpaniſchen Regierung auszuführen, ſo blieb zur

Colonisation Yucatans nichts Anderes übrig, als sie der uneigennützigen Thätigkeit der christlichen Missionare zu überlassen und wahrhaft erfreulich ist es, zu sehen, mit welchem Eifer der Rath von Indien schon während der ersten spanischen Eroberungsversuche die Ausrüstung von Missionaren nach Yucatan betrieb, in seinem Eifer für die Mission auch nicht nachließ, als bedeutende Anstrengungen in dieser Beziehung nur geringe Erfolge gaben und beharrlich für die Colonisation von Yucatan den Grundsatz äußerster Milde in der Behandlung der Indianer fest hielt.

Die ersten Missionsversuche in Yucatan wurden i. J. 1533 von den Franciscanern unternommen. Sie wurden jedoch, obgleich sie gleich anfangs nicht ohne Erfolg bei den Eingebornen ausfielen, bald wieder unterbrochen und erst von 1546 an, in welchem Jahre von Spanien auf einmal 150 Missionare nach der Neuen Welt und davon 12 nach Guatemala ausgesendet wurden, wieder aufgenommen und planmäßig fortgesetzt. Im J. 1549 wurde in der von Montejo dem Jüngern i. J. 1542 gegründeten Stadt Merida de Yucatan das erste Capitulo Custodial gehalten und 1567 ein besonderes Bisthum für Yucatan, welches bis dahin zum Sprengel des Bisthums von Mexiko gehört hatte, errichtet. Diese Missionen der Franciscaner beschränkten sich jedoch auf den nördlichen Theil der Halbinsel. Im Süden waren gleichzeitig die Dominicaner thätig, und hier war es vorzüglich der berühmte Bartolomeo de las Casas, der Apostel der Indianer, der die Missionen organisirte und bei denselben auch persönlich sich betheiligte. Unser Verf. berichtet mit Wärme über diese ersten Missionen in Yucatan, mit denen er uns in eine Periode der Geschichte

Yucatans einführt, welche bis jetzt sehr wenig bearbeitet worden ist. Wir müssen jedoch den Leser von hier an auf das Buch selbst verweisen, da die folgende Geschichte Yucatans keine hervorragende und durch ihre Erfolge wichtige Ereignisse darbietet, um durch Hervorhebung derselben den Verlauf der Colonisations-Geschichte dieses Landes kurz andeuten zu können. Wir bemerken deshalb nur, daß von nun an geistliche und weltliche Waffen, meist im guten Einverständnisse mit einander, manchmal aber auch einseitig und gegen einander ihre Zwecke verfolgend, die Bekehrung und Civilisation der Eingebornen sich lange Zeit hindurch eifrig angelegen sein ließen, daß sie aus verschiedenen Gründen darin jedoch nur sehr geringe dauernde Erfolge gewannen. Die Haupthindernisse lagen aber erstens in der Natur des Landes, welches weder zu einer Plantagen- noch zu einer Bergbau-Colonie sich besonders eignete, 2) in der damit zusammenhängenden Unzulänglichkeit materieller Unterstützung von außen, 3) in dem Charakter der Eingebornen, die gar oft durch List und Untreue sich gegebenen Versprechungen wieder zu entziehen wußten, und endlich in den oft wiederholten Angriffen der spanischen Niederlassungen in Yucatan durch fremde, vorzüglich englische Piraten die mehr als einmal durch Plünderung und Verwüstung den Spaniern daselbst den Untergang droheten und sie dazu zwangen ihre Hauptkraft mehr zur Beschützung der sehr exponirten Küsten als zur Beherrschung der Eingebornen im Innern zu verwenden. So kam es, daß seit Anfang des 17. Jahrhunderts, das Innere des Landes, nachdem mehrere Missionare dort den Märtyrertod gefunden, von den Missionen wieder ganz aufgegeben wurde und daß um die Zeit auch

die ganze spanische Herrschaft in Yucatan sich auf eine kleine Anzahl befestigter Plätze in der Nähe der Küsten beschränkt sah. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fingen die Gouverneure von Yucatan wieder an, mit größerer Energie und durch zweckmäßigere Maßregeln als bis dahin die Unterwerfung der Indianer im Innern wieder aufzunehmen, indem sie nämlich große Straßen anlegten und auf diesen langsam ihre Posten gegen das Innere vorschoben. Die wichtigste dieser Militairstraßen war die von Merida nach Santiago de Guatemala, welche von Don Martin de Ursua 1695 angefangen und 1697 beendigt wurde und welche auch bald den Spaniern von großem Nutzen geworden zu sein scheint. Unser Verf. bricht jedoch hier seine Geschichte von Yucatan plötzlich ab, weil seine Hauptquelle (die Historia de la Conquista de la Provincia de el Itza etc. etc., escrivela Don Juan de Villagutierre Soto-Mayor etc. Prim. parte. Madrid 1701) mit dem Jahre 1700 aufhört, und schließt dann folgendermaßen: „Was sich in der Folge bei der Vollendung der Unterwerfung des Innern von Yucatan zutrug, muß ein Gegenstand bloßer Muthmaßung bleiben. Daß das Land der Itzaex (im Innern) niemals vollständig unterworfen wurde, kann mit Sicherheit aus der Thatsache gefolgert werden, daß die Indianer, welche im Besitz des Großen Peten (eines großen Sees im Innern, zur Zeit der spanischen Entdeckung von einer dichten Bevölkerung umgeben und Zielpunkt mehrfacher, aber immer erfolgloser Expeditionen der Spanier im 16. und 17. Jahrhundert) sind, dem sie den Namen Flores gegeben haben, noch gegenwärtig, obgleich dem Namen nach Guatemala unterthan, in Wirklichkeit eine unabhängige Race bilden. Ihre krie-

gerischen Neigungen sind jedoch dem Verlangen nach einem commerciellen Verkehr mit ihren Nachbaren gewichen, so daß sie gegenwärtig einen kleinen Handel einerseits mit Tabasco auf dem San Pedro-Fl., andererseits mit den britischen Besitzungen der Honduras-Bai betreiben. Unsere heutige Kenntniß von ihren Zuständen steht jedoch noch hinter dem zurück was die Spanier zu Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen wußten." Wir hoffen indeß, daß es dem Verf. bei den fernern Studien für das Werk über die Geschichte der britischen Ansiedlungen an der Honduras-Bai, zu dem das hier besprochene Werk eigentlich nur eine geschichtliche Einleitung bildet, noch gelungen sein mag, die hier angedeutete völlige Lücke in der Colonisations-Geschichte einigermaßen auszufüllen. Auch können wir nur wünschen, daß dies Werk, welches nach dem Vorwort die Geschichte Yucatans von der Zeit an, in welcher die britischen Holzfäller ihre Operationen beim Cap Catoche anfingen bis zum Ablauf der Administration des General-Majors Alexander Macdonald, des unmittelbaren Vorgängers des Verfs umfassen soll, und welches der Verf. so bald wie möglich zu liefern versprach, nun recht bald erscheinen möge. W.

Leipzig

Verlag von Gustav Mayer 1856. Fr. L. von Soltau's deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Aus Soltau's und Leyser's Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand, Dr. ph., Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig. XLVI und 514 S. in Octav.

Ueber die Entstehung dieses Buchs gibt uns die Einleitung genauen Bericht. Soltau, der Verfasser des für diese Species der vaterländischen Litteratur Epoche machenden Werks „Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, Leipzig 1836", hatte den Stoff zu einem zweiten Hundert gesammelt: die Hinterbliebenen Soltau's baten H. Hildebrand diesen Nachlaß herauszugeben; als

derselbe aber sich hierzu entschloß, fand er, daß nur 45 Lieder der neuen Soltau'schen Sammlung sich zur Herausgabe eigneten, wenn man auch jetzt den von Soltau selbst früher befolgten Grundsatz festhielte, nur solche Lieder aufzunehmen, die sich nicht bereits in den größeren und zugänglicheren Sammlungen fänden. Ueber die Hälfte der Lieder vorliegender Sammlung ist also von dem Herausgeber beschafft worden; einen guten Theil davon verdankte er dem auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Nachlasse Leyser's, einen andern Beitrag von zwölf, der neuern Zeit angehörigen, dem Volksmund selbst noch entnommenen Liedern dem um die vaterländische Litteratur schon mannichfach verdienten H. v. Plönnies. So bietet diese Sammlung neben manchem schon Bekannten auch viel Neues. Chronologisch erstreckt sie sich v. J. 1402—1850, obwohl das 15. Jh. nur mit 6 Liedern vertreten ist. Der 30jähr. Krieg ist durch eine ganze Anzahl neu gesammelter Lieder, von denen 3 allein die Belagerung von Stralsund betreffen, besonders gut bedacht. Diese Lieder sind zum Theil in der jene Zeit lebhaft vergegenwärtigenden dramatischen Gesprächsform verfaßt. Unter den neuern hier mitgetheilten Volksliedern gehören die meisten, und auch die interessantesten der Zeit der Kriege gegen Napoleon an. — Daß für den politischen, wie den Litterar-Historiker schon solche Sammlungen, als die vorliegende, von mannichfachem und öfters von nicht geringem Interesse sind, liegt auf der Hand: von großer wissenschaftlicher Bedeutung aber würde es sein, wenn von einem Verein von Gelehrten eine vollständige Sammlung aller deutschen historischen Volkslieder in chronologischer Ordnung, u. mit allen Mitteln historischer u. sprachlicher Kritik herausgegeben würde — ein Unternehmen, das uns einer deutschen Akademie sehr würdig dünken möchte. — Ein Privatmann kann sich schwerlich ein so weites Ziel stecken. Hr H. insbesondre hat bei der Herausgabe seiner Sammlungen über den Kreis von Gelehrten hinaus auch ein größeres Publicum ins Auge gefaßt. Sowohl die einen wie die andern Leser hat er bei der Abfassung der Anmerkungen unter dem Texte berücksichtigt: einerseits hat er dort die wichtigsten Lesarten gegeben, andererseits alle sprachlichen Schwierigkeiten, die sich einem größern Publicum darbieten konnten, aus dem Wege geräumt. Fleißig abgefaßte bibliographische Nachrichten werden überdem den einzelnen Liedern vorausgesandt. In diesen Beziehungen hat die neue Sammlung vor der ältern Soltau'schen noch Vorzüge voraus. — Der Verleger hat dem Buch eine würdige Ausstattung gegeben.

Marburg. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1856.

Neapel
della stamperia reale 1852—1854. Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservazioni e dissertazioni di Carlo Troya. Tomo I. XLVIII u. 624, T. II. LVI u. 581, T. III. II u. 710, T. IV. III u. 705 S. in Octav. (Auch unter dem Titel: Storia d'Italia del medio evo di C. Troya. Vol. IV. P. I—IV).

Turin
ex officina regia 1855. Edicta regum Langobardorum edita ad fidem optimorum codicum opera et studio Caroli Baudi a Vesme ex curatoribus historiae patriae studiis promovendis. CXII u. 510 S. in Folio. (Auch unter dem Titel: Historiae patriae monumenta edita jussu regis Caroli Alberti. Edicta regum Langobardorum).

München
Sumptibus et typis Georgii Franz 1855. Edicta

regum Langobardorum quae comes Baudi a Vesme in genuinam formam restituit secundum editionem Augustae Taurinorum repetenda curavit J. F. Neigebaur. Cum appendice: Regum Langobardorum leges de structoribus. IX, 129 u. 47 S. in Octav.

Heidelberg

J. C. B. Mohr 1855. Die Lombarda-Commentare des Ariprand und Albertus. Ein Beitrag zur Geschichte des germanischen Rechts im zwölften Jahrhundert. Nach den Handschriften zum erstenmale herausgegeben von Dr. August Anschütz. X u. 204 S. in Octav.

Die Quellen der langobardischen Geschichte und des langobardischen Rechts sind seit geraumer Zeit der Gegenstand wetteifernder Arbeiten deutscher und italiänischer Gelehrten gewesen, deren Veröffentlichung man mit Erwartung entgegensah. Mit den Geschichtsschreibern hat sich schon eine Reihe von Jahren Bethmann beschäftigt und in den beiden interessanten Abhandlungen über Paulus Diaconus und die langobardische Geschichtschreibung im Allgemeinen (Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde Band X) sowohl über das reiche ihm zu Gebote stehende handschriftliche Material Auskunft wie auch wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß und Beurtheilung der verschiedenen Schriftsteller selbst gegeben. Den Gesetzen haben Blume und Merkel ihre Forschungen zugewandt und die Resultate derselben Merkel in der trefflichen Schrift: Die Geschichte des Langobardenrechts niedergelegt, von der früher auch in diesen Blättern (1851. St. 99) kurz die Rede war. Schon vorher hatte Baudi a Vesme einzelne Abdrücke seiner neuen Ausgabe der lango-

bardiſche Geſetze verbreitet, die jetzt vervollſtändigt und verbeſſert in dem obengenannten Bande der großen Sammlung der Monumenta des Königreiches Sardinien vorliegt. Aber auch der bekannte unermüdliche Forſcher der Geſchichte Italiens im Mittelalter, Troya, hat eine neue Ausgabe der verſchiedenen Edicte der langobardiſchen Könige erſcheinen laſſen, verbunden mit einer Sammlung der Urkunden und anderer kleinerer Documente, welche über die Geſchichte jener Zeit Licht verbreiten können. Die Abſicht dieſer Anzeige iſt, von dieſen Publicationen, zu denen die zuletzt genannte deutſche in gewiſſem Sinne ergänzend hinzutritt, hier einen etwas näheren Bericht zu geben.

Ein Codex diplomaticus Langobardicus war gewiß ein in jeder Beziehung zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen. Von den drei germaniſchen Herrſchaften, welche in Europa längeren Beſtand gewannen und für die Weiterentwickelung deſſelben von beſonderer Bedeutung waren, hat die fränkiſche ihre alten Documente ſchon durch Bréquigny geſammelt erhalten, und die neue Ausgabe von Pardeſſus hat bei allen Mängeln, die ihr ankleben, wenigſtens das Verdienſt, das vorhandene Material vollſtändig zuſammenzuſtellen; mehr noch iſt durch Kemble für die Angelſachſen geſchehen. So kam es zunächſt, auch im Intereſſe der allgemeinen deutſchen Geſchichte und Alterthumskunde, darauf an, die langobardiſchen Urkunden in gleicher Weiſe zu ſammeln und dem Gebrauch bequem zugänglich zu machen. Nicht als ob es an Publicationen derſelben gefehlt hätte. In faſt allen Theilen Italiens hat man ſich in älterer und neuerer Zeit wetteifernd bemüht, wie die Quellen der Geſchichte überhaupt, ſo auch

diese Denkmäler des früheren Alterthums an das Licht zu ziehen: einige sehr ausgezeichnete und berühmte Werke sind der Veröffentlichung von Urkunden besonders gewidmet. Doch umfassen diese regelmäßig längere Zeiträume, während sie sich andererseits meist auf eine einzelne Provinz oder Stadt beschränken; nur wenige nehmen einen so allgemeinen Standpunkt ein, wie Brunettis Codice diplomatico Toscano oder die neue Ausgabe der Documente des Neapolitanischen Archivs von Spinelli. Viele interessante Stücke sind in seltenen Monographien oder gar Zeitschriften enthalten, die sich wenigstens in Deutschland schwer zusammenbringen lassen, so daß auch die sorgfältigsten Forscher sich bisher nicht leicht rühmen konnten, das vorhandene Material vollständig zu übersehen: wer sich über eine einzelne Frage unmittelbar aus den Quellen unterrichten wollte, war dazu kaum im Stande; man durfte wenigstens nie mit einiger Sicherheit sagen, daß diese oder jene Institution, diese oder jene Bezeichnung in den langobardischen Urkunden nicht vorkomme; eine abschließende Arbeit über die inneren Verhältnisse des Reichs und die Zustände des Volks war kaum zu unternehmen. Darum darf die Publication Hrn Troyas bei allen Freunden germanischer Geschichte auf volle Theilnahme rechnen.

Der Anfang war schon in den 40er Jahren gemacht und ein erstes Heft in Folio damals publicirt. Diese Ausgabe ward aber unterbrochen, und an ihre Stelle ist nun die vorliegende getreten, die in anderem Format erscheint, und sich zugleich als einen Theil des großen Werkes über die Geschichte Italiens im Mittelalter ankündigt. Der Herausgeber war dazu um so eher berechtigt, als er von vorne herein die Absicht hatte, und

dieſe auch ausgeführt hat, eine Menge einzelner Fragen aus der Geſchichte der langobardiſchen Zeit hier zu erörtern und damit der Darſtellung der Geſchichte ſelbſt den Weg zu bahnen. Vor Allem iſt es ein Gegenſtand, der ſeine Theilnahme in Anſpruch nimmt, den er auch auf dem Titel gleich beſonders hervorhebt: »ordinate principalmente a chiarir la condizione de' Romani vinti da' Langobardi e la qualitá della conquista«. Dieſe Unterſuchung, die er früher ſchon in einem eigenen auch als Beilage der Geſchichte Italiens angefügten Memoire ausführlich behandelt hat, iſt, wie er ſelbſt ausſpricht, eigentlich der Anlaß zu der ganzen Unternehmung geweſen: um ihretwillen hat er alle Monumente der langobardiſchen Zeit einer ins Detail eingehenden Betrachtung unterworfen, und ſieht ſich nun veranlaßt, dieſelben hier vereinigt, von Anmerkungen und Excurſen begleitet, die ſich hauptſächlich eben auf jenen Gegenſtand beziehen, öffentlich vorzulegen.

Halten wir uns zunächſt an das Material, welches hier zuſammengebracht iſt, ſo muß freilich gleich bemerkt werden, daß es nicht ſo umfaſſend, namentlich die Zahl der eigentlichen Urkunden nicht ſo groß iſt, wie der Umfang der Bände vermuthen laſſen könnte. Die vier welche vorliegen begreifen nur eine Zeit von reichlich 150 Jahren, 568—724; es iſt wohl zweifelhaft, ob die 50 Jahre, welche übrig ſind, in einem Bande werden abgemacht werden können. Aber ein bedeutender Theil des ſo eingenommenen Raumes iſt eben von den erläuternden Bemerkungen und Excurſen in Anſpruch genommen, die oft bis zu monographiſchen Abhandlungen anwachſen. Außerdem iſt, wie ſchon bemerkt, der Text aller langobardiſchen Geſetze ſammt allerlei Anhängen gegeben: im

zweiten Theile kommen auf das Edictum Rotharis mit allem Beiwerk allein die Seiten 60—464 und 519—528, also der weit überwiegende Theil des ganzen Bandes. Auch sonst sind nicht allein Urkunden, sondern ebensowohl Briefe, Inschriften, Gedichte, Nachrichten der Historiker und Anderes aufgenommen worden; im ersten Bande bilden die Briefe Gregor des Großen die Hauptmasse. Es soll das nicht getadelt werden. Waren Documente dieser Art auch bisher schon leichter zugänglich und ein neuer Abdruck deshalb weniger nothwendig, so hatten sie doch nicht allein für den Zweck des Herausgebers oft ein ganz besonderes Interesse, sondern es gewährt auch sonst manche Vortheile, hier Alles bei einander zu haben, was an solchem Material für die langobardische Geschichte vorhanden ist.

Unsere Theilnahme nehmen freilich vorzugsweise die Urkunden in Anspruch. Der Herausgeber berichtet in der Vorrede zum ersten Band über Reisen und Arbeiten, die er zum Behuf der Sammlung unternommen hat; eine Anzahl namentlich mittelitalischer Archive ward von ihm besucht, über die dann mancherlei ganz interessante Nachrichten mitgetheilt sind. Daß sie ihm aber eine sonderliche Ausbeute für dies Werk geliefert haben, läßt sich doch nicht sagen: entweder gingen sie überhaupt nicht bis in die langobardische Zeit zurück, oder was sie aus dieser enthielten, war früher publicirt, und Hr Troya fand es nicht für nöthig oder hatte nicht die Zeit und Gelegenheit, eine neue Abschrift oder Collation zu veranstalten. Nur aus dem Urkundenschatz des Klosters Farfa, der schon Fatteschi, Galletti und Andern zu wichtigen Publicationen das Material lieferte, hat er eine Anzahl ungedruckter Diplome

(wenn ich recht gezählt habe 9) im dritten und vierten Bande mittheilen können; dazu kommt eine spätere, aber auf eine ältere zurückweisende Urkunde aus dem vaticanischen Archiv; ein paar andere sind aus Handschriften verbessert, oder es ist wenigstens über einzelne zweifelhafte Worte Auskunft gegeben, regelmäßig freilich nicht nach eigener Einsicht, sondern nach Mittheilungen gelehrter Freunde. Einer solchen verdankt der Herausgeber namentlich auch eine ganze Reihe früher ungedruckter Stücke, auf deren hier geschehene Veröffentlichung er geneigt ist einen ganz besonderen Werth zu legen. Ich meine die Cremoneser Urkunden, die er von dem Grafen Morbio erhielt, 20 an der Zahl, die allerdings geeignet wären die Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade auf sich zu ziehen, wenn man sie wirklich für das halten könnte, wofür sie sich ausgeben und Hr Troya sie nimmt.

Diese Frage führt aber gleich anfangs zu einer für den Werth der ganzen Unternehmung höchst wichtigen Bemerkung. So großen Eifer und Fleiß Hr Troya wie in seinen früheren Arbeiten so auch hier gezeigt hat, ebenso großen Mangel an Krittik und Schärfe der Beurtheilung nimmt man wahr. Er sagt in der Vorrede, er habe es für Pflicht gehalten neben den echten auch falsche Urkunden aufzunehmen, schon weil die Verfälscher späterer Zeit sich doch oft echter bedient hätten; er beruft sich zur Rechtfertigung dafür auch auf Bréquignys und Pardessus' Verfahren. Aber wenn dieses schon nicht eben vollen Beifall finden konnte, so noch weniger das hier befolgte. Jene sind wenigstens eifrig bemüht, das Echte vom Unechten zu sondern, und wenn sie auch vielleicht manchmal fehlgegriffen, manchmal

noch zu viel in Schutz genommen haben, so kann man ihnen doch nicht ein eigentliches Ausdenaugensetzen kritischer Grundsätze vorwerfen, während Herr Troya sich ein solches in gar hohem Grade zu Schulden kommen läßt. Von Kritik ist bei ihm in der That wenig die Rede; und nicht leicht läßt er sich durch irgend etwas irre machen. Alles scheint ihm möglich, erklärlich; und wenn nichts Anderes hilft, so wird ein besonders anstößiger Ausdruck einem späteren Copisten aufgebürdet und immer möglichst viel von dem Bestand der betreffenden Urkunde gerettet. Eine Fälschung muß einen sehr hohen Grad von Handgreiflichkeit erreicht haben, ehe sie hier Anerkennung findet, wie es III, S. 651, geschieht, wo freilich der dux Carinthiae, das merum et mixtum imperium und Anderes keine Rechtfertigung zuließen; oder ebend. S. 375, wo wenigstens die Form und ein Theil des Inhalts einer unzweifelhaft falschen Urkunde preisgegeben werden; einige andere der Art scheinen in einen Appendix verwiesen zu sein; s. IV, S. 177. Dagegen werden nicht bloß die ältesten Urkunden Bobbios und Nonantulas als echt vertreten, zwei Aretiner Diplome gegen Savigny in Schutz genommen (III, S. 238), auch andere, deren Falschheit oder grobe Interpolation auf den ersten Blick erhellt, finden hier ihre Vertheidigung; so IV, S. 96 ff. eine schon von Muratori aufgegebene Urkunde, wo weder das unrichtige Datum, noch die Professio langobardischen Rechtes, noch ein falscher Bischofsname, noch andere verdächtige Umstände den Glauben des Herausgebers erschüttern können.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. 158. Stück.
Den 2. October 1856.

Neapel, Turin, München, Heidelberg

Fortsetzung der Anzeigen: »Codice diplomatico Longobardo etc. di C. Troya; Edicta regum Langobardorum edita op. etc. C. Baudi a Vesme; Edicta regum Langobardorum etc. curavit J. F. Neigebaur; Die Lombarda-Commentare etc. herausgegeben von Dr. A. Anschütz.«

Ebenso wenig findet er Bedenken, wenn in Urkunden Aistulfs der Titel imperator augustus vorkommt, nachdem er in der Chronik des Benedict von Monte Soracte gelesen, daß Einige den König aufgefordert hatten, ut Romanum imperium usurparet, und in dem Prolog eines seiner Gesetze gefunden, daß der König sagt: traditum nobis a Domino populum Romanorum (IV, S. 466), obschon es doch noch ein bedeutender Schritt ist von solchen Ausdrücken bis zur Annahme des kaiserlichen Titels, und obgleich die betreffenden Urkunden zugleich andere Zweifel genug darbieten: die eine die Unterschrift eines scabinus, die andere eine professio legis Lango-

bard. und was der Art mehr ist. So trägt der Herausgeber auch kein Bedenken den angeblichen Brief Pippins an Papst Gregorius über die Schenkung an die römische Kirche als ein authentisches und höchst wichtiges Denkmal der Geschichte hinzustellen. Fantuzzis Abdruck wird aus einer Handschrift in Venedig berichtigt, ohne daß dadurch aber die zahlreichen Anstöße, welche das Document darbietet, irgend beseitigt würden: nicht einmal der Name des Papstes ist hier richtig angegeben (Gregor statt Stephan); die ganze Form ist durchaus ungehörig und trägt ganz das Gepräge einer spätern Erzählung an sich; der angebliche Inhalt der Schenkung geht weit über das Maaß dessen hinaus was damals wirklich dem Papste übertragen worden ist; s. Pertzs Auseinandersetzung, Monum. Germ. hist. Leges II, 2, S. 7, auf die Hr Troya keine Rücksicht genommen hat. Die Zweifel Anderer an der Ausdehnung der Pippinschen Schenkung glaubt er eben mit der Autorität dieses erst später bekannt gewordenen Fragments niederschlagen, eine Anfechtung desselben aber mit der Bemerkung beseitigen zu können, es sei undenkbar, daß man in eine Sammlung venetianischer Urkunden, wie die ist, aus welcher dasselbe stammt, ein solches Actenstück zu Gunsten des Papstes habe einschalten können. Vielleicht ist diese Neigung, auch das Unsichere und Unhaltbare zu vertreten, hier wie bei Anderen hervorgerufen durch eine zu weit gehende Skepsis auf der anderen Seite; so hat Hr Troya es freilich nöthig gehabt auch für die Echtheit des berühmten Codex Carolinus gegen Anfechtungen eines seiner Landsleute einzutreten: dies an sich nicht eben schwere Beginnen ist ihm durch die Beifügung eines Facsimiles von dem alten in

Wien befindlichen Codex (IV, S. 574) nur noch erleichtert worden.

Bei der mehr als conservativen Haltung, welche dergestalt die Kritik des Herrn Troya einnimmt, kann es dann freilich nicht Wunder nehmen, daß auch die neuen Cremonesischen Urkunden, die er mitzutheilen hat, seine vollste Anerkennung finden. Zu Anfang freilich, sagt er, habe er einige Zweifel gehabt und einige Aufklärungen von dem Grafen Morbio, dem er sie verdankt, erbeten: diese habe er erhalten; und sie scheinen alle Bedenklichkeiten verscheucht zu haben, wenigstens sind die beigefügten Noten nun nur bestimmt, um solche bei Anderen im voraus abzuschneiden. Da nimmt er keinen Anstoß an den generosi milites, die in mehreren vorkommen, dem miles nobilissimus, der sich anderswo findet, an vielen ungewöhnlichen Titeln und andern neuen und fast wunderbaren Dingen, die sich hier darbieten. Er ist nur erfreut, fast entzückt über die neuen Aufschlüsse über das langobardische Alterthum, die beinahe jede dieser Urkunden gewährt. Io non cesserò mai d'affermare, heißt es II, S. 483, che la presente Carta sia una delle più rilevanti di tutto il Codice Diplomatico Longobardo; Sempre più cresce l'importanza ed il valore delle Carte Cremonesi, II, S. 568; Non indegna delle precedenti Carte Cremonesi è questa . . . atto importante per la Storia Civile del regno Longobardo, importantissimo per l'Ecclesiastica di Cremona, III, S. 1; Dalla perfezione di tal data e dal tenore delle cose qui narrate intorno a' Canonici di Cremona, sempre più si conosce quanto sia stato prezioso il dono del Conte Morbio, III, S. 26; Il merito di questa Carta è grande per le cose, che dice; più

grande assai pe' nuovi studj, a quali apre le strade, su' costumi Langobardi sotto la dinastia Bavarica. Inestimabile dono del Morbio! III, S. 35; Maggiore, s'egli è possibile, riesce de' precedenti questo dono del Morbio, per relievo e per la novità delle cose descritte nella Carta, III, S. 124; E questa, se io non vado errato, una delle Carte più preziose del presente Cod. Dipl., IV, S. 527. Vgl. die Vorrede zu Vol. II, S. III—V. Da findet er eine ganze Reihe neuer Herzöge von Cremona und von anderen Orten (I, S. 587. II, S. 45. 485. 570. III, S. 38. 124. 525), eine ansehnliche Verwandtschaft des Königs Ansprand (III, S. 525. 537), wichtige Aufschlüsse über den kirchlichen Widamus (so!) (III, S. 526 ff.); eine Urkunde verbreitet Licht über die Localitäten Veronas (I, S. 587. 588); eine andere zeigt: che dopo mille e dugento anni con maravigliosa costanza la misura de' terreni non s'è punto alterata (II, S. 47; wohl äußert Hr Troya, daß diese maravigliosa costanza die Urkunde verdächtig machen könne; aber er beruhigt sich: Ma qual sarebbe veramente la maraviglia? In più d'una contrada i pesi e le misure durano da tempo immemorabile); eine dritte gibt den erwünschten Beleg, daß ein Langobarde sich der römischen emphyteusis bediente und die Kirche einen eigenen Notar hatte (II, S. 484. 488); wieder eine andere bringt, man denke, das Testament eines langobardischen Herzogs (II, S. 568); und so geht es fort mit den interessantesten und apartesten Mittheilungen. Nichts, auch nicht falsche Jahre, die Bezeichnung eines Königs als Heribertus secundus (III, S. 91), macht den Herausgeber irre; er scheint zu glauben, daß ein günsti-

ges Geſchick alle dieſe Schätze gerade für ihn aufgehoben hat. Für einen unbefangenen Leſer bedarf es aber kaum der Bemerkung, daß es ſich hier nur um Kohlen ſtatt des gehofften Goldes handelt *). Es hat allein ein gewiſſes Intereſſe zu fragen, wer ſich eine ſolche Täuſchung erlaubt. Hr Troya und ſein nächſter Gewährsmann der Graf Morbio ſind natürlich in keiner Weiſe betheiligt. Schon geraume Zeit früher hat Dragoni in ſeinem Buch: Sulla chiesa Cremonese e sull' antica ecclesiastica disciplina universale cenni storici, Cremona 1840, von den meiſten dieſer Urkunden Nachricht gegeben; dieſer behauptet, wie auch hier II, S. 45 n. angeführt wird, 25 Jahre lang an einem Codex dipl. eccl. Cremonensis geſammelt zu haben, deſſen Handſchrift nun dieſe Stücke entlehnt ſind. Es führt mich zu weit, das mir vorliegende Buch Dragonis einer ſo eingehenden Unterſuchung zu unterwerfen, wie erforderlich wäre, um auf ihn ſelbſt den Verdacht der Fälſchung werfen zu dürfen: möglich, daß auch er ſich von Andern hat täuſchen laſſen. Hier genügt die Bemerkung, daß die gewiſſenhafte Forſchung ſich von dieſen Stücken fern halten muß, und zwar auch da, wo ein einzelnes nicht ſo deut-

*) Für manche Gläubige in Deutſchland wie in Italien wird ein näherer Nachweis der Unechtheit im Einzelnen freilich doch nicht überflüſſig ſein; einen ſolchen hat ſich, da erſt der Anfang von Hn Troyas Publication vorlag, der gründliche Kenner italiäniſcher Geſchichte im Mittelalter, Hr Aſſeſſor Dr Wüſtenfeld hieſelbſt, angelegen ſein laſſen. Ich ſehe aus den Sitzungsberichten der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Wiener Akademie XVII, S. 395, daß er ihr eine Abhandlung über den Gegenſtand eingereicht hat, deren Abdruck in dem Archiv der Akademie wohl erwartet werden darf.

liche Spuren seines Ursprungs an sich trägt wie es bei den meisten der Fall ist.

Glücklicher Weise fehlt es dann nicht an andern authentischen und inhaltsreichen Urkunden dieser Zeit. Es sind namentlich die von Bergamo, Lucca, Farfa, von dem Kloster St. Sophiae zu Benevent, und einzelne von anderen Klöstern und Kirchen, welche hier angeführt zu werden verdienen. Diplome der langobardischen Könige sind freilich wenig zahlreich, und die meisten derselben auch nicht von besonderer Wichtigkeit, bedeutender die der Herzoge von Benevent und Spoleto; überwiegend aber sind es Privaturkunden über Schenkungen und andere Rechtsgeschäfte, welche hier sich finden. Die Mehrzahl war, wie schon bemerkt, früher gedruckt, doch gewährt nun ihre Zusammenstellung nicht wenig Vortheile; erst sie macht es möglich, auch die innern Verhältnisse des langobardischen Reiches näher zu erkennen. Freilich ist es ungünstig, daß die früheren Zeiten so überaus dürftig bedacht, daß die älteren Stücke großentheils zweifelhafter Echtheit sind: die erste Urkunde, die wir überhaupt finden, ist aus dem Jahre 601; aber sie gehört zu denen des Klosters Bobbio, die hier freilich in einer besonderen Abhandlung (II, S. 23—39) ihre Vertretung finden, die aber wenigstens nicht alle vor einer schärfer eindringenden Kritik bestehen: am ersten wird man das Diplom Adaloalds gelten lassen, das hier (II, S. 593) ins J. 627 gesetzt wird. Sehen wir von ihnen und den Cremonesischen Fabricaten ab, so beginnt die Reihe der authentischen Denkmäler gar erst gegen das Ende des 7. Jahrhunderts: das erste, das man wohl so ansehen kann, wird (II, S. 533) dem Jahr 674 zugeschrieben. Noch reichlich 10 Jahr jünger ist die

erſte Urkunde in Brunettis Codice diplomatico Toscano. Und alſo mehr als 100 Jahre nach der Gründung des langobardiſchen Reichs verfließen, ehe wir urkundliches Material von irgend welcher Bedeutung für die Aufklärung der Geſchichte finden. Das Hauptdenkmal des Rechts, das Edictum Rotharis, iſt älter als faſt alle Diplome, die auf uns gekommen ſind. Der Grund hiervon iſt wohl zum Theil darin zu ſuchen, daß die Könige als Arrianer nicht in einem ſolchen Verhältniß zu den Kirchen und Klöſtern des Landes ſtanden, daß dieſe von ihnen irgend welche Verleihungen oder Beſtätigungen empfingen, daß auch die langobardiſchen Volksgenoſſen den katholiſchen Kirchen natürlich nichts zuwandten, die römiſche Bevölkerung aber innerhalb der Grenzen des langobardiſchen Reichs ſich überall nicht in der Lage befand, um Verfügungen über Land oder dgl., wie ſie regelmäßig den Inhalt der Privaturkunden älterer Zeit ausmachen, zu treffen. Andere aber als geiſtliche Stifter haben wieder ihre Urkunden aus ſo früher Zeit nicht aufbewahrt. Auch kann man vielleicht die Frage aufwerfen, ob die Langobarden gleich nach der Eroberung ſich der lateiniſchen Sprache bedient, ob ſie, wenn das nicht der Fall, überall ſchriftliche Acte ausgeſtellt haben. Dieſe Fragen erörtert Hr Troya nicht, obſchon gerade bei ſeiner Anſicht von dem Charakter der langobardiſchen Eroberung und der Stellung der Sieger zu den Römern auch ſie ein beſonderes Intereſſe haben mußten.

Natürlich kann es nicht die Abſicht dieſer Zeilen ſein, die Ausbeute anzugeben, welche nun die hier vereinigten Urkunden für die Kenntniß der langobardiſchen Verfaſſung, der Rechtsverhältniſſe und anderer Zuſtände des Volkes oder Lan-

des geben. Ich erwähne nur ein paar Einzelheiten.

Namentlich eine Menge der verschiedensten Namen für Hof- und andere Beamte treten uns hier entgegen, darunter solche, mit denen sich die Forschung noch wenig oder gar nicht beschäftigt hat. Ich nenne als Beispiel den am Hof der Beneventanischen Herzoge sehr häufig vorkommenden duddus, den das Lexicon Ducanges auch in der neuesten Ausgabe gar nicht kennt, während er hier in den zum Theil aus Ughelli wiederholten Urkunden sehr häufig vorkommt (III, S. 240. IV, S. 117. 154. 185. 343. 377. 449. 558); regelmäßig ist er zugleich referendarius und unterschreibt in dieser Eigenschaft die Urkunden. In anderen kommt dagegen ein vicedominus et referendarius, einmal (IV, S. 378), aber auch ein gastaldius et referendarius vor, so daß das Amt des letzteren mit verschiedenen anderen verbunden sein konnte und die Zusammenstellung allein nichts über die Bedeutung des duddus ergibt. Dagegen scheint es, daß dieselbe Person, Ursus, als duddus (III, S. 240), dann als vastararius (ebend. S. 309), später als thesaurarius (ebend. S. 683) vorkommt; die Urkunden sind aus den Jahren 715 (oder 730), 720, 740. Darnach könnte man glauben, in dem Worte duddus einen deutschen Namen für den Schatzmeister gefunden zu haben, an dessen Stelle eben später der Kämmerer trat, der bei den Langobarden als vestiarius oder vestararius vorkommt (Hegel I, S. 465). Ich darf freilich nicht verschweigen, daß abweichend hiervon alte Glossen in der Handschrift der langob. Gesetze zu Ivrea (Baudi a Vesme col. 221) die Erklärung geben: hostiario i. e. drudo regis. Allein solche Glossen können an sich nicht eben immer

auf sonderliche Genauigkeit Anspruch machen, und es ist außerdem sehr zweifelhaft, ob der drudus und duddus wirklich identisch sind. — Neben sculdhais kommt nicht selten ein sculdhoris vor, den Herr Troya anfangs von jenem zu trennen geneigt ist (III, S. 405), während er später findet (IV, S. 244), daß in einer Urkunde dieselbe Person abwechselnd sculdhoris und sculdaschius genannt wird; die Erklärung, die er dann zur Aufrechthaltung seiner Ansicht vorschlägt: ma chi vietava, che i due Offici si congiungessero in una stessa persona, wird nicht eben befriedigen. Andere in einer oder der andern Beziehung bemerkenswerthe, zum Theil aber auch noch sehr dunkele Titel sind: archiporcarius, gualdator (von gualdum, Wald), caldararius, scaffardus oder scanfarda, auch, aber vielleicht corrumpirt, covitor (IV, S. 190; Herr Troya vermuthet conductor, was auch sonst vorkommt).

Eine besondere Erwähnung verdient noch scavinus, über dessen Vorkommen vor der karolingischen Zeit bekanntlich ein ziemlich lebhafter Streit geführt wird. Ich habe, als ich mich gegen den Gebrauch des Namens früher als in der karolingischen Zeit aussprach (Verf. G. II, S. 422 n.), auf die langobardischen Urkunden, die man dafür anzuführen pflegt, keine Rücksicht genommen; dagegen hat Merkel, in den Zusätzen zu Savignys Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter VII, S. 6 und später im Literarischen Centralblatt 1853 Nr. 45 wenigstens einer derselben gedacht: es ist die vom Jahr 724 bei Brunetti I, S. 446 ff., hier III, S. 383 ff. Hr Troya sieht entschieden für die Echtheit der Unterschrift, er theilt nachträglich mit (IV, S. 435) was Capei

im Archivio storico App. 28 über das Original der Urkunde beigebracht hat, hält es aber für ein entschieden zu weit gehendes Zugeständniß desselben, wenn er nur sage, daß die Gründe für die Gleichzeitigkeit der Unterschrift überwiegen; er glaubt dort außerdem großes Gewicht darauf legen zu müssen, daß auch noch in zwei anderen langobardischen Diplomen der Name sich finde. Allein mit diesen ist es schlecht genug bestellt. Von dem einen muß Herr Troya selbst, da die Reihe der Veröffentlichung an dasselbe kommt, mittheilen (III, S. 485), daß das Original nicht, wie man früher gelesen »scavino«, sondern »scaro« habe; das andere ist eine Urkunde für Nonantula (IV, S. 430), in der Aistulf imperator augustus heißt und mehreres andere Anstößige sich findet. Der Umstand aber, daß von drei Zeugnissen das eine ganz wegfällt, das zweite höchst verdächtig erscheint, läßt auch gegen das letzte wohl einen Zweifel aufkommen: es wäre doch sehr auffallend, daß, wenn der Name sich wirklich schon in langobardischer Zeit gefunden hätte, er nur dies einzige Mal, in keiner anderen Urkunde, in keinem Gesetze erhalten wäre. In Beziehung aber auf die flandrische Urkunde, von welcher in der Verf. G. a. a. O. die Rede ist, füge ich hier die Nachricht bei, daß mir später Hr Warnkönig das von ihm veranstaltete Facsimile derselben mitgetheilt, dieses aber mir wie Merkel keinen Zweifel gelassen hat, daß die Unterschriften wenigstens nicht alle dem 8ten Jahrhundert angehören, sondern später hinzugefügt sind. Es wird also, bei der Art wie sich Capei über das Florentiner Original von 724 äußert, vorläufig doch bei der Behauptung bleiben müssen, daß kein sicheres Document vor Karl dem Großen den Namen scabi-

nus enthält. Aber freilich schon in der ersten karolingischen Urkunde bei Brunetti II, S. 215, vom J. 774, findet sich die Unterschrift: Hildeprand. not. et scabin. (ich muß doch bemerken, daß auch in der Urkunde für Nonantula steht: Ello notarii et scavini). Die Möglichkeit bliebe immer, daß Karl den Namen bei den Langobarden vorgefunden und dann für die neue Institution, die er begründete, in Gebrauch gesetzt habe.

Mich haben besonders auch einige Ausdrücke interessirt, welche für Landbesitz gebraucht werden, obschon ich nicht mit Sicherheit erkenne, in wie weit sie einen deutschen Ursprung an sich tragen. Bei sala, das auch hier häufig für Haus vorkommt, ist dies allerdings der Fall; IV, S. 418 steht: de sala . . . sundriale, was Herr Troya wohl richtig für gleichbedeutend hält mit dominicus; anderswo heißt es aber auch bloß de sundro (IV, S. 248. 250), und dies bildet den Gegensatz gegen casae tributariae, ist also das Herrenhaus oder -land (Hofland). Jenes wird anderswo domus culta genannt. Verschiedene Arten der Besitzübertragung kommen vor, bei Schenkungen auch nicht selten der Vorbehalt des Ususfructus; dagegen findet sich in den vorliegenden vier Bänden nichts was an den in fränkischen Urkunden so häufigen Gebrauch des Wortes beneficium, sei es in der ursprünglichen, sei es in der abgeleiteten Bedeutung, erinnert.

Für den Rechtshistoriker werden namentlich die nicht seltenen Urkunden, die sich auf gerichtliche Verhandlungen beziehen, von Wichtigkeit sein, ebenso einige Freilassungen oder auf Freilassung bezügliche Bestimmungen in Testamenten. So heißt es IV, S. 542 von Freigelassenen: volo ut liveri omnes esse debeant et a jus patronati

absoluti, sicut illi homines qui ex nobile genere procreati et nati esse videntur; wo »nobilis« als Bezeichnung für den Vollfreien Beachtung verdient. Eine früher gedruckte, aber hier aus einer Handschrift berichtigte Urkunde (IV, S. 444) gibt bei einer Freilassung die Worte: qui te per nostram jussionem witrepora in gahida et gisel fulfrealа constituit, mit denen Hr Troya nicht zurecht zu kommen weiß. Vergl. Edict. Rotharis c. 224, wo jetzt gelesen wird: et thingat in gaida et gisil. — Eine besondere Berücksichtigung verdient die Art und Weise wie in diesen Urkunden die Immunität vorkommt, wo es aber freilich besonders Noth thut, echte und falsche oder interpolirte zu unterscheiden.

Hier kann ich darauf nicht näher eingehen, und füge zunächst nur ein paar Worte über die Behandlung der Texte hinzu. Herr Troya sagt in der Vorrede (S. VI), er habe bei der ganzen Unternehmung nur die Geschichte im Auge gehabt, nicht die Disciplinen che chiamansi paleografiche; doch erläutert er das näher dahin, daß er nicht darauf ausgegangen sei, Facsimiles der alten Documente zu geben. Im übrigen Trascriverò fedelmente, com' elle stanno si negli Originali da me veduti, e si nelle stampe, le Carte spettanti a' privati; doch habe er sich in den Actenstücken vor 630 kleine Veränderungen in der Interpunction und dgl. erlaubt. Im Ganzen wird man sagen, daß er diesem Plane treu geblieben ist, und es hat dies dann allerdings die Folge, daß die Abdrücke ziemlich ungleich ausgefallen sind; Urkunden, die von Brunetti oder anderen ganz in der alten Orthographie oder mit allen Abkürzungen gegeben sind, kehren hier ebenso wieder, während andere das moderne Gewand be-

halten, das ihnen frühere Herausgeber übergeworfen haben. Dies wird bei solchen Sammlungen am Ende nicht zu vermeiden sein. Dagegen erregt es Anstoß, daß der Herausgeber nicht selten ältere schlechte Abdrücke zu Grunde legt und die Verbesserungen eines späteren nur in Parentheſen hinzufügt; ja dies geschieht fast regelmäßig bei den Urkunden von Lucca, welche erst Bertini, dann verbessert Barsocchini herausgegeben haben (s. III, S. 646. IV, S 350. 408. 525. 536. etc.). Einmal (III, S. 312) ist sogar dieselbe Urkunde doppelt gedruckt, einmal nach der schlechten Edition Muratoris, dann nach der bessern des Bertini. Herr Troya rechtfertigt es mit der Bemerkung: **Egli è curioso il vedere, come nella Copia Muratoriana covrabbondino le cose inutili e manchino le necessarie.** In den Stücken, die er selbst abgeschrieben, zeigt sich dann, daß er allerdings der Paläographie nicht eben kundig ist; IV, S. 385 liest er mia als memoria statt misericordia, g^{o} als vero statt ergo. So bleiben auch nicht wenige auf der Hand liegende Irrthümer unberichtigt; IV, S. 392 Z. 3: nominati statt nominari; S. 672. Z. 11 v. u.: romare statt roncare; III, S. 428 ist Z. 12 das *heredes* offenbar an falscher Stelle und soll wahrscheinlich drei Zeilen später als Erläuterung zu hrd in Parentheſe stehen. Und der Art ließe sich noch manches Andere anführen.

Hr Troya legt aber auf all dergleichen geringes Gewicht; er hat, wie gesagt, den Gewinn für die langobardische Geschichte im Ganzen und Großen im Auge, und vor allem Andern interessirt ihn die Frage nach der Bedeutung der Eroberung, nach der Behandlung der Römer und was sich daran schließt. Darüber handelt er wie in den

Vorreden so in zahlreichen Anmerkungen und Excursen, namentlich der beiden ersten Bände. Es sind großentheils dieselben Ansichten, die er schon früher ausgesprochen hat, welche hier weitere Begründung und Ausführung erhalten; nicht Weniges ist scharfsinnig und treffend bemerkt, wie es auch von Hegel (I, S. 344 ff.) rücksichtlich der früheren Arbeiten anerkannt ist; aber die Darstellung ist freilich zugleich sehr weitschweifig, ergeht sich in steten Wiederholungen und hält sich nicht frei von manchen Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten. So legt der Verf. ein ganz übermäßiges Gewicht auf das Wergeld, läßt von diesem das Bürgerrecht abhangen: Tutto, sagt er (I, S. XXXVII), in Europa cambiossi dovunque posero il piede i Germani di Tacito; tutto si trovò ingoiato e posto in fondo con la sola parola di guidrigildo, perche in essa unicamente consistea la cittadinanza. Aber er vergißt, daß die Liten bei den Deutschen ein Wergeld hatten, und doch nicht das was er ein Bürgerrecht nennen würde, wenigstens kein politisches Recht. Die Römer bei den Langobarden haben freilich nach seiner Meinung noch weniger, eben auch kein Wergeld gehabt, was wieder nicht damit übereinstimmt daß sie Aldien geworden sein sollen. In der verschiedenen Behandlung des Wergeldes, ob ein festes eingeführt oder die Bestimmung desselben den Gerichten überlassen, findet er den Hauptunterschied des fränkischen und langobardischen Rechts; in dem Fehlen des Wergeldes in den gothischen Rechtsquellen aber sogar einen Grund, die Gothen, die ihm Geten sind, ganz und gar von den Germanen des Tacitus zu trennen, was ihn in der Einleitung zu Vol. II zu allerlei sich ziemlich weit verlaufenden Expectorationen über alte Völkerver-

wandtſchaften führt. Ich muß mich auch hier eines näheren Eingehens auf dieſe Fragen entſchlagen und will mir nur eine einzelne Bemerkung geſtatten. Hr Troya legt ein großes Gewicht auf die Lesart des Bamberger Codex in der berühmten Stelle des Paulus Diac. III, 16. Nachdem er dieſe aufs neue erſt nach dem gewöhnlichen Text beſprochen hat (I, S. 37—43), theilt er jene nachträglich (S. 128) mit und freut ſich da Worte zu finden, welche der Nachricht alle Beziehung auf die Behandlung der Römer nehmen; ſtatt: **populi tamen aggravati per Langobardos hospites partiuntur** oder **patiuntur**, wird geleſen: **cum autem populi gravarentur, Langobardi hospites advenientes inter se dividebant.** Hr Troya glaubt mit einem anonymen A. B., der dieſe Nachricht in Italien zuerſt bekannt gemacht hat, als ſehr wahrſcheinlich annehmen zu dürfen, daß in jener Handſchrift eine zweite Bearbeitung des Paulus (**le seconde cure di Paolo nel ritoccar e correggere la sua storia Langobarda**) oder doch die Hand eines verſtändigen und gelehrten Mannes, etwa eines Schülers des Paulus, zu erkennen ſei. Davon wäre er wohl zurückgekommen, wenn er Bethmanns und meine Erörterungen über jenen Codex (Archiv der Geſellſchaft IX, S. 673 ff) gekannt hätte. — Aber die deutſche Litteratur iſt überhaupt dem Herrn Troya unzugänglich. Nirgends zeigt ſich die geringſte Bekanntſchaft mit K. Hegels wahrhaft Epoche machenden Unterſuchungen über eben die Gegenſtände, welche den Herausgeber beſchäftigen. Nur von Grimms und Merkels Arbeiten iſt ihm eine Kunde zugekommen, von dem letztern durch Vermittelung des Archivio storico; Grimm, bedauert er, nicht leſen zu können, denn er verſtehe kein Deutſch (II, S.

19). Gewiß ein übeles Bekenntniß für Jemanden, der über die Zustände und das Recht eines deutschen Stammes schreiben will. Damit spricht er sich eigentlich selbst das Recht auf weitere Beachtung seiner Auseinandersetzungen ab. Nur die Mittheilung der Quellentexte ist es, für die man ihm wahrhaft dankbar sein kann.

Unter diesen Texten nehmen nun die Gesetze der langobardischen Könige einen nicht unbedeutenden Platz ein, und diese haben also fast gleichzeitig eine doppelte neue Ausgabe in Italien erhalten. Freilich zeigt sich eben hier dann aufs deutlichste der Unterschied zwischen einer streng wissenschaftlichen und einer mehr durch allerlei Nebenrücksichten bestimmten halb dilettantischen Arbeit. Wenn Hrn Troyas Leistungen bei allem Fleiß und Eifer, den er aufwendet, überall und besonders auch in der Mittheilung der Gesetze etwas von diesem Charakter an sich tragen, so befriedigt dagegen die Ausgabe derselben durch den Turiner Akademiker Baudi a Vesme durchaus auch die strengeren Anforderungen, welche die Forschung unserer Tage stellt.

Die Arbeit ist lange vorbereitet worden, wie es die ausführliche Einleitung näher berichtet. Im Jahr 1846 sind bereits 50 Exemplare von dem Texte abgezogen und diese in die Hände mehrerer Gelehrten gelangt, von denen Merkel nähere Mittheilungen über dieselbe gegeben hat. Der Herausgeber hat aber seitdem fortdauernd an der weitern Vervollkommnung des Werks gearbeitet und erst abgeschlossen, da er glaubte alle wesentlichen Hülfsmittel vereinigt zu haben.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 4. October 1856.

Neapel, Turin, München, Heidelberg

Schluß der Anzeigen: »Edicta regum Langobardorum etc. edita etc. op. C. Baudi a Vesme; Edicta regum Langobardorum etc. curavit J. E. Neigebaur; Die Lombarda-Commentare des Ariprand und Albertus hgb. v. Dr. A. Anschütz.«

Freilich ist es Hn Vesme dann passirt, daß er ganz zuletzt noch auf ein und das Andere aufmerksam wurde, das er doch noch gerne zu Rathe gezogen hätte und das nun zur Seite geblieben ist: es gilt das namentlich von der Gothaer Handschrift, von der wenigstens einzelne Stücke nach der Meinung des Herausgebers selbst (s. S. LXVIII. LXIX. LXXXIX. CI) eine Collation erfordert hätten. Andere werden auch die Vergleichung der Züricher Blätter des Edictum Rotharis, die ursprünglich einen Theil der ältesten aller bekannten Handschriften, der Sangaller, ausgemacht haben, vermissen. Sonst sind die Codices, welche der Herausgeber nach dem Plan dieser Ausgabe für be-

achtungswerth hielt, alle benutzt, nicht bloß die italiänischen zu Vercelli, Ivrea, Rom und La Cava, auch die in fremden Bibliotheken, eben zu Sangallen, Wolfenbüttel, Paris und Madrid. Bei den letztern hat der Herausgeber sich der Unterstützung auswärtiger Gelehrten zu rühmen, Schönemanns und Hänels in Deutschland, des jüngern Champollion-Figeac in Paris, eines Mitglieds der Madrider Akademie in Spanien. Nur Sangallen ward von Turin aus besucht, und dasselbe hätte wohl nach der späteren Auffindung der Züricher Blätter auch bei der zweiten Schweizer Bibliothek ohne große Mühe geschehen können. Von der Handschrift zu La Cava stand eine Abschrift zu Gebote, welche Troya mit Hülfe eines andern Gelehrten genommen hatte und welcher der Herausgeber manche Vorzüge vor der zunächst nach diesem Codex besorgten Ausgabe desselben Gelehrten im Codice diplomatico vindicirt. Von dem Codex Vaticanus gab Dr Heise die nöthig scheinenden Nachrichten. Die Handschriften von Vercelli und Ivrea dagegen konnten in Turin mit voller Muße benutzt werden. Auf die Ausbeutung eben dieser Codices hat aber der Herausgeber sich beschränkt und außerdem nur dem besonders durch Muratori bekannt gewordenen zu Modena eine gewisse Beachtung zugewandt, weil er, wie er wiederholt bestimmt ausspricht (s. namentlich S. LXIII), die Absicht hatte, nur den alten Text der langobardischen Gesetze zu veröffentlichen, ohne Rücksicht auf die Umgestaltungen und Zusätze, welche dieselben später erfahren haben.

Das Verhältniß der Handschriften ist im Ganzen durch Merkels Mittheilungen bekannt; ich bemerke nur, daß Hr Besme dem von Peyron im

J. 1843 zuerſt entdeckten Codex im Capitulararchiv zu Ivrea ein höheres Alter und eine größere Bedeutung vindicirt, als es Peyron ſelbſt und nach ihm Merkel gethan haben: er ſetzt, unter Beziehung auf ein mitgetheiltes Facſimile, wie ich glaube mit vollem Recht, den Codex ſtatt ins 11te, ſchon ins 9te Jahrhundert, bedient ſich dann aber eines falſchen Ausdrucks, wenn er (S. XXV) die Schrift curſiv nennt, da ſie vielmehr eine entſchiedene Minuskel iſt. Außerdem führt er den von Merkel übergangenen, aber im Archiv der Geſellſchaft beſchriebenen Codex Paris N. 4614 unter denen auf welche den echten Text enthalten.

Am älteſten iſt die Sangaller Handſchrift und dadurch von allen verſchieden, daß ſie nur das Edictum Rotharis enthält, nicht die ſpäteren Geſetze, und von Anfang an nicht mehr enthalten zu haben ſcheint. Wenn Hr Vesme ſie gleichwohl nicht der Ausgabe zu Grunde legt, ſo rechtfertigt er es theils mit der Lückenhaftigkeit des erhaltenen Textes, theils mit der in vieler Beziehung eigenthümlichen Schreibweiſe, die er trotz des Alters der Handſchrift nicht für die urſprüngliche gelten laſſen will; er glaubt in dieſer Beziehung dem Vercceller Codex eine ungleich größere Autorität beilegen zu müſſen, beſonders ſeitdem ſeine Orthographie und Anderes in dem von Ivrea eine weitere Unterſtützung erhalten hat; und hierauf bezieht es ſich wohl auch, wenn er wiederholt die Meinung äußert (S. LXIII. LXIX), vielleicht den Sangaller Lesarten noch zu viel eingeräumt zu haben. Denn er iſt allerdings darauf ausgegangen, ſeinen Text aus der Vergleichung der älteren Handſchriften zu conſtituiren,

und ſich nicht ganz überwiegend auf eine zu ſtützen, und nach dem Reſultat, welches das umgekehrte Verfahren Merkels in ſeinen Ausgaben der **Lex Salica** und **Lex Alamannorum** gehabt hat, muß ich ihm darin meinerſeits Recht geben: die ältern Handſchriften ſind alle zu reich an Fehlern verſchiedener Art, als daß man nicht große Gefahr liefe durch einſeitige Bevorzugung einer auch in kleineren Dingen den Text zu entſtellen. Aus dem Sangaller und Verceller Codex werden übrigens alle, auch die bloß orthographiſchen, aus den andern Handſchriften nur die wichtigeren Abweichungen angegeben, und zwar in Anmerkungen, welche mit kleinerer Schrift am Ende des Bandes ſtehen und hier die Columnen 261—456, alſo einen ſehr bedeutenden Theil deſſelben, ausmachen.

Allerdings hat nun der Text hier eine ganz andere Geſtalt als in den früheren Ausgaben gewonnen, beſonders der Form, hie und da auch dem Inhalt nach. Und iſt dies ſchon in dem **Edictum Rotharis** der Fall, ſo noch mehr in den ſpäteren Geſetzen Liutprands und ſeiner Nachfolger, die hier zuerſt in ihrer urſprünglichen Geſtalt mit den Vorreden ꝛc. ans Licht treten. Die einzelnen Abweichungen und Bereicherungen im Vergleich gegen die älteren Ausgaben hat Merkel, nach einem Exemplar der erſten Abdrücke, hervorgehoben, **Archivio storico App. 15.** S. 692 ff., weshalb ich hier nicht darauf eingehen zu ſollen glaube. Auch Troya hat in den ſpäteren Theilen ſchon manchmal von der Ausgabe Vesmes Gebrauch gemacht, während er anderswo dem Codex von La Cava folgt und ſo allerdings einen in der Schreibweiſe und in andern Beziehungen noch

mannichfach abweichenden Text darbietet, der aber natürlich eine ungleich geringere Autorität hat als der auf der Benutzung der verschiedenen Codices beruhende der Turiner Ausgabe. Das Gewand, in welchem hier die Gesetze erscheinen, hat auf den ersten Blick allerdings etwas Fremdartiges an sich; wer aber aus den Urkunden und Handschriften die Schreibweise der Zeit kennt, wird es nur natürlich finden und als eine äußere Verbürgung der Authenticität ansehen, wenn er dieselbe auch hier wiederfindet. Bei einiger Uebung macht das Verständniß keine Schwierigkeit, und wo Zweideutigkeiten entstehen können, ist es gerade wichtig die echten Worte vor sich zu haben und nicht die Auslegung oder Umschreibung eines späteren Juristen oder gar eines bloßen Abschreibers. Die Hauptabweichungen beruhen auf dem häufigen Wechsel einzelner Buchstaben, i und e (leciat statt liceat), u und o (doces statt duces und ducis), b und v (liveravit), sowie in der geringen Beachtung oder einem theilweise neuen Gebrauch der Casus: es ist eben die lingua rustica, die hier vorliegt, oder das Latein im Uebergang zu der späteren Volkssprache. Die Bewahrung dieser hat aber mit Recht den Herausgeber nicht abgehalten, durch Auflösung der Abkürzungen, Einführung einer gleichmäßigen Interpunction und Anderes für das Verständniß und die Bequemlichkeit der Leser zu sorgen.

Das Verdienst Hn Vesmes beschränkt sich auch nicht bloß auf die Herstellung eines dem echten und ursprünglichen möglichst nahe kommenden Textes: er hat außerdem namentlich auch die Frage nach der Echtheit und Bedeutung der einzelnen Stücke der langobardischen Gesetzgebung eingehend

und gründlich behandelt (S. LXXXIX — CIII). Die Resultate seiner Untersuchungen haben für die Rechtsgeschichte ein unzweifelhaftes Interesse. Es wird gezeigt, daß ein Theil der spätern Gesetze erlassen wurde, um dem Edictum Rotharis beigefügt, man kann sagen eingefügt zu werden, daß diese mit jenem ersten und umfassendsten Gesetzbuch zusammen gewissermaßen ein Ganzes ausmachten, daß es also nach der officiellen Auffassung eigentlich nicht verschiedene Edicta, sondern nur ein Edictum gab. Dagegen standen andere Acte der Gesetzgebung außerhalb dieses langobardischen Corpus juris, namentlich die sogenannten Notitiae, d. h., wie hier dargelegt wird, Verfügungen, welche der König ohne Mitwirkung der Reichsversammlung erließ, und welche nur durch seine Autorität, und also jedenfalls nur für die Zeit seiner Herrschaft Gültigkeit hatten. Von diesen wurden aber manche später zu wirklichen Gesetzen erhoben, mitunter so, daß an die Stelle des früheren Erlasses nun eine andere Fassung desselben Inhalts trat, mitunter aber auch so, daß jener ausdrücklich als Gesetz anerkannt oder auch stillschweigend als solches angesehen und dem Edict einverleibt ward. Dazu kommen dann noch Verfügungen, welche von Anfang an nicht zur Verkündigung an das ganze Volk, sondern nur zur Anweisung und Instruction für Beamte oder andere Einzelne bestimmt waren und von denen es heißt, sie seien in brevi oder in breviculo geschrieben. Dazu gehört wohl auch das merkwürdige Memoratorium de mercedibus Comacinorum, das durch eine besondere Ausgabe mit dem Commentar von Promis bekannt geworden ist. Es hat übrigens eine gewisse Schwierigkeit gehabt,

für alle verschiedenen Stücke die ganz passende Reihenfolge zu finden. Hr Vesme hat den Weg eingeschlagen, jedes da zu geben wo die Handschriften es hinstellen, und nur solche in einen Anhang zu verweisen, die in diesen keinen festen Platz haben oder gar als unecht erscheinen. Das Letzte bezieht sich indessen nur auf zwei angebliche Gesetze Aistulfs.

Die Anhänge bieten auch Anderes von Interesse dar. Ich hebe besonders hervor, was sich hier und außerdem in der Einleitung an Mittheilungen über langobardische Capitulare der Karolinger findet. Diese gehörten an sich nicht zu der Aufgabe, mit der sich Hr Vesme speciell zu beschäftigen hatte; aber er konnte nicht unterlassen, was seine Handschriften an neuer Ausbeute für ihre Kenntniß und zur Berichtigung der zuletzt von Pertz besorgten Edition ergeben haben, hier vorzulegen. Besonders dankenswerth erscheint ein neues Gesetz Karl des Großen aus dem Codex zu Ivrea (Col. 197—199). Es hat die Ueberschrift: Secretiores und einen zum Theil politischen Inhalt, wie das Kap. 2 zeigen mag: **De consiliariis, et ut illi semper audiantur, quia ad profectum et utilitatem communem consilia sua proferunt; qui vero de propriis potius quam de communis considerare solent, reiciantur de loco concilialiorum.** Außerdem wird ein neues Kapitel zu den sogenannten Constitutionen Hlothars von Marincus, die Hr Vesme aber Karl dem Großen vindicirt (S. CV), gegeben. Die Handschrift zu Ivrea ist die älteste von allen, welche die karolingischen Capitularien enthalten, und würde also für eine neue Auflage derselben von besonderer Wichtigkeit sein. Hr Vesme

gibt S. XXIII ff. ein ausführliches Verzeichniß aller Stücke, die sie enthält, und knüpft daran manche für die Kritik nicht unwichtige Bemerkung. So erfahren wir, daß jene Handschrift in den Capitularien von 779 (Pertz S. 35 ff.) und 783 (ebend. S. 45 ff.) mit dem Text übereinstimmt, welchen Pertz als die fränkische Fassung im Gegensatz gegen die langobardische bezeichnet hat, was dann zu der Aeußerung den Anlaß gibt: Nos horum capitularium duplicem hujusmodi recensionem omnino negamus. Der Codex geht von erster Hand nur bis zu den Constitutionen von Olonna des Jahres 825, von denen er wie auch andere ältere Handschriften nur die ersten 10 Kapitel enthält (Pertz S. 249); später steht von anderer Hand das Capitulare Papiense vom J. 832 (Pertz S. 359—362), aber ohne den Anhang, den Pertz unter der Ueberschrift: Item alia capitula beigefügt hat und von dem Hr Vesme ausführt (S. 445), daß er gar nicht als eigenes Capitular betrachtet werden dürfe, sondern nichts sei als die Compilation eines Schreibers aus älteren Gesetzen. Dasselbe ist nach seiner Meinung der Fall bei einem Theil des Codex von S. Paul in Kärnthen, und er tadelt es mit ziemlich lebhaften Worten »capitularia confinxisse Pertzium e Collectione Paulina« (S. CVII n.). Ein Theil des angeblichen Cap. Langob. a. 808. c. 3—5 und die beiden Kapitel des Cap. Lang. a. 809 werden als ein Gesetz K. Liutprands in Anspruch genommen. Ebenso ist ein Gesetz Aistulfs mit Unrecht sogar zweimal unter die karolingischen Capitularien gerathen (S. LXXXVIII).

Im Appendix V steht das Capitulare des Herzogs Adelchis von Benevent; in VI die lango-

bardiſchen Inſchriften, welche in Piemont gefunden worden ſind; in VII Gloſſen der Handſchriften zu La Cava und Ivrea; in VIII das bekannte ſchon mehrmals gedruckte Gloſſarium von La Cava, an das ſich in IX ein ähnliches aus der Madrider Handſchrift anſchließt. Dagegen ſind ein paar intereſſante Formeln des 11. Jahrhunderts aus dem Codex zu Ivrea in der Einleitung mitgetheilt worden (S. XXV).

In noch höherem Grade nimmt wenigſtens meine Theilnahme in Anſpruch, was dieſer Band auch an hiſtoriſchen Aufzeichnungen bringt. Es iſt durch Bethmanns Mittheilungen bekannt, daß mehrere Handſchriften der langobardiſchen Geſetze vor dem Edictum des Rothari eine kurze Geſchichte des Volks enthalten, die durch ihr hohes Alter beſonders werthvoll iſt und als wichtige Quelle des Paulus Diaconus in ſeiner Geſchichte der Langobarden angeſehen werden muß. Nachdem von derſelben früher nur der ſagenhafte Anfang mitgetheilt war (Haupt, Zeitſchrift für Deutſches Alterthum V, S. 1) ein Abdruck der Hrn Vesme übrigens unbekannt geblieben zu ſein ſcheint), tritt ſie hier zuerſt vollſtändig ans Licht. Der Herausgeber verbreitet ſich weitläuftig in der Einleitung über ihren Urſprung und ihre Bedeutung (S. LXXI ff.), und er ſucht namentlich ihr ein höheres Alter zu vindiciren als Bethmann zugeſtehen will (S. LXXVI). Wenn dieſer nämlich geneigt iſt, ſie bis in die Zeit des Königs Berthari hinabzuſetzen, bis zu dem die Handſchriften gehen, ſo meint dagegen Herr Vesme, daß das letzte Stück, welches in der That nur die Namen und Regierungsjahre der Könige von Rothari bis Berthari enthält, ſpäter hinzugefügt ſei, wie es

denn auch in der aus dieser abgeleiteten Chronik des Gothaer Codex fehlt. Ich finde die Annahme wahrscheinlich genug, glaube aber, daß andere Zweifel übrig bleiben, die es wenigstens als unsicher erscheinen lassen, ob diese historische Aufzeichnung wirklich von Rothari seinem Edict vorgesetzt wurde. Einmal ist es auffallend, daß der Abschnitt über Rothari selbst gleichfalls dem Gothaer Codex fehlt: man könnte wohl geneigt sein, anzunehmen, daß auch er ein späterer Zusatz sei, daß Rothari, wie Hr Vesme sagt, einem Andern die Sorge überlassen habe seiner zu gedenken; doch ist der Charakter dieser Zeilen dann dem Früheren ganz gleichartig, während er von dem des Folgenden absteht, und Hr Vesme wenigstens hält sie für einen Theil des ursprünglichen Werkes. Und dies betrachtet er dann als eine gleich anfangs für das Edict bestimmte Einleitung. Dabei sieht man aber nicht, wie der König, wenn dies der Fall war, dazu kommen konnte, in dem eigentlichen Prolog nochmals zu sagen: utilem prospeximus, propter futuri temporis memoriam nomina regum antecessorum nostrorum, ex quo in gente nostra Langobardorum reges nominati ceperunt esse, in quantum per antiquos homines dedicimus, in hoc membrano adnotari jussimus, und ein solches Verzeichniß der Könige folgen zu lassen, da eben das, worauf es hier ankommen konnte, in der voranstehenden Chronik schon enthalten war. Die Vermuthung (S. LXXIX), jener möge sich erst hiermit begnügt, dann aber auf den Wunsch der Langobarden die Chronik hinzugefügt haben, entbehrt doch aller Wahrscheinlichkeit. Eher dürfte man annehmen, daß jenes Verzeichniß einem Andern Anlaß gab,

nun auch etwas über die Thaten dieser Könige aufzuzeichnen, und daß dies dann dem Edict nachträglich beigefügt ward; das aber ist dann doch wahrscheinlich nicht durch öffentliche Autorität geschehen, und eben deshalb auch die Chronik nicht in alle Handschriften übergegangen, wie sie namentlich auch in der ältesten von allen, der Sangaller, nicht gewesen zu sein scheint. — Diese ganze Frage gibt übrigens dem Herausgeber Anlaß, auch die Chronik des Gothaer Codex, diese jedoch nach Ritters, wie er aus Merkels Mittheilung weiß, fehlerhaftem Abdruck, so wie den von Christ veröffentlichten, aus Paulus entlehnten Abriß der langobardischen Geschichte im Appendix I und II zu wiederholen, und außerdem sich über die andern Quellen des Paulus, seine Behandlungsweise ꝛc. zu verbreiten, wo sich manche auch nach Bethmanns eindringenden Untersuchungen immer noch beachtungswerthe Bemerkungen finden. Ob man nun freilich so sicher sagen darf, daß Alles was nicht aus der Chronik des Rothari und nicht aus dem Gregor von Tours entnommen ist, aus dem von Paulus selbst citirten Werk des Secundus Tridentinus entlehnt sein müsse, und ob man namentlich mit solcher Entschiedenheit diesen als den Autor der auch oben erwähnten Nachrichten über die Behandlung der Römer durch die Langobarden anzusehen habe, will ich dahin gestellt sein lassen. Während Troya dahin kam nach Anleitung des Bamberger Codex der einen Hauptstelle alle Bedeutung für die viel behandelte Frage abzusprechen, glaubt eben dieser Hr Vesme so eine nur um so größere Wichtigkeit vindicirt zu haben, da es nun feststehe, »ea quae hoc loco Paulus refert esse tribuenda

non Langobardo scriptori et a rebus quas narrat duobus saeculis dissito, qui rem sibi minus compertam tradiderit ex vetere fama apud suos velut per manus tradita et per gradus corrupta, sed Romano et coaevo magnique nominis et auctoritatis viro tam inter suos quam inter Langobardos« (S. LXXIV).

Ich setze nur noch hinzu, daß der Herausgeber durch Beifügung von Tafeln über das Verhältniß der einzelnen Kapitel zu denen der früheren Editionen und der Handschriften für die leichte Orientirung gut gesorgt, außerdem durch Facsimiles und Wiedergabe von Zeichnungen aus den älteren Handschriften den Werth seiner Arbeit noch erhöht hat. Das Lob, welches Merkel schon den ersten Abdrücken gespendet und welches Hr Besme durch eine bereite Anerkennung der großen Verdienste, welche jener sich um die Geschichte des älteren und neueren Langobardenrechts erworben hat, vergilt (S. XV und sonst), wird dieser vermehrten und nach allen Seiten hin mit Liebe und Sorgfalt zum Abschluß geführten Ausgabe nur in um so reicherem Maaße gezollt werden müssen: eins der wichtigsten Denkmäler des altgermanischen Rechtslebens hat hier eine in allem Wesentlichen befriedigende Bearbeitung erfahren. Der lange erwarteten deutschen Ausgabe wird es nur vorbehalten bleiben, die Geschichte des Textes noch vollständiger darzulegen und zugleich mit richtigem Tact das Nöthigste zur Erklärung hinzuzufügen. Hr Besme hat kaum Einzelnes der Art gelegentlich seinen kritischen Noten eingestreut, Hr Troya, wie bemerkt, weniger die Erläuterung der Rechtsdenkmäler selbst als die Begründung seiner Ansichten aus und durch dieselben im Auge

gehabt. Bis zur Vollendung jener schon vor vielen Jahren von Blume begonnenen und am Ende doch auch für diese Leistung in mancher Beziehung bahnbrechenden Arbeit werden wir uns auch in Deutschland mit bestem Danke der vorliegenden Turiner Ausgabe zu bedienen haben.

Da ist es denn allerdings eine ganz erwünschte Gabe, die uns in dem Münchener Abdruck geboten wird. Hr Neigebaur hat, wie die Verlagshandlung später erklärt hat mit Zustimmung Hn Baudi a Vesmes, den einfachen Text der Gesetze, mit Einschluß der Prologe und der Chronik, in möglichst compendiöser Weise abdrucken und für einen sehr billigen Preis zum Verkauf stellen lassen, so daß es nun leicht geworden ist, wenigstens die echten Worte der einzelnen Gesetze zu benutzen. Dagegen fehlt freilich jede weitere Zuthat; es fehlen die in den Appendix III verwiesenen, großentheils doch entschieden als echt zu betrachtenden Stücke der langobardischen Gesetzgebung, alle Varianten, überhaupt die ganze Einleitung und damit alle Auskunft über die Handschriften, ebenso die vergleichenden Tafeln über diese und die älteren Ausgaben. Wäre wenigstens das Erste und Letzte hinzugefügt worden, so wäre in der That den Anforderungen an eine bloße Handausgabe im Wesentlichen genügt. Aber auch so wird dieser Abdruck immer dieselben Dienste thun wie etwa der der früheren Texte bei Walter, den jetzt Niemand mehr benutzen darf; so weit ich verglichen habe, ist er correct und auch in Kleinigkeiten genau. Eigentlich wissenschaftliche Arbeiten freilich werden immer an das Original selbst sich halten müssen. — Angehängt ist ein schon früher (im J. 1853) in demselben Verlag erschienener besonderer Abdruck des Memoratorium de mer-

cedibus Comacinorum, oder wie der Titel hier heißt der Leges de structoribus mit dem Commentar von Promis.

Wenn diese Arbeiten sich alle auf dem Boden und innerhalb der Zeitgrenzen der langobardischen Herrschaft selbst halten, so führt das letzte der oben genannten Bücher über diese hinaus und in die spätere Periode hin, da das langobardische Recht als eine der Grundlagen des damaligen Rechtszustandes Italiens in den Schulen studirt und commentirt wurde. Bald nach der Entstehung der systematischen Umarbeitung der Gesetze in der sogenannten Lombarda ist auch eine wissenschaftliche Darstellung unternommen, die den Namen des Ariprand an sich trägt; er ist ein Zeitgenosse der ersten namhaften römischen Rechtslehrer zu Bologna, lebte aber wahrscheinlich zu Mailand, und scheint unabhängig von jenen, eher unter dem Einfluß der von Merkel nachgewiesenen älteren Rechtsschule in Pavia, sich ausgebildet zu haben. Er schickt eine eigenthümlich sagenhafte Darstellung der Eroberung Italiens durch die Langobarden voran, über die Bethmann und der Herausgeber Hr Anschütz im Archiv der Gesellschaft Band X. XI besonders gehandelt haben. Dies Werk erfuhr später mehrfache Ueberarbeitungen und Erweiterungen, von denen namentlich die eines Albertus, wie es scheint aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, hervorzuheben ist. Die historische Einleitung hat hier ebenfalls eine Erweiterung erhalten, theils durch Einschaltung eines längern Auszuges aus Paul Diaconus, theils durch allerlei Zusätze über Gesetzgeber überhaupt und über die Könige, welche dem langobardischen Recht später neue gesetzliche

Beſtimmungen hinzufügten; als Verfaſſer hiervon nennt ſich ein gewiſſer Albacrucius. Dieſe bisher ungedruckten Werke hat Herr Prof. Anſchütz in Bonn zugleich mit einigen anderen Stücken ähnlicher Art aus den Handſchriften mitgetheilt, welche von ihm ſelber in Paris und von Merkel während ſeines Aufenthalts in Italien verglichen ſind, und hat damit gewiß einen intereſſanten Beitrag zur Rechtsgeſchichte des Mittelalters geliefert. Indem ich die nähere Würdigung der Bedeutung dieſer Schriften den Juriſten von Fach überlaſſen muß, mache ich nur aufmerkſam auf die Bemerkungen, welche in der Einleitung über den Zuſammenhang dieſer Arbeiten fürs langobardiſche Recht und der erſten Arbeiten über das Lehnrecht gegeben werden. Der Titel de beneficiis et terris tributoriis (III, 8) hat eine beſondere Erweiterung in der hier auch mitgetheilten Summula de feudis et beneficiis secundum dominum Aliprandum erhalten. — Der Abdruck iſt mit Sorgfalt, unter Angabe der Varianten, welche die verſchiedenen Handſchriften bieten, gemacht, zur Erläuterung dagegen nur auf die entſprechenden Stellen der Lombarda hingewieſen. Beide Autoren ſtehen neben einander in zwei Columnen; dadurch und durch die Wiederholung deſſen was Albertus aus Ariprandus aufgenommen hat, wenn auch mit kleinerer Schrift, iſt etwas viel Raum in Anſpruch genommen; es wäre vielleicht kürzer und ebenſo überſichtlich geweſen, die Zuſätze des Albertus mit anderer Schrift unter den Text des älteren Autors zu ſetzen.

Ich ſchließe dieſe Anzeige mit dem Wunſch, daß dem in dieſen Werken geſammelten Material nun baldigſt auch die Verwendung zu Theil wer-

den möge, zu der dasselbe auffordert. Seit Jahren habe ich empfunden und auch vielleicht schon gelegentlich ausgesprochen, daß nichts für die germanische Rechts- und Verfassungsgeschichte wichtiger wäre als eine erschöpfende in das Detail der Forschung eingehende Darstellung der langobardischen Verhältnisse. Hatte sie bisher bei der Zerstreutheit der Urkunden, bei der unbefriedigenden Beschaffenheit der Texte der Gesetze noch so gut wie unüberwindliche Schwierigkeiten, so sind diese jetzt großentheils beseitigt; nur die neue so lange sehnlichst erwartete Ausgabe des Paulus kann noch vermißt werden. Doch ist auch ohne sie wohl fertig zu werden, wenn man nur die Bekanntschaft mit der echten Lesart einiger zweifelhafter Stellen gewinnt, die der Herausgeber einem gründlichen Forscher sicherlich nicht vorenthalten wird. Ich würde mich lebhaft freuen, wenn diese Anzeige dazu beitragen sollte, auf die Wichtigkeit einer solchen, Hegels Skizze weiter ausführenden und ergänzendrn Arbeit aufmerksam zu machen, und vielleicht einen oder den Andern zur Uebernahme derselben anzuregen.

G. Waitz.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

160. Stück.

Den 6. October 1856.

London

Longman, Brown, Green, and Longmans 1855. Researches into the causes, nature and treatment of the most prevalent diseases of India and of warm climates generally by Sir James Annesley, F. R. S. F. S. A. etc. To which is prefixed a memoir of the author, by Th. Pettigrew F. S. A. etc. 3 edit. 36 u. 606 S. in Octav.

Ebendaſelbſt

J. Churchill 1856. The influence of tropical climates on european constitutions by J. R. Martin F. R. S. etc. A new edit. 599 S. in Octav.

Es iſt weniger die Abſicht des Ref., die beiden oben genannten Bücher wegen der Verdienſte, welche ihre Verfaſſer um unſere Kenntniß der tropiſchen und ſonderlich der oſtindiſchen Krankheiten ſich erworben haben, mit Lob zu überſchütten, wie wir ſo häufig und mit Recht bei engliſchen Aerz-

ten aus solchen Gründen zu thun gewohnt sind. Vielmehr gedenkt er auf die weiten leeren Gebiete aufmerksam zu machen, welche nicht nur in jenen Büchern, sondern in unserer ganzen Kenntniß von den Krankheits-Verhältnissen Ostindiens sich noch finden. Jede Wissenschaft muß sich selber richtig beurtheilen. Wie aber derjenige, welcher in der Mitte eines Waldes lebt, zu dessen vollständiger Kenntniß auch der Uebersicht aus der Ferne und der Vergleichung mit der ganzen übrigen ihn umgebenden Landschaft bedarf, so gewinnt auch das Verständniß endemischer Morbilitäts-Verhältnisse, wenn man sie und ihr Land als zusammenhangende Theile in ihrer Stellung zum großen Ganzen überblickt. Die Verf. stehen hier mehr in der Mitte der Thatsachen, Refer. hat seine Stellung dagegen mehr außerhalb und genießt des Vortheils, den ein weiterer Gesichtskreis immer gewähren muß, obgleich dieser bekanntlich durch das Einzelne und Besondere erst bestimmt wird und davon durchaus abhängig ist.

Schon mit beiden Titeln müssen wir rechten. Beide Verfasser haben nur die Krankheiten Ostindiens vor Augen gehabt, der erstere mehr zu Madras, der zweite mehr zu Calcutta, und doch schließen sie danach auf die tropischen Klimate im Allgemeinen. Dies ist allerdings zulässig, aber nur wenn man den ganzen Tropengürtel mit Ostindien schon verglichen und das was wirklich dem Ganzen gemeinsam ist von dem Besonderen unterschieden hat. Es ist immer nothwendig auch das entgegengesetzte Verfahren anzuwenden, d. i. von dem allgemeinen Gesetzlichen auf das Einzelne Schlüsse zu machen, hier also von der Geographie auf die Topographie; und das ist hier noch nicht geschehen.

Annesley's Werk ist zuerst 1828 in Quart herausgegeben mit vortrefflichen Tafeln pathologischer Anatomie. In den Jahren 1830 u. f., zur Zeit der ersten Invasion der Cholera in Europa, bildete es eine Hauptquelle unserer Belehrung über diese damals unbekannte Krankheit. Nachher ist es in einer handlicheren Ausgabe wiederholt und nun ist es, nach dem Tode des Verf., in dritter Ausgabe herausgekommen. Der Verf. ist 1847 gestorben, im 68. Lebensjahre, zehn Jahre nach Rückkehr aus Ostindien, wo seine Thätigkeit und seine Erfahrungen einen Zeitraum von 37 Dienstjahren mit Ehren ausgefüllt haben. So berichtet uns sein Biograph. Das Buch gilt so sehr als Autorität in Ostindien, daß es dort jedem Regimente zugetheilt ist. Wirklich ist es auch das Werk eines würdigen Genossen jener zahlreichen englischen Aerzte des Heers und der Flotte, welche wie alte Maler so treu und einfach uns ihre Wahrnehmungen überliefert haben, die J. Lind, Pringle, Blane, Balfour, Cleghorn, Moseley, Hillary, Dr J. Hunter, R. Jackson, Curtis, Chisholm, Winterbottom, J. Clark, Trotter, Bancroft, M'Gregor, Ballingall Marshall und die ersten uns aus fernen Welttheilen über die Klimate und ihre Krankheiten berichteten.

Martin's Werk betrachtet als seine ursprüngliche Grundlage das Werk gleichen Titels von J. Johnson 1813, welcher, nun auch todt, noch 1841 die sechste Auflage gemeinschaftlich mit unserem Verf. veranstaltet hat. Martin hat aber selber zweiundzwanzig Jahre in verschiedenen Theilen Ostindiens seine Erfahrungen gemacht, in Krieg und Frieden, in der Hospital- und Privat-Praxis, unter den Europäern und Eingebornen, und sie dann in anerkannter Weise veröffentlicht. Wer

wird diese Verdienste nicht selten und schwer zu erwerben nennen?

Aber nachdem wir dem Lobe unseren Tribut gezollt haben, können wir um so freier aussprechen, daß der ostindischen Pathologie als topographischer Wissenschaft, um es kurz auszudrücken, die allgemeinere Uebersicht über den großen Raum fehlt, sowohl in Bezug auf das Klima wie auf die Nosologie.

I. Das Klima betreffend, ist hier die schwache Seite beider Werke, aber mehr bei Martin. Bei ihm ist die „Skizze des physikalischen Klima's von Calcutta" sogar sehr dürftig zu nennen, und ebenso das was unter dem Namen „Medicinisches Klima und der Einfluß der Jahrszeiten" gesagt ist. Bei Annesley ist das Klimatische unter dem Titel „Allgemeine Uebersicht der vorzüglichsten Ursachen der Krankheiten in heißen Ländern, besonders in Indien" abgehandelt. Hier wird über das Boden-Miasma gesprochen, mit der Vorstellung, daß es aus Decomposition organischer Stoffe herzuleiten sei; daran schließt sich eine gute topographische Beschreibung der verschiedenen Provinzen der Präsidentschaft Madras, welche um so größeren Werth hat, da sie einen großen Theil des inneren Hochlandes des Dekkan betrifft, mit Orten von 2000 bis 3000' Höhe, z. B. Mysore, Hyderabad, Bangalore, Secunderabad, Bolarum, Aurungabad, Jaulnah, Nagpoor, Goomsoor. Aber in unserer Zeit verlangt man mehr. Die physikalische Geographie ist ausgebildet worden, die Meteorologie beschränkt sich nicht nur auf locale Beobachtungen mittelst der messenden Instrumente, sie hat eine allgemeine Meteoration der Erde kennen gelernt. Der regelmäßige Gang der Temperatur-Verhältnisse, in ihrem Mittel und in ihren Extre-

men, die Richtung der Winde und ihre localen Abänderungen durch Land, Gebirge und Meere, womit zugleich der Feuchtigkeits-Gehalt der Luft bestimmt wird, die Configuration des Bodens, besonders auch seine senkrechte Erhebung, seine allgemeine geologische und agronomische Beschaffenheit, — das sind die wichtigsten Momente jedes Klimas, welche man zur Beurtheilung der auf ihnen beruhenden endemischen Krankheits-Constitutionen dargelegt zu finden wünscht. Damit sind zugleich die ätiologischen Verhältnisse im Großen schon vorgezeichnet. — Freilich ist es leicht solche Anforderungen zu stellen, schwer aber für Ostindien ihnen zu entsprechen. Man muß nicht übersehen was hier schon geleistet ist. Die Engländer haben seit ihrer allmählichen Besitznahme von Ostindien unsere Kenntniß dieser Länder in bewundernswürdigem Grade bereichert über Sprache, Litteratur, Geschichte, Religion und Naturgeschichte. Die größeren Schwierigkeiten in Vergleich mit anderen Ländern treten von selbst hervor, sobald man bedenkt, daß etwa nur gegen 50000 Engländer hier leben und nur transitorisch und darunter 34000 Soldaten. Dennoch muß man das Mangelnde bemerklich machen. Es sind auch nicht nur die einzelnen meteorologischen Beobachtungen, welche fehlen (und welche wenigstens sicher auf den Stationsorten für den Erd-Magnetismus besorgt werden), sondern überhaupt die Auffassung der topographischen und klimatischen Verhältnisse in dem genannten weiteren Sinne. Sie würde Ostindien in vier klimatische Regionen zu unterscheiden haben; im Osten das feuchte heiße Bengalen; im Westen das trocknere heiße Land am Indus; im Süden liegt die große Halbinsel, welche aus einem breiten kühleren Hochlande be-

steht, dem Dekkan, 500 bis 4500′ mittlerer Höhe, mit noch höheren Gebirgsketten längs der Küste, den Ghats, in der Quere mit den Neilgherries, und im Norden mit dem hohen, erst wenig bekannten Vindhya-Gebirge, umgeben ist diese Halbinsel mit schmalem, niedrigem und also auch heißem Küsten-Saume; endlich die vierte Region bildet die am Fuße und an dem Seiten-Abhange des Himalaya von Süd-Ost nach Nord-West sich hinaufziehende Landstrecke. Eine solche allgemeine physikalisch-topographische Uebersicht finden wir hier noch gar nicht zu Grunde gelegt und angewendet. Kaum erfährt man, daß der eine Verf. meist von Calcutta aus berichtet, der andere von Madras. Sie würde aber leicht auch für die so bewunderte Regelmäßigkeit der Monsuns und für die örtliche Verschiedenheit der Regenzeiten die Erklärung finden, indem Madras, in der Mitte zwischen Bombay und Calcutta gelegen, deshalb seinen Regen nicht im Sommer mit dem SW. Monsun erhält, sondern im October mit dem NO. Monsun, weil der erstere Wind durch hohe Gebirge abgehalten und seiner Feuchtigkeit entledigt wird, und weil der andere hier nicht ein trockner Continental-Wind bleibt, dadurch, daß er über das bengalische Meer her weht. Außerdem aber würde ein solcher Ueberblick, die äußeren Ursachen der Morbilitäts-Verhältnisse richtiger zusammenfassend, davor bewahren, die Aufmerksamkeit auf manche unnütze und werthlose Beobachtuugen zu verschwenden. Weit mehr zu beachten sind dagegen die hypsometrischen Boden-Verhältnisse, sie geben nicht nur durch sich selbst schon wichtige Bestimmungen für das Klima, sondern liefern Gewähr besserer Salubrität, und können noch weit mehr benutzt werden, als es seit

etwa 25 Jahren bereits geschieht. — Man muß aber wieder zu bemerken nicht versäumen, daß überhaupt von den Aerzten die allgemeine Klimatologie noch wenig für die Bestimmung der Morbilitäts-Verhältnisse in Anwendung gebracht ist; selbst in Europa sucht die Medicin weit emsiger im todten Organismus nach den nächsten und inneren Ursachen der Krankheiten als nach den entfernteren und äußeren in der Umgebung vorhandenen und auf den lebenden Organismus wirkenden Ursachen. Von wenigen Ländern Europa's sind auch nur die Grundzüge des Klimas und eine allgemeine physische Topographie entworfen worden, diese doch so nothwendigen Bedingungen zu richtiger und sicherer Beurtheilung der endemischen Krankheits-Constitutionen, ihrer Aetiologie und der Präventiv-Behandlung im Großen. In der That die physikalische Geographie, eine so rasch groß gewordene Wissenschaft, ist bis jetzt sehr wenig von den Aerzten erkannt und noch weniger benutzt oder gar gefördert worden*). Man muß die Krankheiten nicht von ihrem Boden trennen, mit dem sie in enger Verbindung stehen; sie haben Standorte und eine räumliche Distribution.

II. Die stärkere Seite der beiden Werke ist dagegen der eigentlich praktische nosologische Theil. Aber auch dieser begreift fast allein die hervorstechendsten Krankheiten, d. h. vor allen diese vier:

*) Als Beispiele einer solchen, wir möchten sagen, topographisch-physikalischen Auffassung der Nosologie sind einige neuere nordamerikanische Werke auszuzeichnen, z. B. Sam. Forry, The climate of the United States and its endemic influences 1842, Dan. Drake, A systematical treatise on the principal diseases of the interior valley of N. America. 2 Vol. Philad. 1850 und 1855, R. La Roche, Yellow Fever. Philad. 2 Vol. 1855.

Malaria-Fieber, Dysenterie, Leber-Entzündung und Cholera (außerdem sind noch abgehandelt die Leiden der gastrischen Organe überhaupt, Gelbes Fieber, Delirium tremens, Insolation und folgen noch Bemerkungen verschiedenen hygienischen Inhalts). Wenn man daher den ganzen Bestand der in Ostindien vorkommenden Krankheits-Formen berücksichtigt zu finden hofft, sieht man sich getäuscht. Man findet weder diejenigen unterschieden, welche auf allen Zonen vorkommen, noch diejenigen, welche allein oder vorzugsweise in Ostindien vorkommen, noch diejenigen, welche hier ganz oder fast ganz fehlen.

1. „Fieber". Sie nehmen in der ostindischen Pathologie bei weitem den größten Raum ein. Annesley sagt, die Mehrheit der vorherrschenden Krankheiten innerhalb der Tropen, besonders die verschiedenen Formen der Fieber und der Dysenterie, seien vornehmlich den Exhalationen von marschigem Boden und von vegetabilischen, in einem Zustande von Decomposition befindlichen Stoffen angehörend. Dann finden wir die allgemeine Beschaffenheit der Boden, wo diese Miasmen sich bilden, angegeben; dies geschieht in bekannter Weise. Lieber sähe man aber die besonderen Orte, wo hier Malaria sich findet, namhaft gemacht; das ist es eben, worauf es besonders ankommt, das wäre im Geiste der topographisch-physikalischen Medicin. Als solche werden aber nur einigemal kurz erwähnt die Mündungen des Ganges, des Brahmaputra, des Jumna, des Irrawaddy und des Indus.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. 162. Stück.

Den 9. October 1856.

London

Schluß der Anzeigen: »Researches into the causes, nature and treatment etc. by Annesley; The influence of tropical climates on european constitutions by J. R. Martin.«

Besonders ist hervorzuheben, daß die alte Cullen'sche Fieberlehre noch hinderlich ist, die Identität der hiesigen drei Fieber-Typen, des intermittirenden, remittirenden und continuirenden, als Wirkungen einer einzigen specifischen Ursache, des Boden-Miasmas, als Gradationen von dessen intoxicirender Wirkung, klar und entschieden zu erkennen. Wie wichtig aber dies für das therapeutische und präventive Verfahren ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Im praktischen Leben des Militair-Dienstes ist freilich nicht möglich, die Rubrik „Fieber" als vorläufige collective Benennung aller frischen fieberhaft auftretenden Krankheitsfälle aufzugeben. Aber in der theoretischen Wissenschaft hat eine Unterscheidung der Fieber nach ihren speciellen Radical-Processen ihre

Berechtigung gefunden. Was nun die Malaria-Fieber betrifft, sind diese hier, wegen ihrer abweichenden Fieber-Typen noch nicht entschieden zu einer und derselben Krankheitsform gerechnet; obgleich dies an mehren Stellen mit Worten gesagt ist, widerspricht dem die That. Annesley erklärt in Worten die remittirenden Fieber für identisch mit den intermittirenden, aber nicht ganz so in der Behandlung; noch mehr trennt er die continuirenden, obwohl er sie auch identisch nennt; sogar, was diese betrifft, vermischt er sie in der Vorstellung offenbar noch mit den in England „continuirend" genannten und in der Wirklichkeit den Typhus darstellenden Fieber-Krankheiten. Er erwähnt gar nicht und weiß auch nicht, daß der Typhus in den heißen Klimaten ganz fehlt. Entschiedener tritt diese Unsicherheit in der theoretischen Diagnose bei der Behandlung hervor. Das Chinin wird nur bei der intermittirenden Form gleich zu Anfange als das eigentliche Antidot gegeben; bei der remittirenden und bei der continuirenden Form sehen wir es nur erst gegen Ende als Tonicum mit stimulirenden Mitteln angewendet. Darüber muß man als eine Unsicherheit oder als einen Widerspruch erstaunen, um so mehr, da öfters ausgesprochen wird, diese beiden Formen deuteten an entweder eine größere Disposition für dieselben Ursachen oder eine energischere Wirkung der letzteren, und da auch angegeben wird, daß häufig von den verschiedenen Typen der eine in den anderen überzugehen pflege. Trotzdem besteht die eigentliche Behandlung der nicht entschieden intermittirenden, also der großen Mehrzahl, in Blutlassen, Blutegeln an den Kopf, Vomitiven, kalten oder warmen Ueberschlägen, Waschungen, Calomel in großen Gaben mit Opium, diaphoreti-

schen Mitteln. So bei Annesley. — Martin sagt zwar von den „remittirenden Fiebern", welche er voranstellt, daß von ihrer sorglichen Behandlung $\frac{9}{10}$ der Nützlichkeit eines Arztes in Ostindien abhange, ihr geographisches Vorkommen falle sogar zusammen mit dem der intermittirenden Fieber. Trotzdem aber wird auch von ihm in der Praxis ihre Identität noch nicht anerkannt. Ihm kommt es darauf an, die locale Congestion zu hindern, zumal der Leber, ihm ist das mächtigste Mittel das Blutlassen, demnächst das Calomel, welches er selbst, mit Annesley, das zweite an Wichtigkeit nennt, mit der Vorstellung, daß die „Visceral-Leiden als nothwendige Folge nach Vernachlässigung ausleerender Mittel, und darunter der Mercurial-Mittel, eintraten." Wir finden das Chinin als mächtiges Mittel empfohlen, „wenn die Remissionen hinreichend deutlich werden." Also ist deutlich, daß das Chinin nur gegen die Intermittenz, nicht antidotisch gegen die Malaria als wirksam gedacht wird. Auch von der „continuirenden congestiven Form" wird als Ergebniß ausgesprochen, daß der Verf. das Chinin gereicht habe, „wenn sie dem remittirenden Charakter sich näherte." (Nach diesem wird noch von einer febris continua ardens gehandelt, offenbar Insolatio, die Cerebral-Affection nach Sonnenstich).

Zum Beweise, daß Refer. nicht allein steht mit seiner Meinung, das Chinin sei in Ostindien weit mehr der Anwendung würdig und dies hange zusammen mit der herrschenden Fieberlehre, möge aus einem anderen neueren Werke über Ostindien Bericht gegeben werden, von E. Hare, Tropical Fever and Dysentery, being the result of an experiment by order of Government in the general hospital of Calcutta etc. in the years

1849—50. Edinb. med. and surg. Journ. 1854 (Sehr gern, aufrichtig gesagt, findet Ref. in dieser Frage gerade einen englischen Schriftsteller auf seiner Seite, da hier Mangelhaftes anzudeuten ist, und da eine gewisse nationale Empfindlichkeit, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, unstreitig noch weit mehr in England als bei uns in Deutschland vorhanden ist). Die Behandlung der tropischen Fieber, erfahren wir, hat eine Geschichte seit 1792 aufzuweisen. Damals wurde die peruvianische Rinde mit Freuden aufgenommen [bei dem alten Holländer Bontius 1629 besteht die Behandlung in Blutlassen, crocus und aperientia] und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigten Lind 1762, Dr J. Hunter, J. Clark 1770, Balfour 1790 ihre Gebrauchsweise gegen die „remittirenden Fieber". Man suchte die Rinde in Pulver, drachmenweise, so rasch als möglich und ohne Erbrechen, zu geben, selbst bis zu 6 Unzen den Tag, und die Schwierigkeit bestand darin, sie im Magen festzuhalten. Der Reisende Bruce verdankte ihr sein Ansehen in Abessinien. Dies änderte sich [zuerst in Westindien seit R. Jackson 1790] seit J. Johnson in Calcutta ankam. Er gab im Anfange die Fieberrinde, vorher aber ein Emeticum und fand, daß er jene wegen entstehender Hyperemesis nicht fortsetzen konnte. Da griff er zum Calomel in Scrupel-Dosen bis zur Salivation, gegen die entzündliche Congestion in den inneren Organen, mit reichlichem Blutlassen. Diese Methode wurde dann durch sein trefflich geschriebenes Buch 1813 zu allgemeiner Anerkennung erhoben [und sie nahm bekanntlich in der ganzen englischen Therapie einen hohen Platz ein]. Bis zum Jahre 1833. Damals begann schon eine Reaction. Noch Twi-

ning und Annesley gaben kaum gegen Ende der Krankheit Chinin, ebenso Martin. In Westindien aber hatte man schon früher den Chininismus (oder Cinchonismus) kennen gelernt, d. i. die Anwendung des Chinin, als Antidot's gegen die Malaria, bis zur Saturation, mit Ohrensausen, Schwindel ꝛc. In Ostindien ist dieser nun durch die erwähnten Versuche von Hare erst 1850 auch officiell zu Ehren gekommen und als das eigentliche Antidot gegen alle Formen der Malaria-Intoxicationen erkannt, so daß in dieser Hinsicht eine Epoche eingetreten ist, welcher man Beifall schenken muß und welche voraussichtlich große Folgen für den Gesundheitsstand haben kann.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir noch anmerken, daß die Abwesenheit des Typhus zwar nicht positiv angegeben ist, aber doch mittelbar in der Aeußerung Annesley's enthalten ist (S. 513), er habe nie ein Fieber contagiösen Ursprungs in Indien angetroffen, und obgleich er an die Infection der continuirenden Fieber der gemäßigten Klimate glaube, habe er doch während seiner 37jährigen Erfahrung niemals beobachtet, daß in Ostindien Fieber aus Contagion entständen. Darunter sind nicht die exanthematischen Fieber gemeint, aber der Typhus ist darunter begriffen, wenn auch nicht klar bewußt, d. h. „das continuirende Fieber“ in England. Die Aeußerung trifft aber auch die Pest.

2. Die zweite der hervorstechendsten Krankheiten in Ostindien ist die Dysenterie. Hierüber denkt Ref. nicht, sich zu erlauben, Bemerkungen oder Einwendungen zu machen. Zum Theil ist sie auch Folge der Malaria-Wirkung; die chronische Ruhr hängt oft zusammen mit Leberleiden [doch fast allein bei Europäern, sehr selten bei

den Eingebornen]; es gibt auch eine ſcorbutiſche Form; die einfache acute findet ſich vorzugsweiſe bei den neu angekommenen Europäern. Ihre günſtigſte Jahrszeit iſt die Regenzeit, große Temperatur-Differenzen der Tage und Nächte werden als hier vorkommend angegeben. Die Frage über Contagion betreffend, ſagt Annesley, welcher hier ſicherlich eine Autorität iſt, die Ruhr komme auch ſporadiſch vor, in den heißen Klimaten zeige ſie ſich nie contagiös, indeſſen, ſich vorſichtig ausdrückend, leugnet er nicht, daß unter Umſtänden, bei Anhäufung von Kranken, ſie dieſe Eigenſchaft auch nicht zeige [auf Schiffen und kleinen Inſeln läßt ſich ihre originäre Entſtehung und doch auch ihre Contagioſität am beſten erweiſen und beide dürfen für erwieſen gelten].

3. Die dritte der bedeutendſten Krankheiten iſt die Leber-Affection, d. h. Congeſtion, acute oder chroniſche Entzündung, Abſceſſe, Intumeſcenz, Icterus, Degeneration. Unſtreitig iſt die Leber dasjenige Organ, was in Folge der höheren Temperatur vor allen anderen bei den aus kälteren Zonen Angekommenen am meiſten zu erdulden hat und doch faſt gar nicht bei Eingebornen [dies ſpricht dafür, daß ſie zunächſt in der ungewohnten hohen Temperatur bei den plethoriſchen Nordländern, wie auch in der irrationellen, dem Klima ſo unangemeſſenen Koſt der Europäer ihre Haupt-Bedingungen hat]. Ihr Erkranken iſt eigenthümlich häufiger in Oſtindien als in Weſtindien; etwa dreimal mehr, nach Annesley. Sie erleidet Blutcongeſtion [man könnte vielleicht ſagen, ihre Hämatiſation wird übermäßig], dann wird ihre Function vermehrt, dann entſteht Torpor ꝛc. Solche Vorſtellungen ſind den Engländern, nicht nur den Aerzten, immer gegenwärtig

und darauf beruht ihre Vorliebe für Calomel und „blaue Pillen“, aber Wenige eſſen darum weniger. Es wird in beiden Werken mit größtem Rechte nicht verſäumt, darauf zu dringen, daß die Supernutrition und die ſpirituöſen Genüſſe der Europäer aus ſolchen Gründen ermäßigt werden müſſen. Aber es ſcheint faſt, als bedürfe man für die Recruten und Matroſen reichlicher Rationen von Rum ebenſo ſehr wie der Löhnung. Die vortrefflichen Abbildungen der Leber-Krankheiten, wie ſie ſich in Annesley's Quart-Ausgabe finden, brauchen wohl kaum in Erinnerung gerufen zu werden.

4. Die indiſche Cholera ſchließt ſich hier an. Wir finden dieſe Krankheit bei Annesley noch ziemlich in der Weiſe abgehandelt, wie er, einer ihrer erſten Bekämpfer in Oſtindien, von dort die erſten Belehrungen darüber uns dereinſt hat zukommen laſſen. Die pathologiſche Anatomie iſt vortrefflich beſchrieben, aber die Auffaſſung ihres eigentlichen Radical-Proceſſes und der äußeren Aetiologie hat ſeitdem Fortſchritte gemacht. Die intoxicirende Wirkungsweiſe einer ſpecifiſchen Urſache, ihre Abhängigkeit von Boden und Jahrszeit, ihre Transportation durch äußerliches Anheften und ihr Keimen in Schiffen verleihen ihr Analogie (doch bei ſpecifiſchem Unterſchiede) mit dem gelben Fieber. So wie letzteres „hämogaſtriſches Fieber“ ſehr bezeichnend genannt iſt (von Copland), ſo könnte man, nach Refer. Meinung, eben ſo treffend der Cholera den Namen geben „ſerogaſtriſches Fieber“, denn der eigentliche Radical-Proceß iſt bei ihr eine Exſudation des Blut-Serums in den Inteſtinal-Canal, eine Serorrhagie, und hierin liegt die Erklärung einer großen Reihe von conſecutiven Symptomen. An-

nesley betrachtet die epidemische indische Cholera als wesentlich eine Affection und zwar Depression des Nervensystems, welche bald auf das Blut einwirkt und dies desoxygenisirt; die wirkende äußere Ursache hält er für einen elektrischen Zustand der Luft, entstehend aus schädlichen terrestrischen Exhalationen. So kann kein Meteorologe sprechen. — Martin hat hier den Vortheil, daß er auf den neueren Berichten über diese Krankheit in England von Farr und Baly u. A. fußen kann. Er führt daraus sechs verschiedene bestehende Theorien über die Natur der Cholera-Ursache an. [Leider ist darunter nicht die wahrscheinlichste, d. i., nach Ref. Meinung, die Vorstellung von dieser Ursache als einer vegetabilischen, auf geeignetem Boden keimenden Substanz, mikroskopischer Pilze, welche staubartig sich verbreiten und anheften. Eine solche Vorstellung, und es fehlt ihr nicht an Zustimmenden, führt wenigstens besser als jede andere und fast ohne Anstoß durch alle so verwirrt und widersprechend scheinenden Thatsachen *)]. Der Verf. ist der Meinung, die

*) Die neuen Beobachtungen von Snow werden auch erwähnt; dieser fand zu London vorzugsweise in solchen Häusern die Cholera, welche von einem bestimmten Röhren-System ihr Trinkwasser erhielten. Obgleich die Beweise hierfür nicht hinreichend evident zu führen gewesen sind, ist die Sache an sich nicht unwahrscheinlich und widersprüche gar nicht obiger Vorstellung. Pettenkofer's Untersuchungen scheinen noch nicht bekannt gewesen zu sein. Dieser nimmt zu ausschließlich gedüngten Boden als Bedingung an und würde seine Ansicht erst vollkommen machen, wenn er die Vorstellung einer vegetabilischen Natur des Cholera-Miasma's darauf anwenden wollte. Beweise, daß die Cholera-Ursache auch auf freiem Felde, ohne Dünger, keimen könne, sind vielfach in Ostindien bei Truppen auf dem Marsche vorgekommen. Z. B. ein Regiment lagert und nur der eine Flügel bekommt rasch

Urſache der Krankheit ſei transportabel, aber noch nicht darum ein Contagium, er betrachtet die Urſache als einen Stoff, der durch irgend einen Proceß, entweder chemiſcher oder organiſcher Art in unreiner und feuchter Luft zunimmt und welcher, obwohl durch die Luft weiter getragen, auch mittelſt des Menſchen-Verkehrs verbreitet werde. Dies iſt genau wie Baly's Anſicht (ſ. W. Baly und W. Gull, Report on the epidemic cholera drawn up at the desire of the R. College of physicians London 1854). Wenn man ſtatt „organiſcher Art" ſagt „vegetabiliſcher Art" wäre Uebereinſtimmung mit der oben angeführten Anſicht erreicht. Die pathologiſche Anatomie iſt nach Gull gegeben. Ueberhaupt ſehen wir uns bei dieſer Krankheit vom Verf. ebenſowohl nach England verſetzt als in Bengalen. In Calcutta iſt zwar die Cholera in allen Monaten, doch vorzugsweiſe in den heißeſten, April bis Juni, kurz vor und zu Anfange der Regenzeit; alſo auch hier macht ſich die Jahrszeit ſehr wohl bemerklich (in Madras wählt ſie auch die Zeit der Regen, alſo hier von Auguſt bis October). — Es wird als Thatſache angegeben, daß von den 250 bis 300 Militair-Aerzten in Bengalen, binnen 20 Jahren, nur drei an der Cholera erkrankt ſind, von denen nur 1 geſtorben iſt (Aehnliches wird auch von den Wäſcherinnen der Kranken-Wäſche gelegentlich ausgeſagt), und unter den europäiſchen Truppen pflegen mehrere davon befallen zu

zahlreich Cholera-Fälle; einige Zeit ſpäter lagert es auf demſelben Felde mit dem anderen Flügel und nun erfährt nur dieſer daſſelbe Schickſal. (S. Brit. and for. med. Rev. 1848). Das jüngſte Beiſpiel dieſer Art hat 1854 ein franzöſiſches Regiment in der Dobrudſcha geliefert. (S. Gazette médic. de Paris 1855).

werden, als unter den Eingebornen, im Verhältniß wie 1.15 Proc. zu 0.22 Proc. — Ueber den pathiſchen Vorgang ſelbſt hat der Verf. die Anſicht, es erfolge hier durch ein Gift zunächſt eine Impreſſion auf die organiſchen Nerven und damit eine Tödtung des Blutes, die Secretionen ſeien unterdrückt, es finde eine erſchöpfende Transſudation im Inteſtinal-Canal Statt. Auch dies ſtimmt ziemlich überein mit unſerer oben gegebenen Vorſtellung und mit dem Vorſchlag dieſe Krankheit „ſerogaſtriſches Fieber“ zu benennen (einigermaßen analoge Erſcheinungen findet man bei der durch Colchicum hervorgerufenen Intoxication).

Einen nun bei Martin folgenden Aufſatz über das Gelbe Fieber übergehen wir, da dies gar nicht in Oſtindien vorkommt (was der Verf. auch keineswegs behauptet) und da hier keine eigne Erfahrung ſich ausſpricht. Nur der entſchieden irrigen Anſicht muß gedacht werden, daß es nicht für eine ſpecifiſche Krankheit, ſondern für den bilioſen remittirenden Fiebern zugehörend zu halten ſei, und daß es, wie auch dieſe, contagiös werden könne. Der Verf. hat ſich hier durch die, in anderen Fragen anzuerkennende, Autorität Aliſon's verleiten laſſen.

In kürzeren Kapiteln hygieniſchen Inhalts finden wir ſehr nützliche Lehren vorgetragen, welche leider nie hinreichend befolgt werden. Obgleich zugeſtanden werden muß, daß der Geſundheitszuſtand der Europäer in Oſtindien, im Vergleich mit früheren Zeiten ſich ſehr gebeſſert hat, kann doch unſtreitig hierin noch weit mehr geſchehen. Getadelt wird die Gewohnheit, die jungen Truppen aus Europa gerade zu der ungeſundeſten Zeit, in der Regenzeit, anlangen zu laſſen; ferner die

täglichen großen Rationen Rum oder Arrac; auch die zu reiche und häufige animaliſche Koſt iſt mit Sicherheit als eine Benachtheiligung der jungen plethoriſchen Leute anzuzeigen. Bei der Wahl der Standorte kann noch mehr die Boden-Beſchaffenheit berückſichtigt werden, und es wird geklagt, daß die Befehlshaber der Truppen hierin den Aerzten zu wenig Gehör geben. Bei dieſer oft vorgebrachten Klage und wichtigen Frage müſſen die Aerzte indeſſen unbefangen urtheilen. Militäriſche Gründe behalten, wie ſich von ſelbſt verſteht, immer den Vorrang, aber wenn hygieniſche ſich damit vereinigen laſſen, wie ſich ebenfalls von ſelbſt verſteht, kann doch der Befehlshaber nur dann dadurch ſich beſtimmen laſſen, wenn ihm eine Bodenſtelle, die er auf dem Marſche für Lager oder Wachtpoſten auswählen will, mit Sicherheit, nicht aber nur nach Vermuthungen, als geſund oder ungeſund bezeichnet werden kann. Für bleibende Garniſons-Orte und Caſernen iſt die hygieniſche Rückſicht von noch größerer Berechtigung, vor allen in Oſtindien. Eben deshalb iſt eine genauere topographiſche Kenntniß zur Vergleichung ſolcher Orte ſehr wünſchenswerth, und die Klage begründet, daß es noch an ſtatiſtiſchen Berichten als Materialien dazu fehle. Erſt ſeit neuerer Zeit hat man den höher gelegenen Gegenden in Oſtindien, wie in Weſtindien, in Hinſicht auf ihre größere Salubrität die ihnen zukommende Beachtung zugewendet; ſeit etwa 25 Jahren hat man mehr und mehr „Sanatorien" in Höhen von 4500 bis 7000′ angelegt, z. B. auf den Ghats, auf den Neilgherries, in Ceylon und auf der ſüdlichen Terraſſe des Himalaya (d. i. zu Mahabuhteſchewur, Dotocamund, Nuvera Ellija, Simla und Darjeeling). Aber auch für die europäiſchen Trup-

pen in Dienst ließen sich vielleicht die Hochlande, namentlich die ganze Breite der Halbinsel des Dekkan, noch weit mehr zu Standorten benutzen, während für die eingebornen Truppen die Tieflande geeigneter sind und zu wählen wären, so weit politische Gründe dies gestatten.

Einen besonderen Werth erhält das Martin'sche Buch noch durch ein Kapitel „Praktische Bemerkungen über die Natur und die Behandlung der Krankheiten der Europäer nach ihrer Rückkehr aus den tropischen Klimaten". Dieser Gegenstand ist noch ziemlich unerledigt. Wir erfahren, daß Krankheiten der Leber und Milz und chronische Diarrhoen die Hauptleiden bilden, daß außerdem verwöhnte Haut und Anämie schwache Seiten des Organismus bieten, und daß noch dazu kommen neue größere Anforderungen an die Respirations-Organe, die Nieren und die Blutbereitung. — „Sehr Wenige entgehen in Indien der Malaria-Intoxication und deren Folgen, doch am ersten die Frauen, weil diese zu Hause bleibend sich weniger ihr aussetzen. Das Puerperium ist im Allgemeinen leichter als in Europa. Verf. sah in Calcutta innerhalb 16 Jahre nie einen Todesfall im Kindbette bei den europäischen Frauen (freilich sind deren nicht viele); die Puerperal-Fieber haben an der Küste von Coromandel nicht den putriden Charakter wie in Bengalen. — Ueber die Kinder-Krankheiten in Bengalen wird bemerkt, daß für scrofulöse und für Abkömmlinge brustschwacher Eltern das Klima im Allgemeinen günstig sei, da sie beständig in der freien Luft sein könnten. Auch die gewöhnlichen Krankheiten verlaufen sehr milde, das Zahnen geht leicht vor sich. Aber nach dem fünften oder sechsten Jahre werden Kinder mager und wachsen über

ihre Kräfte (dann ist Gebrauch, sie in ein anderes Klima zu schicken). Malaria-Fieber und Dysenterie verschonen sie nicht. Es vergeht auch kein Jahr, wo nicht Blattern umgehen, aber die Vaccination zeigt sicheren Schutz. Gern sähe man auch das immer wichtige Verhältniß der Mortalität des ersten Lebensjahrs angegeben. — Die Europäer altern hier früh. Twining versichert auch, und ihm wird von Martin nicht widersprochen, daß nach vielen und sorgfältigen Erkundigungen er nicht im Stande gewesen sei, in Bengalen irgend ein Beispiel aufzufinden von einer dritten Generation reiner europäischer Abkunft, und dies würde kaum in ganz Indien sich vorfinden. Auch wird von Abkömmlingen der Portugiesen als von einer degenerirten Race gesprochen.

III. So weit unsere Auszüge und Bemerkungen aus beiden werthvollen Werken. Wir werfen nun noch einen Blick auf die Krankheiten, welche theils in ihnen nicht erwähnt sind, theils aber auch nicht einmal als in Ostindien abwesend beachtet sind. Wie wir für den klimatischen Theil die Vortheile einer allgemeinen physikalischen Geographie vermissen, so mangelt auch der große Vortheil, welchen ein Ueberblick über das ganze System der geographischen Distribution der Krankheiten gewährt. Die vorherrschenden Krankheitsformen in Ostindien haben wir besprochen gefunden, aber von dem Verhalten der übrigen großen Zahl von zymotischen, dyskrasischen und organischen Krankheiten haben wir nichts erfahren. Dies ist aber doch sehr wichtig und ist nicht sehr schwierig, obgleich, wie schon gesagt, genauere statistische Angaben, zumal aus der Bevölkerung selbst, fast völlig fehlen, geschweige solche, welche auch nur annähernd den Berichten des Registrar general

in England gleich kämen. Um so weniger ist zu verwundern, daß wir nichts bemerkt finden [außer einer kurzen gelegentlichen Angabe über heilsame Einwirkung des Tropen-Klima's überhaupt auf manche angehende Brustkranke] über die Abwesenheit von zwei der mächtigsten Krankheiten unserer gemäßigten Zone, d. i. des Typhus und der Phthisis. Der erste fehlt völlig, wie in allen heißen Ländern (außer in hohen Elevationen); die zweite fehlt wenigstens fast völlig (besonders in hohen Elevationen) und zwar nicht in Folge einer Exemtion der ganzen heißen Zone, in Westindien z. B. ist sie sogar ausnehmend häufig. Also die Insalubrität in Ostindien für Europäer ist so ungemein groß [bei den Truppen zu Madras, was gesunder ist als Calcutta und auch als Bombay, ist die Mortalität, nach Annesley 90 p. Mille, nach W. Sykes 35 p. M., während sie in England nur 15 p. M. beträgt; unter den Eingebornen beträgt sie nur 20 oder 16 p. M.], obgleich jene zwei Haupt-Repräsentanten der Mortalität in Europa hier gar nicht oder fast gar nicht mitzählen. Die Malaria verschuldet fast allein das Uebermaaß der Insalubrität; sie haftet aber an bestimmten Boden-Stellen, und diese lassen sich besser vermeiden und auch sanificiren, ihre Wirkungen aber kann man noch mehr durch rationellere Kunst abwenden oder mildern und auch noch besser heilen. Außerdem fehlen hier Gelbes Fieber und Pest [letztere wird vielleicht an einzelnen Orten nahe beim Indus zu Zeiten eingeführt]. Ob Gicht und Nieren-Leiden fehlen, ist auch eine Frage von großer Bedeutung, die wahrscheinlich zu bejahen ist; auch die Scrofeln scheinen schwächer. — Aber dagegen häufiger sind Ophthalmien, Leprose, Hautkrankheiten, Tetanus,

und ganz eigenthümlich ist das Beriberi (eine rheumatische hydropische Affection), und alle diese letzteren Formen sind nur bei den Eingebornen häufig. — Es fehlt also in Ostindien wahrlich nicht an Aussichten für fernere wissenschaftliche Belehrungen und praktische Verbesserungen.

A. Mühry.

London

John Murray, 1854. Siluria. The History of the oldest known Rocks containing organic Remains, with a brief Sketch of the Distribution of Gold over the Earth. By Sir Roderick Impey Murchison. XV und 523 S. in Octav. Mit einer geognostischen Charte, 37 Steindrucktafeln und zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Seitdem der berühmte Verfasser des vorliegenden Buches in dem großen, i. J. 1839 erschienenen Werke »The Silurian System«, seine gründlichen Untersuchungen über das Uebergangsgebirge Englands niedergelegt, und dadurch der Kunde von den ältesten Versteinerungen führenden Schichten der Erdrinde eine ganz neue Gestalt gegeben hat, ist er unablässig bemühet gewesen, nicht allein seine Forschungen in Großbritannien weiter auszudehnen, um die früheren Ergebnisse derselben zu vervollständigen und zu berichtigen, sondern auch durch Bereisung anderer Länder zu einer Vergleichung des Uebergangsgebirges und der daran zunächst sich anschließenden Formationen in anderen Theilen der Erde, mit dem Vorkommen in England zu gelangen. Die Resultate dieser fortgesetzten Untersuchungen wurden nicht allein in dem in Verbindung mit Verneuil und dem

Grafen von Keyserling i. J. 1845 herausgegebenen Prachtwerke, »The Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains«, von welchem Ref. in diesen Blättern (Jahrg. 1850. S. 1073—1118) eine ausführliche Anzeige geliefert hat, sondern auch von Zeit zu Zeit in kleineren Abhandlungen mitgetheilt. Diese höchst verdienstvollen Arbeiten Murchison's haben mittlerweile mannichfaltige Bemühungen anderer Geologen veranlaßt, die Kunde des Uebergangsgebirges zu erweitern und auszumitteln, in welchen Verhältnissen die Schichten desselben in verschiedenen Ländern zu denen stehen, deren Reihenfolge in England mit so großer Genauigkeit erforscht und dargelegt worden. Das Bestreben, die einzelnen Glieder des englischen Uebergangsgebirges in anderen Theilen der Erde aufzufinden, hat hin und wieder auf Abwege geführt, indem fortgesetzte Untersuchungen gezeigt haben, daß zwar im Allgemeinen die in England erkannten, und besonders durch gewisse Petrefacten bezeichneten Hauptabtheilungen des Uebergangsgebirges, auch in anderen Gegenden sich unterscheiden lassen, daß aber keineswegs durchgehends für alle einzelnen, in England befindlichen Glieder der verschiedenen Schichtensysteme, Aequivalente in anderen Ländern sich nachweisen lassen. In England selbst erscheint das Uebergangsgebirge in verschiedenen Gegenden nicht in gleichem Grade entwickelt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

Den 11. October 1856.

London

Schluß der Anzeige: »Siluria. The history of the oldest known Rocks containing organic Remains etc. By Sir R. I. Murchison.«

Auch darf nicht übersehen werden, daß in mehreren Theilen von England das Studium des Uebergangsgebirges und der daran unmittelbar sich reihenden Formationen, durch die Art des Vorkommens, durch das Aufgeschlossene, Regelmäßige und Ungestörte der Schichtenfolgen, sowie durch den Reichthum an Petrefacten, ungemein erleichtert ist; wogegen in manchen anderen Ländern, zumal in Deutschland, und ganz besonders am Harz, das Uebergangsgebirge nebst den angrenzenden Gebilden, theils viel weniger entwickelt, theils durch die Einwirkung eruptiver Massen in solchem Grade verändert, zerrissen und zerstückelt worden, daß es weit schwieriger ist, über die Reihenfolge und das gegenseitige Verhalten der verschiedenen Glieder, zu sicheren Resultaten zu gelangen. Daß bei flüchtigen Bereisungen solcher

Gegenden, selbst der geübte Blick des Verfs des vorliegenden Werkes hin und wieder nicht das Richtige aufgefaßt hat, ist später zum Theil von ihm selbst erkannt worden; so wie ja auch seine Ansichten über die Verhältnisse des Uebergangsgebirges in England, durch seine fortgesetzten Untersuchungen, bedeutende Aenderungen erlitten haben. Darüber gibt das erste Kapitel Aufschluß, welches eine Uebersicht der allmählichen Fortschritte der neueren Classification des Uebergangsgebirges enthält.

Nachdem Murchison die Aufstellung eines Silurischen und Devonischen Systems von Uebergangsgebirgsschichten geltend gemacht, und bei dem ersteren eine untere und obere Gruppe unterschieden hatte, schienen die von Sedgwick in dem Schiefergebirge von North Wales angestellten Untersuchungen dazu zu berechtigen, diesen von ihm mit dem Namen „Cambrisches System" belegten Schichtencomplex für eine von dem Silurischen Systeme verschiedene, und zwar ältere Abtheilung des Uebergangsgebirges zu halten. Fortgesetzte Untersuchungen haben diese Annahme nicht bestätigt, sondern die Ueberzeugung gegeben, daß jene Schiefer von North Wales in der Reihenfolge der Uebergangsgebirgsschichten die Stelle der unteren Silurischen Gebilde von Shropshire und Montgomeryshire einnehmen, und auch die Petrefacten mit ihnen gemein haben. Murchison hat daher jene Unterscheidung und den von Sedgwick noch ferner beibehaltenen Namen, „Cambrisches System", aufgegeben; welche Benennung von den englischen Staats-Geologen auf die ältesten sedimentären Gebirgsarten übertragen worden, welche keine Spuren organisirter Wesen enthalten, und in North Wales die Grund-

lage der Silurischen Schichten ausmachen; durch welche Nomenclatur freilich leicht eine Verwechselung veranlaßt werden kann.

Der größere Theil des vorliegenden Werkes ist der Darstellung des Uebergangsgebirges und der demselben sich zunächst anschließenden Formationen in Großbritannien gewidmet. Diese Mittheilungen, welche vornehmlich die Resultate der eigenen, vieljährigen Untersuchungen des Verf. enthalten, haben auch einen überwiegenden wissenschaftlichen Werth. Die Kapitel, welche von dem Vorkommen der älteren Versteinerungen führenden Schichten in anderen Ländern handeln, liefern die Ergebnisse der zum Theil sehr flüchtigen Reisen des Verfs, nebst demjenigen, was von ihm aus den Schriften fremder Geologen geschöpft wurde. Wenn nun gleich Sir Roderick sich durch diese Arbeit ein neues, bedeutendes Verdienst um die Geologie, und besonders um die Verbreitung der Kenntniß von der geognostischen Constitution seines Vaterlandes erworben hat, so leidet dieselbe doch an denselben Mängeln, welche auch seinen früheren größeren Werken eigen sind, und welche Refer. in seiner oben angeführten Anzeige bemerklich gemacht hat. Auch in diesem Werke wird eine übersichtliche Charakterisirung der Gebirgsformationen vermißt, welche die Benutzung der speciellen Schilderungen sehr erleichtert haben würde. Wenn es gleich die Absicht des Vfs war, ein populäres Werk zu liefern, so hätte sich damit doch wohl etwas größere Wissenschaftlichkeit vereinigen lassen. Am schwächsten zeigt sich derselbe in den petrographischen Bestimmungen und Beschreibungen. Viele von localen Benennungen entlehnte Nomenclaturen lassen es zweifelhaft, welche Gebirgsarten darunter zu verstehen sind.

Ueberhaupt macht sich eine gewisse Einseitigkeit in der Behandlung des Stoffes bemerkbar, indem eine sehr überwiegende Aufmerksamkeit dem Vorkommen und der Vertheilung der Petrefacten zugewandt, aber manche andere wichtige Gegenstände, z. B. die Beschaffenheiten der Structur der Gebirgsarten, die Verhältnisse der eruptiven Massen zu den sedimentären, weit weniger berücksichtigt worden.

Das zweite Kapitel handelt von der Grundlage der Silurischen Gebirgsschichten und dem ältesten Vorkommen von Lebens-Spuren. In der ältesten ireländischen Grauwacke, welche eine gleiche Lage mit Gebirgsschichten hat, die in England und Wales keine Reste organisirter Wesen enthalten, ist ein einziges fossiles Zoophyt gefunden, welches durch Prof. E. Forbes nach dem Entdecker, Prof. Oldham, den Namen Oldheimia antiqua erhalten hat. In N. Wales sind die ältesten Versteinerungen führenden Schichten durch das Vorkommen eines flachen zweischaaligen Conchyls, der Lingula charakterisirt.

Im dritten Kapitel wird die Betrachtung der unteren Silurischen Schichten fortgesetzt, indem namentlich die von dem Verf. mit dem Namen „Llandeilo-Formation“ belegte Abtheilung geschildert wird, welche aus Schieferarten, Sand- und Kalksteinen, mit zwischenliegenden pyrogenetischen Gebirgsarten bestehet. Von den dieser Schichtenfolge eigenthümlichen Petrefacten verdienen besonders die Graptolithen bemerkt zu werden, welche sich bis jetzt in keiner paläozoischen Gebirgsart, welche jünger als die Silurischen Schichten ist, gefunden haben. Unter den untersten Llandeilo-Schichten kommt ein thonschieferartiges Gestein mit Geröllen von Quarz und Bruchstücken

eines älteren Grauwackenſchiefers vor, in welche die erſteren ſo eingreifen, als wären ſie durch einen ungeheueren Druck in dieſelben hineingetrieben worden.

Das vierte Kapitel handelt von der ebenfalls zu den unteren Siluriſchen Schichten gezählten Caradoc-Formation, die aus einem in N. Wales und in Radnorſhire beſonders entwickelten Sandſtein beſteht. Die am häufigſten darin ſich findenden Petrefacten ſind: Calymene Blumenbachii, Hamalonotus bisulcatus, Salt, Phacops truncato-caudatus, Portl., Tentaculites annulatus, Lingula crumena, Phill., Orthis testudinaria, Dalm., die übrigens auch in den älteren Llandeilo-Schichten vorkommen.

In den beiden folgenden Kapiteln werden die oberen Siluriſchen Schichten geſchildert, bei welchen der Verf. die Wenlock- und Ludlow-Formation unterſcheidet. In manchen Theilen von England und Wales, wo die unteren Schichten der Wenlock-Formation ſich finden, ruhen dieſe in gleichförmiger Lagerung auf den unteren Siluriſchen Schichten, ſo daß ein allmählicher Uebergang von dieſen in jene wahrgenommen wird. Zu unterſt in der Wenlock-Formation kommt Kalkſtein vor. Auf dieſem ruhet das mächtigſte und verbreitetſte Glied dieſes Gebildes, eine thonige Maſſe, welche der Verf. mit dem Namen Wenlock-Shale bezeichnet, unter deſſen Petrefacten kleine Brachyopoden der Gattungen Leptaena, Orthis, Strophomena, Atrypa und Rhynchonella vorherrſchen. Darauf folgt der Wenlock-Kalkſtein, der beſonders aus der Gegend von Dudley bekannt iſt, wo er die merkwürdigſten Schichtengewölbe zeigt, deren Bildung offenbar mit dem Auftreten eruptiver Gebirgsmaſſen zuſammenhängt.

Der Wenlock-Kalkstein ist reich an Petrefacten, unter denen Corallen am häufigsten vorkommen, von welchen die folgenden besonders bemerkt zu werden verdienen: Favosites cristata, Linn., F. Gothlandica, Linn., F. alveolaris, Goldf., Alveolites Labechii, Milne Edw., Stenopora fibrosa, Goldf. Trilobiten sind sehr gemein, und die am häufigsten vorkommende Art ist Calymene Blumenbachii. (Das in Blumenbach's Abbildungen naturhistorischer Gegenstände Tab. 50 abgebildete Exemplar dieses in England unter dem Namen Dudley-Locust oder Dudley-Fossil bekannten Petrefacts, welches jetzt das hiesige akademische Museum bewahrt, stammt von jenem berühmten Fundorte). Bei der von dem Verf. mit dem Namen Ludlow-Formation belegten Abtheilung des oberen Silurischen Schichtensystemes, werden von ihm unterschieden: die unteren Ludlow-Schichten, der Aymestry-Kalkstein und die oberen Ludlow-Schichten. Die letzteren sind in der Hinsicht von besonderem Interesse, weil darin, so viel bis jetzt bekannt ist, die ältesten Ueberreste von Fischen und von Landpflanzen aufgefunden worden.

In dem siebenten Kapitel wird das Vorkommen Silurischer Schichten in Cornwall, im nordwestlichen England, in Schottland und Ireland nachgewiesen. In Schottland fehlen noch mehr als im nordwestlichen England, manche von den Gliedern, welche in den Theilen von England und N. Wales, wo das Silurische Schichtensystem die größte Entwickelung hat, vorhanden sind. Ein großer Theil von Ireland enthält Gebirgsmassen, welche nach den darin sich findenden Petrefacten, zum Silurischen System gezählt werden dürfen. Am Schlusse dieses Kapitels sind Bemerkungen

über die verticalen Dimensionen der Silurischen Schichten auf den britischen Inseln mitgetheilt. Das ganze Versteinerungen führende Silurische System, von den Lingula- bis zu den Ludlow-Schichten inclus. hat, wo es am mächtigsten ist, die außerordentliche verticale Dimension von etwa 30000 Fuß. Werden die zum Grunde liegenden sedimentären Massen, welche mit den Silurischen Schichten petrographische Aehnlichkeit haben, aber keine Petrefacten enthalten, hinzugerechnet, so ergibt sich die ungeheuere Mächtigkeit von 56000 Fuß. Die beiden folgenden Kapitel handeln von den organischen Ueberresten in dem Silurischen Schichtensystem. Die fortgesetzten Untersuchungen des Verf. haben ergeben, daß die unteren und oberen Silurischen Schichten eine weit genauer verbundene Reihenfolge bilden, als derselbe früher glaubte; daß eine sehr große Anzahl der besonders charakteristischen Petrefacten beiden Abtheilungen gemein ist. Von den Trilobiten hat das Vorkommen keiner Species eine so große verticale Ausdehnung, als das der lange gekannten Calymene Blumenbachii. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß durch die sorgfältigsten in verschiedenen Theilen der Erde angestellten Nachforschungen, in der unteren Abtheilung des Silurischen Systems, keine Spur von Wirbelthieren entdeckt worden. Die in Nordamerika sich findenden Fährten im sogenannten Potsdam-Sandstein, die man für Spuren von Schildkröten hielt, rühren nach Prof. Owen von Crustaceen her. In Großbritannien haben sich die doppelt gefiederten Graptolithen, die Gattungen Diplograpsus und Didymograpsus, nirgends über dem Horizonte des Caradoc-Sandsteins gefunden. Es gehört zu den Entdeckungen des Prof. Milne Edwards und

seines Mitarbeiters Jules Haime, daß die Corallen der Silurischen Periode, und wahrscheinlich der ganzen paläozoischen Schichtenfolge, im Ganzen zu Abtheilungen gehören, welche in den jetzigen Meeren unbekannt sind.

Das zehnte Kapitel ist dem Vorkommen der Devonischen Gebirgsarten, oder des sogenannten alten rothen Sandsteins auf den britischen Inseln gewidmet. Der Verf. bemerkt: »The Old Red of the north of Scotland is justly termed by Miller »the Frame« in which the crystalline rocks are set. In other words, it is the rough mantle which has been thrown over their shoulders and sides.« Sehr anschaulich wird dieses durch einen nach einer Skizze der verstorbenen Herzogin von Sutherland ausgeführten Holzschnitt gemacht, welcher die drei seltsam geformten isolirten Berge Suil-vein, Coul-beg und Coul-more darstellt, welche sich an der Westküste der Hochlande aus dem alten rothen Sandstein erheben. Diese Gebirgsart hat in Schottland nicht weniger denn 65 Arten von Fischen geliefert; wogegen von den Mollusken und Zoophyten, die an anderen Orten zugleich mit Fischen vorkommen, sich keine Spur gefunden hat. In Schichten der oberen Abtheilung des alten rothen Sandsteins von Elgin, an der Südseite des Murray-Firth, haben sich die Reste des ältesten bekannten Reptils, Telerpeton Elginense Mant. gefunden. In Ireland kommen zugleich mit Fischen Pflanzenreste vor, welche von denen der Steinkohlenformation verschieden sind, und unter welchen sich ein Farrenkraut, Cyclopteris Hibernicus, E. Forbes, auszeichnet, das zu den ältesten Resten dieser Pflanzenfamilie gehört, welche in den Schichten der Erdrinde aufgefunden

worden. Zu den Petrefacten, welche für das Devoniſche Schichtenſyſtem am bezeichnendſten ſind, zählt der Verf. vor Allen folgende: Stringocephalus giganteus, Megalodon cucullatus, Calceola sandalina, Pleurodictyum problematicum, Cyathophyllum caespitosum und Murchisonia bilineata.

Das elfte Kapitel handelt vom Steinkohlengebirge. Nach dem Verf. kommt in einer Schicht des unteren Kohlenkalkes an der Küſte von Northumberland und South-Berwickſhire, ſo wie in den dünnen Lagen des ſchwarzen oder ſogenannten Culm limestone von Derbyſhire, Posydonomya Becheri, Bronn vor; daher derſelbe der Meinung iſt, daß die Schieferſchichten, welche in den rheiniſchen Gebirgen daſſelbe Petrefact häufig enthalten, als ein Aequivalent jenes Kalkſteins zu betrachten ſeien; wobei jedoch nicht überſehen werden darf, daß die Poſidonomyen-Schiefer mit dem rheiniſchen Syſtem des Uebergangsgebirges auf das innigſte verbunden ſind, wiewohl ſie als das Endglied deſſelben erſcheinen, und manche Petrefacten mit dem Bergkalke gemein haben. Nach dem Verf. gibt es vielleicht kein Land von gleichem Umfange, in welchem das Steinkohlengebirge ſo ausgedehnt und doch zugleich ſo arm an Steinkohlen iſt, wie Irland. Die Betrachtung der verſchiedenen Bildungsart der Steinkohlen veranlaßt ihn (S. 280) zu folgender Bemerkung, deren Wahrheit das Studium der Geologie außerordentlich häufig erkennen läßt, und die doch nicht ſelten bei geologiſchen Erklärungen überſehen wird: »In geology, less indeed, than in other sciences, can we ever hope to account for certain results by one modus operandi only. For, nature appears to have worked out phenomena

apparently similar, through distinct paths and by devious processes.« Mit dem unteren Kohlenkalk hört das Reich der Trilobiten auf, welche in der Silurischen Periode herrschend sind, aber schon in der Devonischen in weit geringerer Anzahl sich finden, und in der unteren Abtheilung des Steinkohlengebirges nur noch in den drei Gattungen Phillipsia, Griffithides und Brachymetopus erscheinen. Hier trifft man auch zuletzt die größeren Orthoceratiten an.

Das zwölfte Kapitel enthält Bemerkungen über das Permische System, mit welchem Namen der Verf. bekanntlich das Kupferschiefergebirge bezeichnet. Refer. hat in der Anzeige des früheren Werkes Murchison's auseinandergesetzt, aus welchen Gründen er diesen Namen, dem die übergroße Neigung der Deutschen, das Ausländische sich anzueignen, bereits in manchen deutschen geognostischen Schriften Aufnahme verschafft hat, nicht billigen kann; so wie er auch mit der Ausdehnung, welche Sir Roderick seinem Permischen Systeme gibt, indem er den unteren bunten Sandstein mit dazu rechnet, nicht einverstanden sein kann.

Das dreizehnte Kapitel gibt eine allgemeine Uebersicht von dem Vorkommen der Silurischen, Devonischen und Steinkohlen-Gebirgsarten in Skandinavien und Rußland. Das darauf folgende Kapitel enthält Bemerkungen über das deutsche und belgische Uebergangsgebirge. Der Verf. läßt den gründlichen Forschungen Barrande's, welche zumal über das Silurische Schichtensystem Böhmens ein ganz neues Licht verbreitet haben, volle Gerechtigkeit wiederfahren, und benutzt die von diesem ausgezeichneten Paläontologen gewonnenen Resultate. Es wird bemerkt, daß die tieferen

Schichten, in den Gegenden, welche ſich von Ronneburg im Nordoſten, über Schleitz nach Lobenſtein im Südweſten erſtrecken, aus Graptolith- und Dachſchiefern beſtehen; daß ähnliche Gebirgsarten mit parallelen Undulationen in den Gegenden von Plauen und Hof erſcheinen; und daß wahrſcheinlich ein bedeutender Theil von dem Thonſchiefer auf der allgemeinen geognoſtiſchen Charte von Sachſen, als zur unteren Abtheilung des Siluriſchen Syſtems gehörig, erkannt werden würde. Der Harz wird ſehr kurz abgefertigt; es wird aber die Meinung ausgeſprochen, daß die große Maſſe des dortigen Grauwackengebirges zum Devoniſchen Syſteme gehöre, und daß eine Uebereinſtimmung zwiſchen dem Uebergangsgebirge des Harzes und dem rheiniſchen Statt finde, welche Anſicht der Ref. bereits in ſeiner Anzeige der Ueberſicht der geologiſchen Verhältniſſe des Herzogthums Naſſau von Dr Fr. Sandberger (Gött. gel. Anz. v. 1849. S. 1752) zu begründen geſucht hat. Die in dieſer trefflichen Schrift enthaltenen Reſultate über die Reihenfolge der Glieder des rheiniſchen Uebergangsgebirges ſind in jenem Kapitel benutzt; und es findet ſich darin zugleich die Anerkennung der Irrthümer, welche ſich in der von dem Verf. und Prof. Sedgwick im J. 1839 mitgetheilten Auffaſſung des Verhältniſſes finden, in welchem das rheiniſche Uebergangsgebirge zum engliſchen ſtehet.

In dem funfzehnten Kapitel ſind Nachrichten über das Vorkommen der Siluriſchen, Devoniſchen und Steinkohlen-Gebirgsſchichten in Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien zuſammengeſtellt. Das darauf folgende Kapitel handelt von der Ordnung der paläozoiſchen Schichten in Südamerika, in den vereinigten Staaten, und im bri-

tischen Nordamerika. Der Schluß dieses Kapitels (S. 429) verdient hier wörtlich mitgetheilt zu werden: »In the Western hemisphere, as in Europe, the first clear signs of life are met with at the same low horizon in the crust of the earth; and the same great groups are clearly distinguishable. We also observe, that fishes, which were only called into existence at the end of the Silurian period, and were of such peculiar forms in the Devonian epoch, become conspicuous in the carboniferous deposits of America, and exhibit many new types, including the remarkable large sauroid fishes of Agassiz. Again, whilst one small, air-breathing reptile has alone been found in the uppermost band of the Devonian or Old Red rocks of Britain, the carboniferous rocks of America, as well as those of Europe, contain larger animals of this class. The only essential difference between the elder rocks of the two hemispheres is, that in America no geologist has yet met with any indication of that termination of palaeozoic life, which in Europe is marked by the Permian deposits. It is probable, therefore, that the early sediments of the West, having been raised into the atmosphere, remained for a long time in that condition; whilst in our countries the same strata continued beneath the waters which sustained the last remnants of primeval beings.«

Das siebzehnte Kapitel, welches eine Untersuchung über die ursprüngliche Formation des Goldes und seine spätere Verbreitung in Trümmern über gewisse Theile der Erdoberfläche enthält, ist als ein Anhang zum vorliegenden Werke zu betrachten, indem sein sehr interessanter Inhalt mit

den in dem letzteren abgehandelten Gegenständen in keinem näheren Zusammenhange stehet. Der Verf. bemerkt: daß die stratificirten Gebirgsarten vom höchsten Alter, namentlich Gneus und Quarzfels, wie sie in Skandinavien und in den nördlichen Hochlanden von Schottland verbreitet sind, im Ganzen selten gediegenes Gold enthalten; wogegen die nachfolgenden sedimentären Massen, die Silurischen, Devonischen und Steinkohlen-Gebirgsschichten, und zumal die ersteren, da wo sie durch Feuereinwirkung oder andere Ursachen metamorphosirt wurden, die ursprünglichen Lagerstätten des Goldes und die Hauptquellen seiner späteren secundären Verbreitung geworden sind. Kein Theil der Welt zeigt dieses deutlicher als Rußland, wo in den Gegenden, in welchen die Uebergangsgebirgsarten in einem wenig consolidirten Zustande sich befinden, wie solches in einem großen Theile des europäischen Rußlands der Fall ist, keine Spur von Gold sich findet, dessen Vorkommen dagegen am Ural und weiter im asiatischen Rußland, wo dieselben Gebirgsschichten von mannichfaltigen eruptiven Massen durchbrochen und in einen metamorphosirten Zustand versetzt worden, so ausgezeichnet ist. Was die geologische Periode betrifft, in welcher die reiche Imprägnirung der Uralischen Gebirgsmassen mit Gold Statt fand, so hält der Verf. dafür, daß solche bald nach der Bildung der Permischen Schichten erfolgte. Die Periode dagegen, in welcher die weit verbreiteten secundären Ablagerungen des Goldes entstanden sind, wird durch den Untergang des Elephas primigenius oder Mammuths, des Rhinoceros tichorhinus, und einiger anderer Quadrupeden bezeichnet, von welchen sich die Gebeine in den ältesten Gold führenden Schuttablagerungen finden. Die Aehnlichkeit australischer Gebirgsarten

mit den Uralischen ließ den Verf. schon im Jahre 1844 auf das dortige Vorkommen von Gold schließen, welche Vermuthung bald nachher so glänzend sich bestätigt hat. Sir Roderick hält die Furcht, daß der Werth des Goldes im Verhältniß zu dem des Silbers bedeutend sinken werde, für unbegründet, und stützt seine Ansicht darauf, daß das Vorkommen des Goldes auf seinen ursprünglichen Lagerstätten, ein höchst beschränktes im Vergleich mit dem des Silbers ist.

In dem letzten Kapitel stellt der Verf. kurz die geologischen Resultate zusammen, welche sich aus den im Vorhergehenden mitgetheilten Erfahrungen ergeben, und wirft noch einmal einen allgemeinen Blick auf die Reihenfolge der belebten Geschöpfe, von denen sich die Reste in den Erdrindelagen finden.

Das hier angezeigte Werk ist mit bildlichen Darstellungen überreich ausgestattet. Nicht allein sind demselben 37 Steindrucktafeln mit Abbildungen von Petrefacten beigefügt — die indessen den besseren deutschen und französischen Lithographien weit nachstehen — sondern es enthält auch eine sehr große Anzahl in den Text eingedruckter, sauberer Holzschnitte, mit Ansichten von Gegenden, geognostischen Durchschnitten und Zeichnungen von Versteinerungen. Die letzteren können wohl eine oberflächliche Vorstellung von den abgebildeten Gegenständen geben, aber nicht die genauere Bestimmung der Petrefacten erleichtern. Ein großer Theil dieser Ausschmückungen ist von keinem besonderen wissenschaftlichen Werth, sondern wohl hauptsächlich auf die Dilettanten und Dilettantinnen berechnet, welche in England solche Bücher als Luxusartikel anschaffen, um sie für einige Zeit zum Durchblättern auf die Tische in den Empfangszimmern zu legen, später aber in die Hand-

lungen von Büchern aus zweiter Hand übergehen zu lassen. Schätzbar ist eine dem Werke beigegebene geognostische Charte von Wales und den angrenzenden Theilen von England; so wie eine allgemeine Charte von der geographischen Vertheilung der paläozoischen Formationen. H.

Hamburg

Hoffmann und Campe. 1856. Zur Naturgeschichte der Gesellschaft von Ad. Quételet, Präsident der statist. Centralcommission von Belgien ꝛc. Deutsch und mit Literaturnachweisungen herausgegeben von R. Adler Dr. der Rechte. XX und 312 S. in kl. Octav.

So sehr das hier in deutscher Bearbeitung erscheinende Werk Quételet's auch eine größere Verbreitung in Deutschland verdient, so trägt das vorliegende Buch doch zu sehr den Charakter einer bloßen Buchhändlerspeculation an sich, als daß wir es als ein empfehlenswerthes bezeichnen könnten. Zuerst nämlich wird ganz verschwiegen, daß das Original schon vor reichlich acht Jahren erschienen ist und daß es mit diesem Verschweigen wohl darauf abgesehen sein mag, den mit der ausländischen Litteratur weniger bekannten Leser glauben zu machen, hier ein ganz neues Werk des berühmten belgischen Statistikers zu erhalten, geht daraus hervor, daß der Uebersetzer unter dem Vorwort Quetelet's das Datum (Brüssel den 14. Jan. 1848) weggelassen und sein eigenes gleich darauf folgendes Vorwort vom Juni 1856 datirt hat. Sodann ist der Titel des Originals (Du Système social et des lois qui le régissent. Paris 1848. 8°.) verändert in den: „Zur Naturgeschichte der Gesellschaft", was nicht gleichgültig erscheint, zumal, wenn man das damit zusammenhält, was der Uebersetzer in seinem Vorworte

ausspricht. Dies Vorwort ist nichts weiter, als eine schwülstige Lobrede auf die sog. naturwissenschaftliche Methode mit obligaten Hieben auf die philosophische und auf die Philosophie überhaupt, allerdings ganz entsprechend „dem tiefrealen Zuge unserer Zeit", aber ebenso entschieden widerstrebend dem ernsten, wahrhaft philosophischen Geiste Quetelet's. Außer diesem kurzen Vorworte (S. IX—XV) hat der Herausgeber, „um die vorliegende Schrift mit den anderweitigen des Vfs und der sonstigen einschlägigen Litteratur einigermaßen zu vermitteln" nur hin und wieder unter dem Text einige Bücher citirt, dadurch aber keineswegs sich als hinlänglich vertraut mit der betreffenden Litteratur gezeigt, um diese ziemlich willkürlich gewählten Citate wirkliche Litteraturnachweise nennen zu dürfen. Was nun die Uebersetzung, die recht gewandt zu sein scheint, betrifft, so haben wir uns nicht die Mühe gegeben, mehr als das Vorwort mit dem Original zu vergleichen, weil wir, in der Ueberzeugung, daß in den Kreisen, für welche Quetelets Werke überhaupt geschrieben sind, dazu auch hinlängliche Kenntniß des Französischen vorhanden ist, unbedingt die Lectüre des schön geschriebenen Originals (welches im Verhältniß zu seiner Ausstattung auch billiger ist als diese Uebersetzung) anrathen müssen. Bei einer so neuen Wissenschaft wie die Moral-Statistik kommt oft Alles auf den Ausdruck an, der sich in einer bloßen Uebersetzung ohne Commentar gar nicht wiedergeben läßt. Ueber das Werk Quetelet's selbst sagen wir hier weiter nichts. Quetelet ist so entschieden Meister in diesem Zweige der Statistik, daß wir Anderen uns wohl hüten sollen, ihn zu recensiren oder gar zu meistern. Wir können nur von ihm lernen u. deshalb auch dieses Werk nur auf das Angelegentlichste allen empfehlen, denen es auf eine Orientirung in der noch neuen Social-Wissenschaft ankommt.

Wappäus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1856.

London

bei John Murray, 1855. Polynesian mythology, and ancient traditional history of the New Zealand race, as furnished by their priests and chiefs. By Sir George Grey, late Governor-in-chief of New Zealand. XIII u. 333 S. in Octav.

Die Sagen und Erinnerungen auch der entferntesten und entartetsten Völker sucht man in neuern Zeiten immer vollständiger zu sammeln und genauer zu erkennen: und wir können uns freuen, daß damit kein geringer Beitrag zu dem künftigen Aufbaue einer richtigen Geschichte des Menschengeschlechts gewonnen wird. Die altamerikanischen Sagen sind schon seit längerer Zeit Gegenstand vieler Untersuchungen geworden. Auch die Sagen der tausend afrikanischen Völker, welche aus vielen Ursachen am schwersten etwas vollständiger und richtiger zu sammeln sind, beschäftigen allmählich die Aufmerksamkeit, um hier nur auf das im vorigen Jahrgange der gel. Anz. S. 241 ff.

beurtheilte Werk Koelle's als eins der wichtigsten hinzuweisen. Das obenbemerkte über die Sagen der Neuseeländer beginnt nun auch die Sagen der im großen Weltmeere zerstreuten Völker in einem größern Umfange und mit vieler Sorgfalt in diese Reihe einzuführen, jener Völker, welche uns schon wegen der großen Frage von der Verbindung der östlichen Welt mit der westlichen geschichtlich so bedeutsam sind.

Der Verf. erklärt in der Vorrede den Ursprung seiner Schrift auf eine so anziehende und insbesondre so seltene Art, daß man wünschen sollte, er möge bald viele Nachfolger in dieser Weise ein Werk zu schaffen finden. Er wurde gegen Ende des J. 1845 wider alles sein Erwarten von der englischen Herrschaft aufgefordert, Statthalter der Neuseeland-Inseln zu werden. Nicht lange hatte er sein Amt auf diesen großen Inseln angetreten, während schon seit längerer Zeit ein zerstörender Unfrieden zwischen den europäischen Ansiedlern und den Eingebornen herrschte, als er begriff wie nützlich es ihm sein würde, wenn er, ohne Dolmetscher nöthig zu haben, die Sprache der Eingebornen selbst kenne, auch ihre Sprichwörter und Berufungen auf alte Sagen und Erinnerungen genau verstehe; denn in ihren Klagen sowohl unter einander als dem mächtigen Statthalter gegenüber beriefen sich gerade ihre an Stellung, Würde und Alter angesehensten Männer beständig auch auf solche alte Sagen und Sprichwörter. So ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, auch ohne alle schon vorhandene Hülfsmittel ihre von allen uns bekannten so weit abweichende Sprache zu erlernen, und aus dem Munde ihrer Priester und Häuptlinge ihre Landes- und Volkssagen zu sammeln, welchen die Erklärung der unverständli-

cheren Sprichwörter meiſt eingeſchaltet iſt. Während acht Jahren eines mühſamen Amtes verwandte er alle ſeine Muße am liebſten auf dieſe Beſchäftigung: und gewiß verdient ſein Beiſpiel hohe Bewunderung und fleißige Nachfolge. Auch veröffentlichte er nach S. X der Vorrede ſeit ſeiner Rückkehr nach England ſchon einen ſtarken Band Sagengedichte, Götterlieder und Geſänge dieſes ſich Maori nennenden Volkes auf Neuſeeland in der Urſprache, woran ſich nun das vorliegende Werk anſchließt.

Dieſes ſelbſt enthält Götterſagen, Heldenſagen, Stammes- und Stammväterſagen, ſowie einige andere vermiſchterer Art: der Verf. ſtellt zwar die Sage von der Schöpfung vorne hin, unterſcheidet aber ſonſt die mancherlei Sagen ihrem Hauptinhalte nach nicht ſo wie es zur leichteren Ueberſicht wohl zu wünſchen geweſen wäre. Er theilt die einzelnen oft ſehr langen Sagen faſt alle nur nach dem in jeder am meiſten hervorragenden neuſeeländiſchen Namen von Menſchen oder Göttern mit. Dazu gibt der Verf. zwar einigemale auch abweichende Sagen deſſelben Stoffes, ſo daß man ſieht wie genau er ſich mit dieſen für Europäer ſo vollkommen neuen Gegenſtänden beſchäftigte: allein faſt alle Erläuterungen oder ſonſtige Bemerkungen fehlen in dem Werke; noch mehr fehlt ihm jede nähere Ueberſicht ſeines ſo verſchiedenen Inhaltes.

Bei alle dem kann man dem Verf. für ſeine Mittheilungen ſehr dankbar ſein. Wir finden hier die Volksſage noch in ihrer erſten Lebendigkeit und freieſten Ausbildung, und können ſie wie in ihrer eignen Entſtehung überraſchen. Welche Menge der allerverſchiedenſten Sagen mögen ſich ſeit den Jahrtauſenden, wo dieſes Volk ſeine zwei großen

und mehrere kleinere Inseln bewohnte, hier gebildet und eine Zeit lang in ihrem ersten Leben treuer erhalten haben! Allein da dieses Volk, so viel wir wissen, niemals sich viel mit Schrift beschäftigte oder gar seine Sagen durch die Schrift fesselte, so hat sich die Kraft der Sage selbst in ihrem stets neuen sich Bilden und Umbilden bei ihm desto ungeschwächter behauptet, aber ihr Stoff hat sich auch mit der Zeit so gefügig und nachgiebig verändert, daß es erst der eindringendsten und ausgebreitetsten Untersuchungen bedürfen würde, wenn man in ihr alte und neue oder gar uralte Bestandtheile sicher unterscheiden wollte. Der Vf. hat eine solche Untersuchung nicht angestellt: das Wenige aber, was er in der Vorrede über das Alter dieser Sagen und ihre Vergleichung mit sächsischen, keltischen und skandinavischen sagt, ist so unbestimmt und ungenügend, daß wir es hier ganz übergehen können.

Wir wollen hier nur das aus der Vorrede S. XIII auszeichnen, daß der Verf. die Neuseeländer wie sie jetzt sind für ein Volk hält, welches an Geistesfähigkeiten hinter den Europäern in keiner Weise zurückstehe. Für diese Wahrheit beruft er sich auf sehr bestimmte, auch leicht verständliche Beweise; und sicher ist Niemand durch eigne Erfahrung und Beschäftigung zu einer solchen Erkenntniß fähiger und zu einem solchen Ausspruche befugter als er. Auch begreifen wir leicht, daß das Zeugniß und die Erkenntniß eines so befähigten und so unabhängigen Mannes eine noch weit über die bloßen Neuseeländer hinausreichende Bedeutung hat. Denn diese Neuseeländer sind in keiner Weise ihrem Geiste nach besser begabt, als die übrigen Völker von Amerika, Polynesien und Afrika, welche mit ihnen auf gleicher oder doch wenig verschiedener Bildungsstufe stehen und

die dennoch heute von so vielen sich gebildet und gelehrt dünkenden Europäern und Neuamerikanern bloß als der sich von selbst verstehende Stoff zur Fortsetzung der Sclaverei betrachtet werden. Ist nun aber die für unsre Zeit sehr gewichtige Wahrheit, welche der Vers. vertheidigt, wirklich so begründet wie wir meinen: so folgt ja daraus nur desto mehr, daß die Neuseeländer und alle ihnen ähnliche Völker aus einer früheren Zeit viel höherer Bildung immer tiefer herabgesunken sind, wie wir dieses, was den allgemeinen Zustand jener Völker betrifft, beständig so betrachtet haben und wie es sich durch hundert Beweise immer aufs neue erhärten läßt. Und wie demüthigend allen menschlichen Stolz diese traurige Wahrheit ist, so ist sie dennoch wie jede reine Wahrheit auch belehrend und ermunternd genug. Können nicht auch die jetzigen Europäer, auch die Deutschen und Engländer trotz aller ihrer heutigen Bildung wieder Neuseeländer werden? Alle unsre Hoffnung, ja alle unsre bessere Arbeit und unser tiefstes Ringen sträubt sich gegen diese furchtbare Aussicht; und wohl können wir, wenn wir wollen, festere Stützen und Wehren gegen den Eindrang dieser jetzt dem gemeinen Auge so entfernt scheinenden Gefahr haben. Aber die Gefahr ist da; und wer durch den Schein sich nicht täuschen läßt, der kann mitten in dieser heutigen glänzenden Hülle von Weisheit und Bildung, welche sich über unsre Zustände ausgebreitet hat, die Vorzeichen einst möglicher gänzlicher Zerstörung und Verwilderung schon deutlich genug erkennen.

Die Spuren dieses tiefen Verfalles sind nun auch in den Sagen jenes Volkes, wie der Vers. sie uns treu genug mittheilt, so deutlich zu erkennen, daß wir nicht begreifen, wie er meinen könne, diese Sagen seien vielleicht vor 2000 Jahren in

jenen Gegenden schon ebenso gewesen wie jetzt. Wer sich mit Lust und Liebe in den Inhalt dieser Sagen versenkt, wird in ihnen auch wie sie jetzt sind, noch manches Schöne und Zarte finden: wie die „Geschichte der Hine-Moa" S. 235—245 an Anlage und Ausführung vielleicht noch viel schöner ist als die griechische von Hero und Leander. Allein im Allgemeinen athmen sie den Geist der Verwilderung und tiefen Entartung, welchen wir sonst bei diesen einst zu den Zeiten der Forster in Deutschland oft so glücklich gesagten und beneideten sogenannten Naturkinder kennen. Die Lust an Menschenopfern und Menschenfresserei durchdringt sie fast alle, vgl. S. 12. 33. 101. 131. 162 ff. 169. 172 ff. 198. 202 f.: und wenn die Anfänge solcher Verwilderung unter gewissen Völkern sehr alt sind, so können wir doch das Uebermaß derselben wie es in diesen Sagen ganz unbedenklich sogar in die Urzeiten aller Menschheit verlegt wird, nicht für so uralt halten. Wir kennen ferner die Kindlichkeit der ältesten Wädischen Vorstellungen und Sagen über die Himmelsgestalten und Erscheinungen: aber die Art wie hier S. 35—38 das Fangen und Lahmmachen der Sonne, damit sie langsamer am Himmel laufe, durch die Helden der Urzeit aufgefaßt und beschrieben wird, übersteigt Alles was wir als kindliche Gedanken der Urzeit hinnehmen könnten. Und in der vom Verf. an die Spitze gestellten Sage über die „Trennung von Himmel und Erde", wo beschrieben wird, wie das ursprüngliche Chaos getilgt wurde, ist zwar auch von einzelnen bestimmten Göttern mit Namen die Rede: aber nach den gemeineren Sagen hat jeder einzelne Mensch für sich Götter wie er will und wie er sie schmückt und putzt; ja das Reich der bloßen Feen und die Zauberei vertritt so gänzlich alles Göttliche, daß

der Zarathuſtriſche Kampf gegen die Dev's dagegen Kinderſpiel iſt. Daneben haben die Neuſeeländer zwar immer ihre Prieſter behalten, ihre heiligen Bäume (wovon S. 112 ff. ein denkwürdiges Beiſpiel iſt), ihre Heiligthümer und ihre Götter, zum Zeichen wie trotz unſrer Feuerbache Prieſter und Heiligthümer und Götter ewig bleiben werden: allein ihre Prieſter ſind eben die vorzüglichſten Bildner dieſer ſo geſtalteten Sagen und die ärgſten Beförderer der Grundtriebe der Verwilderung ſelbſt. Das iſt eben der Kreislauf aller Verwilderung oder aller Geſittung

Spuren wirklich uralter oder ſonſt aus der jetzigen Bildung des Volkes unerklärlicher Sagen finden ſich aus eben dieſen Gründen ſelten: doch fehlen ſie nicht ganz, und ſind deſto denkwürdiger. Die Sage über die Trennung von Himmel und Erde (Rangi und Papa) S. 1—15 iſt, wenn auch tief unter einer altindiſchen oder phönikiſchen und griechiſchen ſtehend, denkwürdig genug. Von zehn Himmeln iſt S. 84 die Rede; die Entſtehung des feſten Landes, namentlich der großen Inſeln, ſcheint in der Sage S. 43 auf die den alten Indern geläufige Vorſtellung von einem ungeheuern Thiere als dem Träger der Erde zurückzugehen. Eine Spur des altindiſchen Opfers für die Väter zeigt ſich S. 33; und ſchwache Spuren eines einſtigen Glaubens an die Sintfluth ſind wohl in den Sagen S. 14. 61 zerſtreut, ſowie des Glaubens an einſtige Rieſen S. 149 f. Als ſehr lebendig erſcheint aber in allen dieſen Sagen auch durch die herrſchende Sitte noch immer fortgeführt die Vorſtellung von der Nothwendigkeit der Kindertaufe S. 13 f. 32. 55. 67. 80. 234: und unſtreitig verdiente dieſe Sage durch geſchichtliche Unterſuchung weiter verfolgt zu werden, wenn ſie in Polyneſien viel verbreitet ſein ſollte. Sehr unter-

richtend ist in dieser Hinsicht die Sage über den Urhelden Waui S. 32 ff.: er war unsterblich geboren, wie der Tod überhaupt in manchen dieser Sagen nicht als ein ursprüngliches Verhängniß der Menschen erscheint; aber weil sein Vater Makea-tu-tara bei seiner Geburt einige Stücke von den langen Taufgebeten aus Versehen übergangen hatte, was ihm zu spät einfiel, mußte er zuletzt auch nach Vollbringung der größten Heldenthaten des Todes erbleichen.

Die Uebersetzung aus dem Maori ins Englische ist so wörtlich, daß man Manches von dem ursprünglichen Wesen jener Sprache noch in diesem durchhört: wie „sie wohnten hier, und wohnten hier, und wohnten hier", wodurch nach der Art so einfacher Sprachen nur die unendlich lange Dauer dieses Wohnens angedeutet werden soll; vgl. S. 38 mit S. 145. 184. 237.— Von S. 313 an findet man eine Abhandlung über den neuseeländischen Gesang mit Musiknoten, von einem Hn James A. Davies, welcher hier ankündigt, er habe auch über den Rhythmus der griechischen Redner, über die Psalmen und über das Selah in diesen geschrieben, in diesem Buche aber beweisen will, der neuseeländische Gesang, wie er nach alter Sitte mit einer Flöte und wenigen andern Kunstwerkzeugen begleitet wird, habe mit der enharmonischen Tonleiter der Griechen die größte Aehnlichkeit. Dieses zu lesen empfehlen wir den Musikkennern.

Allerlei Abbildungen neuseeländischer Gegenstände zieren endlich das Buch. Allein da sie nur in sehr loser Beziehung zu diesen Sagen stehen und der Vf. sie nicht weiter erklärt, so erinnert dies stark an das jetzige Verhängniß, daß fast kein englisches Buch mehr ohne Bilder erscheinen darf. Wir wollen damit die Treue und Ursprünglichkeit dieser Bilder nicht antasten, wünschten sie aber vom Verf. urkundlich näher erläutert zu sehen.

H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. 166. Stück.

Den 16. October 1856.

München

Bei Georg Franz 1856. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian II. Erster Band. Auch unter dem Titel: Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. VIII u. 564 S. in Lex. Octav *).

Schon mancher Gelehrte hat das Reichsarchiv zu München einem Bergwerke verglichen, in welchem Geschichtsforscher und Rechts- und Culturhistoriker viele ergiebige Schachte anschlagen könnten. In diesem Archive wurden nicht nur die Akten und Urkunden niedergelegt, welche die altbayerische Landesgeschichte seit den ältesten Zeiten betreffen, sondern darin auch das Wichtigste aus den übrigen Archiven des Königreichs vereinigt. Schon

*) Die Redaction behält sich vor, über dies hier von einem gegenwärtig in München lebenden Mitarbeiter besprochene Werk noch eine Beurtheilung aus anderer Feder mitzutheilen.

seit dem Jahre 1812, als so viele früher reichsunmittelbare Gebiete an die Krone Bayern kamen, nahm man darauf Bedacht ihre werthvollsten Urkunden und Schriftwerke nach München zu bringen. Dadurch wurde der Verschleuderung vorgebeugt, in welcher während der französischen Zeit in mehreren andern deutschen Landen eine Menge alter Codices und Diplome zu Grunde gingen. Nach einer spätern Verordnung mußten alle bis zum Jahre 1401 gehenden Originalurkunden in das Reichsarchiv abgeliefert werden. Gleichwohl sind die acht Nebenarchive in Bayern, welche dem Hauptarchive in der Hauptstadt untergeordnet sind, reich geblieben an schätzbarstem Material für die Geschichte. Noch mehr ist das der Fall hinsichtlich des Staatsarchivs und der Hof- und Staatsbibliothek in München. Auch in den Bibliotheken und Archiven der größern Städte in Bayern findet der Geschichtsforscher noch manche treffliche Hülfsmittel.

Es bedarf nun bloß eines Blickes auf die bayerische Geschichte, um den Werth all dieser Archivschätze für die gesammte Staats-, Rechts-, Kirchen- und Culturgeschichte zu erkennen. Der Stamm der Bayern verbreitete in der älteren Zeit seine Herrschaft bis an das Fichtelgebirge, über die Tyroler Alpen, und über die slavischen Lande bis nach Ungarn hinein. Von ihm ging die Germanisirung der jetzt östreichisch-deutschen Lande aus, in Altbayern lagen die altberühmten Bischofssitze, Abteien und Klöster, welche für den Südosten Deutschlands die Wiege der Wissenschaft waren wie des Christenthums. Bayerische Fürsten aus den uralten Geschlechtern der Welfen und Wittelsbacher haben zeitweise in mehreren und verschiedenen Gegenden des deutschen Reiches ge-

herrscht, so am Mittelrhein, in sächsischen und brandenburgischen Landen, in Belgien und Holland. Mehrmal war die Führerschaft der deutschen Geschichte bei dem bayerischen Regentenhause, stets nahm es darin einen tonangebenden Platz ein. In der späteren Zeit wurden so wichtige Städte wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg und andere, von welchen seit ältester Zeit sich Handel und Gewerbe, städtisches Recht und Cultur bis in entfernte Gegenden verbreiteten, mit der Krone Bayern vereinigt, ebenso die reichen fränkischen Fürstenthümer, die Deutschordensländer, und eine Reihe von Gebieten ehemals reichsunmittelbarer Grafen und Herren. Alle diese früher selbständigen Gebietsherrschaften hatten ihre eigene Geschichte und haben mehr oder weniger im großen Gange der deutschen und insbesondere bayerischen Geschichte mitgespielt. Nicht wenige dieser Abteien, Städte und Dynastengeschlechter reichen bis in die Anfänge unserer geschriebenen Geschichte hinauf. Was sie in so langer Zeit an großen und wichtigen Ereignissen, an Fehden und Kriegsläuften, an Verfassungs-, Standes- und Besitzveränderungen erlebten, das bewahrten sie sorgsam in Urkunden und Schriften auf. Vorzüglich in Bayern war der Sinn und die Achtung für das Geschichtliche und Hergebrachte, das hartnäckige Festhalten am Altererbten und Altgewohnten eingewurzelt. Gerade in diesem historischen Sinne lag eine innere Stärkung, die fortwährend nachhaltig blieb. Der bayerische Stamm bewahrte dadurch all die Jahrhunderte herab sein Ursprüngliches und Eigenartiges, hielt seine Selbständigkeit aufrecht und seine Kraft zusammen, bis er sich in neuerer Zeit wieder zu einem größern Reiche erweiterte. Andere deutsche Stämme un-

terdeſſen, denen bei ſonſt herrlicher Begabung dieſer ſcharfe lebendige Eigencharakter fehlte, kamen in politiſcher Bedeutung zurück, der thüringiſche zum Beiſpiel verlor ſchon früh ſein Vollwort in der deutſchen Geſchichte, der weſtphäliſche ſprach nur zu Zeiten vernehmlich mit, der heſſiſche blieb wiederholt in den Anläufen zu europäiſcher Geltung ſtecken.

Derſelbe geſchichtliche Sinn beförderte auch in Bayern frühzeitig eine Geſchichtſchreibung, deren ſchöne Gediegenheit von Leibniz, Paul von Stetten und Andern laut gerühmt wurde. Denn dieſe Geſchichtſchreibung gründete ſich auf das Studium von Urkunden, indem ſie daraus nicht bloß die nackten Thatſachen ſchöpfte, ſondern ſich auch von dem Geiſte der Jahrhunderte anwehen ließ, aus welchem die Schriftdenkmale herſtammten. In der neuern Zeit iſt ebenfalls Vieles und Gutes für die bayeriſche Geſchichte geſchehen. Theile und Bruchſtücke derſelben ſind mit gründlichem Forſchungsfleiße aufgehellt, auch in überſichtlichen Werken wurde die bayeriſche Geſammtgeſchichte nicht ohne Geiſt und Geſchmack ausgeführt. Insbeſondere gingen umfangreiche Quellenwerke aus den bayeriſchen Archiven hervor, welche der deutſchen Geſchichtſchreibung den größten Nutzen brachten. Hervorragende deutſche Geſchichtsforſcher haben namentlich in der Hof- und Staatsbibliothek und im Reichsarchiv zu München eine vortreffliche Ausbeute gemacht. Das prachtvolle Muſterwerk für alle Quellenſammlungen, die Pertz'ſchen Monumente, geben genugſam Beweiſe davon.

Gleichwohl entbehrt Bayern noch immer ein Werk, welches ſeine Geſchichte von den erſten Anfängen bis auf unſere Tage, aufgebaut auf quellenmäßige Forſchungen und rechtsgeſchichtliche Grund-

lagen, und in dem hiſtoriſchen Kunſtſtil darſtellt, in welchem wir in der Gegenwart bedeutende Geſchichtswerke in Deutſchland entſtehen ſehen. Ausgedehnte Partien der bayeriſchen Geſchichte bedürfen noch einer weiteren urkundlichen Erforſchung. Das Material dafür liegt noch zum Theile ungedruckt oder erſt theilweiſe benutzt in den Archiven und Bibliotheken. Insbeſondere zum Beſten der geſammten deutſchen Geſchichte wurde ſchon längſt eine raſche Veröffentlichung dieſer reichen und mannichfaltigen Quellenſchriften gewünſcht.

König Maximilian II. griff auch hier mit großartigem Sinne fördernd und belebend ein. Durch Berufung ausgezeichneter Hiſtoriker wurden die vorhandenen Lehrkräfte an den Univerſitäten vermehrt, und außer dem jährlichen Preiſe von 200 bis 400 Ducaten für das beſte Geſchichtswerk überhaupt wurde noch ein beſonderer Preis von 600 Ducaten nebſt der Maximiliansmedaille für ein bis zum Jahre 1860 erſcheinendes bedeutendes Werk von wiſſenſchaftlichem Werthe beſtimmt, welches die Geſchichte des Wittelsbach'ſchen Regentenhauſes oder die bayeriſche Geſchichte im Allgemeinen oder die Geſchichte einzelner bayeriſcher Landestheile oder endlich die bayeriſche Staats- und Rechtsgeſchichte zum Gegenſtande hat. Die Erforſchung und Darſtellung der geologiſchen, der ethnographiſchen, hiſtoriſchen und culturgeſchichtlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Landestheile Bayerns iſt in verſchiedenen Gegenden zugleich in Angriff genommen. Für die Abbildung und Erläuterung der hiſtoriſchen und Kunſtdenkmale Bayerns iſt in den Wittelsbachſchen Monumenten ein koſtbares Prachtwerk eröffnet. Endlich ordnete der König auch die Herausgabe der in den bayeriſchen Archiven noch lagernden Urkunden, Acten

und alten Handschriften an, welche der Geschichtswissenschaft Nutzen bringen können.

Zu letzterm Behufe wurde eine Commission ernannt, bestehend aus dem Vorstande des Reichsarchives Dr Rudhart als Vorsitzendem, dem Geh. Legationsrathe Dr Dönniges, dem Hof- und Staatsbibliothekar Föringer, dem Universitätsprofessor Dr Hofmann, dem Reichsarchivsecretäre Muffat, dem Oberstlieutenant und Flügeladjutanten Sr Majestät Dr von Spruner, dem Reichsarchivrath Dr Wittmann. Statt des später ausgeschiedenen Geh. Leg. Raths Dr Dönniges trat Universitätsprofessor Dr Löher ein. Um das Werk rasch zu fördern, wird die Commission die Hülfe sachkundiger Mitarbeiter in Anspruch nehmen. Von den Arbeiten der Commission liegt uns jetzt der erste Band vor.

In dem Vorworte sind die Grundsätze angegeben, nach welchen bei dieser Quellensammlung verfahren wird. Zunächst und hauptsächlich richtet die Commission ihre Thätigkeit auf Alles, was zur Geschichte sämmtlicher bayerischer Landestheile und insbesondere des Regentenhauses gehört. Zugleich werden auch die Urkunden und Quellenschriften, welche verdienstliche Beiträge für die Gesammtgeschichte Deutschlands liefern, zur öffentlichen Kunde gebracht. Gleichmäßig wird auf die neuere wie auf die ältere Geschichte Rücksicht genommen. Rücksichtlich der letztern ist zwar aus dem Reichsarchive bereits Vieles veröffentlicht, zum Beispiel in dem 25. 29. 30. Bande der Monumenta Boica die Kaiserurkunden vom Jahre 777 bis 1271, immerhin bleiben aber, wie dies bereits der erste Band der „Quellen und Erörterungen" beweist, auch für die ältere Zeit noch höchst schätzenswerthe

Monumente zu veröffentlichen. Dem Fortgange der Monumenta Boica tritt das neue Unternehmen in keiner Weise störend oder hindernd in den Weg, beide Quellenwerke ergänzen einander, jedes verfolgt seine Aufgabe auf eigenem Wege, und für beide ist eine hinlängliche Fülle des Materials vorhanden. Um dieses und besonders das Wichtigere möglichst bald zum wissenschaftlichen Gemeingute zu machen, mußte die Commission auch darauf verzichten, den ganzen Stoff in chronologischer oder systematischer Folge zu veröffentlichen.

Die Commission wird vorzugsweise das bis jetzt noch Ungedruckte liefern. Was bereits irgendwo herausgegeben ist, wird nur ausnahmsweise in Betracht gezogen: das kann zum Beispiel zur Vervollständigung oder behufs eines correcten Abdrucks einer Quellenschrift nöthig sein. Der Abdruck wird strenge nach den Urschriften geschehen, außer wo der Sinn durch Schuld eines früheren Abschreibers offenbar entstellt ist. Die jetzt übliche Interpunctionsweise jedoch und große Buchstaben nur für Eigennamen und Satzanfänge sollen durchgehends angewandt werden. In den Einleitungen wird für jede Quellenschrift von der Verfahrungsweise bei der Herausgabe Rechenschaft gegeben, in den Noten jede Abweichung vom Original bemerkt. Dort werden auch die Erläuterungen gegeben, welche das Quellenstudium erleichtern und zu demselben ermuntern. Sehr richtig ist bemerkt, daß der nackte Text der Quellen häufig von ihrem Studium mehr zurückschreckt als dazu einladet. Auch ist ja Keiner später besser im Stande, für dunkle Stellen die Erläuterung, für verwickelte Sätze die richtige Interpunction zu geben, auf historisch Bedeutendes, was in einer Stelle einer Quellenschrift

oft versteckt liegt, aufmerksam zu machen, als ihr Herausgeber, der Wort für Wort vergleicht und durch längere Beschäftigung damit sich von selbst in den Sinn des Ganzen und in die Ausdrucksweise des alten Autors hineinfindet. Wo indessen der Commentar behufs des richtigen Verständnisses und der Anwendung einer Quelle den Charakter eines für sich allein sprechenden Documents überwiegt, wo sich also die Individualität des Bearbeiters neben und mit der Quellenschrift und über dieselbe geltend macht: da werden die Herausgeber solche Arbeiten unter den besondern Titel „Erörterungen" stellen. Für diese eignen sich dann namentlich auch Referate und Auszüge bezüglich solcher Acten und Urkundenreihen, deren Umfang und weitläufige Abfassung eine vollständige Veröffentlichung weder erlaubt noch erfordert. Es ist indessen für derlei Erörterungen hier von vorn herein die Grenze gezogen, daß ihr Gegenstand allgemeineres Interesse beanspruchen muß und daß sie sich hauptsächlich auf noch ungedruckte Quellen zu stützen haben, wobei jedoch alle über den zu erörternden Gegenstand vorhandenen und erreichbaren ungedruckten Quellen heranzuziehen sind, damit das Zusammengehörige sich nicht in endlosen Nachträgen zerstreut.

Man wird die hier ausgesprochenen Grundsätze für die Art und Weise der Herausgabe eines so umfangreichen Quellenwerkes nur billigen können, weil sie ebenso dem praktischen Bedürfniß als der Wichtigkeit des zu veröffentlichten Stoffes entsprechen. Die äußere Ausstattung, in welcher die Bände erscheinen, ist des königlichen Urhebers wie des Gegenstandes würdig. Die Feinheit und Farbe des Papiers sind dem Auge wohlthuend und der Druck ist rein und schön.

Gleich der jüngst erschienene erste Band bietet ein höchst werthvolles Material vornehmlich für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, diese Grundlage für jede gediegene Geschichtschreibung, geradezu unentbehrlich für jeden, der in Bezug auf deutsche Geschichte mehr geben will, als Bemerkungen und Ansichten über Tagesfragen. Jedoch zieht auch die Geographie des Mittelalters, die deutsche Sprachwissenschaft, und die Culturgeschichte aus diesem ersten Bande entschieden eine Bereicherung.

Das Schenkungsbuch des Klosters St. Emmeram zu Regensburg macht den Anfang, eine Sammlung von Acten, in welchen Hörige und Grundstücke dem genannten Kloster übereignet werden. Die Handschrift besteht aus einzelnen Blättern, welche folgeweise vom Ende des zehnten bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts niedergeschrieben und im funfzehnten Jahrhundert in einem Bande zusammengeheftet wurden. Mehreres daraus war schon von Petz in seinem Thesaurus anecdot. mitgetheilt, anderes Wichtige war übergangen, dessen Veröffentlichung wiederholt von Rechtshistorikern gewünscht wurde. Der Herausgeber, Reichsarchivrath Dr Wittmann, hat aus den 900 Urkunden des Codex, welche im Wesentlichen immer dasselbe Rechtsgeschäft wiederholen, diejenigen Urkunden ausgewählt, in denen ein Ortsname oder solche Personennamen vorkommen, welche sich anderwärts gar nicht oder doch nur selten zeigen oder worin etwas zur Kenntniß der Rechts- und Volkszustände enthalten ist. Diese Auswahl bekundet ein richtiges Verständniß alles dessen, worauf es der Wissenschaft bei solchen Quellenschriften ankommt. Den alten Mönchen von St. Emmeram war in ihrem Hy-

pothekenbuche Alles werthvoll, was ihren Besitztitel auf eine vor ein paar hundert und mehr Jahren von andächtigen Seelen erworbene fette Wiese oder ergiebige Waldung nachwies, uns ist aber nicht mit einer Masse gleichlautender Urkunden, sondern nur mit solchen gedient, welche entweder zur Aufhellung der älteren Geographie, oder für die Sprachforschung, oder für die Geschichtsforschung auf irgend einem ihrer weiten Gebiete Hülfsmittel beitragen.

Was zunächst die Feststellung der mittelalterlichen Geographie betrifft, so ist deren genaues Verständniß dem Geschichtschreiber bekanntlich noch zu mehr erforderlich, als zur bloßen Terrainkunde. Zwar besitzen wir bereits gute kartographische Werke auch über jene ältere Zeit, worunter der historisch-geographische Atlas vom Dr von Spruner, der wie oben bemerkt ebenfalls Mitglied der Commission ist, den ersten Rang einnimmt, ein Meisterwerk von ausgedehntester gründlicher Forschung wie an Feinheit und Klarheit der Ausführung, dessen Größe und Schwierigkeit in allen europäischen Ländern wohl gewürdigt wird. Indessen bedarf die Geographie der älteren Zeiten noch immer in vielen Einzelheiten der Berichtigung und Vervollständigung, was nur durch das vereinigte und sorgfältige Zusammenarbeiten Mehrerer nach und nach erreicht werden kann. Die alten Kauf- und Tausch-, Schenkungs- und Verleihungsbriefe von Grundstücken, Burgen und Ortschaften, die Polyptichen, Grund- und Lagerbücher, die Lehenverzeichnisse geben dafür den sichersten Anhalt. Der Herausgeber des St. Emmerammer Schenkungsbuches hat in den Erläuterungen dazu sich das vorzügliche Verdienst erworben, eine Menge alter Ortsnamen richtig zu deuten, indem

er dabei die durch andere Quellenschriften gewährten Hülfsmittel zu Rathe zog. Es war dies eine dornige Aufgabe, denn mehrere der in den Urkunden genannten Weiler, Burgen und Ortschaften bestehen nicht mehr, von andern sind die Namen äußerst entstellt, und die Vorarbeiten in dieser Beziehung waren noch sehr gering.

Diese alten Ortsnamen, noch mehr die jetzt verschollenen Manns- und Frauennamen, welche in den frühesten Urkunden erscheinen, sind auch dem Sprachforscher höchst willkommen. Sie treten zwar häufig nur in lateinischer Fassung und Umbildung auf, ihre Kenntniß und richtige Erklärung aber gibt einen Schlüssel, welcher den Zugang zur Sprachwerkstätte, den Blick in die älteste Bildung unserer Sprache eröffnet. Für die gesammte Geschichtswissenschaft hat die Sprachforschung bereits überraschende Ergebnisse zu Tage gefördert, immer tiefer dringt sie gegenwärtig in die älteste Völkergeschichte hinein und findet da noch feste Anhaltspunkte, wo die historischen Urkunden uns längst verlassen haben. Müssen doch z. B. die Personennamen aus den Zeiten der merovingischen und karolingischen Regenten ein Hauptmittel zur Entscheidung der Streitfrage liefern: ob celtisch, ob germanisch?

Das Hauptgewicht aber fällt bei den Urkundenforschungen auf die Rechts- und Culturgeschichte. Aus zahllosen Documenten muß der Rechts- und Culturhistoriker einzelne zerstreute Körnchen zusammensuchen, aus denen er sein Gebäude aufbaut. So hat zum Beispiel aus diesem eben erst veröffentlichten ersten Bande der „Quellen und Erörterungen" Hofrath Dr Zöpfl in Heidelberg bereits Stoff und Belege entnommen, um mehrere wichtige Fragen dem Abschluß näher zu führen.

In einer ebenso klaren als wohlbegründeten Weise ist von Zöpfl in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur (Nr. 38 und 39, Seite 593 bis 624) erörtert: in wie weit mit der Uebergabe von Hörigen an die Kirchen, Freiheit oder sonstige Standesbesserung derselben eintrat, unter welchen näheren Bestimmungen dies geschah, ob sie zum Beispiel mit oder ohne Grundstücke, mit oder ohne Vorbehalt von Diensten und Zinsen, mit oder ohne volles Herrschaftsrecht übergeben oder vertauscht wurden. Ebenso führt er auf Grund jener Urkunden näher aus, wie es sich mit den öffentlichen und privaten Rechtsverhältnissen der Censualen in Wirklichkeit verhielt, in welchen verschiedenen Klassen die Angehörigen der Klöster von den ritterlichen Lehnsleuten bis herab zu den Leibeigenen sich gliederten, endlich in welchen Formen, unter welchen Vorbehalten und Sicherheitsmitteln, und mit welcher rechtlichen Wirkung die Uebereignungen von Gütern an Kirchen und Klöster geschahen. Auch für die Culturgeschichte gewähren die Urkunden des ersten Bandes eine reichhaltige Ausbeute. Man nahm häufig einen jährlichen Zins an eine Kirche auf sich und schied damit aus dem Stande der Vollfreien aus, theils um den Schutz der Kirche zu erhalten, theils aus bloßer Religiosität, da, wie es in einer Urkunde heißt, Gott dienen und ihm sich nähern die wahre Freiheit sei. Eltern übergaben in dieser Weise an die Kirchen ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern. Ein Kaufmann, der auf Reisen geht, übergibt an das Kloster sechs Leibeigene, zum Heile seiner Seele und damit er bei glücklicher Rückkehr vom Kloster einen Begräbnißplatz erhalte. Mehrfach kommt es vor, daß Männer ihre hörigen Beischläferinnen und die mit ihnen erzeugten Kinder ei-

nem Kloſter übereignen, damit dieſelben nicht in die Gewalt der legitimen Vermögenserben fallen. Das Sprichwort „Trittſt du mein Huhn, ſo wirſt du mein Hahn", nach welchem der Freie durch Heirath mit einer Unfreien in deren Stand hinabgezogen wurde, war in jener älteren Zeit, wenigſtens in Bayern, noch nicht in Geltung. Die Sitte, daß Zeugen bei wichtigeren Rechtsgeſchäften des beſſern Gedächtniſſes wegen am Ohre gezupft wurden, fand auch bei Zeugen Statt von edlem und ritterlichem Stande. In den Urkunden heißt dieſe Sitte ein noriſcher oder bayeriſcher Brauch, ſie war indeſſen, wider des Herausgebers Behauptung auf Seite 9, auch bei andern deutſchen Stämmen bekannt. Das ripuariſche Geſetz LX, 1 ſchreibt vor, daß außer den Zeugen bei Rechtsacten auch Knaben gegenwärtig ſeien, welche Ohrfeigen erhalten und bei den Ohren gezupft werden ſollten, damit ſie ſpäter deſto gewiſſer Zeugniß geben könnten. Dies kam noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts bei den alterthümlichen Gnatzügen (Flurbegängen) hier und da in Weſtphalen vor, die alten Ortsſchulzen gaben den Buben Ohrfeigen, daß ihnen die Zähne klapperten.

Der Herausgeber hat in den Noten manche ſehr ſchätzbare Beiträge geliefert ſowohl über die Abtsfolge und insbeſondere über die genealogiſchen und Lebensverhältniſſe der in den Urkunden benannten Dynaſten, als auch zur Aufhellung einer Menge rechtsgeſchichtlicher Gegenſtände, indem er mehrere andere Quellenſchriften dabei anzog. Wir können uns nur dem ſchon mehrfach geäußerten Wunſche anſchließen, daß einerſeits die Quellen noch vielſeitiger mit ſolchen kurzen treffenden Erläuterungen zu begleiten ſeien, andererſeits in den Einleitungen überſichtlich angegeben werde, was

für den Geschichtschreiber, den Rechts- und Culturhistoriker, Sprachforscher und Geographen in einem Quellenstücke besonders Wichtiges und Erwägungswerthes vorkomme. In den „Erörterungen" ist außerdem Gelegenheit gegeben, solche Untersuchungen auf Grund der eben veröffentlichten Documente weiter auszuführen. Der Nutzen, welchen diese neue große Quellensammlung der Wissenschaft bringt, würde dadurch wesentlich erhöht werden.

Das Schenkungsbuch des Stiftes Obermünster zu Regensburg liefert außer Anderm Interessantes zur Kenntniß der Entstehung und Fortbildung eines der ältesten und angesehensten Frauenklöster. Obermünster wurde von König Ludwig dem Deutschen gegründet, um vorzugsweise adligen Jungfrauen eine Freistätte zu gewähren. Bei ihrem Eintritt war es gewöhnlich, daß die Verwandten zu ihrem Unterhalte, pro annona, dem Kloster Güter und Einkünfte übertrugen, und die sorores Dei militantes wußten nach und nach ihr zeitliches Gut an Höfen, Mühlen, Gänse- und Eierzinsen wohl zu mehren. In einer Urkunde läßt sich ein Ehepaar für die Güter, welche es dem Kloster überträgt, täglich zwei Brote, zwei Fleischportionen, drei Maß Bier und an Festtagen ein Maß Wein oder Meth zusichern. Die Vergabungen von Grundstücken an das Kloster hören früher auf als die von Hörigen, ohne Zweifel, weil mit der Zeit das Land besiedelter und Grund und Boden deshalb werthvoller wurde. Die geistlichen Damen ließen später die Klosterzucht verfallen, am Ende des Mittelalters mußte man sie für weltliche Chorfrauen erklären.

Der Herausgeber, ebenfalls Reichsarchivrath Dr

Wittmann, hat dies Obermünster'sche Schenkungsbuch in gleicher dankenswerther Weise wie das St. Emmerammer bearbeitet. Insbesondere hat er mit Sorgfalt den vielen in den Urkunden benannten Grafenhäusern nachgeforscht, deren Geschichte meist so sehr schwierig zu ermitteln ist. Gerade das eilfte und zwölfte Jahrhundert war die Zeit der Zersplitterung der alten Grafschaften in Stücke und Stückchen. Wer eines mitbekam oder sonst wie die hohe Gerichtsbarkeit an sich brachte, nannte sich Graf. Das funfzehnte Jahrhundert ist dagegen dasjenige, in welchem eine große Menge dieser kleinen Dynastengeschlechter fast spurlos verschwindet. Ihre noch wenig erforschte Geschichte ist, wie der Herausgeber mit Recht betont, von großer Bedeutung für das richtige Verständniß der einzelnen Landesgeschichten. — Eine Herausgabe der auf den letzten Blättern des Schenkungscodex verzeichneten Rechte „diu ein Abttissin zu Obermünster schol haben datz Othmaring", hat der Herausgeber bis dahin verspart, wo sie mit andern ähnlichen Rechten, deren eine große Zahl vorliegt, veröffentlicht werden.

Das Schenkungsbuch der gefürsteten Probstei Berchtesgaden, bisher nur aus Regesten und auch aus diesen nur unvollständig bekannt, beginnt im Anfange des zwölften Jahrhunderts mit der Stiftungsgeschichte. Die Gräfin Irmengard von Sulzbach, heißt es, habe lange den Gedanken mit sich umhergetragen, ein Kloster zu gründen; da sie aber irdischer Geschäfte willen ihn nicht habe ausführen können, so habe sie sich auf dem Todbette von ihrem Sohne erster Ehe, dem Grafen Berengar, versprechen lassen, daß er ihre Witthumsgüter, welche nach dem Tode

seines Vaters ihr zweiter Ehemann besessen, zu dem frommen Werke hergeben wolle *).

*) So wenigstens läßt sich die viel erörterte Stelle am einfachsten und in Uebereinstimmung mit den damaligen Rechtsinstitutionen erklären. Die Emendation und Erklärung des Herausgebers dieses Schenkungsbuches scheint uns nach Zusammenhang und Worten der Urkunde ebenso wie juristisch unhaltbar, die neue Emendation von Hofrath Zöpfl in den Heidelberger Jahrbüchern (S. 622) gibt sich leicht und natürlich an die Hand, gezwungener aber seine Erklärung. Die Stelle lautet: designatis quibusdam allodiis quae patre (die Urkunde hat pater) comitis Perengarii defuncto ab illo cui postea nupserat dotalicii nomine possessa huic operi devoverat. Reichsarchivsecretär Muffat liest (Seite 233) pater de fundo . . . possesso und erklärt: Der Vater des Grafen Berengar habe Allodien von dem Fundus, den die Gräfin als Wittwe ihrem zweiten Ehemanne (nach bayerischem Brauch) als Morgengabe zugebracht habe, zum Klosterbau gelobt. Nach Zöpfl wäre vom Witthum, das der zweite Ehemann der Gräfin zum Eigenthum gegeben, die Rede: indessen bezeugt auch die berufene Obermünstersche Urkunde S. 175 durch Nichts, daß praedia a marito possessa heiße: die vom Manne her von der Frau besessenen Güter; über die vom zweiten Ehemann herrührenden Grundstücke hätte auch schwerlich der Sohn erster Ehe Gewalt gehabt. Das Dotalitium ist das Witthum der Frau, welches ihr von ihrem Manne auf dessen Grundgüter bestellt wird; auch nach bayerischem Recht (l. Bajuv. VII, 14 § 2. XIV, 7 § 2. 9 § 2) nimmt sie dies Witthum in die zweite Ehe mit (vgl. die Urkunde S. 175); während der Dauer dieser Ehe stehen die Witthumgüter unter dem Mundium des zweiten Mannes, nach dem Tode der Frau fallen sie an die Erben dessen zurück, von dem sie herrühren. — Es sei hier erlaubt, eine Bemerkung bezüglich der Textemendationen anzuknüpfen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 18. October 1856.

München

Schluß der Anzeige: »Quellen und Erörterungen zur bayerischen u. deutschen Geschichte hsgn. auf Befehl u. Kosten des K. Maxim. II.«

Aus dem Augustinerkloster Raitenbuch kamen dann vier geistliche und vier Laienbrüder nach

Gewiß ist Jedermann dem Herausgeber einer Quellenschrift, der in Geist und Sprache derselben vor allen Andern eingedrungen ist, dankbar, wenn er bei verderbten Stellen die ursprünglichen Worte herzustellen sucht; rathsam ist es aber in den meisten Fällen, daß dies unter dem Texte geschieht und die Urkunde selbst, wo die Emendation irgendwie zweifelhaft sein kann, so gegeben wird wie sie vorliegt. Dann kann jeder Leser sein Heil daran versuchen, ohne durch die vielleicht irrige in den Text hineingeschobene Lesart des Herausgebers zum voraus irre geführt zu werden. So scheint uns z.B. auf S.210 das ergänzte matrimonium, in dessen Eingehung bloße Censualen nicht mehr frei sein sollen, ebenso zweifelhaft (vgl. Urk. LXXVIII S. 34. CL S. 203), als auf Seite 10 das habeant statt des in der Handschrift befindlichen habeat offenbar unrichtig ist (vgl. Urk. L S. 26. IX S. 11. XIII S. 7).

„Perthersgademe“, bald jedoch wird ihnen „der furchtbare Wald, starrend von ewigem Frost und Schnee“ zuwider, sie wechseln häufig den Ort, um einen bessern Platz für das künftige Kloster zu finden, und schon wird auch der Stifter kalt gegen sie, als endlich der Abt in den Wald zurückkehrt und ernstlich Hand an den Klosterbau legt. Die nun folgenden Urkunden, welche über die Güterschenkungen an das Kloster sprechen, enthalten namentlich manche eigenthümliche Formen, um den befürchteten einstigen Widerspruch der Erben unschädlich zu machen. Auch darin zeigt sich wieder, wie das römische Recht an der Hand der Kirche die altgermanischen Rechtsgrundsätze nach und nach durchbrach, bis endlich das kanonische Recht dem römischen Thür und Thor öffnete, hinwieder aber seine Verschmelzung mit dem deutschen anbahnte. In den Berchtesgadener Urkunden begegnet uns auch noch im zwölften Jahrhundert eine Profession des Stammesrechts, wozu von dem Herausgeber, Reichsarchivsecretär Mufat, der auf zuverlässige Weise auch die meisten Orts- und Personennamen nachgewiesen und sonstige treffliche geschichtliche Erläuterungen zugefügt hat, noch einige andere Beispiele angeführt sind.

Das vierte Quellenstück sind die Annalen aus dem Kloster Schäftlare (Skeftilare), welche sich über den Zeitraum vom Ende des elften bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts verbreiten und nicht unwichtige Einzelheiten zur bayerischen wie zur deutschen Geschichte enthalten. Der Vorstand des Reichsarchivs Dr Rudhart hat mit glücklichem Geschick wahrscheinlich Alles, was von diesen Annalen noch erhalten ist, aufgefunden und nach verschiedenen Handschriften berichtigt und zusammengestellt. Den Geschichtsfor-

scher erfreuen zugleich in den Noten des Herausgebers reichliche geschichtliche und litterarische Erläuterungen. Der wilde Parteikampf jener Zeit drückt sich auch in diesen Annalen oft eigenthümlich aus, verschieden je nach den Verfassern. So heißt es zu den Jahren 1228 und 1229: „Der Kaiser (Friedrich II.) kam wider Aller Hoffnung dem Volke Gottes, das in den überseeischen Ländern seine Ankunft erwartete, zu Hülfe. Klugerweise verheimlichte er den Bann des Pabstes Gregor . . . Glorreich zog er ein in das heilige Land und erwarb Jerusalem und Alles was uns gehörte unter gewissen Beschränkungen wieder. Damals war kein König in Israel und jeder that, was ihm Recht dünkte. Pabst Gregor griff durch seinen Feldobersten Johannes schlechten Raths Reichsstände an, nahm Festungen und Städte ein, weshalb er von den Römern vertrieben wurde.“ 1246 „Damals herrschte die Ungerechtigkeit und der Glanz der Geistlichkeit ging unter und getrennt wurde das Volk Gottes. Die Einen folgten der Kirche und diese waren mit dem Kreuze bezeichnet, die Andern huldigten Friedrich dem ehemaligen (d. h. auf der Kirchenversammlung abgesetzten) Kaiser, und diese verfolgten die göttliche Religion, weshalb alle seine Anhänger den Banden des Kirchenfluches überliefert und viele Kirchen in verschiedenen Gegenden mit dem Interdicte belegt wurden, und Schmerz und Seufzer entstanden, und Barmherzigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit waren von der Erde weggenommen. Und viele von den Geistlichen, schweifend auf falscher und nicht auf rechter Bahn, hielten Gottesdienst wider die Interdicte.“ 1268 „Auf den Rath des Pabstes Clemens ließ Karl von Anjou den König Konrad (Konradin) enthaupten. Nach der Ent-

hauptung fand der vorgenannte Pabst Clemens einen bösen Tod."

Den bezeichneten fünf größeren Quellenstücken sind in einem Anhange vier kleinere beigefügt: ein Kirchengebet für das Wohl des Kaisers und Reiches aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, Acten des Erfurter und Dingolfinger Concils vom Jahre 932, die Pfründenordnung des Klosters Geisenfeld aus dem dreizehnten Jahrhundert, endlich mehrere historische Notizen aus dem Rechnungsbuche des Klosters Aldersbach von 1291 bis 1362.

Die Pfründenordnung gibt interessante Notizen über die Stellung der obern und untern Ministerialen und Hörigen eines Klosters sowie über den innern Haushalt desselben. Da dem lateinischen ein gleichzeitiger deutscher Text gegenübersteht, so erhält man Aufschlüsse über die Bedeutung vieler Wörter und Aemter in der mittelalterlichen Latinität. Daß die Nonnen keinen schlechten Tisch führten, erhellt unter Anderm aus Folgendem: „Am St. Michaelstage gibt man jeder Frau (Nonne) ein Huhn und vier Frauen eine Gans, an dem achten Tag auch vier Frauen eine Gans und nicht Hühner, und wenn die Gänse alle herein sind, so gibt man den Frauen von den jungen Gänsen ein Kartat. Der Küchenmeister soll vor der Aebtissin Tisch stehen, bis die ersten Schüsseln gesetzt sind und er soll ihr selbst die Speisen richten. Die Aebtissin soll auf ihrem Tisch haben täglich zwei Almosenschüsseln und dazu gehören zwei Wecken."

Das Rechnungsbuch zeigt trefflich, unter wie vielerlei Titeln die Landesherren die Klöster zu schatzen verstanden. Auch wird manche Begebenheit, welche dem Kloster theuer zu stehen kam,

beigefügt. So kam im Jahre 1300 der Herzog und wurde mit seiner polnischen Gemahlin und großem Gefolge festlich bewirthet. Als aber der Convent Hochamt hielt, drang heimlich der Haufen beiderlei Geschlechts in's Innere des Klosters. „Da entsetzte sich der Convent und die älteren Brüder, glühender vom Ordenseifer, löschten den Eingedrungenen vor dem Gesichte alle Lichter aus, entkleideten die Altäre und erregten durch das ganze Kloster großen Staub, der Priester, der schon das Gloria intonirt hatte, ging vom Altare weg.“ Da ergrimmte der Herzog und es kostete viele Mühe bis er wieder besänftigt war.

Angehängt sind endlich noch drei sehr sorgfältige und vollständige Verzeichnisse der Ortsnamen, der Personennamen und der eigenthümlichen Worte und Gegenstände, welche in den Urkunden und sonstigen Quellenschriften des ersten Bandes vorkommen. Wir schließen uns der bereits von anderer Seite gemachten Bemerkung an, daß es sehr wünschenswerth, ja für die rechte Brauchbarkeit einer solchen Quellensammlung unumgänglich nöthig ist, in dem Wort- und Sachregister das Betreffende ausführlicher anzugeben. Bändereihen von Quellenschriften, in denen das ausgezeichnetste Material für den Forscher zerstreut ist, werden häufig nur für denjenigen einträglich, der erst Tage und Wochen darauf verwenden kann, unter der Masse des Aufgespeicherten mühsam aufzusuchen, was er braucht.

Dem jetzt veröffentlichten ersten Bande werden, wie wir annehmen, in kürzester Zeit mehrere andere Bände folgen. Wenn jener vorzugsweise für die Rechts- und Culturgeschichte Beiträge lieferte, so werden die folgenden Bände hauptsächlich der politischen Geschichte dienen. Der nächste

Band wird die Chronik des Mathias von Kemnat bringen. Dieser war Professor der Humaniora zu Heidelberg, zugleich Hofcaplan und Vertrauter der Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, den er auf den wichtigsten Zügen begleitete. Seine Chronik ist das Hauptwerk über das Leben desselben und galt für verloren, bis es jetzt wieder aufgefunden wurde. Der dritte Band wird die Michael Beheim'sche Chronik über denselben Kurfürsten enthalten, ebenfalls bisher noch ungedruckt, unter Zufügung der Stücke aus der Weißenburger Chronik des Eickardt Artzt, welche über den Weißenburger Krieg berichten. Diesem wird eine Sammlung folgen von theils noch gar nicht, theils ungenügend veröffentlichten wichtigen Urkunden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, welche sich auf das Wittelsbach'sche Regentenhaus beziehen; von den sämmtlichen andern Urkunden der bayerischen Herzoge aus dem genannten Zeitraume, deren vollständiger Abdruck nicht mehr nöthig erscheint, sollen genaue Regesten beigegeben werden. Für den Druck vorbereitet werden das Tagebuch des Kurfürsten Johann Kasimir aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, — ein Nachweis über die Tage und Orte der Ungarnschlachten aus einem alten Codex, — ein lateinisches Gedicht über die Belagerung von Accon — eine Correspondenz der bayerischen Herzoge Wilhelm und Ludwig mit König Johann von Zapolya, Kriegs- und Fehdeacten der Markgrafen Albrecht, Achilles und Alcibiades von Brandenburg und der gleichzeitigen bayerischen Herzoge, — Acten und Correspondenzen berühmter bayerischer Feldherren aus dem dreißigjährigen Kriege, — wichtige Formelbücher für die Kenntniß des Rechts- und Gerichtswesens vom frühesten Mittelalter an. Das Vor-

wort der Commiſſion bezeichnet ferner als für die Veröffentlichung vorliegend Sammlungen von Urkunden für die Verfaſſungsgeſchichte der bayeriſchen Landſtädte ſowie der Reichsſtädte, für die Geſchichte des deutſchen Ordens, der bedeutendſten bayeriſchen Adelsgeſchlechter, der Oberpfalz und der andern bayeriſchen Landestheile, eine Reihe von Reichstags- und Kreistagsacten, die Acten der ſchwäbiſchen Bunde, des Landsberger Bundes, der proteſtantiſchen Union, der katholiſchen Liga, endlich Geſandtſchaftsberichte und Memoiren hervorragender Perſönlichkeiten. Dies ſämmtliche Material iſt höchſt reichhaltig vorhanden, an Acten aus dem dreißigjährigen Kriege über achthundert Foliobände, an reichsſtädtiſchen Urkunden mehrere tauſend. Alles das gibt eine Ausſicht, von welcher Bedeutung für die Wiſſenſchaft dieſes neue von dem Könige hervorgerufene Quellenwerk zu werden verſpricht.

Paris

Librairie de Victor Masson 1855. Physique médicale. — De la Chaleur produite par les Êtres vivans p. J. Gavarret. Av. 41 figures dans le texte. IV u. 560 S. in Duodez.

Der allgemeine Titel »**Physique médicale**« deutet die Abſicht an, ein umfaſſenderes Werk erſcheinen zu laſſen, von welchem die gegenwärtige Schrift einen Beſtandtheil bilden würde, und gibt uns alſo bis zu einem gewiſſen Grade einen Maßſtab für die Beurtheilung des Werkes in die Hand. Wir können bei einer ſolchen Lage der Sache am wenigſten Anſpruch an beſondere neue Aufſchlüſſe, reformatoriſche Gedanken oder Thatſachen erheben; iſt die Schrift geeignet, den Stand der

Wissenschaft zu bezeichnen, so dürfen wir sie willkommen heißen.

Ohne eine äußere Veranlassung möchte nun auch kaum, für die Auffassung grade unseres Verfassers, der gegenwärtige Zeitpunkt recht günstig zur Bearbeitung des gewählten Stoffes erschienen sein. Die Frage nach der Quelle der thierischen Wärme ist dem Verf. fast die einzige, sie ist ihm wenigstens so sehr die Hauptfrage, daß Alles, was er sonst berührt, nur eine untergeordnete Stellung dabei einnimmt, wie das unrichtiger, wenn auch sehr natürlicher Weise die Behandlung dieser Materie bei den meisten Physiologen bis in die neueste Zeit charakterisirt. Eben diese Frage aber, nach der Quelle der thierischen Wärme, befindet sich gegenwärtig in einer Lage, welche wenig Aufforderung enthält, sie zusammenfassend zu behandeln. Allgemein ist man zu der Einsicht gekommen, daß die früher angewandte Weise der Berechnung der Wärmemenge, welche auf Kosten des aufgenommenen O gebildet werden könne, durchaus unanwendbar ist, daß man weder aus der Menge der gebildeten Kohlensäure zu erkennen vermag, wie sich jenes O auf C und H vertheilt, noch wenn man dieß könnte, im Stande sein würde, aus diesen Daten und der Verbrennungswärme des C und H die wirklich gebildete Wärme zu finden; man weiß, daß diese Frage nur gelöst werden kann, wenn die Verbrennungswärme der in den Organismen sich oxydirenden Substanzen direct erforscht wird. Vor diesem Desiderat stehen wir noch in diesem Augenblicke, wie schon vor 10 Jahren Helmholtz (Encycl. Wörterb. der med. Wissensch. Bd 35. Berl. 1846). Dieses Uebelstandes ungeachtet hat freilich die Erkenntniß der Wärmequellen Fortschritte gemacht.

Nicht nur wird sich im Allgemeinen die Neigung zu einer rein physikalischen Behandlung des Gegenstandes mehr und mehr festgesetzt haben; es sind auch im Einzelnen doch bedeutende Lichter auf denselben geworfen. So hat die Bemerkung von Helmholtz über die Verbrennungswärme des Zuckers, welche letztere, unbekannt wie sie ist, jedenfalls weit ansehnlicher angenommen werden muß, als das früher nach Liebig geschah, eine ungemeine Bedeutung gewinnen müssen durch unsere vermehrte Erkenntniß von dem Vorkommen des Zuckers im Körper, während andererseits Fick auf einen Abzug hingewiesen hat, welcher von der aus den chemischen Processen berechenbaren Wärme zu machen ist, indem diese Processe zum Theil zur Erzeugung von Bewegung dienen müssen.

Lichter dieser Art sind es nun allerdings nicht, welche unser gegenwärtiger Verf. gibt. Es besteht sein Verdienst vielmehr in einer umfassenden historischen Darstellung. Zwei einleitende Kapitel handeln von thermometrischen und calorimetrischen Instrumenten, Proceduren und Resultaten. Die Darstellungsweise neigt sich dabei anfänglich zu einer übergroßen Breite, indem z. B. in einigen ausgeführten Gleichungen erläutert ist, wie man Angaben der achtzigtheiligen auf die hunderttheilige Scala zu reduciren habe, und umgekehrt. Es kann doch nicht die Absicht sein, ein solches Buch für ganz ungebildete Menschen zu schreiben! Indessen verliert sich diese Breite auch bald in den Ton einer angemessen populären Darstellung. Unter den thermometrischen Apparaten befindet sich ein von Gavarret selbst erdachtes thermoelektrisches Instrument, welches zur Bestimmung der Hauttemperatur dienen soll, und bei der Man-

gelhaftigkeit unserer Kenntnisse über diesen Punkt wohl Beachtung verdient. Instrumente, welche sehr rasch die vorhandene Temperatur bezeichnen, sind hier unentbehrlich. Man kann mit gewöhnlichen Thermometern wohl die Temperatur der Achselhöhle bestimmen; man kann auch finden, wie sich andere Stellen der Haut verhalten, wenn sie bedeckt sind, wenn z. B. das untersuchte Individuum wohl verhüllt im Bette liegt; auch ist die Ermittelung dieser Werthe keineswegs nutzlos; die Physiologie will aber auch wissen, wie tief unter gewöhnlichen oder auch ungewöhnlichen Verhältnissen die Temperatur bedeckter oder auch unbedeckter Körpertheile sinken kann. Diese Data sind erforderlich, um die Wärmeableitung von der Haut beurtheilen zu können und sind nicht zu gewinnen durch Verfahren, bei welchen die Temperatur der untersuchten Stelle nothwendig steigt (vgl. des Ref. Aufsatz in Müller's Arch. 1845.— Ref. hat seit jener Publication öfters das Verfahren angewandt, die Thermometerkugel vor der Application — z. B. ehe sie von der zu untersuchenden Hand umschlossen wurde — etwas höher zu erwärmen, als er die Temperatur zu finden erwartete. Auch dies Verfahren ist nur roh, doch in gewisser Hinsicht besser, als ein bis jetzt angewandtes; man bleibt wenigstens nicht in Zweifel, daß die Temperatur der Hautstelle mindestens so tief, als der gefundene Stand des Thermometers gewesen).

Das dritte Kapitel betrifft dann die bei Thieren beobachteten Temperaturen und gibt eine Uebersicht der Resultate verschiedener Autoren, in welcher wir Einiges vermissen was in Tiedemann's Physiologie zu finden ist. Ueber die Wärme der Insectencolonien (Bienenstöcke) ist der

Verf. etwas oberflächlich, indem er ſie nicht als eigene Temperatur dieſer Thiere gelten laſſen will. Freilich erzeugt ſie nicht das einzelne Thier, ſondern die Geſammtheit; dieſer iſt die Temperatur eigen und dem Individuum iſt es eigen in der Geſellſchaft zu leben! Dieſe eigenthümliche Annäherung einzelner Articulaten an die Verhältniſſe der Homöothermen iſt ſomit nicht in ihrem Intereſſe erkannt. — Daß die Namen „warmblütige“ und „kaltblütige“ Thiere nicht bezeichnend ſind, bemerkt der Verf. ſehr richtig, aber keineswegs neu; ſein Vorſchlag, die einen „Thiere mit variabler“, die andern „Thiere mit conſtanter Temperatur“ zu nennen, ſtimmt genau mit dem mehr als 10 Jahre alten von Donders überein. Die Bezeichnung „pökilotherme“ und „homöotherme“ Thiere iſt jedenfalls bequemer.

Zur Ermittelung der Temperatur des Menſchen zieht Verf. die Achſelhöhle der Mundhöhle vor. Dies ſcheint eine ziemlich verbreitete Anſicht zu ſein und um ſo mehr fühlen wir uns verpflichtet, darauf hinzuweiſen, daß es dieſem Urtheile durchaus an Klarheit fehlt. In der Achſelhöhle unterſucht man einen Theil der Haut, freilich einen nach außen ſehr geſchützten, aber doch immer auch durch eine Fettſchichte von den tiefern Organen abgeſonderten Theil. Bei der eigenthümlichen Stellung der Haut zur Wärmeökonomie liegt aber die Vermuthung nahe, daß die Temperaturcurve der Mundhöhle verſchieden von der Curve der Achſelhöhle ſein könne. Iſt dem aber ſo, dann hat die Ermittelung einer jeden der beiden Curven ihr beſonderes Intereſſe und es kann nur in Beziehung auf gewiſſe, z. B. praktiſch-ärztliche Zwecke von einem Vorzuge der einen Ermittelung vor der andern die Rede ſein.

Daß übrigens eine Verschiedenheit jener beiden Curven Statt finde, möchte sich wohl nicht bloß vermuthen, sondern auch aus schon vorhandenen Beobachtungen folgern lassen. Die Nichtbeachtung der berührten eigenthümlichen Function der Haut führt nothwendig zu Mißverständnissen, zu scheinbaren Widersprüchen der Resultate verschiedener Beobachter ꝛc. Daß unser Verf. hierüber im Dunkeln geblieben ist, kann ihm nicht so sehr zum Tadel gereichen; deutsche Schriftsteller hätten mehr Anspruch in dieser Hinsicht an sich zu machen.

Ueber menschliche Temperaturtopographie erhalten wir außer einigen weniger wichtigen, zum Theil ziemlich unbrauchbaren älteren Notizen die sehr interessanten, dem Verf. von Bernard handschriftlich mitgetheilten Beobachtungen, deren genauere Discussion, die Zuverlässigkeit der Thatsachen vorausgesetzt, zu bedeutendem Gewinn für die Physiologie wird ausschlagen müssen.

Die Wärmebildung ist im 4. Kapitel besprochen, mit einer Uebersicht der Ansichten und Versuche, in welcher zwar die französischen Leistungen etwas mehr, als der Sache angemessen ist, hervortreten, welche aber dennoch im Ganzen auf Anerkennung Anspruch machen kann. Hie und da möchte man dem Urtheile des Verf. etwas mehr Zurückhaltung wünschen. Die Ansicht z. B., daß die Aufnahme des O in den thierischen Körper nicht bloß von physikalischen Verhältnissen abhänge, sehen wir nicht so erörtert, daß man daraus den Schluß gerechtfertigt finden könnte.

Das 5. Kapitel enthält unter der Ueberschrift: Influence des conditions physiologiques sur l'intensité des phénomènes physico-chimiques de la respiration et sur la température des

animaux eine Reihe von sehr interessanten Thatsachen und manche gute Bemerkung.

Zuerst ist hier die Rede von dem Einflusse, welchen Volumen und Oberfläche auf die Wärmeökonomie haben müssen, wobei dem Verf. die Abhandlung des Ref. über diesen Gegenstand (Göttinger Studien 1847) und mit derselben auch einige an dies Verhältniß sich anknüpfende Folgerungen entgangen sind. Dann folgen in 10 Artikeln: Des classes zoologiques; Des diverses parties du corps des animaux et de leur situation; De l'âge et du sexe; De la veille et du sommeil; Du repos et du mouvement; De l'incubation; De l'alimentation; Des saisons et des climats; De l'hibernation; Comparaison des causes du refroidissement et des sources de la chaleur animale.

Man kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Reihenfolge von Artikeln sich etwas bunt und principlos ansieht. Es ist dies die unmittelbare Folge davon, daß, wie schon oben bemerkt wurde, der Verf. sich als die eine Hauptfrage die Entstehung der thierischen Wärme hingestellt hat, ohne zu bemerken, daß neben derselben sich noch andere von gleicher Wichtigkeit erheben. Dieser Fehler ist so allgemein, daß er einem einzelnen Schriftsteller nicht so sehr zum Uebel gedeutet werden darf. Um so mehr aber wird der Zustand der Wissenschaft eine Bemerkung über solche Fehler bei Gelegenheit einer Schrift wie die vorliegende rechtfertigen. Es ist offenbar, wenn man unternimmt über die thierische Wärme zu schreiben, so hat man ebensowohl Rechenschaft davon zu geben, wo die producirte Wärme bleibt und namentlich wie sie bei den Homöothermen verwaltet wird, als davon, wie sie producirt wird

Beide Fragen sind offenbar coordinirt und schon dieser Umstand, die Erkenntniß, daß man die eine nicht als Anhang und Supplement der andern behandeln kann, hätte z. B. den Verf. neben einer durchdachteren Anordnung auch zu Resultaten geführt, welche man eben nur zu suchen braucht, um sie zu finden, hätte ihn sicher vor mancher allzu oberflächlichen Aeußerung bewahrt. Als besonders bezeichnend fiel dem Ref. in dieser Hinsicht auf, was über den Unterschied zwischen pökilothermen und homöothermen Thieren (S. 444) gesagt ist. Dieser soll nämlich ganz und gar in der geringern oder größern Vollkommenheit des Athmungsorganes liegen! Nicht zu gedenken, daß dieser Unterschied gar nicht durchgreifend vorhanden ist, daß aus dem Buche selbst bewiesen werden kann, daß bei Insecten ein eben so lebhafter Respirationsproceß vorkommt, als selbst bei lebhaft athmenden Säugthieren, so liegen doch andere Unterschiede auch nahe genug (Vgl. des Refer. oben citirte Abhandlung in den Gött. Studien S. 17. 18): Mittel der Wärmeökonomie in der Organisation der Haut, Fettschichten, Pelz, Gefieder. Wo aber alle diese Umstände nicht ausreichen, um dem homöothermen Geschöpfe seine Wärme zu erhalten, da zeigt sich dann der merkwürdigste noch unverstandene Unterschied, daß die hohe innere Temperatur ihm eine Lebensbedingung ist.

Die Nichtbeachtung dieser Verhältnisse führt den Verf. auch anderweit irre. Es ist z. B. natürlich, daß man zu keinem richtigen Urtheile über die physiologische Aehnlichkeit der Jungen gewisser Homöothermen mit den Pökilothermen gelangen kann, wenn man nicht erwägt, bis zu welchem Punkte diese jungen Thiere das Sinken

ihrer Temperatur ohne Schaden ertragen können. Das ist nun bekanntlich bei ihnen in höherem Grade der Fall, als bei ausgebildeten Homöothermen, aber darum doch keineswegs so, wie bei Pökilothermen; sie können sich bedeutend abkühlen ohne sichtbaren Nachtheil, aber das darf nicht zu weit gehen und nicht zu lange dauern, sonst erfrieren sie bekanntlich, da ihnen die Gabe der winterschlafähnlichen Erstarrung fehlt.

Abgesehen von solchen Mängeln, welche mehr oder minder mit einer nicht ausreichenden Uebersicht über das zu behandelnde Gebiet zusammenhängen, können wir nicht umhin, auch das noch zu bemerken, daß sich hie und da eine sehr einseitige Auffassung ausspricht über Gegenstände, welche sich an andern Stellen richtiger beleuchtet finden. So spricht Verf. an einer Stelle von einer stärkern Wärmebildung bei erwachsenen Individuen, gegenüber von Kindern, während er bald nachher doch richtig bemerkt, daß Kinder (natürlich verhältnißmäßig) mehr Wärme bilden müssen, um eben so warm sein zu können, als Erwachsene.

Daß endlich der Verf., bei seiner mangelhaften Auffassung der Eigenthümlichkeiten der homöothermen Thiere, die Frage nach dem Effecte der Wärme im thierischen Körper keiner besondern Erwägung unterzieht, ist nicht zu verwundern. Aber auch dies ist ein so verbreiteter Fehler, daß man darum die übliche Behandlungsweise des Kapitels vom Calor animalis und nicht einen einzelnen Schriftsteller tadeln muß. Wenn man sich einigermaßen ein Bild von dem Zusammenwirken der verschiedenen Hebel der Wärmeökonomie in einem homöothermen Thiere macht, so wird es völlig unmöglich, nicht auf die Frage zu

stoßen: wozu alle diese Kunst? Und so ist die große Vernachlässigung der letztern Frage (über welche Refer. in der „anatomisch-physiologischen Uebersicht des Thierreiches“ einige Aussichten zu eröffnen versucht hat S. 278) ihrerseits das handgreiflichste Indicium, wie einseitig man in der Behandlung des Calor animalis bis jetzt verfahren ist. Daß man aber auch in der fast allein herrschenden Frage nach den Wärmequellen endlich in Verlegenheit kommen muß, wenn man sie zu einseitig aufstellt, die Mittel der Wärmeökonomie nicht daneben in Anschlag bringt, ist selbstverständlich.

Das sechste Kapitel betrifft endlich die Wärme der Pflanzen und gibt, nach Zusammenstellung der Beobachtungen, den Weg zur Erklärung der Wärmeentwicklung in diesen Organismen. Darüber läßt sich nun wohl für die im Keimen befindlichen Samen und für die Blüthe eine ganz plausibele Erklärung geben; für die im Wachsthum befindlichen grünen Theile dagegen nicht, und es wäre vielleicht sachgemäßer gewesen, Letzteres noch offner einzuräumen.

Bergmann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1856.

London und Bombay

Smith, Elder & Co. u. Smith, Taylor & Co. 1856. The Chinese and their rebellions, viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration; to which is added an essay on civilization and its present state in the East and West. By Thomas Taylor Meadows, chinese interpreter in H. M. civil service. LX u. 656 S. in Octav, with three maps.

Die meisten neuesten litterärischen Werke über China (Fortune, Huc, Fishbourne ꝛc.) bringen großentheils nur Reise-Eindrücke und an diese geknüpfte Reflectionen. Das vorliegende Werk dagegen ist ein wissenschaftlich-kritisch durchgearbeitetes, zunächst über den gegenwärtig in China herrschenden Bürgerkrieg, dann aber über den gesammten Bildungszustand des chinesischen Reichs. Es ist die Frucht mehrjährigen Fleißes; der Verf. lebte 12 Jahre ununterbrochen in China und theilt über die Entstehung seines Werkes Folgendes mit,

woraus dessen reicher Inhalt vorweg schon ersichtlich wird. Ehe er China verließ (1854), hatteer die Absicht, drei Bücher herauszugeben, wofür die nöthigen Vorarbeiten bereit lagen. Das erste sollte eine Schilderung des chinesischen Volks: seiner religiösen Fundamentallehren, seiner Gesetzgebung, seiner Verwaltung und seines Familienlebens enthalten; daneben eine Skizze der Philosophie und der politischen Geschichte der Chinesen, der politischen Geographie und der physischen Beschaffenheit des Landes, mit Rücksicht auf deren Einfluß auf die nationale Bildung der Chinesen. Einiges hiervon ist in das vorliegende Werk aufgenommen worden; jenes beabsichtigte Buch vollständig erscheinen zu lassen, behält der Verf. sich vor; möchte er nicht zu lange damit zurückhalten! — Die zweite Schrift sollte Alles, was der Verf. während seines Aufenthalts in China gelernt, erlebt und erfahren hatte und der Mittheilung werth halten durfte, umfassen, nebst einer Darstellung des gegenwärtigen Aufstandes. Diese Darstellung ist in dieses hier angezeigte Werk vollständig übergegangen; von jenen Beobachtungen und Erlebnissen enthalten mehrere Kapitel und der Abschnitt über die Civilisation Manches. — Der Gegenstand der dritten Schrift endlich betraf die Verwaltung der britischen Colonien, ein Thema politisch administrativer Natur, dessen Grundzüge der Vorrede dieses Buches angehängt worden sind. Hr Meadows stellt sein Werk neben John Davis' the Chinese; Plath's Völker der Mandschurei und W. William's middle kingdom. Diese würden, mit dem seinigen, wie er meint, eine sehr vollständige Litteratur über das chinesische Reich und das chinesische Volk bilden. Bekannt ist er übrigens nicht mit diesen

allein, ſondern mit der geſammten neueſten Litteratur über China, welche er größtentheils gelegentlich einer eingehenden Kritik unterzieht. Das 18te Kapitel ſeines Werkes: notice of the philosophy, moralty and polity of the Chinese, and of the religion of the governing class hält er ſelbſt für den werthvollſten Theil deſſelben. Die dem Buche angelegten Charten, auf deren größter der von dem Gegenkaiſer beherrſchte Diſtrict in die Augen fallend bezeichnet iſt, dienen zur Veranſchaulichung mancher Mittheilungen, ohne ſonſt von beſonderem Werthe zu ſein.

Nach dieſen allgemeinſten Mittheilungen über den Inhalt dieſes mit hervorſtechendem kritiſchen Geiſte, großer Kenntniß der chineſiſchen Litteratur und politiſchem Scharfblick abgefaßten Buches ſei es erlaubt, das reiche hier zuſammengetragene Material noch etwas genauer zu ſkizziren. Die allgemeinen Verhältniſſe und Zuſtände des chineſiſchen Reiches ſchildert der Verf. auf den erſten 50 Seiten ſeines Werkes. Soweit hierin Thatſächliches vorkommt, finden wir nicht gerade Neues, aber manche neue Anſchauungen, neue Geſichtspunkte, bei denen wir dem Verf. Recht zu geben geneigt ſind. So z. B. erklärt er, die Bewohner des eigentlichen China's, d. h. der 18 Provinzen, für Eine große Nation. Er ſagt S. 38: In my summary view of China Proper in its present extention I remarked, that its division into eighteen provinces was purely political and administrative, the people being »the same in all, the differences in manners and dialects being no other in kind and scarcely greater in degree, than exist with us between the Glasgow factory man and the Sommersetshire peasant or the Northumbrian hind and the Cornish

miner.« In this I have now nothing to modify, the differences in manners and dialects are no other in kind. In diesem Urtheil befindet sich Hr Meadows in Widerspruch mit manchem der neueren Beobachter, namentlich mit Fortune. Aber er ist sich dessen vollkommen bewußt. It will be seen, fährt er fort a. a. O., that I call China the best misunderstood country in the world — und mehr als einmal wiederholt er diese Behauptung. That most remarkable political construction of a centralized autocratic government, based for long centuries on public competitive examinations, a system unparalleled in the world's history, has produced effects, to which we find no parallel in the world's extent. It has induced, not compelled, the Chinese nation to devote itself to the study of the same books and these, observe well, books, directly bearing on domestic and social as well as political life, thus preserving them one nation, preserving them the same in language and social manners, above all the same in their community of fundamental beliefs on man's highest, man's nearest and man's dearest interests. After living some twelve years among them, during which I saw, conversed with, and studied men from every province and nearly every class, this fact, grand in its duration and gigantic in extent, was to the last the cause of a constantly growing admiration.

Das fünfte Kapitel S. 51—73 beschäftigt sich mit einer kritischen Beurtheilung von Huc l'empire chinois. Von diesem Werke sagt Hr Meadows: it seems to me demand special notice both on account of its comprehensive title and

of the name of its author — still more because of its errors. Zu den letzteren rechnet er u. a. die ungünstigen Urtheile des Pater Huc über den Charakter der Chinesen. Diesen hält Hr M. im Allgemeinen für durchaus nicht mehr verderbt, als den „der großen Masse in England, Frankreich und Amerika.“ I maintain — so schreibt er S. 65 — nothing more extraordinary, than that the Chinese are, as a nation, composed of men and women, exhibiting all those varieties of character, both in degree and in quality, that those other collections of men and women called nations do exhibit — nothing more and nothing less. Namentlich nimmt der Verf. die Chinesen wider die Anklage, daß sie „alles religiösen Gefühls“ entbehrten, in Schutz. Einestheils meint er: the religious feeling is as natural to man as hearing and sight, and I never heard of a nation or even of a small tribe, composed wholly of people deaf and blind; anderntheils weist er nach, wie Pater Huc, indem er selbst sagt, daß China mit Klöstern und Tempeln reichlich bedeckt sei, daß es während seiner vieltausendjährigen Geschichte Ueberfluß an braven und großen Männern gehabt habe, die für das was sie für wahr und recht gehalten zu kämpfen und zu sterben verstanden, seinen eignen unvortheilhaften Behauptungen über den Charakter der Chinesen selbst widerspreche. Hr M. behauptet, die Chinesen besäßen some longing for immortality, cordial admiration of what is good and great, some unswerving and unshrinking devotion to those who have been good and great, some craving, some yearning of the soul to reverence something High and Holy etc. Daraus allein sei es auch erklärlich,

wenn man in China in Betreff der gegenwärtigen Aufständischen dem unter den Confucianern weit verbreiteten Urtheil begegne: they will never get the empire, falsehood will never overcome truth (S. 67).

Mit dem 6ten Kapitel S. 74 beginnt die Darstellung des Aufstandes unter der Fahne des großen Friedensfürsten. An die bekannten, nur hin und wieder von dem Verf. berichtigten biographischen Notizen über Hung siu theuen (Kap. 6. 7) und eine Schilderung der fanatischen Ideen der neuen Secte (Kap. 8), schließt sich (Kap. 9) ein geschichtlicher Rückblick auf die Gründung der Mandschuherrschaft in China, dem eine Darstellung der geheimen Gesellschaften, welche gegen die Mandschus conspiriren, und ein Nachweis über den Ursprung der Rebellionen in China im Allgemeinen (Kap. 10) folgen. Bei dieser Gelegenheit beruft sich der Verf. auf ein von ihm bereits 1846 öffentlich ausgesprochenes Wort, mit welchem er den baldigen Ausbruch einer Rebellion voraussagte: that a Chinese Belisarius would arise and extirpate or drive into Tartary the Manchoo garrisons or bannermen, who during a residence in China, twice as long as that of the Vandals in Africa, have greatly deteriorated in the military virtues, while they still retain enough of the insolence of conquerors, to gain themselves the hatred of the Chinese (S. 121). Und drei Jahre später schrieb der Verf. an einen angesehenen Mann in China: there was indeed great need of able men at the head of affairs, und fügte hinzu, man habe zwar nur geringe Anzeichen, aber nach Allem, was man über die herrschenden Zustände mit Sicherheit wisse, sei es unzweifelhaft, daß China

einer Insurrection und Anarchie entgegengehe, deren Ende über kurz oder lang der Sturz der Mandschu-Dynastie sein würde. Everything in short seems hastening to a worse state and I look in vain for any active principle of conservation for anything to stop the downward career (S. 122).

Eine ebenso interessante, wie die damals in China vorwiegenden Stimmungen charakterisirende Episode bildet Kap. 11, in welchem Hr Meadows die Uebersetzung eines Gespräches mittheilt, welches der Kaiser Taoukwang 1849 in einem der letzten Monate des Jahres mit einem angesehenen Mandarin, dem Oberrichter in der Provinz Kwangtung, Pichkwei, hatte. Zwei Jahre später erhielt der Verf. die schriftliche Aufzeichnung dieser Unterhaltung, welche er damals übersetzte und Lord Palmerston officiell mittheilte. Wir können indessen hier nur darauf hinweisen, und folgen dem Verf. in seiner Darstellung der weiteren Ereignisse, der von den chinesischen Behörden anfangs ergriffenen Maßregeln gegen die Rebellen und deren Auftreten als religiös-politische Umsturz- oder Reformpartei (Kap. 12). Auch was hierüber vorgebracht worden, können wir übergehen, ebenso wie die Schilderung des ferneren Verlaufs der Rebellion bis zur Eroberung von Nanking, womit Kap. 13 sich beschäftigt, weil dies bereits im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Uebrigens wollen wir nicht unterlassen, dem Verf. bei Abfassung dieser Abschnitte das Verdienst selbständiger Quellenforschung und gründlicher Bekanntschaft mit chinesischen Zuständen und Verhältnissen zuzuerkennen, wie dies dem aufmerksamen Leser fast überall ungesucht entgegentritt. So, um nur Eines anzuführen, erklärt

er die bisher fast allgemein für auffallend angesehene Thatsache von der Einschließung so vieler Weiber und Kinder in Nanking, woraus namentlich das Gerede entstanden, als hätten die Aufständischen auch bewaffnete Weiberhaufen unter ihren Regimentern, aus der Methode der Conscription. Nach der Eroberung von Nanking, the rebels, schreibt Hr. M., seized every man, woman and child and every thing of the slightest value and placed and stored all — human beings and things — at Nanking their great stronghold ..... The ablebodied males were soon after despatched in various directions, under Taeping generals and officers, as Taeping armies. Their aged parents, their wives, sisters and children were all detained at Nanking; employed there, in so far, as they could be useful; well fed and clothed out of the abundant common stores; but kept strictly prisoners within the works of the city, as hostages for the infidelity of their male relatives in the field. This is the Taeping method of pressing or conscription.« (S. 173).

Die in Kap. 14 enthaltene Skizze der militairischen Operationen des Gegenkaisers nach der Eroberung von Nanking ist in so zusammenhängender Darstellung, wie hier, für uns Europäer etwas Neues. Die bisher erschienenen Schriften über den gegenwärtigen Bürgerkrieg in China schlossen ihre Berichte mit der Besetzung der alten Capitale der Ming-Dynastie ab.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. 170. Stück.

Den 23. October 1856.

London und Bombay

Fortsetzung der Anzeige: »The Chinese and their rebellions, etc. By Th. T. Meadows.«

Sie konnten auch nicht anders, theils war diese Begebenheit in der Geschichte des Bürgerkrieges wahrhaft Epoche machend, theils waren die seitdem nach Europa gelangten Nachrichten über die ferneren Kriegsereignisse ziemlich verworren. Namentlich blieb es unerklärlich, weshalb nach dem Fall von Nanking ein Umschwung in den kriegerischen Erfolgen eintrat. Der Siegeslauf des Taiping ist seitdem mehrfach unterbrochen und aufgehalten worden; auch er, der bis dahin Unüberwindliche, hat das wandelbare Glück des Krieges wiederholt erfahren müssen. Hr M. berichtet über die Wechselfälle, von denen das nach Norden entsandte Armeecorps des Gegenkaisers betroffen wurde, sowie über die Erfolge der kriegerischen Operationen längs den Gestaden des Yangtsekiang, nebst der Digression eines dritten Armeecorps nach dem Poyang-See und dessen südlicher Umgebung.

Die bis dahin überall siegreichen Truppen des Gegenkaisers mußten sowohl auf ihrem Zuge nach Norden, wie nach Süden sich zur Umkehr entschließen. Man fragt: aus welchen Gründen? da doch die Ueberlegenheit der kaiserlichen Armee sie nicht dazu nöthigte. Hr M. meint (S. 177), der Mangel an Cavallerie sei ohne Zweifel eine der Ursachen gewesen, weshalb die Rebellen Pecking nicht erreichten. Allerdings mag dies der Fall gewesen sein, allein die ganze Reihe von Unfällen, von welchen die gegenkaiserlichen Truppen betroffen wurden, hatte ohne Frage noch einen tieferen Grund. Sie erklärt sich allein zur Genüge aus einem taktischen Fehler des Oberfeldherrn, des Gegenkaisers selbst. Bis zur Eroberung von Nanking hatte Taeping stets seine gesammte Heeresmacht gegen den Feind geführt und dieselbe nicht durch Zurücklassung von Besatzungen in den eroberten Städten vermindert, auch sich nicht durch langwierige Belagerung von Festungen in seinem Vorwärtsdringen aufhalten lassen. Seitdem er in Nanking seine Residenz aufgeschlagen, verfuhr er anders, vielleicht durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen, vielleicht aber auch aus Ueberschätzung seiner Streitkräfte. Er theilte nämlich seine gesammte Macht, nachdem er eine starke Besatzung in Nanking und eine noch stärkere in der Stromfestung Tschinkiangfu, in Kwatschau und in Yangtschau zurückbehalten hatte, in drei Divisionen. Die eine trat den Marsch gen Norden nach der Provinz Petschili an; die zweite marschirte den Yangtsekiang aufwärts; die dritte versuchte im Süden von dem Poyang-See zu operiren. Diese Theilung war offenbar unter den obwaltenden Verhältnissen ein Mißgriff, denn die Mandschu-Dynastie recrutirt bekanntlich ihre

beſten zuverläſſigſten Truppen in den nördlichen Provinzen, zu deren Ueberwindung jedenfalls die geſammte Streitmacht des Gegenkaiſers erforderlich geweſen wäre, zumal dieſelbe, die vornehmlich aus Bewohnern des Südreiches beſtand auf ſtarken Abgang unter den Einflüſſen des rauheren nördlichen Klima's hätte zählen müſſen. Das Verdienſt, auf dieſen taktiſchen Fehler hingewieſen zu haben, gebührt dem amerikaniſchen Miſſionar Rev. W. A. P. Martin. Derſelbe ſchreibt darüber in einem im North China Herald abgedruckten Briefe an den Attorney General der Vereinigten Staaten, Caleb Cuſhing, Folgendes: Intoxicated with success, confident of his destiny and thinking, that he had little more to do, than to accept the submission of a conquered empire, Taeping now abandoned his cautious tactics, and divided his troops in order to take possession. Nun gedenkt er der ſchon erwähnten Vertheilung der drei Heerkörper, und fährt dann fort: From this threefold enterprize dates the long series of disasters, which mark the subsequent history of the revolution. Its first reverse was the failure of the northern army to take Kai-fung, the capital of Honan, after a long siege. Ein furchtbares Gewitter bewog die Belagernden ihr Vorhaben aufzugeben, beſtärkte dagegen die kaiſerlichen Truppen in dem Glauben, der Gott Kwanti, d. h. Mars, dem der Kaiſer Hienfong die glänzendſten Opferſpenden dargebracht hatte, ſei nun ihnen gewogen und machte ſie muthiger als je zuvor. Arriving at Hwaeking on the opposite side of the Yellow River the insurgents at once experienced the consequence of that untoward event. The place made so stout a

resistance, that, though they succeeded in breaching the walls, they were unable to force an entrance and left it after a delay of above two months. Auf ihrem Weitermarsch nach Norden erreichten sie Tientsing, die berühmte große Hafenstadt von Peking. Hier herrschte bereits der Winter mit einer in ähnlichen Breiten in Europa unbekannten Heftigkeit. But terrible as it was, fährt Hr Martin fort, for an army from the sunny south, to be thus ice bound and surrounded by Tartars, who are at home among the snows of their frozen regions; their leaders, — as if infatuated, hastened their destruction by repeating, in a further subdivision of their troops, the pernicious policy, which had already occasioned their ill-success. They went into quarters in three divisions, in Tuh-lew, Tsing-hae and Yang-lew-tsing near the terminus of the Grand Canal. Weakened by separation and exposed to the attack of the choicest troops, the Tartar Sovereign had retained for the defence of his throne, one of the divisions was, as might have been expected, soon cut off and the others compelled to fall back from post to post, at every step suffering heavy losses both of men and the munitions of war. Ungeachtet dieser fehlerhaften Dispositionen und der daraus entspringenden Unfälle, welche Herr Meadows ausführlicher S. 175—179 beschreibt, war doch der Rückzug dieser Truppen von Nanking nach Tsinghae, wie Hr Meadows sagt, „einer der großartigsten, dessen die Geschichte gedenkt.“ Die ihnen von Nanking im November 1853 zu Hülfe geschickte Division nahm die seit Februar 1854 sich zurückziehende Nord-Armee, die ihren Rückzug langsam in aller

Ordnung und niemals ernſtlich von den Tartaren behelligt, beſchaffte, im März 1854 in Lintſing auf.

Die nach dem Süden vom Poyang See dirigirte Armee ſtrengte ſich mehrere Monate vergeblich an, die Capitale der Provinz Kiangſi, Nantſchang, zu erobern; nur mit den Spolien kleinerer Städte beladen kehrte ſie nach Nanking zurück.

Allein dem dritten Armeecorps ſtand der Sieg zur Seite. Es bemächtigte ſich ſämmtlicher Feſtungen, welche am Yangtſekiang aufwärts liegen, bis nach Hanyang 600 engl. Meilen oberhalb Nanking. Zwar ward es genöthigt wegen der Ueberſchwemmung des Stroms eine Zeitlang die eroberten Plätze wieder aufzugeben, gelangte aber 1854 wieder in deren Beſitz und wußte ſich zu behaupten. The revolutionists at this moment, ſchreibt Hr Martin, hold, with few exceptions, the principal cities of Kiangsu, Ankwuy, Kiangse and Hupih, a region exceeding in extent the entire area of Great Britain and Ireland. It is indeed in almost every part a disputed territory, but within these limits, there is no room for doubt, which of the belligerents is now paramount. Over a great part of it in fact the inhabitants are suffering their hair to grow and the young dynasty, like the Jewish Hercules, grows strong with the lenghtening locks of its new adherents.

Im 15ten, 16ten und 17ten Kapitel ſeines inhaltreichen Buches erzählt Hr Meadows meiſtens als Augenzeuge. Kap. 15 ſchildert er den Zuſtand der Bevölkerung an der Meeresküſte bei der Annäherung der gegenkaiſerlichen Heere. Es ſind dies den Haupt-Ereigniſſen nach bekannte Vorgänge, deren Darſtellung aber durch Einflechtung

mancher Einzelheiten, bei denen der Verf. selbst betheiligt war, ein erhöhtes Interesse gewinnt. Kap. 16 berichtet Hr M. ausführlich über seinen Ausflug von Schanghai nach Sutschau auf dem Großen Canal, um über die Rebellen Erkundigungen einzuziehen, und läßt im 17ten Kapitel die Erlebnisse der Expedition folgen, welche der damalige britische Gouverneur Sir George Bonham, in dessen Gefolge Hr Meadows sich befand, an Bord des Dampfers „Hermes" den Yangtsekiang hinauf machte. Mit Recht tadelt er am Schlusse dieser Mittheilungen das Benehmen der Franzosen und Amerikaner, welche später gleichfalls den Yangtsekiang hinauffuhren, die von den Machthabern in Nanking und Tschinkiangfu aufrecht erhaltene Blocade des Flusses aber durchaus mißachteten, und dadurch die Ursache geworden sind, daß die Gegenkaiserlichen seitdem mißtrauisch jeden Verkehr mit den fremden Nationen abgebrochen haben. Franzosen und Amerikaner haben damit überdies ihre Neutralität verletzt; es wäre ihre Pflicht gewesen, on approaching as neutrals any position, whether of the Taepings or the Imperialists, bound to stop beyond gun range; to send a message by an unarmed boat to the commander of the position in question and not to approach nearer without his consent. Sie thaten das Gegentheil und hatten freilich ihre Ueberlegenheit für sich, aber ihr Verfahren ist mit Recht ein feindliches zu nennen. »Occidentals, schreibt Hr Meadows S. 322, while loudly accusing the Chinese of arrogance are themselves constantly guilty of the arrogance of refusing to observe just rules and submit to reasonable restrictions, which the Chinese have the right, but not the power to enforce.«

Das 18te Kapitel des vorliegenden Werks handelt von der Philoſophie, der Moral und der politiſchen Verfaſſung der Chineſen, ſowie von der Religion der herrſchenden Klaſſe. The Chinese philosophy, ſagt der Verf. S. 328, much as it has been written about, has never yet been rightly stated. Unſere erſten Nachrichten darüber ſtammen von den Jeſuiten; ſpäter haben Andere Vieles und eingehend darüber geſchrieben, aber niemals vom rechten Geſichtspunkt aus. Man muß nämlich vor allen Dingen zwei Perioden in der philoſophiſchen Litteratur oder Geſchichte der Chineſen unterſcheiden. Die erſte nahm mit Confucius 551 vor Chriſto ihren Anfang und endete mit Mancius, der 317 vor Chriſto ſtarb; ſie umfaßt einen Zeitraum der mit der Periode in der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie von Pythagoras bis Ariſtoteles zuſammenfällt. Die zweite Periode begann 1300 Jahre ſpäter mit Tſchau lin ki oder Tſchau tſzi, 1034 nach Chriſto, und endete mit Tſchu ki oder Tſchu tſzi, 1200 nach Chriſto. Confucius iſt übrigens nicht der Begründer, ſondern nur der Reſtaurator des philoſophiſchen Syſtems der Chineſen, deſſen Grundlagen die acht Diagramme von Fuhi, dem Begründer chineſiſcher Cultur überhaupt, um 3327 vor Chriſto ſtammen. Mit Uebergehung deſſen, was Hr Meadows ausführlicher über die philoſophiſche Litteratur der Chineſen beibringt und was als bekannt vorausgeſetzt werden darf, erwähnen wir nur mit ſeinen eignen Worten in möglichſt gedrängter Weiſe die Hauptſätze des Syſtems, die er nach den Erläuterungen des Tſchu tſzi anführt. »All nature animate and unanimate — the universe in the widest or proper sense of the word — is based on, and subsists by an ultimate Entity, the

specific or proper name of which is Tae keih i. e. the Ultimate Principle. This has operated from all eternity and now ceaselessly operates, by a dynamical process, in virtue of which animate and inanimate nature has existed from all eternity. In its active expansive operation constitutes and produces the Ultimate Principle the Yang or Positive Essence; in its passive intensive operation it constitutes and produces the Yin or Negative Essence. These two Essences are next represented as working together in the further development. The Positive Essence is said to transform, the Negative to unite. By the action, which is thus indicated, they produce the Five Elements of the material world i. e. water, fire, wood, metal and earth; five innate essences — not the visible palpable things so named — one possessed by each and constituting it what it is, as distinguished from others. At the same time, that the Five Elements are produced the Four Seasons come into existence. These are not merely four divisions of the time of a year, but four special though secondary principles, or rather four specialized forms of the Ultimate Principle, each of which has a certain predominance in nature during one of the periods called Spring, Summer, Autumn and Winter. A transcendental union and coagulation now takes place of the Ultimate Principle, the Two Essences and the Five Elements; the Positive Essence becomes the masculine power, the Negative Essence the feminine power — conceived in which character the former constitutes the Heavenly Mode or Principle, the latter the Earthly Mode or Principle; by a mu-

tual influencing, the two produce all things in the visible, palpable world; and the double work of evolution and dissolution goes on without end. In the course of the process of universal production man is constituted of the finer portion of the elements at work and is the most intelligent of all things, the unintelligent, zoological world, being included in the term, things. Man's Sing or Nature, as allotted to him in the course of these operations, is perfectly good. But his originally pure nature is influenced by the objective world, good and evil come thereby into separate existence, and all human affairs arise. As in the region of ontology and cosmogony the Two Essences and the Five Elements are the sources of all things; so — man having been constituted as a separate existence — in the region of psychology and sociology, the Two Essences and the Five Virtues, Jin, E, Le, Che and Sin, are the sources of all affairs. Mental and material existences, with all that results from both, originate in the Two Essences and their one root the Ultimate Principle. In all things and in all acts the Ultimate Principle operates as the Two Essences.«

Wir können dem Verf. nur beipflichten, wenn er behauptet, daß ähnliche Anſichten über die Materie und den Proceß ihres Gewordenſeins in den Tagen Baco's und noch lange nachher im Abendlande ihre Vertreter fanden; ſowie darin, daß dies Syſtem der Chineſen zwei wichtige Fragen unbeantwortet läßt: the question of the existence of matter and of the existence of evil. Ebenſo müſſen wir dem Verf. darin Recht geben, that the Chinese philosophical writings are not that

mass of absurdities, which erroneous Occidental renderings have made them appear to be; that whether absolutely true or not, they are at least logically true and perfectly selfconsistent. The truth is however, that those propositions of Chinese philosophy, which the non-metaphysical reader will be apt to pronounce most extravagant or incomprehensible, go in these respects not a whit beyond highly accredited European systems of ancient and modern times (S. 369). Ueberdies ist das philosophische System der Chinesen selbständiges Eigenthum dieses Volkes, das, wie bei tieferer Bekanntschaft mit dem chinesischen Wesen und Leben überhaupt immer deutlicher hervortritt, sich in Besitz einer in jeder Beziehung selbständigen, selbsterzeugten Cultur befindet. Vielleicht ist es das einzige Culturvolk auf Erden, welches nichts, gar nichts von anderen Nationen in den Kreis seiner Bildung hinübergenommen hat, weil es dessen nicht bedurfte, daher auch fortwährend den Versuchen, ihm fremde Bildung aufzudringen, Widerstand leistete und leisten wird. Nur das Eine, das Christenthum, dieses vornehmste Element aller wahrhaften Bildung, wird es nicht von sich weisen; bereits hat es begonnen, sich dieses anzueignen, nicht aber als ein Geschenk der Fremden, sondern als eine Gabe Gottes an das chinesische Volk. Dafür zeugt die Art und Weise, wie Taeping christliche Ideen unter seinen Landsleuten zu verbreiten sucht. Er läßt die Bibel übersetzen, die Urquelle der christlichen Lehre, verbreitet diese und stellt sie in eine Reihe und auf gleiche Stufe, rücksichtlich ihrer unantastbaren Autorität, mit den „heiligen Büchern“ der Chinesen. Ja, um mit Herrn Meadows Worten zu reden, the eastern

prince has stated, in writing, that under the rule of the Taepings the Bible will be substituted for the sacred books of Confucianism as the text book in the public service examinations (S. 446). Dieſe Maßregel iſt bei der Wichtigkeit des Einfluſſes der öffentlichen Prüfungen auf den geſammten Bildungsſtand in China, von der außerordentlichſten Bedeutung. Fortan, meint Hr Meadows, werden viele gelehrte Chineſen ſich dem Studium der hebräiſchen und griechiſchen Sprache zuwenden, um den Urtext der Bibel leſen zu können. Und ſie werden ſich deshalb, als des Mediums dazu, zunächſt mit der engliſchen Sprache bekannt machen Deshalb räth er den Bibelgeſellſchaften an, interlinear hebrew-english-chinese und greek-english-chinese Bibelausgaben mit kurzen hiſtoriſchen Einleitungen zu veranſtalten und in China in Umlauf zu ſetzen.

Mit dieſen letzten Anführungen haben wir bereits in das 19te Kapitel des vorliegenden Werkes hinübergegriffen. Noch ein Rückblick in das 18te iſt nothwendig, ein Blick auf die Moralphiloſophie und die politiſche Verfaſſung der Chineſen. Ihre Moral hängt aufs Engſte mit ihren philoſophiſchen Anſchauungen überhaupt zuſammen, welche „das Gebiet der Kosmogonie alsbald verlaſſen und ſich der Pſychologie, der Moral, und der Politik zuwenden“ (S. 381). In dieſer Beziehung treten uns bei ihnen 3 Fundamentalſätze entgegen: There is a fundamental unity, underlying the multitude of phenomenal variety; there is in the midst of all change an eternal, harmonious order; und man is endowed at his birth with a nature, that is perfectly good. Der erſte dieſer Sätze manifeſtirt ſich in China in

den centraliſirten Einrichtungen des Landes: the will of the Emperor is the Ultimate Principle of legislation and administration, operating alike at the capital and in the remotest corners of the empire, it is the Tae keih of the political world (S. 382). Der zweite Satz, die Ueberzeugung von einer ewigen harmoniſchen Ordnung, findet ſeinen praktiſchen Ausdruck in dem Syſtem der Regelmäßigkeit, welche das geſammte Leben der Chineſen, das politiſche ſowohl, wie das Privatleben durchdringt und charakteriſirt. Vice is, with the Chinese, nothing but an infringement of the harmonious order of the universe, which being punished by the operation of that order leads to misery. Daher der Glaube, daß ungewöhnliche Plagen, z. B. langwierige Dürre ꝛc. durch eine ſchlechte Regierung verurſacht werden. Bei ſolchen Unfällen läßt der Kaiſer ſämmtliche in den letzten Monaten gefällte Urtheile prüfen, um ſich zu überzeugen, ob auch ungerechte darunter u. dgl. m. Endlich der dritte Satz, der eigentliche Fundamentalſatz der Moral, bildet, wie Hr Meadows ſagt, the true psychical basis of free, or moral force government (S. 389). Auf dieſer Ueberzeugung grounds explicitly the Chinese government that large and systematic use of the moral agencies, which constitute its normal procedure. Ueberdies lehren die chineſiſchen Moraliſten: let people first know this one root and source of morality (that man's nature is good) and then they will earnestly endeavour to be good and to put away vice (S. 391). Hr Meadows fügt hinzu (S. 392): Utilitarianism and what is called enlightened selfishness have no place in Chinese morality; and expediency, as opposed to right, has no

place in their science of government. All these, which have had and still have much currency with us, are decidedly repudiated in China. Hence the present Emperor, notwithstanding the extreme distress of the government for money, has answered in the negative the recommendations, that have been made to legalize and levy a tax on opium — a certain source of a very large income.

Die politiſche Verfaſſung China's — man pflegt ſie eine patriarchaliſche zu nennen — iſt in Wahrheit eine autokratiſche. Sie iſt nicht der Verfaſſung innerhalb der Familie analog. In China, ſchreibt unſer Verf. S. 401, sons never have the right to resist the cruelties of the most tyrannical father: by one of the oldest and most deeply rooted of the national doctrines, the people have the distinct right to depose and put to death a tyrannical Emperor*). And this very departure from the strict patriarchality is one of the causes of the stability of the nation: it is thereby permitted to free itself

*) S. 359 bemerkt Hr Meadows bei Erwähnung eines Manifeſts vom Kaiſer Woowang: I may observe here that it is more especially in this manifesto and its commentaries that the Chinese doctrine of rightful rebellion is distinctly propounded. „Heaven establishes sovereigns merely for the sake of the people; whom the people desire for sovereign him will Heaven protect; whom the people dislike him will Heaven reject." Hence it is said that the sovereign is „Teen le the officer of Heaven"; that his „real way of serving Heaven is to love the people"; and that, when „he fails to love the people, Heaven will, for the sake of the people, cast him out." All this stands at the present day in fine Imperial editions of the Sacred Shooking, which the rules of the Public Service examinations compel all aspirants for office to get by heart.

from tyrannical government, which, if prolonged, would cause its destruction. Die auf den ersten Blick auffallende Thatsache der langen Dauer und des beständigen Wachsthums des chinesischen Volkes, als Eines in sich geschlossenen und sich stets gleichbleibenden Ganzen — eine Thatsache, die ihres Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte — beruht, nach dem Urtheil des Verf., auf drei Doctrinen und auf einer Institution. Die ersteren sind: that the nation must be governed by moral agency in preference to physical force; that the services of the wisest and ablest men in the nation are indispensable to its good government; that the people have the right to depose a sovereign, who, either from active wickedness or vicious indolence, gives cause to oppressive and tyrannical rule. Und die Institution ist the system of public service competitive examinations. Bis in eine Zeit, 4000 Jahre vor der Gegenwart, läßt sich das Vorhandensein von öffentlichen Schulen (government schools) nachweisen, und ungeachtet es in der Geschichte China's Zeiten des Verfalls und der Vernachlässigung gegeben hat, so hat doch das System der Prüfungen für öffentliche Aemter, welches auf allgemeinem Unterricht beruht, sich durch sich selbst nach und nach bis auf die Gegenwart erhalten und vervollkommnet.

Wir haben den Inhalt dieses Kapitels ausführlicher angezeigt, da derselbe in der That über die inneren Zustände des chinesischen Reiches ein neues Licht verbreitet, und manche Erscheinungen erklärt, die bis dahin noch der Erklärung entbehrten. Um so kürzer haben wir uns in Betreff der letzten Abschnitte zu fassen. Aus dem 19ten Kapitel: Christianity and prospects of the Tae Pings

heben wir hervor, daß durch die neue Lehre des Gegenkaisers, welche an die alten confucianischen Ideen sich anschließt, diese doch einen empfindlichen Stoß erhalten haben. Zwar hält auch Taiping das confucianische Dogma, that each man's soul, as an immediate creation of, or direct emanation from, God is perfectly good fest. Aber er hat, wie der Verf. behauptet S. 420, taken, once for all, the bible as the highest standard of truth and accepted every thing new, that he therein finds; weshalb er das Böse in der Welt — das in dem philosophischen System der Chinesen noch ungelöste Problem — auf den fort und fort wirkenden verführerischen Trug des »serpent devil« zurückführt. Von dieser Doctrin sagt Hr Meadows: it is entirely derived from the bible, since the Chinese literature, whether Confucian or superstitious, attaches nothing peculiarly demoniacal to the form of the snake, while good spirits are occasionally represented under it. Damit aber ist der Aufnahme des Dogma's von der Nothwendigkeit der Erlösung der Menschen durch den Sohn Gottes in das Moralsystem (the fundamental belief) der Chinesen die Bahn gebrochen.

Die in Kapitel 20 dargelegten Ansichten des Vfs über »the best policy of the western states towards China«, durch welche das bekannte Princip der Nicht-Intervention bis zu einem gewissen Grade vertheidigt und ein Gegengewicht gegen Rußlands Einfluß in China dringend empfohlen, ja sogar eine Eroberung China's durch Rußland unter Umständen als möglich, selbst nahe bevorstehend in Aussicht gestellt wird, können wir auf sich beruhen lassen. Mehr Beachtung verdient der dann folgende Anhang des Werkes, überschrieben:

On Civilization. Hier entwickelt der Verf. seine allgemeinen Grundanschauungen von dem Culturzustande der Völker überhaupt, und begründet darauf seine Hoffnung von einer einstigen Wiedergeburt des chinesischen Volkes. Nach ganz allgemein gehaltenen Betrachtungen über den Begriff von Civilisation und Cultur — civilization and cultivation (Kap. 1) handelt Kap. 2 dieses Abschnittes von den »four chief natural impellants to the struggle of civilization«, zu denen der Verf. rechnet: parental affection, aversion to pain, nutritional appetite und sexual appetite. Den Inhalt des dritten Kapitels gibt der Verf., am Schluß des zweiten, selbst so an: »In the following chapter, I shall endeavour at once to illustrate my theory of civilization, and to throw some light on the relative standing of extreme Occidentals and extreme Orientals — of the Anglo-Saxons and the Chinese. Das Ergebniß dieser umfangreichen, aus sehr heterogenen Stoffen zusammengesetzten Untersuchung, die mit dem vorausgegangenen Werke über China nur in losem Zusammenhange steht, spricht der Verf. S. 636 in den Worten aus: Whatever the form of government may be, that people is necessarily the freest, in which the highest civilized process has most operation. Und wie man von einem Engländer nicht anders erwarten kann, kommt er zu dem für ihn offenbar sehr befriedigenden Schluß, daß es das Beste sei, »to adhere to the essential features of the often laughed at, but much envied and truly glorious British Constitution (S. 638).

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 25. October 1856.

London und Bombay

Schluß der Anzeige: »The Chinese and their rebellions, etc. By Th. T. Meadows.«

Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die wir dem Fleiße des Herrn Meadows verdanken, des vielleicht gründlichsten Kenners der chinesischen Sprache und Litteratur in unseren Tagen. Er ist der Erste, der eine scharfe Kritik geübt hat, an der es bis dahin fehlte, über das Bedeutendste, was von abendländischen Gelehrten, Franzosen, Engländern und Deutschen, über China geschrieben und gedruckt worden; der Erste, der das System der philosophischen Anschauungen in China richtig gewürdigt und verständlich dargelegt hat; der Erste, der über die gegenwärtigen Zustände im chinesischen Reiche und die daran sich knüpfenden Hoffnungen für deren zukünftige Entwicklung ein klares Licht verbreitet hat. Sein vorherrschend historisches Werk trägt nicht den Charakter eines Sammelwerkes, wie zum Theil das von John Davis und noch mehr das von Wells Wil-

liams; es ist vielmehr eine auf überall selbsteigner, an Ort und Stelle vollzogener Forschung beruhende Arbeit, die in der Reihe alles dessen, was über China geschrieben ist, eben weil sie dessen kritische Beurtheilung nicht versäumt, Epoche macht, das bis dahin Gelieferte abschließt und zu einer neuen Reihe von Arbeiten den Anstoß gibt, für deren Beurtheilung Hr Meadows die allgemeinen Kriterien mit ebensoviel Scharfsinn als gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit gegeben hat. Nicht ganz selten tritt dem Leser die Persönlichkeit des Verfs, als die des den Stoff allein beherrschenden und seine Ansicht prägnant als die einzig richtige vertheidigenden Mannes, in nicht gerade angenehmster Weise so nahe, daß ein wenig mehr Zurückhaltung des eignen Ichs zu wünschen gewesen sein dürfte. Indessen das αὐτὸς ἔφα auch von sich selbst mit Nachdruck zu betonen hat unter Umständen auch seine Berechtigung, und solche Umstände liegen hier nahe. Eine deutsche Uebersetzung des Werkes — der Verf. hat sich übrigens das Uebersetzungsrecht vorbehalten — darf mit Bestimmtheit erwartet werden; und gewiß würde sie ebenso günstige Aufnahme finden, als jedes nachfolgende Werk des Vfs über China ohne Frage mit Freuden begrüßt werden wird.

Berlin Dr. Biernatzki.

London

Longman, Brown etc. 1856. An Exposition of the Signs and Symptoms of Pregnancy: with some other papers on subjects connected with Midwifery. By W. F. Montgomery, A. M. M. D. Professor of Midwif. in the King and

Queen's College of Physicians in Ireland. Second Edition. XX u. 706 S. mit 6 Tafeln.

Selten haben wir die Veröffentlichung eines Buches mit so vielem Vergnügen begrüßt, als die des vorliegenden, auf welche wir die Aufmerksamkeit des Lesers jetzt lenken wollen. Montgomery's Name glänzt schon lange unter den ersten des Faches; nicht bloß als ein ausgezeichneter Lehrer, auch als Schriftsteller ist er weit bekannt, besonders durch die Veröffentlichung der ersten Ausgabe des im Titel bezeichneten Werkes, die vor circa 20 Jahren (1837) Statt hatte. Seitdem hat der Verf. demselben Gegenstande fortwährend seine ganze Theilnahme gewidmet, und deshalb erscheint diese 2. Ausgabe nicht bloß als ein Abdruck der ersten, sondern als ein ganz neues Werk. Nicht bloß ist jeder Abschnitt, ja jeder Satz der ersten wieder gehörig revidirt, sondern das Buch hat durch Hinzufügung neuer Forschungen und Beobachtungen das doppelte Volum der ersten Auflage erhalten. Der Verf. hat einen ungewöhnlichen Fleiß auf dasselbe verwandt und wie er Ref. verschiedentlich mitgetheilt, mehr als drei Jahre daran gearbeitet.

Die Arbeit besteht aus 4 Hauptabtheilungen; der größte Abschnitt ist der Diagnose der Schwangerschaft unter normalen und abnormen Verhältnissen gewidmet; der 2te handelt über die Dauer derselben, der 3te schildert die Zeichen der überstandenen Geburt und der 4te ist eine Abhandlung über spontane Amputation. In dieser Reihenfolge wollen wir den Inhalt des Buches jetzt betrachten, zumal es unwahrscheinlich ist, daß dasselbe in einer andern Form dem deutschen Leser vorgeführt wird. Die Diagnostik der Gravidität hat unsere Aufmerksamkeit immer sehr beschäftigt

und sicherlich gibt es wenig Fälle, in denen wir so oft unsere Unsicherheit eingestehen müssen und in denen so häufig alle Umstände dazu beitragen, die Untersuchung schwierig und unsere Schlüsse unsicher zu machen.

Montgomery schildert im 1. Kapitel im Allgemeinen den Zustand des weiblichen Organismus während der Schwangerschaft; bespricht die durch die Veränderungen des Uterus in den Nachbarorganen und im Organismus hervorgerufenen Erscheinungen, die Störungen der Verdauung, Circulation und Respiration, die große Empfänglichkeit des Nervensystems für äußere Eindrücke. Der nachtheilige Einfluß deprimirender Affecte auf die Schwangerschaft ist bekannt ebenso wie leicht solche Eindrücke im Gemüthe Schwangerer haften und von ihrer Phantasie immer wieder reproducirt werden. Solche Zustände können gewiß auf die Entwicklung des Eies Einfluß haben und wir stimmen Verf. vollständig in folgender Aeußerung bei: „Ohne die Lehre vom Versehen entschieden zu vertheidigen und die absurden Erzählungen alle vertreten zu wollen, halte ich es doch mit unsern jetzigen Kenntnissen durchaus vereinbar, eine nachtheilige Wirkung starker Affecte der Mutter auf die Frucht im Uterus anzunehmen. Solche Folgen sind meist nur die Wirkung physischer Ursachen und nicht die directe der Phantasie; was man aber auch darüber denken mag, vorsichtig wird es immer sein, die Möglichkeit derartiger Fälle anzunehmen, zumal wir die Frauen oft davor bewahren können“ (S. 23). Daß jene Ursachen zu Ernährungsstörungen und somit zu Mißbildungen der Frucht Anlaß geben können, ist bekannt; bei der Aehnlichkeit letzterer mit manchen Thierbildungen kann zufällig einmal ein so

mißbildetes Kind dem den Schrecken der Mutter verursachenden Gegenstande gleichen; von einem „Versehen“ ist da natürlich keine Rede. Der Verf. ergeht sich dann weiter über die Geistesstörungen Schwangerer, die er auf körperliche Zustände zurückführt; er schildert die Leichtigkeit des Eintritts derselben, wo erbliche Anlage, heftige Gemüthseindrücke hinzutreten; er zeigt, welche Einflüsse besonders auf Verführte wirken (unter 92 Fällen von Mania puerperalis befanden sich nach Esquirol 29 unehelich Geschwängerte) und nimmt solche Schwangern dem Gesetze gegenüber gebührend in Schutz. Weiterhin schildert er dann auch den wohlthätigen Einfluß, den die Graviditat auf viele Schwangere ausübt, und gibt sehr passende diätetische Winke.

Indem Montg. im 2ten Kapitel die Schwierigkeiten und Wichtigkeit der Schwangerschaftsdiagnostik hervorhebt, beleuchtet er vor Allem das große forensische Interesse dieses Gegenstandes. Und gewiß legen wenig Fragen dem Arzte eine größere Verantwortlichkeit auf, zumal sie meist unter Verhältnissen gestellt werden, die alle auf unsere Täuschung berechnet sind. Ehre, Gut, Legitimität, selbst Leben oder Tod hängen von unserm Urtheile oft ab — und deshalb sollte Jeder sich die genaueste Kenntniß in dieser Hinsicht verschaffen, um sowohl dem Gesetze als der Humanität gerecht zu werden. Der jetzige Stand unseres Wissens schließt Irrthümer durchaus nicht aus, täglich können sie dem besten Untersucher begegnen und noch immer gilt van Swieten's Ausspruch, obgleich jetzt die Erfahrungen eines weitern Jahrhunderts zur Seite stehen: »Nunquam forte magis periclitatur fama medici, quam ubi agitur de graviditate determinanda:

undique fraudes, undique saepe insidiae struuntur incautis.«

Verf. gibt dann eine Eintheilung der Schwangerschaftszeichen besonders in Hinsicht auf ihren Werth. Einige lassen die Gravidität nur vermuthen, wohin die Suppression der Menses, die allgemeinen Störungen, die Erscheinungen in den Brüsten gehören. Andere machen sie wahrscheinlich, wie die Vergrößerung des Uterus, die Veränderungen am Bauch und Nabel, am Cervix und Os uteri, die Farbe der Vagina. Wieder andere sind unzweideutige Schwangerschaftszeichen und zwar das objective Fühlen einer Frucht und ihrer Bewegungen und das Hören ihrer Herztöne, sowie aus dem Uterus ausgestoßene Substanzen, die nur Folge einer Conception sein können. Was im Uebrigen über den Werth dieser Zeichen gesagt wird, enthält nur Bekanntes. Oft sind wir genöthigt, aus den unsicheren Zeichen allein einen Schluß zu ziehen, und können die Frage nach der Schwangerschaftsexistenz auch wohl bejahend beantworten, wenn sie in großer Zahl vereinigt sind, kein krankhafter Zustand da ist, dem sie zugeschrieben werden könnten, sie nicht schnell vorübergehen und in der Zeitfolge ihres Auftretens mit einander correspondiren.

Was zunächst das im 3. Kapitel besprochene Ausbleiben der Katamenien betrifft, so stimmen wir dem Verf. ganz bei, „daß man zwar vollkommen berechtigt sei, im Allgemeinen anzunehmen, daß bei gesunden Frauen mit regelmäßiger Periode die Conception ein Ausbleiben derselben sogleich zur Folge hat; indeß kann es sich ereignen, daß diese Unterdrückung nicht eintritt, so wie sie auf der andern Seite auch in einer

Masse krankhafter Zustände ihre Ursachen haben kann" (S. 77). Es zeigen sich überhaupt in der Regelmäßigkeit des Erscheinens der Menses, der Zeit ihres Beginnens und ihres Aufhörens, der Dauer der Pausen und in ihrem Verhältniß zu Krankheiten, so wie zur Schwangerschaft so viel Abweichungen, daß es gewagt wäre, auf ein solches Zeichen viel Gewicht bei der Bestimmung, ob Gravidität oder nicht, zu legen. Eine merkwürdige Erscheinung, die sich bisweilen bei jungen eben verheiratheten Frauen zeigt, wollen wir hier erwähnen; es kommt nämlich vor, daß gleich nach der Heirath die Menses ausbleiben, die Mammae anschwellen und Patientin sich schwanger hält; bald darauf erscheint eine ziemlich heftige Menorrhagie, welche für Abortus gehalten wird, wie wir das verschiedentlich von Aerzten haben aussprechen hören, ohne daß sie die Spur eines Eies gefunden. Sehr auffällig sind auch die Fälle von bleibender Menstruation während der Gravidität oder gar die, in denen diese Function nur in der Schwangerschaft sich zeigte.

Das 4. Kapitel ist der Darstellung der Veränderungen der Mammae gewidmet und eins der besten des Buches; zur Illustration dienen 5 prachtvoll colorirte Tafeln, welche jene Erscheinungen in den verschiedenen Monaten einer zweiten Schwangerschaft zeigen. Schon Smellie und Hunter haben diesen Zuständen ihre Aufmerksamkeit geschenkt, am besten aber wurden sie früher wohl von Roederer (Elem. art. obstetric. p. 46) geschildert. Unser Verf. gibt wenig auf die allgemeinen Veränderungen der Brust, wichtiger sind ihm die von der Areola und Warze. Sie bestehen in einer Erhebung derselben über die Umgebung in Folge stärkerer Durchfeuchtung, es bil-

den sich linsengroße Knötchen um die Warze, die Venen entwickeln sich und scheinen durch. Die dunkle Färbung tritt erst später ein, und jene eben angegebenen Erscheinungen werden zwischen dem 3.—5. Monate entwickelter. Die Warze ragt dann stärker hervor, ihre Spitze ist mit kleienförmigen Schüppchen bedeckt, Milch läßt sich ausdrücken, und um die Knötchen bildet sich im Umkreise des Hofes ein Kreis von weißen Flecken, secundäre Areola nach Dubois. Oft sieht man weißliche, subcutanen Rissen ähnliche Linien mit den Venen verlaufen, besonders wenn die Brüste sich schnell entwickelten. — Was nun die affirmative Seite dieser Erscheinungen betrifft, so sind sie in ihrer Gesammtheit wohl nur durch die Schwangerschaft bedingt und werthvoll, weil sie zu einer Zeit zu benutzen sind, in der wir sonst keine irgend zuverlässigen Zeichen haben. Indeß können sie fehlen oder sich spät entwickeln, besonders gilt dies von der braunen gewöhnlich mit Unrecht für die wichtigste Erscheinung gehaltenen Färbung des Warzenhofes, oder einige Kennzeichen entwickeln sich nie; gleiche Veränderungen werden auch durch manche pathologische Zustände bedingt, und wir wollen hier bemerken, daß Verf. auf diesen Unterschied wohl etwas genauer hätte eingehen können. Aber mag dem sein wie ihm wolle, das Vorhandensein jener Erscheinungen in größerer Zahl spricht fast sicher für Schwangerschaft. Schließlich wollen wir hier noch bemerken, daß Milch in den Brüsten durchaus kein so verläßliches Schwangerschaftszeichen ist, wie man im Publicum unter Aerzten sowohl wie Laien gewöhnlich glaubt, da sie sich unabhängig von Conception bei der Menstruation oder bei Krankheiten der Sexualorgane bisweilen zeigt.

Montgomery's im 5. Kapitel enthaltene Bemerkungen über die Bewegungen des Fötus sind vollkommen richtig. Das Fühlen derselben von Seiten der Mutter ist ein ganz unsicheres Zeichen, da sie sowohl sich selbst täuschen kann als Andere bisweilen hintergehen will. Bisweilen glaubt man Bewegungen zu fühlen, während die Patientin gar nicht schwanger ist; Verf. schreibt dies partiellen Contractionen der Bauchmuskeln oder des Uterus zu, wenn seine Höhle durch irgend Etwas ausgedehnt ist. Manche Weiber können durch Contractionen der Bauchmuskeln diese Bewegungen auch willkürlich erzeugen. — Ferner weist Verf. nach, daß die ersten Bewegungen nicht um die Mitte der Schwangerschaft, sondern meist zwischen der 12. und 16. Woche von der Mutter zuerst gefühlt werden; wie ferner der vollständige Mangel derselben nicht als ein Beweis gegen die Gravidität angesehen werden darf, so wenig als gegen das Leben des Fötus. Er schildert den Charakter der Bewegungen in verschiedenen Monaten, der activen und passiven ganz vortrefflich.

Das 6. Kapitel beschäftigt sich mit der Vergrößerung des Abdomens in Folge der Entwicklung des Uterus, welche letztere ihre allseitige Betrachtung gefunden. Ebenso beschreibt Vf. die Veränderungen des Nabels und der Linea alba, die dunkle Färbung letzterer und den braunen Hof um jenen (umbilical areola), letzteren, der allerdings nicht immer vorhanden, hält er für ein fast sicheres Zeichen der Schwangerschaft, welches aber erst in der zweiten Hälfte zugängig ist. Das Verstreichen des Nabels kommt wohl bei krankhaften Ausdehnungen des Abdomens auch

vor, fehlt indeß bei Gravidität nie, so daß bei seinem Mangel wenigstens nicht an einen regelmäßigen Schwangerschaftsverlauf gedacht werden kann.

Die Veränderungen des Muttermundes und Mutterhalses, der Lage, Stellung, Größe, Consistenz des Uterus in verschiedenen Schwangerschaftsmonaten, welche im 7ten Kapitel geschildert sind, enthalten nur Bekanntes, so daß wir hier von einem weitern Eingehen wohl abstrahiren können. Beachtenswerth ist indeß, was Montg. (S. 181) über die Verkürzung des Cervix und die aus derselben gezogenen Schlüsse über die Dauer der Gravidität sagt. Er behauptet, die regelmäßige Verkürzung, wie sie gewöhnlich geschildert wird, käme nicht vor, und hält ihre Annahme mit Recht für ganz unpraktisch, da wir, um Schlüsse daraus zu ziehen, ja die Länge des Cervix im ungeschwängerten Zustande kennen müßten; solch' eine Genauigkeit, wie sie mit Pedanterie in vielen unserer Lehrbücher angegeben wird, paßt nur für einen vor uns liegenden präparirten Uterus, aber nicht für eine Untersuchung am lebenden Weibe.

Die Darstellung der geburtshülflichen Untersuchung und besonders der Auscultation ist in der nächsten Abtheilung mit besonderer Vorliebe gegeben; indeß erschwert die Masse von überflüssigen Citaten aus alten und mittelalterlichen Autoren das Lesen sehr; Verf. hätte mehr auf neuere deutsche Leistungen Rücksicht nehmen sollen, ein Mangel, der leider bei fast allen ausländischen medicinischen Arbeiten so oft hervortritt. Wie viel unnütze Debatten würden sich die Herren sparen, sähen sie sich bei uns etwas mehr um!

Das Uteringeräusch erklärt Verf. nicht, würdigt aber desto mehr seine praktische Bedeutung; er hält es allein für sich von wenig Bedeutung als Schwangerschaftszeichen. Es ist schon im 4. Monate wahrzunehmen, während die kindlichen Herztöne erst im 5. zu hören sind. Durchaus aber müssen wir uns gegen des Vfs Ansicht verwahren, „daß für die, welche die andern Methoden der Untersuchung gehörig kennen, die Anwendung des Stethoskops selten nöthig wird, und daß ein verständiger Gebrauch der Hände und Augen den der Ohren meist überflüssig macht" (S. 238). — Auf der andern Seite wird der dunklen, bläulichen Färbung der Vagina zu viel Gewicht von ihm beigelegt, denn sie fehlt oft und kommt bei Zuständen vor, welche in gar keiner Beziehung zur Gravidität stehen.

Das 9. Kapitel enthält eine Schilderung der verschiedenen bisweilen aus dem Uterus ausgestoßenen Gebilde, die Folge von Conception sind; dahin gehören Abortiveier, Molen, die Decidua catamenialis uterina und vaginalis. Verf. schildert sie vortrefflich und hebt vor Allem die forensischen Beziehungen solcher Fälle hervor.

Im nächsten Abschnitt beginnt er dann mit einer Schilderung der mannichfachen Idiosynkrasien und abnormen Zustände, denen Schwangere hin und wieder unterworfen sind. Er beschreibt den Zustand des Blutes, ohne viel Gewicht auf diese Untersuchungen zu legen; sehr reservirt zeigt er sich in seinem Vertrauen auf die Beschaffenheit des Urins (Kyesteïn) und des Pulses als diagnostischer Hülfsmittel. Die belächelnden Bemerkungen über die Ansicht eines ältern Autors, daß das Vorschreiten der Geburtsthätigkeit und die

Frequenz des Pulses in geradem Verhältnisse ständen, würde er unterlassen haben, hätte er Martin's und Maurer's Untersuchungen (Arch. f. physiol. Heilk. 1854) gekannt.

Im 11. Kapitel betrachtet er die Schwangerschaft im frühen oder schon vorgerückten Alter, die mit Krankheiten complicirte Gravidität, die Conception in bewußtlosem Zustande und nach unvollkommnem Coitus. Es gehören diese Gegenstände nicht eigentlich dem Zwecke des Buches an, indeß wird durch ihre Aufnahme wegen ihres großen forensischen Interesses und wegen der trefflichen Darstellung der Werth desselben nur erhöht. Der falschen oder simulirten Schwangerschaft (spurious pregnancy, grossesse par illusion pure) ist in dieser Ausgabe ein besonderes Kapitel gewidmet; es ist dies ein Zustand, der nicht so selten ist, bei uns aber wenig besprochen ist, mehr in England; er setzt die Patienten oft den grausamsten Vorwürfen und Tadel und der verkehrtesten Behandlung aus, da die Täuschung so bedeutend ist, daß man selbst einen umschriebenen Tumor bisweilen im Unterleibe fühlt; dieser verschwindet, so wie man die Aufmerksamkeit der Patientin von ihm ablenkt (was indeß bei der Empfindlichkeit der Bauchdecken selten gelingt) oder wenn man sie durch Chloroform anästhesirt. Die groben Täuschungen in der Behandlung, denen selbst die bewährtesten Aerzte in solchen Fällen verfielen, sollte man kaum glauben, wenn wir nicht wüßten, daß selbst die Perforation und der Kaiserschnitt in solchen Fällen angerathen sind, ja daß Lizars und Heim die Gastrotomie deshalb machten. Den Zustand zu erklären, sind wir bis jetzt außer Stande.

Das 12. Kapitel bespricht die Resultate einer nach dem Tode angestellten Untersuchung an Schwangern, und besonders die Veränderungen in den Ovarien, das Corpus luteum. Montgomery schildert dasselbe in allen seinen äußern Verhältnissen, seiner Entwicklung, Rückbildung und indem er es von dem falschen gelben Körper der Menstruation unterscheidet, in seinen diagnostischen Beziehungen. Wir wollen hier nur bemerken, daß er ihm zu viel Werth beilegt, und glauben, daß nur in den ersten Monaten der Schwangerschaft das c. luteum so entwickelt ist, daß es als diagnostisches Zeichen gelten kann; dann haben wir aber in den Veränderungen des Uterus selbst deren genug. Späterhin und besonders nach der Geburt läßt es sich von dem der Menstruation, wenn es überhaupt noch vorzufinden, nicht unterscheiden.

Montgomery's Artikel über die Dauer der menschlichen Schwangerschaft ist von großem Interesse; gewiß gibt es wenig Gegenstände von gleicher Wichtigkeit in socialer und forensischer Hinsicht, über die zugleich so viel Meinungsverschiedenheit herrschte. Montgomery hat deshalb mit allem Aufwand von Scharfsinn und von Thatsachen diesen Abschnitt behandelt, besonders die Frage nach der verlängerten Schwangerschaft. Er hebt besonders hervor, wie täuschend die Berechnungen nach dem Ausbleiben der Katamenien sind, und daß nur solche Fälle, in denen man den Tag des befruchtenden Coitus kenne, maßgebend für ein Urtheil seien. Nach Anführung einer Masse solcher Fälle kommt er dazu, die normale Dauer auf 280 Tage oder 10 Lunarmonate, aber nicht 9 Kalendermonate fest-

zuſtellen. Die Möglichkeit einer Verlängerung dieſer Dauer nimmt er nach Teſſier's und Lord Spencer's Unterſuchungen an Thieren und ſeinen eigenen Beobachtungen an Menſchen an; er fand indeß keinen wohl conſtatirten Fall, wo dieſe Verlängerung über 4 Wochen hinausging und dies waren Fälle, welche nach dem Ausbleiben der Menſes berechnet waren, wogegen in den, bei denen man den Tag der Conception genau kannte, ſie nie mehr als 11 Tage betrug. Dieſe letztern Fälle ſind nun entſcheidend für die Frage. Und in der That iſt kein Grund einzuſehen, warum gerade die Schwangerſchaft auf einen ſo fixirten Zeitraum begrenzt ſein ſolle, da doch andere periodiſche Vorgänge im Menſchen in dieſer Hinſicht variiren; auch haben die Gegner der möglichen Verlängerung nie genügende Gründe für ihre Anſicht vorgebracht.

Im nächſten Abſchnitt beſpricht der Verf. die Zeichen einer überſtandenen Geburt, und wir müſſen uns begnügen, die Reſultate ſeiner Unterſuchungen hier anzugeben: 1) die Zeichen der Geburt ſind am deutlichſten nach der eines ausgetragenen Kindes und umgekehrt. 2) Dieſelben ſind um ſo deutlicher, je weniger Zeit ſeit der Entbindung verfloſſen; eine nach 10 Tagen angeſtellte Unterſuchung dürfte kaum mehr genügende Reſultate geben, da die entſcheidenden Zeichen innerhalb einer Woche ſchwinden. 3) Der 3. oder 4. Tag zeigt ſie am deutlichſten, da der Zuſtand der Mammae dann am überzeugendſten iſt. 4) Eine erſte Geburt iſt leichter zu entdecken, als eine wiederholte. 5) Auf einzelne Zeichen können wir uns nicht verlaſſen, ſondern müſſen ſie in ihrer Ge-

sammtheit und gegenseitigen Beziehungen betrachten. 6) Die Hauptpunkte der Untersuchung sollen der Uterus, die äußeren Genitalien und die Brüste sein. 7) Für sich allein schon ist ein frischer Dammriß ein Zeichen von großem Werthe. 8) Gewisse Zeichen berechtigen durch ihre Anwesenheit zu einem negativen Urtheil. 9) Eine Frau kann geboren haben, ohne daß selbst nach Verlauf einiger Wochen noch ein sicheres Zeichen als Beweis der Niederkunft zu finden wäre. 10) Im bewußtlosen Zustande oder im Schlafe kann ein Weib gebären und dadurch ihr Kind umkommen, ohne daß die Frau der Vorwurf der bösen Absicht träfe. 11) Es kann sich ereignen, daß eine Frau regelmäßig schwanger und das Leben der Frucht erkannt ist und sie doch nicht gebiert, indem letztere im Uterus abstirbt, dort aufgelöst und zersetzt wird (wofür viele Fälle angeführt werden).

Der letzte Artikel im Bande ist der über „spontane Amputation und einige andere Verbildungen und Verletzungen der Frucht im Uterus". Montgomery's Ansichten hierüber sind allgemein als richtig anerkannt und die gegenwärtige Darstellung gewiß die beste, die je darüber geliefert ist; der Verfasser hat eine Masse der interessantesten Fälle geschildert und seine Arbeit reichlich mit Beobachtungen ausgestattet. Er ist es ja, dem wir die Kenntniß dieses Zustandes und seiner Ursachen hauptsächlich verdanken.

Wir sprechen unsere volle Ueberzeugung aus, wenn wir beim Schluß dieser Anzeige erklären, daß für uns Montgomerys Buch das beste über Schwangerschaftsdiagnostik ist. Seine Erfahrung

ist groß, sein Wissen breit und seine Schlüsse vorsichtig und scharf. Otto Spiegelberg.

London

bei Partridge, Oakey et Co. 1855. Nineveh and its ruins; or the history of the Great City. By the Rev. Robert Ferguson etc. VII u. 102 S. in Quart.

Wir zeigen dieses Werk nur deswegen mit zwei Worten an, um die deutschen Leser zu erinnern, daß es trotz seiner Aufschrift für die Wissenschaft gar keinen Werth hat. Der Verfasser stellt aus bekannten neuern Büchern einige Nachrichten und Meinungen zusammen, hat aber selbst kein Urtheil über die Dinge, welche er den Lesern vorführen will, und begeht daher fast willenlos auch große Irrthümer. So lehrt er S. 16, der Name Semiramis bedeute eigentlich Taube, und sei ein syrisches Wort: wir wissen nicht was sich Hr Ferguson bei diesen seinen Worten gedacht habe, und begreifen nur nicht eben so schwer wie er auf eine solche Vorstellung kommen konnte. Die Hauptsache bei dem Buche sind Bilder: und S. 5 zeigt der Verf. gar einen „Baum aus den hangenden Gärten zu Babylon.“

H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1856.

Wiesbaden

Verlag von Kreidel und Niedner 1856. Einleitung in das System der Philosophie von Dr. F. W. Th. Schliephake, herz. Nassauischem Geh. Hofrathe, vormals Prof. an der Univ. zu Brüssel. 84 S. in Octav.

Es ist in den systematischen Bestrebungen unserer neuesten Philosophie die Frage aufgeworfen worden, ob es einer Einleitung in die Philosophie bedürfe. In seinem Systeme lebend konnte der Philosoph meinen, daß es sich selbst hinreichend vertreten werde, und überdies scheint es mißlich zu sein über Philosophie sich zu verständigen, ohne dabei selbst schon in die lebendige Erzeugung philosophischer Gedanken einzugehn. Man darf wohl annehmen, daß diese Bedenken ihre Kraft verloren haben, seitdem die Production philosophischer Systeme sich zu überstürzen aufgehört hat und dagegen bei dem nachlassenden Eifer für die philosophischen Studien das Bedürfniß immer fühlbarer sich machte auch solche, welche nicht ge-

neigt wären mit einem strengen Zusammenhange der philosophischen Lehren sich zu befassen, doch an die Beziehungen ihrer Fachwissenschaften zu den allgemeinern wissenschaftlichen Fragen der Philosophie zu mahnen. Das rein systematische Betreiben der Philosophie fand daher auch, daß die Geister der Schüler, welche es an sich heranzuziehen suchte, für die Philosophie zu wenig vorbereitet wären; man hat daher die Propädeutik für die Philosophie sehr allgemein empfohlen und es war nur die Frage, ob man sie dem Gymnasialunterricht oder der Universität zuweisen sollte. Die bisherige Erfahrung hat sich nun wohl dafür entschieden, daß die Versuche, eine Propädeutik der Philosophie auf Gymnasien zu lehren, im Allgemeinen keinen günstigen Erfolg gehabt haben; wenn das Gymnasium seiner Aufgabe getreu bleibt, so wird es vorherrschend auf Uebungen ausgehn müssen und die Lehren, welche es mittheilt, werden nur als Hülfsmittel für die einzuübenden Fertigkeiten auftreten dürfen; diese Schranken werden nun aber gewiß die Lehren einer philosophischen Propädeutik nicht innehalten können; daher wird es zwar von großer Wichtigkeit sein, wenn das Gymnasium Vorübungen für die Philosophie bietet; aber Lehren zur Einleitung in die Philosophie dürfen wir von ihm nicht fordern. Auf unsern Universitäten dagegen, werden wir wohl sagen dürfen, sind die propädeutischen Lehren für die Philosophie in der neuern Zeit vernachlässigt worden mehr als es dem philosophischen Studium vortheilhaft war. Die bedeutendern Philosophen hatten es zu sehr mit der Ausarbeitung und Verbreitung ihrer Systeme zu thun, als daß sie der schon gewonnenen Vorbildung der frühern Zeiten und den Bedürfnissen der Jugend

die genügende Aufmerksamkeit hätten schenken können. Wenn auch Einige von ihnen, wie z. B. Fichte, Schelling, Herbart, Krause, Einleitungen in die Philosophie gaben, so hatten sie dabei doch ihre Systeme zu vorzugsweise im Auge, als daß ihre Vorlesungen oder Werke das hätten leisten können, was wir als ein Bedürfniß ansehn müssen. Daher kommen denn auch die wiederholten und nicht unbegründeten Klagen über die Unverständlichkeit der philosophischen Vorträge auf Universitäten und es ist hierin wohl ein mitwirkender Grund zu sehen, warum die akademische Jugend mehr und mehr von philosophischen Studien sich entwöhnt hat.

Die Aufgabe, welche die vorliegende Schrift sich gesteckt hat, können wir daher nur billigen. Wir können hinzusetzen, daß sie Vieles von dem leistet, was wir von einer Einleitung in die Philosophie zu erwarten haben, und wenn wir auch sagen müssen, daß sie nicht Alles uns zu leisten scheint und Manches dagegen vorbringt, was uns an dieser Stelle nicht zweckmäßig zu sein scheint, so erinnern wir uns dabei gern an die Schwierigkeiten, welche in der Aufgabe liegen und welche alle zu überwinden wohl Niemanden gelingen möchte. Eben deswegen haben Viele an der Möglichkeit einer Einleitung in die Philosophie verzweifelt. Die Einleitung in die Philosophie soll noch nicht in die Philosophie selbst eingehn, sondern nur die vorbereitenden Gedanken entwickeln, welche in ihrer weitern Ausführung zur Philosophie führen würden; in ihr kommt es daher darauf an, aus den äußerlichen Beziehungen der Philosophie den Gedanken oder Begriff dieser Wissenschaft hervorgehen zu lassen. Dies würde nun nicht zu schwierig sein, wenn man sagen

könnte, daß die Beziehungen der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften und Zweigen der Cultur schon hinreichend festgestellt wären; aber dies dürfte wohl schwerlich angenommen werden bei der noch sehr schwankenden Entwicklung des philosophischen Systems. Die Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie würde in ihrer strengen Abgrenzung gegen das, was das System der Philosophie zu leisten hat, nur dadurch gelöst werden können, daß von dem Standpunkte der übrigen Zweige unserer Cultur, besonders unserer wissenschaftlichen Cultur, gewisse Forderungen gestellt würden, welche in keinem dieser Zweige ihre Erledigung fänden und daher noch eine andere Wissenschaft voraussetzten; daß diese Wissenschaft von den Untersuchungen, welche mit dem Namen der Philosophie bezeichnet zu werden pflegen, angestrebt worden sei, würde sich alsdann nur historisch erörtern lassen, so wie auch ein anderer Theil der Untersuchungen, welche in einer Einleitung in die Philosophie zur Sprache gebracht werden könnte, nur einer historischen Erörterung zu unterziehen wäre, nämlich die Nachweisung, daß schon immer aus dem natürlichen Verhältniß der Philosophie zu andern Zweigen der vernünftigen Bildung mancherlei aus ihnen selbst nicht erklärbare, philosophische Gedanken sich ihnen zugemischt hätten. In dieser Weise würde die Einleitung in die Philosophie ihren rein exoterischen Charakter bewahren, sich nur auf die Kenntniß der vorhandenen Bildungselemente stützen, wie sie im Allgemeinen verbreitet sind, und man wird hieraus leicht die Folgerung ziehen können, daß sie vorherrschend einen historischen Charakter annehmen müßte, indem nur die Nachweisung der von den übrigen Culturzweigen unbefriedigten Forderungen in die

Gebiete der Philosophie einen Einblick thun ließe. Diese strenge Abgrenzung zwischen Einleitung in die Philosophie und System der Philosophie hat nun der Verf. nicht festzuhalten gewußt, und ich glaube, er wird sich darüber rechtfertigen können durch die Hinweisung darauf, daß überhaupt die Gebiete der verschiedenen Culturzweige und besonders der Philosophie bis jetzt noch nicht so streng abgegrenzt sind, noch auch in ihrer Entwicklung so haarscharf abgegrenzt werden sollen, wie eine solche streng exoterische Einleitung in die Philosophie voraussetzen würde. Wenn wir vom Standpunkte der Bildung unserer Zeit in die Philosophie einleiten wollen, so werden wir auch ohne Zweifel nicht in die Philosophie überhaupt, sondern in die Philosophie für unsere Zeit einleiten und das erörtern, was sie nach dem Standpunkte unserer Zeit sich zur Aufgabe zu machen hat. Diese Aufgabe aber wird auch von einem jeden nach seiner Auffassung des philosophischen Systems gefaßt werden und es wird daher auch nicht zu vermeiden sein, daß in die Einleitung in die Philosophie schon eine Berücksichtigung des Systems der Philosophie eintritt, für welches sie die Vorbereitung machen soll.

Wenn wir aus diesem Gesichtspunkte das Verfahren des Verf. beurtheilen, so werden wir es erklärlich finden, warum er sein Absehn auf eine bestimmte Form der Philosophie durch seine ganze Einleitung hindurch genommen hat. Er gehört der Krausischen Schule an und hebt an vielen Stellen die Verdienste Krause's um die neueste Philosophie im Gegensatz gegen die Meinungen anderer Philosophen hervor. Es versteht sich, daß er hierbei keineswegs in der Weise eines sklavischen Nachbeters verfährt, vielmehr sein freies Ur-

theil sich vorbehält, die Lehren Krause's weiter zu führen und sie von der pedantischen Form, welche ihnen zum Vorwurf gemacht worden ist, zu befreien sucht. Von der singulären Terminologie des Krausischen Systems hat er sich zwar nicht völlig losgesagt, sie ist aber bei ihm doch so gemildert, daß man nur selten einigen Anstoß an ihr zu nehmen Veranlassung hat. Auch wollen wir es dem Verf. keineswegs verdenken, daß er einer Form der Philosophie seine Vorliebe zugewendet hat, in welcher er und manche ihm Gleichgesinnte zunächst und am vollständigsten dargestellt die Bestrebungen der allgemeinen Wissenschaft kennen lernten. Von einer solchen Vorliebe wird sich Niemand leicht frei machen können, und wir bekennen uns auch gern zu der Ansicht, daß die Krausische Philosophie nicht ungeeignet ist in die Bestrebungen der neuesten Philosophie einzuführen, indem sie das Wahre in denselben sich zum größesten Theil angeeignet und viele von den Irrthümern der neuesten Speculation von sich fern gehalten hat. Aber dennoch scheint es uns, als hätte der Verf. die Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie nicht fest genug gehalten, sie vielmehr mit einer Einleitung in die Krausische Philosophie verwechselt. Es wird ihm hierin gegangen sein wie andern Philosophen, welche vorher als Verfasser von Einleitungen in die Philosophie von uns erwähnt wurden. Der Verf. ist viel zu billig in seinen Urtheilen, als daß wir besorgen dürften, er würde den Unterschied, welchen wir hier geltend machen, nicht anerkennen; er wird uns gewiß zugestehn, daß es noch andere Weisen der Philosophie gibt als die Krausische und daß daher eine Einleitung in das Krausische System nicht alles das erfüllt, was

von einer Einleitung in die Philosophie in unsern Zeiten erwartet werden darf. Es will uns auch scheinen, als wäre er in der Durchführung der Absichten, welche eine Einleitung in die Philosophie sich zu stecken hat, durch eine Nebenabsicht gestört worden. In seinen einleitenden Worten bemerkt er, seine Schrift dürfte sich eignen von solchen, die gleiche Ansichten mit ihm theilen, für Vorträge und Besprechungen über die Philosophie, deren Methode und die Principien der philosophischen Disciplinen benutzt zu werden. Denen aber, welche nach andern Annahmen, als hier vorgelegt werden, zu forschen gewohnt sind, möge das Dargebotene als ein Programm der Philosophie erscheinen (S. 2). Ohne Zweifel seiner Philosophie. Es spricht sich hierin wohl deutlich die Absicht aus, der Krausischen Schule einen Leitfaden in die Hand zu geben und für sich selbst ein Programm der Lehren aufzustellen, welches er in weitern Schriften und Vorträgen ausführen möchte.

Die Vermischung dieser zwei Absichten hat nun wohl nicht ohne Nachtheil bleiben können und unsere Wünsche für eine propädeutische Schrift werden daher nicht alle in dem vorliegenden Buche erfüllt. Unserer Ansicht nach würde in einer solchen Alles in seinen Hauptpunkten erörtert werden müssen, was in unserer gegenwärtigen Bildung von ihrer wissenschaftlichen Seite das Bedürfniß einer dieser Bildung entsprechenden Philosophie uns nahe legt; die Forderungen an eine Philosophie der Gegenwart müßten in ihr deutlich und in ihrem ganzen Umfange heraustreten; es würden dabei auch alle die Versuche zu berücksichtigen sein, welche in die allgemeine Grundlage unserer Bildung schon viele philoso-

phische Gedanken, wenn auch nur als Meinungen und Voraussetzungen gebracht haben, mit Ausschluß natürlich dessen, was eben noch in der Bildung und fortschreitenden, in Streit liegenden Forschung der gegenwärtigen Philosophie begriffen ist; von der breitesten Grundlage der Elemente unserer gegenwärtigen Bildung in ihren allgemeinen Zügen, soweit sie als feststehend betrachtet werden kann, würde der äußere Angriffspunkt für die Erörterungen über die Bedeutung der Philosophie für unsere Zeiten genommen werden müssen und es müßte dagegen Alles entfernt gehalten oder doch nur als problematisch erwähnt werden, was so eben von den systematisch Philosophirenden in die weitere Bewegung der Gedanken gezogen wird und durch die systematische Philosophie erst festgestellt werden soll. Wir haben schon gesagt, daß diese Aufgabe nicht leicht zu lösen ist; daher hat denn auch wohl der Verf. es vorgezogen einen kürzern Weg einzuschlagen, indem er sogleich den Unterschied zwischen empirischer und philosophischer Wissenschaft voraussetzt und alsdann in den Weg der subjectiv-analytischen Methode einlenkt, in welcher die Krausische Schule immer einen Hauptvorzug ihrer Philosophie vor andern der neuesten Systeme gefunden hat, um durch dieselbe uns eine Uebersicht über den Kreis der philosophischen Untersuchungen zu geben. Man sieht, daß wir auf diese Weise rasch in das System der Philosophie versetzt werden, während wir noch mit der Einleitung in dasselbe beschäftigt zu sein glaubten.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. 174. Stück.

Den 30. October 1856.

Wiesbaden

Schluß der Anzeige: „Einleitung in das System der Philosophie von Dr. F. W. T. Schliephake.“

Daß aber dennoch bei diesem Verfahren etwas zu Stande kommt, was einer Einleitung in das System der Philosophie gleicht, beruht nur auf der Anlage des Krausischen Systems. Es ist schon sonst bemerkt worden, daß der erste Theil des Krausischen Systems, die subjectiv-analytische Philosophie, eine Art Einleitung in die streng philosophischen Disciplinen gibt. Krause nämlich, im Wesentlichen von dem Standpunkte ausgehend, welchen die Schellingsche Philosophie gefaßt hatte, fand gegen diesen Standpunkt nicht mit Unrecht einzuwenden, daß er zu schnell und unvorbereitet zu dem Gedanken des Absoluten erhebe; er glaubte daher den Untersuchungen über die absolute Wahrheit eine andere Untersuchung vorausschicken zu müssen, welche mit der Analyse des menschlichen Bewußtseins oder des Ich, des Subjects unseres Denkens, beschäftigt und deswegen

mit dem Namen des subjectiv-analytischen Theils bezeichnet, zu zeigen hätte, auf welchem Grunde der Gedanke der absoluten Wahrheit in uns beruhte und wie er an die übrigen Elemente unseres Bewußtseins sich anschlösse. Hierin schließt sich auch der Verf. an ihn an, indem er die psychologische Grundlegung für ein Hauptbedürfniß der Philosophie erklärt (§ 9) und den Gedanken des Ich als einen Grundgedanken betrachtet, welcher mit den Erfordernissen eines an sich selbst gewissen Wissens ausgestattet sei (§ 7). Auch gibt der Verf. zu erkennen, daß mit dieser Auffassungsweise an die Lehren der Cartesianischen Philosophie wieder angeknüpft wurde, wenn auch nicht ohne nähere Bestimmungen (§ 7), und wenn es nicht schon Krause's Schriften bezeugt hätten, so würde es aus dem Bemühn des Verf. seine Philosophie mit frühern philosophischen Lehren in Verbindung zu setzen erhellen, daß mit diesem Rückblicke auf Cartesius auch noch andere zahlreiche Rückblicke auf die ältere Philosophie in dieser Richtung der Untersuchungen liegen. Wenn das Bewußtsein des Ich oder des denkenden Menschen, der mit andern denkenden Menschen sich zu verständigen strebt, analysirt werden sollte, so war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß in diesem Bewußtsein eine Menge von den Elementen vorgefunden wurden, welche im Fortgange der Cultur und besonders in der Wissenschaft zum Vorschein gekommen sind. Man wird nun wohl bemerken, daß eben diese Analyse des menschlichen Bewußtseins auch dazu geeignet ist, alle die Betrachtungen herbeizuführen, welche wir vorher als erforderlich für eine Einleitung in die Philosophie angeführt haben.

Aber was der Einleitung in die Philosophie

zum Vortheil gereicht, schlägt für die Philosophie selbst zum Nachtheil aus. Durch die subjectiv-analytische Methode wird der Philosophie ein anthropologischer Standpunkt aufgedrängt, welchen sie als allgemeine Wissenschaft nicht verträgt, wird in sie eine Methode eingeführt und der Methode ein Name beigelegt, welche beide in gleicher Weise nur zu Verwechslungen führen. Wenn man vom Menschen handelt, auf seinen Standpunkt, sein eigenthümliches Wesen sich einläßt, so hat man es mit einem besondern Gegenstande zu thun. Man ist zwar gegenwärtig sehr geneigt, bei diesem unsern Standpunkt in der Wissenschaft uns festzuhalten, der religiöse Gesichtspunkt, welchen man jetzt wieder sehr stark zu betonen pflegt, führt auch diese Seite der Auffassung wieder mit Macht herbei und in einem gewissen Sinne wird man ihr ihre Berechtigung nicht absprechen können; aber endgültig wird man sich doch sagen müssen, daß unser Ich oder den Menschen zum Ausgangspunkte in der Philosophie und zum Mittelpunkte in der allgemeinen wissenschaftlichen Untersuchung machen, nichts Anderes heißt, als die Philosophie und die allgemeine Wissenschaft auf den Rang einer besondern Lehre herabsetzen. Es werden die Zeiten kommen oder sie sollten wohl schon angebrochen sein, wo man einsehn wird, daß der Mensch als ausschließlicher Mittelpunkt der Welt ebenso wenig sich halten läßt, als die Erde als Mittelpunkt unseres Weltsystems, daß eine ebenso beschränkte Ansicht von der Welt und von Gottes Offenbarungen in der Welt sich ergibt, wenn man nur im Menschen die Offenbarungen Gottes sich vollziehn läßt, wie die vorcopernicanische Ansicht von den Verhältnissen im Sonnensystem war. Auch die vorliegende Schrift

weiß doch über diese beschränkte Ansicht im weitern Verlauf der Untersuchungen sich zu erheben; in ihrem Ausgangspunkte aber gibt sie ihr nach. Dagegen aber wird zu erinnern sein, daß wenn vom Satze, ich bin oder ich denke, ausgegangen wird, wir in ihm nur eine Thatsache, eine empirische Erkenntniß, ausgesprochen haben, und daß jede weitere Analyse derselben nur zur Erkenntniß empirischer Wahrheiten, aber nicht zur Philosophie führen kann. Man kann im Verlauf einer solchen Analyse auch auf Philosophie stoßen und über sie reflectiren, aber man wird nur über das thatsächliche Philosophiren Betrachtungen angestellt haben, aber nicht in das Innere der Philosophie eingedrungen sein. Wir haben schon vorher an der Krausischen Lehre ihre Umsicht und das Bestreben gelobt dem Gedanken des Absoluten eine sichere Grundlage zu geben. Dies spricht sich auch in diesem Unternehmen aus an Thatsächliches anzuknüpfen und dem Abstractionen der Philosophie ihre Anwendung auf das Empirische zu sichern; aber es soll nicht dazu umschlagen eine Thatsache zum Princip der Philosophie zu erheben; das Princip der Philosophie muß in einem vernünftigen Beweggrunde, also in einem Zwecke gesucht werden. Das Ich bin, Ich denke kann nur als Ausgangspunkt für die Anerkennung der empirischen Thatsachen angesehn werden, auf welche die Philosophie angewendet werden soll, darf aber nicht verwechselt werden mit dem Principe der Philosophie. Daß dies vom Verf. geschieht, zeigt sich in der Analyse des Selbstbewußtseins, in welcher er die Begriffe der Individualität, des lebendigen Wesens, des Geistes und des Leibes, der drei Grundvermögen des endlichen Vernunftgeistes, des Wollens, des Erkennens, des Gefühls in dem

thatsächlich vorhandenen Ich zu finden glaubt. Es wird wohl deutlich sein, daß dies metaphysische Begriffe sind, welche noch gar sehr einer wissenschaftlichen Sichtung bedürfen, in der Analyse des thatsächlichen Bewußtseins aber nur vorausgesetzt werden. So finden wir uns also hier nur in der Vorhalle der Philosophie und es mag von Nutzen sein, daß wir eine Zeit lang in ihr zu verweilen genöthigt werden. Zu der umsichtigen Weise der Krausischen Schule gehört es, daß sie die Rechte der Empirie gegen die Uebergriffe der Speculation zu wahren sucht; wir rechnen dazu auch, daß sie die Analyse des Thatsächlichen nicht vernachlässigt wissen will und der analytischen Methode ebenso sehr als der synthetischen gerecht zu werden sucht. Aber schon oben ist angedeutet worden, daß die Weise, in welcher sie die subjectiv-analytische Methode empfiehlt, doch nur Verwechslungen veranlaßt. Schon der Ausdruck subjectiv-analytisch ist verwirrend. Wenn von einer Methode gesagt wird, daß sie subjectiv sei, so kann das eigentlich genommen nichts Anderes bedeuten, als daß sie nach subjectivem, persönlichem Ermessen verfahre, welches ihr vom allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus nicht zum Lobe gereichen würde. So ist nun der Ausdruck nicht gemeint; man will damit nur sagen, daß die Analyse nicht das allgemeine Object unseres Denkens, sondern unser besonderes Subject, unser Ich treffen solle; dieser besondere Gegenstand unseres Nachdenkens soll zum Objecte der Analyse dienen. Bei der allgemeinen Bezeichnung eines wissenschaftlichen Verfahrens ist es aber unzulässig das besondere Object anzugeben, auf welches dasselbe angewendet werden soll. Und dennoch war es wohl nicht zu vermeiden, daß dem

Ausdrucke analytisches Verfahren ein bestimmender Zusatz gegeben wurde, denn in gar zu weitschichtigem Sinne ist er gebraucht worden. Die Analytiken des Aristoteles haben es nur mit der Analyse der Begriffe zu thun; bei den Begriffen kann man aber auch wieder die Analyse ihres Inhalts und ihres Umfangs unterscheiden. Von der Analyse der Begriffe wird man die Analyse der Erscheinungen, der Thatsachen unterscheiden müssen; mit dieser hat es die subjectiv-analytische Methode der Krausischen Schule zu thun, aber auch nur die eine Seite dieser Analyse hat sie im Auge, die subjective, die objective Seite wird unberücksichtigt gelassen. Man sieht, daß es mit dieser Unterscheidung zwischen analytischem und synthetischem Verfahren im Allgemeinen übel bestellt ist, wenn das, was analysirt werden soll, nicht genauer bestimmt wird; man sieht aber auch, daß die Umsicht der Krausischen Schule, in welcher sie analytisches und synthetisches Verfahren in gleicher Weise sich anzueignen sucht, doch nicht bis dahin reicht, daß sie beide Methoden in ihrem ganzen Umfange in sich zu ziehen wüßte. Der Verf. hält es mit Recht für eine Aufgabe der philosophischen Propädeutik, die Methode der Philosophie zu erörtern (§ 1 ff.), auch ist es zu billigen, daß in die Philosophie alle Methoden des Denkens gezogen werden sollen, weil sie als allgemeine Methodenlehre die Kenntniß keiner Methode entbehren kann; wenn es aber darauf ankommt, die Methode der Philosophie, durch welche sie alle besondere Methoden beherrscht, genau zu bezeichnen, so ist dies eine Aufgabe, welche durch die bisherige Philosophie noch nicht gehörig gelöst worden ist. Auch der Verf. hat ihr nicht Genüge thun können, weil er die Analyse des That-

sächlichen, in welche eine Masse von Voraussetzungen sich einmischen, in die Philosophie gezogen hat.

Dagegen wollen wir nun gern zugestehn, daß der erste Theil der Einleitung, welche der Verf. gibt, eine Auseinandersetzung des subjectiv-analytischen Lehrgangs und der organischen Methode der Philosophie enthaltend, sehr viel Zweckmäßiges beibringt. Eben eine solche Analyse unseres Bewußtseins mit allen den Voraussetzungen, welche unsere bisherige wissenschaftliche Cultur in unser Denken gebracht hat, sie bildet eine schöne Grundlage zu einer Reihe von Betrachtungen, welche methodisch in die Lehren der Philosophie einleiten können. Der Verf. hat diese Grundlage auch geschickt zu benutzen gewußt, um über die wichtigsten Aufgaben der Philosophie sich auszusprechen, die rechten Wege um in sie einzudringen zu bezeichnen und vor Abwegen zu warnen. Wenn wir auch nicht seine Meinung theilen, daß die Grundsätze und Begriffe, welche er entwickelt, völlig in philosophischem Sinne feststehen, wenn wir auch mit manchen Einzelheiten in der Analyse unseres durch Cultur gepflegten Bewußtseins nicht übereinstimmen können, so spricht uns doch im Allgemeinen der wissenschaftliche, durch Philosophie gebildete Sinn, der ästhetisch gepflegte, sittliche und religiöse Geist des Verf. an, und es thut uns leid, unsern Bemerkungen im Einzelnen Grenzen setzen zu müssen und daher nicht im Stande zu sein hiervon viel hervorzuheben. Nur Einiges möge als Beispiel angeführt werden. Es hat unsere volle Beistimmung, wenn der Verf. die Beschränktheit, in welcher wir leben, hervorhebend dabei der Nothwendigkeit gedenkt uns an die Einwirkungen äußerer Dinge anzuschließen und von

der Gunst der Umstände unsere Entwicklung zu erwarten, dabei aber auch hinzufügt, daß in dieser Abhängigkeit vom Aeußern doch keineswegs eine Nothwendigkeit der Verneinung oder Beschränkung unseres Seins liege (§ 23), daß wir vielmehr die Beschränktheit unseres Lebens und Daseins an den Mängeln unserer geistigen Entwicklung gewahr werden, indem wir sie dem Ideale der Vollkommenheit, welches wir in Gedanken tragen, nicht entsprechend finden (§ 24). Wir müssen ihm auch beistimmen, wenn er es lobt, daß Krause besser als Schelling und Hegel den Unterschied zwischen Gott und Welt hervorgehoben habe (§ 32), und finden die Betrachtungen, welche er über die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes anstellt, im Ganzen richtig und mit Billigkeit das Wahre und das Scheinbare an ihnen abwägend (§ 33). Endlich wollen wir auch noch erwähnen, daß er mit Recht bemerklich macht, wie alle Kraft philosophischer Ueberzeugungen doch nicht allein von dem wissenschaftlichen Gedankengange, sondern auch von der Gesammtbildung des Philosophen abhängig ist, daher auch die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen des Menschen in die Anerkennung des obersten Grundes aller Dinge eingreifen (§ 34). Dies wird wohl schon im Beginn der philosophischen Untersuchungen der Fall sein, aber in den letzten und allgemeinsten Ergebnissen macht es sich natürlich am meisten bemerklich.

Ueber den zweiten Theil der Schrift, welcher eine encyklopädische Uebersicht über die vornehmsten philosophischen Disciplinen zu geben bestimmt ist, können wir uns nur kürzer erklären. Er setzt im Allgemeinen die Anordnung des Krausischen Systems auseinander. Wir finden sie zu verwickelt, als daß wir sie theilen könnten. Die Be-

rücksichtigung alles dessen, was bisher in der Philosophie geleistet worden, nach seinen Hauptpunkten ist auch hierbei zu loben; aber sie ist auch Grund der Verwicklungen geworden. Die Darstellung des Verf. wird dabei in einzelnen Partien ganz schematisch, besonders in dem, was er über die Ethik und ihre Theile sagt (§ 75 ff.); der Verf. konnte sich dabei, wie er auch an verschiedenen Stellen gethan hat, auf seine frühere Schrift über die Grundlagen des sittlichen Lebens berufen, welche auch in diesen Anzeigen mit Lob erwähnt worden ist. Dem Zwecke einer Einleitung in die Philosophie war dies aber wohl nicht ganz entsprechend, so wie wir überhaupt die häufige Berufung auf die neuesten Bewegungen in der Philosophie diesem Zwecke nicht gemäß finden. Der Gedanke, ein Programm seiner Philosophie zu geben, mag sich hierüber störend eingemischt haben. Die Bemerkungen, welche wir uns über die Haltung seiner Schrift erlaubt haben, sind bisher, wie man nicht übersehen wird, im Wesentlichen nur formaler Art gewesen; aber das Formale greift in der Philosophie tief in den Gehalt der Gedanken ein. Die anthropologische Grundlage der Krausischen Lehre kann nicht ohne Einwirkung auf ihr System bleiben. Sie macht sich besonders in der Kosmologie bemerklich. Der Verf. hat sich hier nicht ganz deutlich über die Eintheilung der ihr zufallenden Lehren ausgesprochen. Er stellt zuerst nur Geistesphilosophie und Naturphilosophie als zwei Theile der Kosmologie einander gegenüber (§ 58) und erklärt sich dabei, was wir ganz in der Ordnung finden, gegen die Uebertreibungen des neuern Idealismus, indem er die Natur als einen wesenhaften Theil der Welt betrachtet, dessen Idee nicht allein von der

des Geistes aus zu verstehen und zu messen sei; im physischen All bezeuge sich die Macht und Herrlichkeit Gottes, wie Geringes wir auch davon ahnen, in eigenthümlich wunderbarer Art. Hierauf aber läßt er die Anthropologie zu den beiden andern Theilen der Kosmologie hinzutreten, weil der Mensch die eigenthümliche Art der Vernunft und der Natur an sich selbst erfahre, die breiteste Empirie durch sich hindurchziehend (§ 64). Man wird hierbei wohl im Wesentlichen dieselbe Stellung der Theile der Philosophie voraussetzen müssen, welche Krause angegeben hat. Auffallend ist es hierin, daß der Empirie in diesen Untersuchungen ein so breiter Raum der Einwirkung gestattet wird. Es machen sich aber auch noch andere Bedenken geltend. Geist und Vernunft werden vom Vers. nicht selten in gleicher Bedeutung genommen. In der That möchte es scheinen, als wäre es richtiger die Vernunft, als den Geist, der Natur entgegenzusetzen, da es sich wohl kaum verkennen läßt, daß in unserm geistigen Leben sehr Vieles Natur ist. Der Sprachgebrauch setzt dem Geiste den Körper, aber nicht die Natur entgegen, von welcher erst bewiesen werden müßte, daß sie nichts weiter als Körper wäre. Der Gegensatz zwischen Natur und Geist wird dadurch erläutert, daß für den Geist die Freiheit, für die Natur die Gebundenheit (Nothwendigkeit) ein charakteristisches Merkmal wäre (§ 59); wir würden dies richtig finden, wenn für den Geist die Vernunft gesetzt würde; dagegen würde es ohne Zweifel noch vieler Nachhülfen in der gewöhnlichen Terminologie bedürfen, wenn man im Geiste nichts Anderes als freie Thätigkeiten finden wollte. Diese Bemerkungen können freilich als Ausstellungen angesehn werden, welche nur die Terminologie treffen; es ist aber

kein unwichtiger Punkt, welchen sie richtiger festzustellen suchen, als es in der gewöhnlichen Verwirrung des Sprachgebrauchs geschieht; aus dieser sind zahlreiche Verwechslungen in unsere philosophischen Untersuchungen herübergeleitet worden. Wenn nun aber der Mensch der Natur und dem Geiste zur Seite gestellt wird, weil er Natur und Geist oder Vernunft in sich vereinigt, so hätte vor allen Dingen aus den Begriffen der Natur und der Vernunft ihr Verhältniß zu einander erörtert und nachgewiesen werden sollen, wie eine solche Vereinigung beider möglich sei. Diese Untersuchung finden wir beim Verf. vernachlässigt. Von noch größerm Bedenken ist es, daß der Begriff des Menschen uns in eine ganz andere Sphäre der Untersuchungen versetzt, als die beiden andern vorausgeschickten Begriffe. Natur und Vernunft oder Geist bezeichnen keine Individuen und keine Arten oder Gattungen von Individuen, sondern Abstracta; der einzelne Mensch aber ist ein Individuum und wenn wir vom Menschen im Allgemeinen reden, so haben wir es mit einer besondern Art weltlicher Dinge zu thun. Wir werden nun die Frage nicht umgehn können, wie wir aus einer Untersuchung, welche nur mit den allgemeinen Bedingungen des weltlichen Daseins sich beschäftigte, plötzlich in eine Untersuchung versetzt werden, welche in die Classification der besondern Arten und Gattungen der weltlichen Dinge sich einläßt. Es würde sich hieran auch noch die zweite Frage anschließen, warum aus der großen Classification der Dinge zuletzt eine besondere Art hervorgehoben würde, um sie zum Gegenstande der philosophischen Untersuchung zu machen. Was die erste Frage betrifft, so gehört es fast nur den ersten rohen Anfängen philosophischer Systeme an

auf die Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren, zwischen Vögeln, Fischen, Säugethieren, zwischen Menschen und andern Arten der Säugethiere, besonders in den strengsten Theilen der reinen Philosophie sich einzulassen und doch wird sich der charakteristische Unterschied des Menschen von andern Arten lebendiger Wesen wohl nicht nach logischer Methode bestimmen lassen, ohne eine solche Classification in die Hand zu nehmen. Die Berechtigung also zu dieser Frage wird nicht wohl bestritten werden können und man muß das ganze Unternehmen über besondere Arten der Dinge in der Philosophie zu verhandeln sehr auffallend finden, wenn man nirgends eine Antwort auf diese Frage versucht sieht. Was aber die zweite Frage betrifft, so wird sie leichter sich beantworten lassen, wenn man auf die Anlage des Krausischen und vieler andrer Systeme sieht, und ihre Beantwortung wird uns auch das Verfahren, welches auf die erste Frage führte, begreiflich machen. Den Menschen glaubt man zu einem besondern Gegenstande der philosophischen Untersuchung machen zu dürfen, weil man der Philosophie eine anthropologische Grundlage gibt. Von dem Satze, ich denke, ich bin, als von einer einleuchtenden Thatsache, geht man aus; man stempelt diese thatsächliche Wahrheit zu einem allgemeinen Grundsatze; man fängt an, ihn zu analysiren; man glaubt in ihm zu entdecken, daß unser Ich ein Mensch ist, welches weiter nichts voraussetzt, als daß andere ähnliche denkende Wesen sind, welche unserm Ich gleichen und daher unter dieselbe Art mit ihm befaßt werden. Wer möchte diese Thatsachen leugnen? sollen wir sie nicht zur Grundlage unserer Philosophie machen dürfen? Ohne Zweifel sind dies einleuchtende Thatsachen, welche wir in un-

serm wissenschaftlichen Verkehr nicht bestreiten können. In vorbereitenden Untersuchungen über das System der Philosophie werden sie daher auch ihre Stelle behaupten dürfen; aber Niemand muß sie uns für Lehren der Philosophie anrechnen wollen. Von einer empirischen Thatsache gehen sie aus und nicht durch Analyse meines Bewußtseins, sondern durch Hinzufügung anderer empirischer Thatsachen, welche mich mit andern mir ähnlichen Dingen vergleichen lassen, komme ich zu der Erkenntniß, daß ich der menschlichen Art angehöre. Wir stehen in allen diesen Sätzen nur auf dem Boden empirischer Erkenntniß. Daher drängt sich denn auch die breite Grundlage des Empirischen in der Anthropologie auf. Bis hierher stehen wir noch ganz auf formalem Boden. Denn es ist eine Sache der formalen Anordnung unserer Wissenschaften, daß wir der Philosophie in ihrer reinen systematischen Gestalt das Eingehn in die Classification der Dinge nach ihren Besonderheiten nicht aufdrängen lassen möchten. Aber der Streit der Meinungen schlägt auch alsbald in das Materielle um, wenn nun die Berücksichtigung des Menschlichen zu der Meinung führt, daß nur im Menschen die Verbindung von Natur und Vernunft sich vollziehe. Wir wissen, daß diese Ansicht sehr verbreitet ist; sie hat sich festgesetzt in der populären Erklärung des Menschen, in welcher man die Vernunft für sein charakteristisches Merkmal setzt; eine religiöse Auffassungsweise, welche nur dem Menschen die Offenbarungen Gottes zukommen läßt, hat sich ihr angeschlossen und so lange man im religiösen Gebiete nur an das Praktische sich hält, wird man sie gelten lassen können, obwohl die Ahnungen der Religion auch über dieses beschränkte Gebiet hinausgehen; aber auch in der Philosophie hat sie ihre Stimme erhoben, begün-

stigt von dem Bestreben, das Gebiet des Seienden nicht weiter reichen zu lassen, als unsere menschliche Erkenntniß reicht; hierin hängt sie mit den Versuchen, die ganze Welt in philosophischer Construction zu umfassen, zusammen. Da der Vf. von diesen Versuchen sich fern hält; da er die Offenbarung Gottes auch in der Natur, in der großen Welt, wie wenig wir auch von ihr ahnen mögen, anzuerkennen geneigt ist, so sollten wir wohl glauben, daß seine Neigung zu dieser particularistischen Auffassungsweise nicht zu tief wurzelte. Aber die anthropologische Grundlage seiner Philosophie zieht ihn zu ihr heran. Sie führt es herbei, daß der Mensch als Mittelpunkt der Welt betrachtet wird, weil nur in seiner Vernunft die Welt zur Abspiegelung, zum Bewußtsein über sich selbst, dazu gelangt, sich selbst zu haben. Man würde vor dieser Auffassungsweise mehr zurückschrecken, wenn man bedächte, daß man hierdurch in der That darauf zurückgeführt würde, die ganze übrige Welt außer dem Menschen zu einer unselbständigen Erscheinung herabzusetzen. Denn wenn ihr in ihrer Natur keine Vernunft beiwohnt, so hat sie in Wahrheit nichts für sich, kein eigenes Leben, welches ihr in voller Wahrheit zugerechnet werden könnte; die Zurechnungsfähigkeit im vollen Sinne des Wortes folgt der Freiheit und die Freiheit ist der Charakter der Vernunft. So würde aus der Beschränkung der Vernunft auf den Menschen auch eine Art der idealistischen Tendenz sich ergeben, wie sie besonders in Fichte's Lehren sich ausgesprochen hat, und da der Verf. sonst gegen diese idealistische Tendenz zu Gunsten des Realismus sich ausspricht, so können wir es wohl nur der anthropologischen Grundlage seiner philosophischen Untersuchungen und einer nicht weit genug vorgeschrittenen Untersuchung über das

Verhältniß zwischen Natur und Vernunft zuschreiben, wenn er die Vernunft für etwas Seltenes in der Welt und für beschränkt auf den Kreis der Menschheit ansieht. Hieraus gehen denn auch die Verwicklungen in seiner systematischen Anordnung der Philosophie hervor. Denn wie sonst, so stammen sie bei ihm aus der Berücksichtigung der empirischen Mannichfaltigkeit. Durch die Berücksichtigung des Menschlichen wird sie herbeigezogen. Wir wollen nun keineswegs leugnen, daß diese Berücksichtigung uns nahe genug liegt, ebenso wenig als wir leugnen wollen, daß in dem Bewußtsein unseres Ich alles unser Denken wurzelt; aber wir müssen uns vorbehalten, durch eine genaue Absonderung der philosophischen von den empirischen Erkenntnissen zuerst den erstern ihre sichere Begründung zu geben, um sie alsdann in weiterer Ausführung ihrer Anwendung auf die Erfahrung überzuleiten. Nur in dieser beschränkt sich das Gebiet des Vernünftigen auf den Menschen, weil wir uns bekennen müssen, daß wir in einer anschaulichen und fruchtbaren Erkenntniß nach der beschränkten Lage unserer Erfahrung die Vernunft nur im Menschen zu erforschen vermögen. Hier eröffnet sich nun ein weites Feld für die Anwendungen der Philosophie; aber man muß sich hüten, die angewandten philosophischen Wissenschaften mit der reinen Philosophie zu verwechseln. Der Gefahr dieser Verwechslung hat der Vf. nicht vorbauen können, weil er die Anthropologie und die ihr folgenden Wissenschaften zu eng mit dem Wesen der Philosophie in Verbindung gebracht hat.

Wir haben dieser Schrift, welche von kleinem Umfang ist, eine fast zu ausführliche Anzeige gewidmet, weil sie eine würdige Vertreterin der Krausischen, unter uns noch immer wirksamen Schule ist, deren maßhaltenden und mäßigenden Geist wir gern

anerkennen. Wenn wir auch unsere formalen Bedenken gegen sie nicht zurückhalten können und durch sie auch im Gehalt der philosophischen Lehren zu weitern Abweichungen geführt werden, so können wir doch von dem verständigen Sinn, von der Umsicht und dem Eifer gewissenhafter Forschung, welche in den Schriften des Vfs sich aussprechen, nur günstige Erfolge erwarten und schließen uns gern der treuen und innigen Gesinnung an, welche in der vorliegenden Schrift deutlich und mit überzeugender Kraft sich zu Tage legt. Es möge uns erlaubt sein, aus dem Schlusse seines Buches noch einige Sätze hervorzuheben, welche wir von ganzem Herzen unterschreiben. Wir fordern von dem Forschenden, sagt er, eine Charakterbildung, welche den gelehrten Fleiß moralisch nährt und hebt, welche die Wahrheit zu einem Gut des ganzen Geistes macht und zu dessen Frommen verwerthet. — — Wir erstreben eine Verständigung nach den Grundsätzen einer Philosophie, die den systematischen Ausbau der Vernunfterkenntniß in strenger Methode zur Aufgabe nimmt, aber zugleich den Blick auf die Erfahrung heftet und ihre Arbeit an die geschichtlichen Ergebnisse anknüpft. — — Weil die Philosophie die Grundlage der Wissenschaftlichkeit ist, so bleibt sie auch eine Sache der allgemeinen Bildung. Selbst Erzeugniß der edelsten Cultur soll sie für die höchsten Zwecke wirksam sein. In Einigkeit mit der Entwicklung des Geistes, in Anschluß an die Geschichte, beseelt von den Wahrheiten der christlichen Ueberzeugung, trage sie ihren Theil dazu bei, um den Menschen in seiner individuellen Gestalt und in seinen Beziehungen zur Welt zu vervollkommnen und für die wichtigsten Werke des Geistes die Leitfäden zu ziehen. — — Wenn in diesem Sinne, setzen wir hinzu, die Philosophie gelehrt wird, kann man von ihr hoffen, daß sie zu der friedlichen Verständigung, welche wir unter uns anzustreben haben, das Ihrige beitragen werde. H. Ritter.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 1. November 1856.

Basel

Schweighauser 1856. Beiträge zur normalen und pathologischen Histologie der Cornea. Von Dr. Wilhelm Hiß. Mit 6 Tafeln. VIII u. 146 S. in Octav.

Es gibt wenig Organe wie die Cornea, deren Bau im Ganzen so einfach und leicht zu erkennen und doch zugleich so sehr ein Gegenstand des Streites ist; wenn aber verschiedene geübte und tüchtige Beobachter bei der Untersuchung eines an sich einfachen Gegenstandes zu so verschiedenen Resultaten gelangen, so kann dies keinen anderen Grund haben, als daß sie sich verschiedener Methoden bedienten und in diesen der Fehler eingeschlossen ist. So verhält es sich in der That auch hier bei der Cornea und es ist daher um so erfreulicher, wenn wir in dem vorliegenden Werkchen Resultate von Untersuchungen finden, die nach allen Methoden gemacht wurden, aber deshalb zu einem glücklichen Ende führten, weil die Fehler, welche aus der einseitigen Anwendung nur

einer Methode hervorgehen müssen, durch vernünftige Combination einer Methode mit der anderen verhütet wurden. Mit Recht schickt deshalb der Verf. der vorliegenden ausgezeichneten Monographie eine Reihe methodologischer Vorbemerkungen voraus; man sieht aus denselben, daß er seine Untersuchungen theils an frischen Hornhäuten machte, theils die letzteren vor der Untersuchung in verdünntem rectificirten Holzessig erhärtete, welche Methode er als die beste empfiehlt; außerdem bediente er sich auch der von Remak empfohlenen Mischung von verdünntem Holzessig, verdünntem Alkohol und einer schwachen Lösung von Vitriol; endlich empfiehlt er zur Isolirung der Zellen die Maceration der Hornhäute in Mineralsäuren. Finden wir hier die Untersuchung an getrockneten Hornhäuten nicht erwähnt, so sehen wir doch aus dem Späteren, daß er auch diese in Anwendung zog. Gehen wir nun zu der Betrachtung der Anschauungen des Verf. über, so wollen wir gleich von vorn herein bemerken, daß dieselben mit den unsrigen im Wesentlichen völlig übereinstimmen und daß nur daher ein Bericht über dieselben doppelt erfreulich ist. In Betreff der anatomischen Beziehungen der Hornhaut zu den Nachbarhäuten vertritt Verf. natürlich die Ansicht, nach welcher Hornhaut und Sclerotica nur eine Haut bilden; die Hornhaut bildet aber die vordere Fortsetzung der vereinigten Conjunctiva und Sclerotica. Von diesen beiden Häuten nimmt sie ihren Ursprung in der Weise, daß sie von ersterer einen verhältnißmäßig kleinen, von letzterer einen ungleich überwiegenden Antheil von Elementen empfängt, die, nachdem sie kaum die eigenthümlichen Charaktere des Cornealgewebes angenommen haben, in einer so vollständigen Weise sich vermischen und durch-

filzen, daß eine fernere Scheidung beider Theile unmöglich iſt. Hiernach erhält die Cornea einen Bindehautantheil, der nicht nur aus Epithel und vorderer Lamelle, ſondern auch aus einer beſtimmten Menge von Elementen der Substantia propria beſteht. Alle drei Gewebe haben in hiſtologiſcher Beziehung das Gemeinſame, daß ſie aus veräſtelten zelligen Beſtandtheilen und aus einer nach verſchiedenen Richtungen verſchieden ausgebildeten in Lamellen oder Faſerbündel zertheilbaren Intercellularſubſtanz beſtehen. Der Uebergang in die Cornea macht ſich von der Sclerotica aus in der Weiſe, daß die Elemente der letzteren regelmäßiger ſich lagern: die Zellen ordnen ſich zu Längsreihen, zwiſchen denen die Queranaſtomoſen weniger häufiger werden, die Bündel der Intercellularſubſtanz verlieren an faſrigem Charakter und ordnen ſich ebenfalls der Fläche nach ſo, daß das Gewebe ſtatt des areolären einen ſcheinbar geſchichteten Bau bekommt. An der Hornhautoberfläche hat aber die Textur wieder mehr den Charakter eines Faſerfilzes, indem ſich hier die Elemente der Conjunctiva mit denen der Sclerotica durchkreuzen. Von der Fläche geſehen, ſtellt ſich die allgemeine Anordnung der Hornhautelemente ſo dar, daß an der Oberfläche und in der Tiefe eine Schicht circulär den Rand der Cornea umſäumt, welche nach dem Centrum zu ſich auflöſt und in einzelne, anfangs unter wenig geneigten, ſpäterhin unter ſtärkeren Winkeln ſich kreuzende Bündel zerfällt. In den mittleren Lagen der Hornhaut iſt dieſe Circulärſchicht nicht vorhanden, ſondern hier haben wir nur die radiär aus der Sclera herübertretenden Subſtanzbündel, welche häufig noch auf eine gewiſſe Strecke hin einen leichtſtreifigen Charakter beibehalten. Der

Umstand, daß die Anwesenheit der zwei Circulärschichten das directe Uebertreten der Scleroticalelemente in die der Cornea nur in den mittleren Verbindungslagen gestattet, trägt die Schuld, daß man auf senkrechten Schnitten durch die Grenze beider Häute immer eine Art fächerförmiger Ausstrahlung von den Bündeln der Sclerotica in die Substanz der Cornea beobachtet. —

Die eigenthümliche Substanz der Cornea ist nun auf beiden Flächen mit Grenzhäuten umgeben, auf der unteren mit der bekannten Demoursischen Membran, auf der oberen mit einer dieser analogen, aber noch wenig bekannten Lage; dieselbe ist 0,003—0,004‴ dick, durchsichtig, völlig structurlos, vorn glatt, nach hinten ungleich und ohne scharfe Grenze mit der Intercellularsubstanz der Cornea verbunden; sie läßt sich nur unvollständig isoliren, rollt sich aber dann in derselben Weise ein, wie die Desmoursische Haut. Nach Verf. sind die vordere und hintere Grenzschicht ursprünglich beide nichts als reichlicher abgelagerte Schichten von Intercellularsubstanz, welche über das Niveau der Zellenstrata vorragend, späterhin von der übrigen Intercellularsubstanz sich isoliren. Die vordere Grenzschicht vermißt Verf. bei Pferden, Ziegen, Hunden und Katzen, er fand sie sehr schön ausgebildet beim Menschen, Rind, Schaf, Schwein, Kaninchen, Meerschweinchen, Tauben, Krähen. — Die Substantia propria der Hornhaut besteht aus Zellen und Intercellularsubstanz, die ersteren sind die Hauptcentren des Stoffwechsels, die activen Träger der Ernährungsthätigkeit; die letztere verhält sich morphologisch bei allen Vorgängen passiv und steht zu den Zellen in einem räumlich compensatorischen Verhältnisse, indem sie abnimmt, so wie sich die Zellen vergrößern und

umgekehrt. Die Intercellularsubstanz ist ursprünglich ganz homogen, so wie aber die Zellen eine gewisse einseitige Form und Richtung erhalten, tritt in ihr eine exquisite Spaltbarkeit ein, welche es ermöglicht, das Gewebe mit Leichtigkeit in lamellöse oder fibrilläre Elemente zu zerreißen. An ganz reinen Schnitten einer frischen Cornea, die man wohl ausgebreitet und ohne Deckglas unter das Mikroskop bringt, sieht man keine Spur von lamellösem oder fibrillärem Bau, sondern in der durchaus gleichförmigen, beinahe gallertartig aussehenden Grundmasse erblickt man auf's zierlichste das gesammte System der Hornhautzellen; drückt und quetscht man aber, dann treten Fibrillen hervor und verdecken die Zellen. Als Lamellen können daher nur diejenigen Partien von Intercellularsubstanz bezeichnet werden, welche nach einer Richtung spaltbar sind, und wenn von einer Durchkreuzung der Lamellen die Rede ist, so wird damit gesagt, daß die Substanz in verschiedenen Ebnen verschiedene Spaltbarkeit besitze. Lamellen in diesem Sinne sind bandartige Streifen von einer unbestimmten Länge, von 0,002—004‴ Dicke und 0,04—0,12‴ Breite; dieselben sind flach übereinander geschichtet; aber ihre Schichtung ist keine absolut parallele, sondern indem die Bänder unter wenig geneigten Winkeln sich überlagern und durchflechten, bilden sie ein Maschenwerk, dessen Maschen auf senkrechten Schnitten zuweilen sehr schmal und in die Länge gezogen erscheinen. Die Zellen liegen immer zwischen den Lamellen; von den beiden Axen, in denen sie ihre Flächenausläufer ausschicken, läuft die eine mit der überliegenden, die andere mit der unterliegenden Lamelle parallel. Lücken existiren nirgends. Aeußerst instructiv für die Structurverhältnisse der Intercel-

lularsubstanz sind die Beobachtungen, welche bei polarisirtem Lichte sich anstellen lassen; denn das Boeckſche Gesetz, daß alle fasrigen organischen Körper das Licht doppelt brechen, gilt auch für die Hornhautlamellen.

Die Hornhautkörper bilden ein durch zahlreiche Ausläufer zu einem ununterbrochenen Gerüste vereinigtes System von Zellen, das nach der vorderen und hinteren Fläche hin in sich abgeschlossen ist, ringsumher aber an jene Systeme unmittelbar sich anschließt, welche die Bindegewebszellen der Conjunctiva und der Sclerotica unter sich bilden. Die Hauptform der Zellen ist die sternförmige; die Zellen sind platt, haben viele Ausläufer, einen blassen feinkörnigen Inhalt und einen rundlich ovalen platten Kern. Der Ramificationstypus ist ursprünglich ein quadripolarer, wie sich beim Fötus nachweisen läßt; beim Erwachsenen wird die Zahl der Ausläufer bedeutender, aber man findet, daß für eine jede Zelle und Zellengruppe zwei unter einem gegebenen Winkel sich schneidende Achsensysteme vorhanden sind, in deren Richtung allein die Ausläufer ausstrahlen und sich zu verbinden pflegen; diese Achsensysteme stehen in genauster Beziehung zur Spaltrichtung der Intercellularsubstanz. Die Zahl der Ausläufer in der Querrichtung ist bedeutender als die in der Längsrichtung. Die Zellen an der Oberfläche der Cornea sind auch mehrfach verästelt, haben aber einen äußerst kleinen Zellenkörper und Kern und ihre Ausläufer vereinigen sich in eigenthümlicher Weise zu einem System bogenförmig begrenzter Maschen. Die Zellen der Circulärschicht sind circulär gestellt, sehr lang und daher scheinbar spindelförmig; ihre Ausläufer gehen theils circulär, sind dann sehr lang, laufen meist ganz parallel

und dicht neben einander und vereinigen sich meist gar nicht mit anderen, theils quer, sind dann kurz und vermitteln die Verbindung der Zellen unter einander.

Die chemischen Verhältnisse übergehend kommen wir nun zur Entwickelungsgeschichte der Hornhaut, aus welcher wir Folgendes hervorheben. Die ersten Stadien fallen außer den Bereich der Beobachtung und zu der Zeit, wo eine sichere Isolirung und eine technische Bewältigung des jugendlichen Hornhäutchens möglich wird, sind bereits sämmtliche wesentliche Bestandtheile der Hornhaut, das Zellensystem, die Intercellularsubstanz und die beiden Grenzhäute völlig angelegt. In den ersten Zeiten sind die Zellen weit überwiegend, groß und quadripolar, die Intercellularsubstanz ist ganz homogen und ohne Spur von Spaltbarkeit; erst in der zweiten Hälfte des intrauterinalen Lebens nimmt dieselbe an Menge erheblich zu und bekommt eine bestimmter sich aussprechende Spaltbarkeit; auch die Zellen wachsen. Nach der Geburt geht das Wachsthum noch fort und es findet auch eine Vermehrung der Zellen durch Verlängerung und Abschnürung Statt.

Die Nerven der Hornhaut verbreiten sich vorzugsweise im vorderen Drittheil und die feinsten Verzweigungen finden sich an der Oberfläche; die letzteren bilden ein geschlossenes Netzwerk, in dessen Knotenpunkten Kerne liegen, welche daher als eine Art peripherische Ganglienzellen angesprochen werden müssen. Gefäße fehlen in dem größten Theile der Cornea, es finden sich nur am Rande Capillaren, die von der Conjunctiva und Sclerotica eintreten; diese bilden in der Cornea entweder einfache Schlingen, die nach kurzem Verlauf wieder dahin zurückkehren, von wo sie gekommen,

oder, indem die Stämmchen zwei-, drei- oder mehrmals sich veräſtelten, bilden sie kleine Geflechte, die entweder isolirt bleiben oder mit den kleinen Geflechten benachbarter Stämmchen sich vereinigen können. Blind endende Gefäße kommen in der Cornea normaler Weise nie vor. Sämmtliche Blutgefäße finden sich im vorderen Dritttheile der Membran. Die am Rand der Cornea in derselben bei vielen Thieren vorkommenden veräſtelten Pigmentkörper stammen theils aus pigmentirten Zellen, theils aus Capillarnetzen, in denen sich Pigment bildete. Ueber die Lymphgefäße der Cornea konnte Verf. keine Beobachtungen machen. Die Hornhautkörper mit ihren Ausläufern sind hohl und stellen daher ein Röhrensyſtem dar, deſſen Verbindung aber mit den Capillaren der Hornhaut nach Verf. noch nicht genügend nachgewieſen und unwahrscheinlich iſt. Für die Hohlheit der Zellen und ihrer Ausläufer spricht u. a. die Beobachtung, daß nach Aetzung einer Stelle der Hornhaut mit Höllenstein in den Zellen und Ausläufern in weiter Ausdehnung vom Aetzungsfleck an Höllensteinpartikelchen enthalten sind, während sich in der Intercellularsubſtanz dazwiſchen keine finden. An der Ernährung der Cornea betheiligen sich der Humor aqueus und die Gefäße, allein nur dadurch, daß sie das Material dazu liefern: die eigentlichen Factoren des ernährenden Stoffwechſels, sowohl der Vertheilung als der Verarbeitung der Stoffe, sind in den integrirenden Elementen der Cornea und zwar vor Allem ihren Zellen zu suchen, wie dies für alle anderen Gewebe gilt.

Haben wir schon in dem bisher Mitgetheilten eine ganze Reihe der werthvollſten Beobachtungen gefunden, so treten uns nun in den Reſultaten

der Unterſuchungen über krankhafte Veränderungen der Cornea eine große Zahl der wichtigſten Thatſachen hervor, die eine völlige Reform der Anſchauungen der älteren oder antemikroſkopiſchen Medicin bewirken müſſen, eine Reform, die bekanntlich zuerſt von Virchow angebahnt wurde. Die Veränderungen bei traumatiſcher Keratitis beobachtete H. vorzugsweiſe an der Cornea von Kaninchen, welche er auf verſchiedene Weiſe reizte. Der Reiz wurde in der Mitte angebracht, es bildete ſich in Folge deſſelben zunächſt eine Trübung in der Mitte, dann lebhafte Injection der Conjunctiva am Rande der Cornea, Neubildung von Gefäßen vom letzteren aus nach der Mitte zu, Trübung des Randes, allmälig bis in die Mitte vorſchreitend. Die mikroſkopiſche Unterſuchung zeigt Folgendes: Eine halbe Stunde nach der Reizung findet man an der Stelle derſelben die oberflächlichen Zellen vergrößert, ihre Ausläufer erweitert und mit körniger Maſſe gefüllt, die Kerne ſind vergrößert und in Theilung begriffen; in weiterer Umgebung ſind die Zellen nur etwas vergrößert. Eine Stunde nach angebrachtem Reize findet man in den Zellen im gereizten Centrum Vermehrung der Kerne durch Theilung, in den Zellen der Peripherie des Reizungsherdes Vermehrung des körnigen Inhaltes, Abhebung deſſelben von der Zellenwand; Gruppirung deſſelben um die Kerne und endogene Zellenbildung. Nach 2—3 Stunden findet man dieſelben Veränderungen in höherem Grade und größerer Ausdehnung. Nach 16—20 Stunden haben ſich dieſe Veränderungen ſehr weit ausgebreitet, die endogene Zellenbildung in der oberflächlichen Randzone iſt bedeutend vorwärts geſchritten, auch die Ausläufer ſind erweitert und es haben ſich in ſie hinein

Zellen erstreckt. Im Centrum der Reizung ist die intensive Trübung bedingt durch große Massen von Kernen, dieselben liegen eng aneinander gepreßt in langen Reihen, deren viele in einer Richtung parallel nebeneinander verlaufen und sich mit anderen Reihengruppen in verschiedenem Winkel kreuzen; diese Reihen stellen nach H. Ausläufer von Zellen dar, in welche hinein Kerne gewuchert sind, während die Zellen selbst in dem Gewirre derselben nicht mehr zu erkennen sind. Nach 6 Tagen ist die Trübung sehr intensiv, vom Rande her rückt ein $\frac{1}{2}$—1‴ breiter Kranz von Gefäßen gegen das Centrum vor. Die endogene Production hat in Zellen und Ausläufern einen noch höheren Grad erreicht und durch die Wucherung der zelligen Elemente ist ein großer Theil der Intercellularsubstanz consumirt, auch findet man nun im Centrum eine Rückbildung des endogenen Elements, die großen Mutterzellen erscheinen mit feinkörnigem Detritus gefüllt und zerfallen endlich selbst. In der Randzone haben die endogenen, in Zellen und Ausläufern gebildeten, Zellen spindelförmige Gestalt angenommen, welche in der Richtung der Ausläufer dicht aneinander gelagert sind, und endlich nach Schwund der Mutterzellenmembran frei zu liegen kommen; die Intercellularsubstanz spaltet sich hier in Faserplatten. Diese Züge von dicht aneinander gelagerten frei gewordenen spindelförmigen Zellen vereinigen sich unter einander zu einem Netz und treten dann auch in Verbindung mit den Randcapillaren der Cornea; diese letzteren sind stets im Normalzustand mit einzelnen spindelförmigen Zellen umlagert, die eine Art Adventitia für sie bilden; im Zustand der Reizung nun vermehren sich diese Zellen so, daß sie eine dicke Hülle um die Capil-

laren bilden, dann wachsen solche Zellenconglomerate in verschiedenen Richtungen aus und vereinigen sich endlich mit den erwähnten aus endogener Production in Mutterzellen entstandenen Zügen spindelförmiger Zellen. Diese Zellenzüge gestalten sich endlich nach H. in neue Gefäße um, deren Lumen mit dem der alten in Communication tritt; der feinere Hergang dieser Umgestaltung ist nicht zu erkennen; sehr wahrscheinlich ist, daß die alte Capillarwand zu Grunde geht und die umhüllende Adventitia in Verbindung mit den anstoßenden Zellensträngen die Rolle einer neuen Gefäßwand übernimmt. Das Netzwerk der Spindelzellenstränge ist an der Oberfläche der Hornhaut von ungemeiner Dichtigkeit, die Gefäße sind anfangs steif und werden gewöhnlich spitz, dies verliert sich aber allmählich, sobald das Blut reichlicher darin zu circuliren beginnt; auch die spitzen Enden persistiren nicht, sondern es bilden sich entweder durch Eröffnung neuer Blutwege terminale Anastomosen, oder es obliteriren die Stämmchen und werden bis zum nächsten Seitenwege hin unwegsam. Nach 10 Tagen zeigen sich die Rückbildungserscheinungen in den mittleren und tiefer gelegenen Hornhautschichten; an der Oberfläche ist die endogene Wucherung weiter gegangen, die endogenen Producte sind meist frei; die Intercellularsubstanz fast ganz consumirt. Später bilden sich auch in den primären endogenen Zellen secundäre und auch diese werden wieder frei und liegen in Gruppen zusammen. In anderen Fällen tritt Rückbildung ein, die endogenen Elemente zerfallen und die Mutterzellen schrumpfen wieder ein. Die Untersuchungen, welche der Verf. an entzündeten menschlichen Hornhäuten machte, zeigten im Wesentlichen dasselbe. (Refer.

hatte nur einmal Gelegenheit die Beobachtungen des Verf. an einer kranken menschlichen Hornhaut zu controliren, es betraf dies einen Fall von ulceröser Perforation der Cornea bei einem Blatterkranken; die Verhältnisse der Mutterzellenbildung und der durch sie bewirkten Consumption der Grundsubstanz waren hier sehr schön zu verfolgen und zeigten sich in derselben Weise wie es der Verf. beschreibt; nur über die feineren Details der endogenen Bildung der Zellen gaben die Präparate keine genügende Auskunft).

Aus dem vorgelegten Untersuchungsmaterial läßt sich nun nach H. Folgendes schließen: Als allgemeines Ergebniß muß die vollständige Bestätigung des bereits von Virchow ausgesprochenen Satzes in den Vordergrund gestellt werden: daß bei der Hornhautentzündung ein freies, selbständig wahrnehmbares Exsudat gar nicht vorkommt. Sämmtliche Veränderungen, die die Hornhaut erleidet, gehen an den präexistirenden Gewebselementen vor sich. Die an den Zellen bemerkbaren Veränderungen sind: Volumszunahme der ganzen Zellen, Theilungen und Vermehrungen der Kerne, Bildung von Zellen um dieselben, Rückbildung durch Fettmetamorphose und Zerfall der endogenen Brut. Die im Centrum eintretende massenhafte Kernbildung ist offenbar ganz unabhängig von Gefäßeinfluß, wogegen die in der Randzone überwiegende Zellenvergrößerung in einem Abhängigkeitsverhältniß zur Materialzufuhr aus benachbarten Gefäßen stehen kann. Die Verbreitung der Reizsymptome geschieht mit viel größerer Intensität und Schnelligkeit nach der Fläche hin, als nach der Tiefe. Die Kerntheilung scheint diejenige Action zu sein, wodurch die Zelle unter allen Bedingungen gegen den einwirkenden Reiz

reagirt, und zwar so, daß die Intensität der Theilungsvorgänge unmittelbar der Reizeinwirkung proportional gesetzt werden kann. Die Zellenbildung geht nach dem Gesetz der „Zellenbildung um Inhaltsportionen von Mutterzellen“ vor sich. Was aus den endogenen Zellen später wird, hängt von äußeren Umständen ab: ihrer Lage, der Nähe der Gefäße ꝛc.

Gehen wir nun näher auf die klinische Erscheinung der Hornhautentzündung ein und sehen, wie sich nach dem Verfasser die einzelnen Symptome erklären lassen, so finden wir Folgendes: Was die Trübung betrifft, so geht dieselbe meist unmittelbar von den Veränderungen der zelligen Elemente aus; hauptsächlich bewirken die Kerne durch ihre Zahl und ihr mit derselben wachsendes Lichtbrechungsvermögen die Trübungen, während Vergrößerung der Zellen an und für sich keine Trübung bewirkt. Zuweilen entsteht die Trübung durch die oben erwähnte Zerklüftung der Grundsubstanz; es scheinen hierher besonders jene perlmutterartig glänzenden Trübungen zu gehören, die man als Hornhautnarben, Leukome ꝛc. aufgeführt findet. (Als ein weiteres trübendes Moment sind die Kalkablagerungen anzuführen, von denen Verf. einen Fall sah). Was die Gefäßbildungen betrifft, so sind dieselben schon oben erläutert worden. Die Gewebsauflockerung und Erweichung geht in erster Linie von der Zunahme der zelligen Elemente aus, wodurch die Intercellularsubstanz consumirt wird, in zweiter Linie von der letzteren selbst, indem sie erweicht. Hieraus kann endlich auch Zerfall, Substanzverlust und Geschwürsbildung folgen. Der Gewebsersatz wird von den neugebildeten Zellen geliefert.

Die Texturveränderungen, die nach der Trige-

minusdurchschneidung in der Hornhaut eintreten sind der Hauptsache nach durchaus identisch mit denjenigen der einfach traumatischen Entzündung. — In einem Falle von Carcinoma melanodes des Bulbus sah Verf. an Stellen, wo die Cornea vom Carcinom vom Rande aus überwuchert war, auch die oberflächlichen Hornhautzellen vergrößert und pigmentirt, offenbar der Anfang der Krebsbildung in der Cornea selbst. — Bei dem Arcus senilis findet man in den trüben Stellen das Fett in äußerst feinen Körnchen zu dicht gedrängten, parallel stehenden fadenförmigen Reihen vereinigt; diese Parallelreihen durchkreuzen sich nach verschiedenen Richtungen und bilden so eine Art dichten Gitterwerks; es sind ursprünglich Zellenausläufer, wie sich aus Untersuchung von Stellen ergibt, an welchen die Trübung geringer ist.

Zur Erläuterung des Textes sind dem Werke 6 Tafeln mit recht guten Lithographien beigegeben, welche die histologischen Verhältnisse im normalen und pathologischen Zustande vollständig darstellen. Indem wir zum Schluß dieser Anzeige schreiten, wünschen wir dieser Monographie eine recht große Verbreitung und sprechen die Hoffnung aus, daß im Verlauf der nächsten Jahre auf Grund der Anschauungen des Verf. und seines Lehrers Virchow eine allgemeine Einigung über die Textur der Cornea gewonnen werden möge. Jedenfalls liegt in dieser Arbeit ein sehr wesentlicher Fortschritt und wir begrüßen in ihr eine willkommene Bereicherung unserer Wissenschaft.

Fr.

London

John Churchill 1855. The Diagnosis of surgical Cancer by John Zachariah Laurence. VIII u. 77 S. in Oct. und 2 Tafeln.

Die kleine Abhandlung über Krebs enthält manches Gute, obschon nichts für die anatomische oder klinische Diagnose des Krebses Neues. Was den feineren Bau der Carcinome betrifft, so entscheidet sich der Verf., wie alle unbefangenen Beobachter seit Joh. Müller, dahin, daß derselbe nicht aus einigen wenigen unter dem Mikroskop gesehenen Zellen erkannt werden kann, sondern aus exacter Untersuchung aller Elemente einer Geschwulst; daß die Zellen, welche in bösartig verlaufenden Geschwülsten vorwiegend sind, auch in gutartigen vorkommen können, und daß auch ihrem Bau nach ganz unverdächtige und in der Regel gutartig verlaufende Geschwülste, in einzelnen Fällen bösartig verlaufen können. Als Beleg für die letzte Bemerkung finden wir außer drei bekannten von Velpeau beobachteten Fällen einen neuen, vom Verf. beobachteten: Ein 65 Jahre alter Mann, kräftig gebaut und von blühendem Aussehen, hatte eine sehr umfangreiche Geschwulst am unteren Ende des linken Schenkels. Als er dieselbe vor zwei Jahren zuerst bemerkte, hatte sie die Größe einer Wallnuß, seitdem war sie allmählich zu dem jetzigen Umfang herangewachsen. Die Inguinaldrüsen waren nicht angeschwollen. Zuweilen hatte er Schmerzen an deren Stelle gehabt. Krebsdisposition war nicht vorhanden, einige seiner Brüder und eine Schwester waren an Phthise gestorben. Dieser Mann starb in Folge der Anwendung des Chloroforms vor der beabsichtigten Amputation. Bei der Section fand man noch eine Geschwulst am linken Arme, eine in der Leber und einige in den Lungen. Die Schnittfläche der Geschwulst am Schenkel hatte ganz den Charakter eines Fibroides des Uterus; an einer Stelle hatte sich Blut in die

Masse ergossen. Die mikroskopische Untersuchung zeigte als Hauptelement Faserbündel, daneben nur wenige Faserzeilen, längliche Kerne und einige Fettkörnchen. Die Geschwulst am Arm hatte die Größe einer Olive und bestand ebenfalls aus Fasern, in welchen nach Zusatz von Essigsäure längliche Kerne hervortraten, die in der Längsrichtung der Faserzüge angeordnet waren. Die Geschwulst in der Leber hatte die Größe einer Haselnuß und war sehr reich an fibroplastischen Elementen. Die Lungenknoten bestanden aus Fasern und länglichen Kernen. Statt durch solche Fälle dahin gebracht zu werden, den Begriff der Bösartigkeit allgemein zu fassen und vom Carcinom zu trennen und bei der Diagnose der Geschwülste nur vom anatomischen Gesichtspunkte aus zu gehen, damit für die anatomisch und histologisch definirten Geschwülste eine klinische Skala ihres Verlaufs entworfen werden kann, bleibt der Verf. wie die Mehrzahl der Aerzte immer noch bei der alten Unklarheit, die den Krebs auf der einen Seite absolut bösartig nennt, auf der andern Heilung für möglich hält, die nur den Krebs für bösartig hält, aber auch andere Geschwülste zuweilen bösartig verlaufen läßt.

Fr.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1856.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1856. System der Logik und der Metaphysik. Von Dr. Heinrich Ritter. Zwei Bände. Erster Band. XIV u. 335 S. Zweiter Band 591 S. in Oct.

Ueber die Tendenz meiner Schrift und ihr Verhältniß zu meinen frühern Schriften, fast das Wesentliche ihrer Geschichte, habe ich mich in der Vorrede erklärt; doch würde noch gar mancherlei hinzugefügt werden können, wenn man ihr Verhältniß zu den bisherigen Unternehmungen in der systematischen Philosophie erörtern wollte. Nur einige Bemerkungen hierüber mögen mir erlaubt sein.

In meiner kurzen Schrift, Versuch zur Verständigung über die neueste deutsche Philosophie seit Kant habe ich zu erkennen gegeben, daß ich die Bestrebungen, von welchen die Umwälzung philosophischer Forschungen in den letzten Menschenaltern ausgegangen ist, noch nicht für geschlossen halte, daß sie ihren guten, geschichtlich wohlberechtigten Grund hatten, einen großen Umschwung in

den wissenschaftlichen Ueberzeugungen hervorgebracht haben, auf welchem man weiter bauen muß, daß aber noch viel zu thun übrig bleibt, wenn das Wahre vom Falschen gesichtet, das Uebereilte von den sichern Ergebnissen ausgeschieden werden soll. Dem Gedanken, hierzu das Meinige beizutragen, konnte ich mich nicht entziehen. Schon wenn ich daran dachte, daß es mir künftig noch vergönnt sein könnte, den erwähnten kurzen Versuch zu einer Geschichte und Kritik der neuesten wichtigsten Systeme zu erweitern, mußte es mir, wenn nicht nöthig, doch sehr erwünscht erscheinen, meinen kritischen Bemerkungen eine systematische Entwicklung meiner Gedanken zur Seite gestellt zu sehen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus wünsche ich die jetzt veröffentlichte Schrift betrachtet zu sehen.

Daß mein System aus den Bewegungen der neuesten deutschen Philosophie hervorgegangen ist, wird es in fast keinem seiner Glieder verleugnen können. Aber ich habe es auch schon oft ausgesprochen, daß unsere gegenwärtige Philosophie die Lehrweisen, welche frühere Zeiten versucht und bis zu einem gewissen Grade zur Reife gebracht haben, nicht vernachlässigen sollte. Viel zu weit ist die grundfalsche Meinung verbreitet, daß in der Philosophie die eine Zeit immer nur wieder umstoße, was die vorhergehende Zeit aufgebaut hatte; nur wer über den äußern Anschein nicht auf den Grund philosophischer Lehren durchzudringen weiß, oder mit seiner eigenen Lehrweise zu sehr beschäftigt die Verständigung mit andern Menschen und andern Zeiten verschmäht, kann in der Geschichte der Philosophie einen Wirrwarr sich setzender und sich aufhebender Meinungen erblicken. In Zeiten, welche in einem schnellen Umschwunge der Meinungen sind, wird man in der Regel die Lehren

der Vergangenheit voreilig bei Seite werfen, welche dann später doch wieder herbeigezogen werden; unser gegenwärtiger Standpunkt in der Philosophie scheint es zu vertragen, daß auch die verschollensten Lehren, welche eine Zeit lang in Verruf gekommen waren, wieder zu Ehren gelangen. Und so habe auch ich mit den Gesichtspunkten der neuesten deutschen Philosophie die Lehren der ältern und mittlern Zeiten zu vereinigen gesucht. Es ist dies in einem noch weitern Umfange von mir geschehn, als schon Andere vor mir es begonnen hatten. Man wird neben meinem Systeme ein kritisches Verfahren einherlaufend finden, welches bis in die Philosopheme der Araber und des Mittelalters nach den Elementen der Bildung forscht, welche die frühern Forschungen für unsere Verständigung abgesetzt haben. Denn Gedanken, welche einmal unter den Menschen wach geworden sind, bilden sich zwar oft bis zur Unkenntlichkeit um, verlieren sich aber doch schwerlich ganz. Hierdurch, daß die Lehren der ältern Philosophie in die Form des neuen Systems gezogen, dabei aber auch kritisch behandelt werden, habe ich mich zu der Weise der Darstellung genöthigt gesehen, welche freilich vom künstlerischen Gesichtspunkte aus nicht sehr sich empfiehlt, durch die wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit aber sehr allgemeine Verbreitung gefunden hat. Neben den kürzern Paragraphen des Systems laufen längere Anmerkungen einher, welche zwar auch die allgemeinen Grundsätze zu veranschaulichen streben, aber vornehmlich mit andern gangbaren Auffassungsweisen sich abzufinden suchen. Daß ich dabei die am weitesten verbreiteten Systeme vorzugsweise berücksichtigt habe, versteht sich von selbst; vielleicht wird man es mir verdenken, daß

ich die Streitigkeiten des Tages nur selten berücksichtigt, jetzt lebende Philosophen gar nicht erwähnt habe; wie wenig ich auch ihre Bestrebungen gering achte, so sehr mußte ich mich davor scheuen in Wendungen der Gedanken einzugehn, welche noch zu neu sind, um allgemein verbreitet und bekannt sein zu können; was von ihnen schon unserer allgemeinen Bildung zugefallen ist, wird auch wohl im Anschluß an ältere Lehrweisen eine Berücksichtigung gefunden haben; in seiner besondern Gestalt würde es aber nicht ohne große Weitläuftigkeit sich haben behandeln lassen. Die Auslegung von Gelehrsamkeit, welche bei diesen kritischen Beigaben sich nicht vermeiden ließ, führt nun freilich wohl einige Schwerfälligkeit mit sich; mehr bedauere ich, daß dabei manche Wiederholungen sich nicht leicht vermeiden ließen, weil dieselben Lehren unter verschiedenen Gesichtspunkten an verschiedenen Stellen des Systems zu berichtigen waren. Die Benutzung älterer Lehrweisen kann auch den Schein ein eklektisches Verfahren zu begünstigen mit sich führen. Seitdem wir angefangen haben die Geschichte der Philosophie in unsern eigenen philosophischen Untersuchungen mehr, als früher geschah, um Rath zu fragen, haben sie insgesammt diesen Schein annehmen müssen; aber man darf sich vor dem Vorwurfe des Eklekticismus für gesichert halten, wenn man an die Stelle einer lockern Zusammenreihung philosophischer Meinungen die feste Durchführung einer wissenschaftlichen Methode zu setzen sucht.

Auf eine solche habe ich in meinem Systeme hingearbeitet und eben dadurch hat es sich als ein System mir gestaltet. In der Einleitung habe ich kurz zusammenzudrängen gesucht, was über

den Begriff, das Princip, die Methode der Philosophie, über ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften und zu unserer vernünftigen Bildung überhaupt zu sagen war, auch die Gründe angegeben, welche mich zwingen Logik und Metaphysik als ein System und zwar als die Grundlage des ganzen Systems der Philosophie zu behandeln. Es ist dabei Sorgfalt darauf verwendet worden, sowohl den Uebergriffen der Philosophie in andere Gebiete des vernünftigen Lebens vorzubauen, damit sie nicht als Herrscherin über Natur und Vernunft sich gebährde, als auch ihre Würde ihr zu bewahren, welche sie als Wissenschaft von den allgemeinen Grundsätzen und Methoden unseres wissenschaftlichen Denkens in Anspruch zu nehmen hat. Den Anmaßungen der Philosophie, welche auf ihr Recht als allgemeine Wissenschaft zu gelten sich gestützt haben, haben die Zeiten ein Ende gemacht, welche aus ihnen die Versuche hervorgehen ließen sie als absolute Wissenschaft auszubilden und Natur und Geschichte aus ihren abstracten Begriffen zu construiren; die Erfahrung mußte gegen solche Versuche ihre Rechte sich wahren; aber es kam nun nicht allein darauf an, das Vergebliche in solchen Versuchen aus der Erfahrung zu erkennen, sondern es mußte auch nachgewiesen werden, in welcher Weise die Philosophie ihre Geltung als allgemeine Wissenschaft behaupten und dennoch andere Wissenschaften und andere Elemente der vernünftigen Bildung neben sich dulden kann. Dieser Aufgabe habe ich zu genügen gesucht, indem ich von der Philosophie ihre Anwendung unterscheide und zeige, wie diese noch andere Elemente der menschlichen Bildung voraussetzt, welche unabhängig von der Philosophie gegeben sein müssen. Das Ganze der wis-

senschaftlichen Bildung lasse ich nun nicht in die Philosophie zusammenlaufen, sondern in die allgemeine Bewegung der Cultur, welche zwar, als in Bewegung begriffen, nur Meinungen hervorbringen kann, welcher aber dennoch die Philosophie, als Methode in diese Bewegung bringend, sich unterordnen muß. Diese Erörterung über die Stellung der Elemente in unsern Culturverhältnissen ist nicht mehr neu; eine Abhandlung, welche ich in den Schriften der Berliner Akademie vom Jahre 1833 veröffentlicht habe, erklärt sich hierüber ausführlicher, als es in der kurzen Einleitung geschehen konnte. Doch wird die Auseinandersetzung über den Begriff und die Methode der Philosophie, welcher diese Erörterung eingeschaltet ist, Manches in ein deutlicheres Licht setzen können. Daß meine Lehre über die Methode der Philosophie einer gründlichen und billigen Untersuchung unterzogen werde, muß ich wünschen. Sie unterscheidet sich dadurch von andern Auffassungsweisen, daß sie Princip und Ausgangspunkt der Philosophie strenger, als bisher geschehen ist, unterscheidet, von dem Gedanken ausgehend, daß von einem gegebenen Standpunkte aus, im Allgemeinen von der Erscheinung aus, alles unser Forschen anheben muß, daß es aber auch nur durch ein bewegendes Princip über diesen Standpunkt hinausgetrieben werden kann. Daß dieses bewegende Princip im Allgemeinen im Gedanken des Wissens liege, kann wohl kaum einem Zweifel unterworfen werden; es ist der Gedanke des wissenschaftlichen Zwecks, wie er anfangs unbestimmt von uns gefaßt wird, aber immer bestimmter sich uns in der Forschung entwickeln soll, was uns zu allen unsern wissenschaftlichen Unternehmungen antreibt. Das philosophische Denken be-

ginnt, sich anschließend an die Erfahrung der Erscheinungen, sowie uns der Gedanke des wissenschaftlichen Zwecks ergreift und zum Beweggrunde unserer Forschungen sich erhebt. Er treibt aber alsdann über die Verworrenheit sinnlicher Erscheinungen hinaus und führt zu der Unternehmung die Erscheinung im Allgemeinen zu erklären und die Aufgabe der Philosophie wird nun, die Wege zu zeigen, in welchen die Erscheinung aus ihren Gründen bis zu ihrem letzten Grunde hinan erklärt werden kann. Mit dieser Aufgabe haben es in der That alle philosophischen Untersuchungen zu thun gehabt und das System der Philosophie hat nur dafür zu sorgen, daß nicht einseitige Erklärungsweisen sich einschleichen und voreilig zu den letzten Gründen übergesprungen wird, ehe die niedern Gründe, welche diesen ihren Gehalt geben müssen, zu klarer Erkenntniß gebracht worden sind. Die Gefahr einer solchen Voreiligkeit liegt der Philosophie nahe, weil sie vor Allem an den Zweck denkt. Aber eben hierdurch ist sie auch im Stande selbst in solchen Versuchen, welche nicht in strengster Methode das System ausbauen, für die wissenschaftliche Verständigung etwas zu leisten. Denn wie in allen vernünftigen Unternehmungen der Zweck bedacht werden und leiten soll, so wird auch das philosophische Bedenken des Zweckes allen wissenschaftlichen Unternehmungen förderlich sein, wenn es auch nicht völlig zur Klarheit über alle die Mittel gekommen sein sollte, in welchen der Zweck sich entwickeln und erfüllen soll. Hierauf werden wir uns bei der Unvollständigkeit aller unserer philosophischen Systeme zu berufen haben. Im Bewußtsein des Zwecks stellen sie sich doch als Systeme dar, wenn sie auch nicht völlig entwickelte Systeme zu sein sich

rühmen können. Das vorliegende System will hiervon keine Ausnahme machen. Es ist in der Einleitung weiter entwickelt worden, wie ein philosophisches System zu Stande kommen kann, ohne doch darauf Anspruch zu machen, alle Zwischenglieder, welche zu seiner Erfüllung verlangt werden müßten, wenn es ohne Lücken sein sollte, in gleicher Vollständigkeit zur Ausführung zu bringen. Die Lehre, welche hier entwickelt wird, gesteht zu, daß der Gedanke des Wissens, welchen die Philosophie zu ihrem Principe macht, ein Ideal bezeichnet und sieht daher auch in dem Gedanken des Systems der Philosophie, welcher aus ihm heraus sich gestaltet, ein Ideal, dessen Erfüllung von uns angestrebt werden soll, aber nicht erreicht werden kann, so lange wir im Streben nach ihm sind.

Die Methode der Philosophie, welche nun hieraus abgeleitet wird, daß Princip und Anknüpfungspunkt der Philosophie unterschieden werden, würde man, wenn ein gebräuchlicher Name ihr beigelegt werden sollte, die genetische nennen können; man wird aber freilich wohl bemerken müssen, daß dieser Name in sehr verschiedenem Sinn gebraucht worden ist. Sie würde ihn verdienen, weil sie die Genesis unseres Erkennens von ihrem Ausgangspunkte aus bis zu ihrem Endpunkte verfolgt, welcher ihr Zweck und zugleich das bewegende Princip ist für die ganze Entwicklung der Wissenschaft. Sie wird hier in Anwendung gebracht auf das System der Logik und der Metaphysik, welche beide die allgemeinen Grundsätze, Verfahrungsweisen und Formen der Wissenschaft umfassen sollen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. 178. Stück.

Den 6. November 1856.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „System der Logik und der Metaphysik. Von Dr. Heinrich Ritter."

Daß beide, Logik und Metaphysik, zusammengehören, ist von einem großen Theile der neuesten deutschen Philosophen schon anerkannt worden, obwohl ihr Verhältniß zu einander noch immer nicht recht festgestellt worden ist und daher auch von verschiedenen Seiten her der Widerspruch gegen die Verbindung beider Theile der Philosophie noch nicht aufgehört hat. Für meine Ueberzeugung, daß beide in Verbindung mit einander entwickelt werden müssen, will ich nur zwei Gründe erwähnen, den Zusammenhang nämlich des Schlußverfahrens, welches die Logik untersuchen soll, mit den allgemeinen Grundsätzen, welche der Metaphysik zufallen, und die Bedeutung der Kategorien, welche in der Metaphysik untersucht werden, für das Schlußverfahren. Alle diese Kategorien nämlich bezeichnen nichts Anderes als Formen der Gedankenverknüpfung, in welchen der

wissenschaftliche oder systematische Zusammenhang unserer Erkenntnisse aufgefaßt werden soll, d. h. Formen des Schlußverfahrens. Alle Kategorien verlaufen daher auch in Correlativbegriffen, von welchen der eine auf den andern schließen läßt, und da sie nur eine Hülfe zur Erkenntniß der Gegenstände vermittelst des Schlusses darbieten, glaube ich sie nicht unschicklich mit dem Namen der Hülfsbegriffe bezeichnet zu haben. Es ist auffallend, daß man diese Bedeutung bei den Kategorien des Allgemeinen und des Besondern gewöhnlich übersehen hat, da man in der Logik doch immer das Schlußverfahren vom Allgemeinen auf das Besondere und umgekehrt im Auge hatte. Es muß aber auch einleuchten, daß eine Logik, welche die andern Kategorien nicht berücksichtigt und nicht beachtet, wie man von der Wirkung auf die Ursache, vom Accidens auf die Substanz ꝛc. schließen kann, das Ganze unserer wissenschaftlichen Verfahrungsweisen nur sehr unvollständig darstellen kann.

Der genetischen Methode wird es nun obliegen, die Entstehung, die Bildung unserer Gedanken zu erforschen. Mit Recht hat man es dem alten Rationalismus und der Logik, welche in seinem Sinn sich gebildet hatte, vorgeworfen, daß sie Begriffe und Grundsätze als angeboren oder als fertige Ergebnisse betrachteten, aber nicht zu sagen wußten, woher sie uns ankämen. Ebenso wenig konnte der Sensualismus genügen, welcher die Begriffe für sinnliche Vorstellungen nahm und nur aus einer Sammlung und Vergleichung sinnlicher Verworrenheiten unser Denken hervorgehn lassen wollte. Man hat sich von diesen Denkweisen loszuarbeiten gesucht, man wird aber wohl gestehn müssen, daß die Versuche die Bildung un-

serer Denkformen zu erklären oder auf ihre Gründe zurückzuführen, noch nicht sehr weit fortgeschritten sind. So wie das vorliegende System überhaupt nicht darauf Anspruch macht etwas Vollendetes zu leisten, so wird es auch in dieser Untersuchung sich bescheiden, wenn ihm zugestanden wird, die allgemeinsten Grundlinien des Weges bezeichnet zu haben, in welchen der Aufgabe genügt werden soll. Zu diesem Zwecke war es nöthig, wie es im ersten Theile des Systems geschehen ist, zuerst das Princip der Philosophie oder den allgemeinen Beweggrund unseres Nachdenkens zu untersuchen, alsdann den gegebenen Ausgangspunkt, die Erscheinung, den Stoff für unser Nachdenken in das Auge zu fassen und hierauf zu zeigen, wie er in unserer sinnlichen Vorstellung aufgefaßt wird, nur um ihn in seinen bestimmten Verhältnissen zu fixiren in der Voraussetzung, daß er durch unser Nachdenken auf seine übersinnlichen Gründe zurückgeführt werden soll, aber noch ohne daß über die bestimmte Weise dieser Gründe eine Entscheidung getroffen würde. Zu einem Hauptpunkt des Bemühns mußte hierbei gemacht werden das, was der sinnlichen Vorstellung angehört, von dem Uebersinnlichen genau zu unterscheiden, weil die Verwechslung der Vorstellung mit dem Begriff, des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen noch immer Verwirrungen herbeizuführen pflegt; es war aber auch nicht weniger dahin zu arbeiten, daß die Formen und die Materie der sinnlichen Vorstellung in ihrem wahren Werthe, als Zeichen und Zeugen der Wahrheit, anerkannt würden, damit das Uebersinnliche wirklich als Uebersinnliches, d. h. als Grund des Sinnlichen und also in engster Verbindung mit dem Sinnlichen gedacht werde. Denn ein Hauptfehler in den Untersuchungen der

Philosophie ist es immer gewesen, daß man durch die Neigung zur Abstraction, welche in ihnen herrscht, sich verführen ließ, das Sinnliche als etwas sich zu denken, welches ohne seine übersinnlichen Gründe, und das Uebersinnliche als etwas, was abgelöst von dem von ihm begründeten Sinnlichen sein könnte. Es wird auch wohl weniger schwer sein einzusehn, daß wir in unsern sinnlichen Vorstellungen wahrhafte Zeichen und sichere Anknüpfungspunkte für die Erforschung der Wahrheit haben müssen, wenn wir nicht überhaupt von der Erforschung der wahren Gründe abgeschnitten sein sollen, als es halten wird von manchen Vorurtheilen sich loszusagen, welche über die körperliche oder geistige Natur des Uebersinnlichen im Materialismus oder im Spiritualismus sich festgesetzt haben.

Nachdem nun der sinnliche Stoff für unser Nachdenken und das Princip, welches uns über diesen Stoff hinaus zur Erkenntniß des Uebersinnlichen treibt, erörtert worden sind, schreitet die Untersuchung im zweiten Theile des Systems dazu fort, die Gesetze und Formen des Denkens zu untersuchen, in welchen die Erkenntniß des Uebersinnlichen in seiner Bestimmtheit zu betreiben ist. Was in unbestimmter Weise als Grund der sinnlichen Erscheinung von uns vorausgesetzt werden muß, soll durch das Nachdenken des Verstandes offenbar werden. Hierbei ist die erste Frage, was die übersinnlichen Dinge sind, welche erscheinen. Es ist dabei die Voraussetzung, daß mehrere von einander verschiedene Dinge der Erscheinung zu Grunde liegen; denn ein Ding kann nur dadurch in die Erscheinung treten, daß ein anderes Ding einen Schein auf dasselbe wirft. Deswegen ist die erste Frage auf das Was oder

Wesen des einzelnen Dinges gerichtet; sie soll durch Erkenntniß seines individuellen Begriffs beantwortet werden. Die Begriffsbildung aber verweis't uns auf die Erscheinungen der Dinge, in welchen sie sich zu erkennen geben; durch ihre Thätigkeiten müssen sie dieselben hervorbringen und in ihren Thätigkeiten uns Zeichen von ihrem Sein geben. Die Begriffe sind uns nicht angeboren; sie bilden sich und entwickeln sich in unserm Denken, indem wir die Zeichen verstehen lernen, welche wir von den Dingen in ihrer Erscheinung empfangen. Und ebenso wenig ist auch das Wesen den Dingen als etwas Fertiges angeboren, sondern in ihren Thätigkeiten, in welchen sie die Erscheinung begründen, entwickeln sie ihre Kräfte. Daher gewinnen die Dinge erst in ihrer Entwicklung ihr wirkliches Wesen und erst in den Urtheilen, welche wir über die Thätigkeiten der Dinge fällen lernen, kommen wir allmählich zur Erkenntniß ihrer Begriffe. In ihren Thätigkeiten aber entwickeln die Dinge zunächst sich selbst; aus ihrem noch unbestimmten Vermögen heraus bestimmen sie sich zur Wirklichkeit und es sind also die Thätigkeiten der Dinge zunächst als reflexive Thätigkeiten zu betrachten und in reflexiven Urtheilen zu erkennen. Jeder transitiven Thätigkeit liegt eine reflexive zu Grunde. Die reflexive Thätigkeit, in welcher das Ding sich selbst bestimmt, ist aber auch als eine freie Thätigkeit anzusehn. Es ist zu erwarten, daß diesen, doch sehr einfachen Ueberlegungen zahlreiche Vorurtheile sich entgegensetzen werden. Sie haben ihren Grund theils in der Annahme von Dingen, welche nur Körper, d. h. nur Producte oder Erscheinungen sein sollen, theils in dem anthropologischen Standpunkte in der philosophischen Untersuchung, welcher nur

dem Menschen Freiheit und Selbständigkeit in seinen Thätigkeiten zugestehen möchte. Gegen diesen anthropologischen Standpunkt hat das vorliegende System sich überhaupt erklären müssen; in die hier vorliegenden Streitpunkte genauer einzugehn würde zu weit führen. Durch die Entwicklung der Dinge aber, indem sie ihre Erscheinungen begründen, werden wir in ihr Leben eingeführt und nur in ihrem Leben lernen wir das Wesen der Dinge erkennen, denn ihr Leben ist die Verwirklichung und Offenbarung ihres Wesens. Die Urtheilsform, welche das Leben der Dinge auszudrücken bestimmt ist, soll daher auch zur Bildung der individuellen Begriffe führen. Aber das reflexive Urtheil, welches den wahren Subjecten ihre in Wahrheit ihnen zuzurechnenden Prädicate beilegen soll, so wie sie im innern Wesen diesen Subjecten zukommen, bezeichnet doch nur die eine Seite der Urtheilsform. Zum reflexiven muß das transitive Urtheil hinzutreten, weil die Dinge oder Substanzen der Welt nicht durch die Entwicklung im Innern ihres Wesens die Erscheinung begründen, sondern erst dadurch, daß ihre Thätigkeiten mit den Thätigkeiten anderer Dinge sich mischen und das eine Ding einen Schein auf das andere wirft. Die Dinge bestimmen sich gegenseitig in ihren Thätigkeiten. Hierdurch wird die Wechselwirkung, welche im transitiven Urtheil ausgedrückt werden soll, und die praktische Wirksamkeit der Dinge zur Erklärung der Erscheinungen herbeigezogen und es würde hiermit die Erklärung der Erscheinungen vollendet sein, weil die Wechselwirkung das Scheinen des einen Dinges an dem andern und mithin die Erscheinung hervorbringt, wenn man in der Untersuchung der Gründe der Erscheinung von der Voraussetzung

ausgehn dürfte, daß es einzelne Dinge gibt, welche in ursachlicher Verbindung mit einander stehn.

Bei diesen Untersuchungen über die metaphysischen Formen, in welchen die einzelnen Dinge als Gründe der Erscheinungen sich uns darstellen, und über die logischen Formen, in welchen wir sie denken müssen, ist auf das stärkste die Nothwendigkeit der Unterscheidung und der Verbindung in unserm Denken herausgetreten. Durch sie formen wir den Stoff für unsere Erkenntniß, welchen wir empfangen. Unser Verstand bringt keinen neuen Stoff in unser Denken, keine angebornen Begriffe oder Grundsätze fügt er den gegebenen Erscheinungen zu, sondern er versteht nur, was ihm für sein Verständniß dargeboten wird. Es ist daher im strengsten Sinne des Wortes ein logischer und metaphysischer Formalismus, welcher in diesen Lehren der allgemeinsten philosophischen Wissenschaft uns zur Vorschrift gemacht wird. Auch die metaphysischen Grundsätze bieten keine neue Materie für unser Erkennen uns dar, sondern geben nur Vorschriften ab, wie wir die Elemente der Erscheinung in eine verständliche Form bringen können und sollen. Je stärker nun dies, nach dem Vorgange Kant's, hervorgehoben worden ist, um so nöthiger war es, gegen Kant's Meinung, darauf aufmerksam zu machen, daß die Form des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Erklärung der dunkelsten Vorgänge unseres Bewußtseins dient und in der That über das Sinnliche zum Uebersinnlichen uns hinausführt. Was im Sinnlichen uns stört und deswegen antreibt die Gründe zu seiner Erklärung zu suchen, ist seine Verworrenheit; sie wird dadurch gehoben, daß es in seine Elemente zerlegt, der Schein in der sinnlichen Erscheinung der Dinge von ihnen entfernt wird und

alsdann diese Elemente in den Verbindungen sich zeigen, in welchen sie gegenseitig ihre Bedeutung erläutern. Das Bedürfniß einer Erklärung der sinnlichen Erscheinung zu suchen, wird auch darin gefunden werden können, daß sie in einem Naturproceß, also in einem unfreien Acte unseres Bewußtseins uns ankommt; durch das freie Denken unseres Verstandes eignen wir uns aber den gegebenen Stoff an, so daß er aufhört etwas uns Fremdes zu sein, und somit auch unserer Vernunft keinen weiteren Anstoß erregt. Dies ist das Neue, welches der Verstand in das Leben bringt, weil der Wille zu wissen in ihm ist, welcher zum Denken und zur Erfindung antreibt, ein Neues nicht des Stoffes, sondern der Form. Der Wille erfindet und treibt zur Entwicklung an; der Verstand sucht sich nur dessen zu bemeistern, was jener bezweckt.

Wir müssen uns aber auch daran erinnern, daß die Erklärung der Erscheinungen, wie sie bisher betrieben wurde, unter der Voraussetzung stand, daß es einzelne Dinge gibt, welche in ursachlicher Verbindung mit einander stehn. Diese Voraussetzung führt zu weiterer Untersuchung, welche im dritten und letzten Theile des Systems zum Allgemeinen und zu den transcendentalen Begriffen aufsteigt, um in ihnen die letzten Gründe zu finden. Es wird nicht verwundern, daß in diesem Gebiete die Schwierigkeiten sich häufen und die kritischen Untersuchungen eine größere Ausdehnung fordern. Die ursachliche Verbindung führt zu der Forderung eines allgemeinen Zusammenhangs, eines Bandes, welches die einzelnen Dinge zusammenzuhalten die Kraft hat und ihnen die Macht verleiht über ihr einzelnes Sein hinaus ihre Wirksamkeit in transitiven Thätigkeiten zu erstrecken.

Der allgemeine Begriff tritt daher zu den besondern, individuellen Begriffen hinzu. Daß dem Allgemeinen Realität zukomme, kann dabei keinem Zweifel unterliegen. Es soll sich aber auch nur im System der besondern Begriffe darstellen. Mit dem Allgemeinen schließen die Kategorien und mit dem allgemeinen Begriffe die Formen des Denkens ab, welche in dem vorliegenden System in einer sehr einfachen Gestalt sich darstellen, indem die Formen des reflexiven und transitiven Urtheils als die beiden mittlern Grade sich zeigen, durch welche vom besondern zum allgemeinen Begriff emporgestiegen werden soll. Es versteht sich aber von selbst, daß an diese Hauptformen und Kategorien noch eine Reihe anderer, untergeordneter Momente sich anschließt. Daß der allgemeine Begriff den Abschluß der wissenschaftlichen Untersuchungen abgibt, wird wohl nicht leicht verkannt werden können, da alle wissenschaftliche Untersuchungen nach systematischem Zusammenhang hinstreben und daher auch unter allen Schlußweisen der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere und umgekehrt den obersten Rang einnimmt. Von entgegengesetzten Seiten her müssen wir aber die Erkenntniß des Systems suchen, das Besonderste bis zum Einfachen herab durch die Erfahrung haben wir zu erforschen, wie auch durch die Speculation das Allgemeine bis zum Allgemeinsten hinauf zu bedenken; nur durch die Verbindung der Erfahrung mit der Speculation läßt sich die concrete Erkenntniß des Systems aller Dinge gewinnen. Wie sehr wir auch anzuerkennen haben, daß dies eine ideale Forderung ist, so wenig dürfen wir sie doch aufgeben, weil sie den Maßstab abgibt, an welchem wir die Beschränkungen unserer Erkenntniß zu ermessen haben. An diese

Forderung schließt sich die Untersuchung der auf das System hinarbeitenden Methoden der Induction und der Deduction an und aus ihr ergeben sich auch die Gründe, weswegen wir in der wissenschaftlichen Forschung zu Abstractionen geführt werden, obgleich nur die Erkenntniß der concreten Welt Zweck unserer Wissenschaft sein kann. Auch die Philosophie fügt sich der Nothwendigkeit auf abstracte Begriffe einzugehn und die Logik und Metaphysik kann daher auch nicht umgehn die Formen abstracter Gedanken zu untersuchen; aber sie weiß auch, daß alle Abstractionen nur Mittel sind, und dies ergibt sich ihr am deutlichsten in ihren kosmologischen Lehren, in welchen der Gedanke der concreten Welt als Zweck aller wissenschaftlichen Unternehmungen sich ihr darstellt. Dieser Gedanke führt uns in das Gebiet des Transcendentalen ein, des Unendlichen, welches uns an die idealen Forderungen unserer Vernunft verweist. Daß wir diese Forderungen nicht für unerreichbar ansehn, daß wir das Unendliche nicht mit dem Unbestimmten, das Transcendentale nicht mit dem Transcendenten verwechseln sollen, daran werden wir gemahnt durch den engsten Zusammenhang, in welchem wir das Reale mit dem Transcendentalen finden, so daß wir auch eine jede Form des realen Seins und Denkens als eine ideale oder transcendentale Forderung in sich enthaltend ansehn können. Hierin liegt auch der Grund der Zuversicht, welche wir in unser Denken setzen, daß wir trotz allen den Beschränkungen, in welchen wir leben, und trotz der Besonderheit und Eigenthümlichkeit, welche in unserm Ich als einem einzelnen Dinge liegt, das Unendliche in uns fassen können, und es schließt sich daran die Ueberzeugung an, daß auch die Formen

des besondern Daseins nicht dazu bestimmt sind, in das Allgemeine, Unendliche sich aufzulösen. Aber die unendliche Welt stellt doch im Werden, im Fortschreiten im Sein und im Wissen sich dar, welches voraussetzt, daß sie fortschreiten kann und ein noch unentwickeltes Vermögen in sich trägt. Daher ist die Frage nicht zu umgehn, woher sie dies Vermögen hat. Sie führt zu dem Gedanken eines Grundes der Welt, welchen wir Gott nennen. Auch in den Untersuchungen über den transcendentalen Grund der Welt und dessen Erkenntniß war der kritischen Polemik ein weites Feld eröffnet. Es mußte der genauen Unterscheidung zwischen Gott und Welt durch Bestreitung des atheistischen wie des akosmistischen Pantheismus die Bahn gebrochen werden; es war zu zeigen, daß der Begriff Gottes in seiner wissenschaftlichen Bedeutung nichts Anderes aussagt, als den Schöpfer oder den alleinigen Grund der Welt, und daß die Schöpfungslehre nichts Anderes bedeutet, als daß Gott der letzte Grund des Vermögens aller Dinge ist; der religiösen Verehrung Gottes war die Berechtigung der Wissenschaft zur Seite zu stellen sich des Bewußtseins Gottes auch im Erkennen zu bemeistern; zu diesem Zwecke war zu zeigen, daß Gott nicht allein in der heiligen Geschichte und im Menschen oder in der Vernunft, sondern auch in der Natur und in der ganzen Welt sich offenbart; auch den Vorurtheilen, welche zur Emanationslehre und zur Theodicee geführt haben, als hätte Gott wohl die beste, aber nicht eine ganz gute Welt schaffen können, mußte entgegengearbeitet werden, und um zu zeigen, daß wir einer vollen und lebendigen Erkenntniß Gottes fähig sind, mußte dargethan werden, daß der Schöpfer der Welt seine Geschöpfe be-

ständig schafft und durch den lebendigen Trieb seines heiligen Geistes beseelt und zur Vollendung führt. Mit diesen Untersuchungen über Gott und sein Verhältniß zur Welt schließt das System, weil es auf den letzten Grund alles Seins und alles Erkennens gekommen ist; wir müssen nur noch bemerken, daß in ihnen auch der Grund des Verhältnisses zwischen Natur und Vernunft gefunden wird, mit welchen zwei besondere philosophische Wissenschaften, die Physik und die Ethik, sich beschäftigen, und daß aus der richtigen Einsicht in dieses Verhältniß die Widerlegung sowohl des Idealismus, als auch des Realismus fließt.

Leider muß ich meine Nachlässigkeit in der Correctur entschuldigen. Außer den angezeigten Druckfehlern sind mir noch zwei sinnentstellende aufgefallen. S. 545 Z. 4 ist für die angeschaffene Vernunft zu lesen das angeschaffene Vermögen und S. 548 Z. 16 v. u. für willkommener vollkommener.

H. Ritter.

Paris

Imprimerie de Bénard et compagnie, rue Damiette, No 2. 1855. Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique Occidentale par Hyacinte Hecquard, chevalier de la legion-d'honneur, ancien officier au premier régiment de Spahis, chancelier du consulat de France à Bahia, membre de la société de Géographie de Paris. Ouvrage publié avec l'autorisation du ministre de la marine et des colonies. 409 S. in gr. Octav und Karten.

Die neuen, auf öffentliche Kosten ausgeführten Reisen der Franzosen in Afrika beweisen, daß dieser Welttheil in den letzten zehn bis funfzehn Jahren besonders beachtet wurde. Außer den bedeu-

tenden Werken über Abessynien und Algier brauchen wir nur Guillain, d'Escayrac de Lauture und Hecquard zu nennen, um daran zu erinnern, wie sehr die französische Regierung, auch durch die bewilligten Kosten der Veröffentlichung, die Abfassung von Schriften über Ost-, West- und Mittel-Afrika begünstigt.

Hecquard führte die hier beschriebenen Reisen meistens zwischen dem 10ten bis 14ten Breitengrade und dem 19ten bis 13ten Längengrade aus. Doch überschritt er westlich diese Grenzen ein wenig, indem er noch einige Meilen über Timbo hinaus nach Coutal ging. St. Louis unter dem 10ten Breitengrade war eigentlich der Ausgangspunkt der Reise, welche oft mit den von Mollien in 1818 und den von Caillié in 1827 verfolgten Richtungen zusammentraf. Uebrigens konnte sich Hecquard viel besser in Caillié's als in Mollien's Angaben finden, welches zum Theil wohl daher rühren mag, daß durch die häufigen Kriege afrikanischer Stämme untereinander die Namen der Völker und Oerter einer Gegend so schnell wechseln, so daß schon die fast zehn Jahre nur, welche Mollien früher reis'te, dort von einiger Bedeutung sein konnten.

Hecquard's Schilderungen sind anziehend und tragen die Farbe der Wahrheit. Die dem Werke beigefügten Karten befördern sehr das Verständniß namentlich auch dadurch, daß auf dem croquis pour servir à l'intelligence du voyage à Timbo durch Farben die Gegenden bezeichnet sind, welche bisher noch von keinem Europäer betreten wurden.

Auch dieses Werk bestätigt unsere Meinung, daß die von der Küste entfernt wohnenden afrikanischen Stämme mehr Gesittung haben als man nach

den an der Küste beobachteten Zuständen erwarten könnte. Dennoch kann eine Reise unter ihnen nur mit großen Beschwerden und Gefahren ausgeführt werden. Durch Mangel an Futter verlor Hecquard bald seine Pferde und er mußte selbst viel leiden durch die Wortbrüchigkeit seiner Führer und durch gegen ihn ausgesprengten Verdacht. Wir zweifeln sehr, daß er sich seine Reisen dadurch erleichterte, daß er sich für einen Marabout ausgab. Gewöhnlich haben auch die farbigen Völker Scharfsinn genug, um das Angenommene in einer gespielten Rolle zu entdecken und dann den Täuschenden zu strafen oder wenigstens zu verachten. Hecquard selbst beschreibt wie einst in seiner Gegenwart ein Peulh, welcher sich für einen Scherif ausgegeben hatte, erst zum Tode verurtheilt, dann aber zu Prügeln begnadigt wurde. Uebrigens bezeigte Hecquard sehr viel Takt und Mäßigung. Namentlich gelang es ihm zuweilen, wenn seine Begleiter von ihren Waffen gegen Feinde Gebrauch machen wollten, die ihnen an Zahl zu sehr überlegen waren, die Gegenwehr ganz zu hindern, welche nur Vernichtung veranlaßt haben würde. So gelang es ihm durch Geduld und Ausdauer den drohendsten Gefahren zu entgehen und heimzukehren, nachdem er den Hauptzweck seiner Reise erreicht hatte. Dieser Zweck war die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit den von den französischen Niederlassungen entfernteren Völkerschaften.

Hyacinthe Hecquard hegte die Ueberzeugung, welche auch wir schon oft ausgesprochen haben, daß die unleugbar großen Schwierigkeiten afrikanischer Entdeckungsreisen anderer Art sind als manche unserer geographischen Gesellschaften meinen. Auch die Vorbereitungen der Reisenden zei-

gen oft, daß sie sich die eigenthümlichen Schwierigkeiten, denen sie entgegen gehen, unrichtig denken. Man versieht den Reisenden mit großen Summen, kostbaren Waaren, bedeutenden Empfehlungsbriefen und Consular-Titeln. Oesterreich machte den Baron Müller (welchen man in Cairo den Windmüller nannte) zum Consul von Chartum, und England machte Dr Richardson zum Consul des Innern Afrikas. Richardson hatte früher ohne diesen Titel glücklicher in Afrika gereis't. Die vielen mit Geschenken beladenen Kameele, der feierliche Empfang in den Küstenstädten, das anmaßendere Auftreten des Reisenden mag seine Zwecke in Europa, Asien und Amerika fördern, aber es wird im Innern Afrikas den entgegengesetzten Erfolg haben. Quelques individus ont pu surmonter subrepticement ces grandes difficultés; quelques autres, et c'est le plus grand nombre, ont trouvé la mort en cherchant bravement à ouvrir à leur pays les marchés de l'Afrique centrale. Mais jusqu'ici l'accès en est resté fatalement fermé aux rapports internationaux, au commerce, à l'industrie, à la civilisation et à la politique de l'Europe; quoique, j'en ai l'intime conscience, cette espèce de forclusion nationale tienne beaucoup moins à la nature même des obstacles, qu'à l'inopportunité des moyens employés pour les surmonter et à l'inexperience de la plupart de ceux qui l'ont tenté.

Die meisten Reisenden und selbst die geographischen Gesellschaften haben sich freilich den Unterschied eines Europa durcheilenden Touristen von einem wissenschaftlichen Reisenden verdeutlicht, aber sie kennen den andern Unterschied nicht recht zwischen einem Reisenden, welcher, wie Humboldt,

die von Europäern längst bewohnten Gegenden zuerst unserer wissenschaftlichen Erdkunde anreihet, und jenen andern Reisenden, welche sich in Gegenden hineinwagen, die bisher nie von Europäern betreten wurden, um uns von ihnen die ersten allgemeinen Umrisse ihrer ethnographischen und klimatologischen Zustände zu entwerfen. Ein solcher Reisender ist nur ein Vorläufer der Wissenschaft, aber er muß neben herodoteischer Gabe zu schildern, besonders auch fähig sein, unter Mangel und Anstrengungen nicht zu erliegen. Jener aber bedarf einer höheren wissenschaftlichen Vorbildung und Ausrüstung. Eine Reihe von Maulthieren begleitet ihn. Sie tragen Bücher, geodätische Instrumente nebst Allem was ein von Potentaten an Gouverneurs empfohlener Mann bei sich haben muß, um anständig aufzutreten. So reis'te Humboldt und so muß man reisen, wenn man, wie Humboldt, die schon von Europäern in Besitz genommnen Gegenden auch im Namen der Wissenschaft in Besitz nehmen will. Aber so kann man nicht reisen, wenn man zu Lande tief in das Innere Afrika eindringen will. Da muß man nicht wie Richardson als Mann von sehr großer Bedeutung auftreten wollen, sondern man muß sich mit Fett einschmieren und dem Grundsatze folgen: **Felix qui vivus moriensque fefellit.** Dort gibt es Gegenden, wo schon der Gebrauch von Sextanten, künstlichen Horizonten und Theodoliten ꝛc. als gefährliche Magie, das Sammeln von Versteinerungen und Felsenarten und das Aufschreiben von Namen für geheime Besitznahme des Landes gehalten und als solche bestraft werden würde.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 8. November 1856.

Paris

Schluß der Anzeige: »Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique Occidentale par Hyacinte Hecquard.«

Hecquard gehört nicht zu den Reisenden, welchen man eine große wissenschaftliche Zurüstung anvertrauete. Seine Vorgesetzten sahen ein, daß es besser wäre, sich seines Muthes gleich zu bedienen, statt zu warten, bis das westliche Afrika großartigern Expeditionen zugänglich würde. Der Graf Ed. Bouet-Willamez, le capitaine de vaisseau, commandant la division navale des côtes occidentales de l'Afrique, schrieb ihm aus Grand-Bassam am 1sten December 1849 Familiarisé avec le climat africain, que vous avez bravé avec tant de succès à Bakel, pendant un séjour de seize mois, vous m'avez manifesté depuis longtemps déjà l'intention de parcourir la route, aussi inconnue que longue et pénible, qui joint nos comptoirs de Grand-Bassam et Assinie à Ségou. L'entreprise est hasardeuse

et suffira, si elle réussit, pour vous illustrer. Elle vous illustrera d'autant plus que vous y serez préparé dans un modeste silence .... Vous l'aurez accomplie avec une besace et un bâton et après des fatigues et des perils de toutes sortes. Je m'empresse donc de seconder votre ardeur et votre devouement, et de vous ouvrir toutes les voies en mon pouvoir pour vous lancer dans l'intérieur de l'Afrique.

Wollte man diesem Beispiele des Grafen Ed. Bouet-Willaumez folgen, so würden wir bald mehr über Afrika erfahren, als wir bisher durch großartige Expeditionen erfahren konnten, welche eben durch das Aufsehen, das sie machten, sich im innern Afrika unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, denn sie verkannten die Bedeutung jener préparation dans un modeste silence. Das Erreichbare war für Bouet-Willaumez genug. Er wollte lieber, daß Hecquard dieses ausführen, als beim Größeren erliegen sollte. Votre arrivée à Ségou sera déjà un gros succès; mais votre intention si votre santé vous le permet, serait de pousser plus loin encore et d'atteindre Tombouctou en continuant à suivre le Niger. Si la chose vous parait possible, tentez la; mais pas de parti pris d'avance. Si les obstacles vous paraissent pour le moment insurmontables, remettez le reste du voyage à une autre fois. Diese Worte bezeichnen mehr Sachkunde und Eifer für afrikanische Entdeckungen, als ein steifes Halten auf in europäischer Behaglichkeit ersonnenen, an unvorhergesehener Schwierigkeit scheiternden Plänen. — Je vous ai dit, que vous devez partir demi-nu avec une besace et un bâton. Comme cependant il faut que la science et le commerce possèdent les

jalons de votre voyage, voici le parti que vous tirerez de votre modeste attirail. Dans une besace à laquelle vous donnerez toutes les apparences d'un sac de grisgris (Amulete), vous aurez une excellente montre à secondes, que je vous donne, et un petit thermomètre; au cou vous aurez un étui en ferblanc, où seront renfermés vos plumes et votre papier . . . . . Reste maintenant à observer la latitude pour contrôler le tracé de votre route . . . Pour y parvenir vous vous servirez de votre bâton de voyageur . . . . Ce bâton devra avoir une mesure constante de 2 mètres et quelques centimètres; aux environs de midi, heure du s a l a m, vous le ficherez perpendiculairement en terre à l'aide d'un fil à plomb d'une quantité égale à l'excédant de deux mètres; vous suivrez ensuite le progrès de l'extrémité supérieure de l'ombre du bâton sur le sol, afin de l'y marquer avec des graviers ou de petits piquets. Quand cette ombre n'augmentera ni ne diminuera, c'est qu'il sera midi. Vous prendrez de suite alors la mesure en décimètres, et portant ce chiffre à côté de la date du jour, vous me rapporterez ainsi les éléments de calcul nécessaires pour que je puisse déterminer plus tard la latitude du lieu de chacune de vos stations. La longueur du bâton et celle de l'ombre me permettront en effet de résoudre le triangle-rectangle formé avec ces deux côtés, je pourrai donc déduire de cette solution la hauteur méridienne du soleil. Or avec cette hauteur et la date du jour, laquelle m'indiquera de son côté la déclinaison de l'astre, les latitudes de vos points de station deviennent faciles à déterminer. Vous

pouvez en conclure combien il importe que vous mettiez l'ordre dans votre journal et vos annotations.

Ein genau abgetheilter Wanderstab war also die ganze Ausrüstung, welche der Graf Bouet-Willaumez einem Officier der Spahis für die Bestimmung der Breitengrade mitgab. Freilich hatte er sich auch die Mühe gegeben, seinen Schüler anzuweisen, wie er ihn genau in eine senkrechte Lage zu bringen und dann den genau gemessenen Schatten genau im Augenblicke des eintretenden Mittags zu messen und das Ergebniß aufzuzeichnen habe, damit es ein zukünftig für Breitenbestimmungen zu verarbeitendes Material werden könnte. Diese Geduld eines im Gebrauche von Sextanten geübten Seeofficiers, diese Herabstimmung höherer Forderungen zum unter damaligen Umständen Erreichbaren zeugt mehr von richtiger Beurtheilung und Eifer für Wissenschaft, als die Antwort, welche mir selbst einst ward auf meine Bitte, mir für ähnliche Umstände Rath zu ertheilen. Mir wurde die Antwort gewährt: „Ja sehen Sie, so etwas kommt Einem nicht angeflogen.“ — Besser als diese Wahrheit war jene Methode, welche Hecquard empfohlen wurde, aber selbst diese wurde zuweilen für Zauberei gehalten und als verbrecherisch durch einen gefährlichen Auflauf unterbrochen.

Das vorliegende Werk ist mit Karten der von Hecquard durchwanderten Gegenden versehen. Es läßt sich erwarten, daß künftig manche seiner Ortsangaben wird berichtigt werden können. Aber kein Kenner des Zustandes afrikanischer Geographie kann daran zweifeln, daß auch durch diese nur annähernden Bestimmungen, welche freilich in Beziehung auf europäische Länder völlig ungenü-

gend sein würden, hier mehr geleistet wurde, als durch das Nichtsthun, welches sich den Schein der ἀκριβεια gibt, aber doch nur in Aufgeblasenheit wurzelt. Auch läßt sich hoffen, daß die vorliegenden Karten vielleicht noch die Werke einiger Geodäten in Afrika übertreffen könnten, deren Bestimmungen, nach Vogels Angaben, sich um 100 englische Meilen, also um mehr als anderthalb Grade von der Wahrheit entfernen. Die Quellen des Senegal schätzt Hecquard auf 10° 16′ und 13° 19′ West, während Mollien sie 10° 6′ Nord und 13° 35′ West angab. Die Quellen des Gambia schätzt Hecquard auf 11° 24′ Nord und 13° 36′ West, während sie Mollien 10° 36′ Nord und 10° 37′ West angab. Mollien scheint auch auf seiner Rückreise dieselben Gegenden berührt zu haben, welche Hecquard durchzog, und doch fand Hecquard weder dieselben Namen der Völker noch der Dörfer, dagegen stimmten Caillé und Hecquard meistens überein.

Uebrigens sorgte Bouet-Willaumez dafür, daß Hecquard's glückliche Rückkehr durch den Einfluß der Eingeborenen gefördert würde. Statt Hecquard gleich mit einer kostbaren Karawane auszusenden, statt jener Aufstachelung afrikanischer Habgier, wie sie gleich beim Anfange der zweiten Reise Mungo Park's und auch bei der letzten Reise Richardson's vorkam, bot er einigen Häuptlingen eine Belohnung von Waaren bis zum Werthe von 5000 Franken, falls sie freiwillig die glückliche Rückkehr Hecquards als Geiseln erwarten wollten. Einige andre Eingeborene, welche sich zu Führern erboten hatten, erhielten sogleich 2500 Franken, um die Reisekosten zu bestreiten, und außerdem das Versprechen einer Belohnung von 2500 Franken, wenn sie den Reisenden glücklich nach Bakal

zurückgebracht hätten. Quand j'ai parlé à ces Chefs Bambarras de la possibilité de vous conduire à Ségou en remontant d'abord l'affluent d'Akba ils n'ont pas hésité à me répondre qu'ils garantissaient la securité de votre personne, si vous vous décidiez à voyager comme un des leurs, soit en pirogue soit à pied, en partageant leurs modestes vivres .... Je leur ai promis, qu'en cas de succès de ce voyage, ceux des chefs restés en ôtage à Grand-Bassam, y toucheraient 5000 francs de marchandises à votre arrivée à Bakel; et que ceux qui vous accompagneraient auraient un cadeau de 2500 francs à la même époque, outre les 2500 francs que je leur donne pour couvrir les frais du voyage. Dieſes waren, im Vergleich zu den Summen, welche ſonſt für afrikaniſche Reiſen beanſprucht werden, ſehr geringe, aber klug angewandte Mittel, wodurch im Verhältniſſe mehr bewirkt wurde, als durch große Expeditionen. Nach dieſen wenigen Vorbereitungen ſchien nichts weiter erforderlich, als daß ſich Hecquard mit Oel einſchmierte, ſich im Barfußgehen, im Tragen afrikaniſcher Kleider und in landesüblichen Begrüßungen übte. Bouet-Willaumez ſchrieb ihm: Il ne vous reste plus maintenant qu'à vous oindre le corps d'huile, à vous habituer à marcher dans le sable pieds nus ou à peu près, à porter leur costume, à faire votre salam, à vivre de leurs mets et, grâce à cette transformation qui deviendra chaque jour plus complète, vous ne tarderez pas à pouvoir vous lancer avec eux dans l'affluent d'Ackba.

Dieſe Zurüſtung verſpricht für afrikaniſche Entdeckungen mehr als ganze Niger-Expeditionen. Unſere Miſſionare ſollten an dem Cavallerie-Offi-

cier, welcher zu Fuß in afrikanischer Hitze sich großen Gefahren aussetzte und oft am Nothwendigsten Mangel litt, ein Beispiel nehmen. Statt dessen sehen wir sie Jahrzehende hindurch behaglich an Küstenörtern meistens mit ihren Familien weilend oder wenigstens das von Europäern bewohnte Gebiet nicht weit überschreitend. Zuweilen bildet man auch eine sogenannte Missionscolonie, welche freilich auch nie recht unter die Heiden geräth, und dennoch in tropischen Ländern selten ein Alter von fünf Jahren erreicht. Wollte man danach suchen, so würde man mehr Reisende und Missionare finden, welche hoher Zwecke wegen solchen Gefahren und Entsagungen entgegenzugehen bereit sein würden, von denen die bisherigen Berichte oft fabelten. Aber nur Einzelne und nicht ganze Colonien können gegenwärtig in das Innere Afrikas eindringen.

Der Gouverneur du Sénégal Baudin schrieb unserm Reisenden . . . . la latitude qui m'est laissée par le département de la marine de choisir le voyageur chargé d'établir des relations entre Ségo et le Sénégal me décident à vous confier cette mission intéressante et pénible . . . . Vous partirez sur l'avisa à vapeur le Guetn'dar, qui va se rendre à Grand-Bassam . . . . Je vous remettrai une lettre pour le roi de Ségo, auquel je m'engagerai à payer un beau cadeau qu'il pourra fixer lui-même; ce sera peut-être un moyen d'assurer votre retour à Bakel. On pourra prendre le même engagement vis-à-vis des Bambarras qui vous serviront de guides.

Es schien wirklich, als hätte man sich der Führer ganz versichert und Hecquard trat am 15ten Januar 1850 seine Reise von Grand-Bassam an.

Aber kaum war Hecquard über Akba hinaus, so wurden seine Führer durch den dortigen König Piter oder Peters umgestimmt. Piter stellte ihnen vor, daß wenn die Franzosen den Weg nach Ségou kennen lernten die bisherigen Handels-Monopole verloren gehen würden . . . . Le roi Piter leur avait persuadé que la France ne cherchait à connaitre la route de Ségou que pour s'emparer du colportage qu'ils monopolisaient dans ce moment. Piter fügte diesen Betrachtungen wohl noch Drohungen hinzu. Die Führer ließen Hecquard im Stiche, so daß er sich genöthigt sah, nach Grand-Bassam und Saint-Louis zurückzukehren Baudin befahl dem Reisenden nun zu versuchen von Sedhiou (Cazamance) über Fouta Dialon zu gehen. In Cazamance wurde er durch einen Krieg aufgehalten, welcher zwischen den Bewohnern von Brasson und Cabou ausgebrochen war. Während dieses Aufenthaltes besuchte Hecquard die Quellen des Flusses St. Grégoire. Dann, statt wie einst Mollien über Gaba zu reisen, zog Hecquard es vor durch das bisher noch nie von Europäern besuchte Königreich Haut-Cabou zu gehen.

Die ganze Reise dauerte eigentlich von der Abreise Hecquards vom Senegal am 8. November 1849 bis 11. September im folgenden Jahre, also 10 Monate. In dieser Zeit war statt des capitaine de vaisseau Baudin sein Nachfolger M. Protet, capitaine de corvette Gouverneur geworden. Dieser erfüllte nun die von seinem Vorgänger eingegangenen Bedingungen. Die Eingebornen, welche ihn zurückbegleitet hatten, wurden mit Geschenken überhäuft entlassen, auch erhielten sie Geschenke für die Männer, welche sich gegen Hecquard gütig bezeigt und seine Reise ge-

fördert hatten. So endigte die Reise mit allseitiger Befriedigung, während wir bei ähnlichen Unternehmungen oft bemerkt haben, daß sie leider einen der Absicht entgegengesetzten Erfolg hatten, wie z. B. durch die politische Mission unter Sir William Harris das Königreich Schoa den Engländern nicht geöffnet, sondern auf eine Reihe von Jahren allen Europäern verschlossen wurde. Eine ähnliche Wirkung haben alle Missionen, wenn sie sich großartig prellen lassen, noch mehr aber, wenn sie selbst Gewaltthätigkeiten verüben wie die meisten ägyptischen Expeditionen an den Ufern des weißen Nils. Hecquard erzählt uns manche interessante Züge afrikanischer Sitten. Er schildert die Peulhs als sehr abergläubisch. Aber es scheint uns, als ob selbst ihr Aberglauben einen etwas höheren Bildungsgrad anzeigte, als die Unerregbarkeit mancher südafrikanischer Völker. Als Hecquard auf der Reise nach Timbo in Orekongaye nach der einfachen von Bouet-Willaumez ihm angegebenen Methode die Sonnenhöhe für Breitenbestimmung messen wollte, wurde er durch einen Volksauflauf an der Aufführung dieser Zauberei gehindert **les naturels, au moment où je fichais en terre mon bâton afin de produire et mesurer l'ombre, s'ameutèrent autour de moi et m'empêchèrent de continuer mon opération sous prétexte que je me livrais à des sortilèges.** Dieses klingt wie mittelalterliche Rohheit, aber nicht wie eigentliche Wildheit. Auch die bei den Peulhs üblichen Erzählungen verrathen Nachdenken über moralische Fragen, welches wohl durch den Muhammedanismus mehr als durch das Heidenthum gefördert wird. Eine dieser Erzählungen lautet folgendermaßen: Jemand hatte nach dem Tode seines Vaters noch seine alters-

schwache ihn innig liebende Mutter. Auch seine Frau war bei der Geburt eines Sohnes gestorben. Dieser war kaum acht Jahre alt, konnte aber schon den Koran lesen und verstand schon mit Bogen und Pfeil Vögel im Fluge zu erlegen. Dieser Mann hatte auch einen Hahn, welcher täglich 30 Goldkörner aus der Erde kratzte, eine Kuh, welche täglich ein Kalb warf, und einen Baumwollenstrauch, welcher in jeder Nacht statt der Blumen ein großes, sehr schön gewebtes Stück Zeug hervorbrachte. Eines Tages fiel der Knabe in einen Brunnen und bedurfte der schleunigsten Hülfe, um nicht zu ertrinken. Zugleich bedrohete eine Ziege den Strauch, indem sie ihn abfressen wollte, ein Löwe war im Begriff seine Kuh zu rauben und ein Schakal wollte seine Henne erdrosseln, während Böswichter seine Mutter schlagen wollten. — Wem sollte er nun zuerst helfen? — Fast Alle schrieen: Zuerst der Mutter! — **Il faut le dire à l'honneur de ces noirs, qu'on pretend incapables d'un bon sentiment, que presque tous s'écrièrent qu'il fallait d'abord secourir la mère; quelques-uns préférèrent aller sauver l'enfant; deux ou trois seulement (et chose remarquable, c'étaient des captifs) parlèrent des animaux.** —

Die Sitten der Muhammedaner sind meistens mehr geregelt als die der Heiden, z. B. **Chez les Peulhs l'adultère est puni de mort lorsque c'est un esclave ou un pauvre qui le commet. La femme coupable est attachée et reçoit deux cents coups de corde et quelquefois plus. Dans le cas de flagrant délit le mari peut la répudier, et devient alors propriétaire de la dot et de tout ce qu'elle possède.** Sie kann also unabhängigen Besitz haben. **Elle peut se remarier,**

mais non avec son complice. Si le coupable est un homme riche, il paie une amende qui varie de deux à dix cents captifs et autant de boeufs.

Lorsqu'un Peulh veut se marier, il va trouver le père ou le maître de la femme qu'il veut épouser, pour en obtenir la permission de lui faire la cour. Lorsque cette permission lui est accordée, il fait des cadeaux à sa future qu'il va voir tous les soirs . . . On règle le prix de la dot qui est ordinairement de dix captifs pour une femme libre, de deux pour une esclave. Lorsqu'une partie de cette dot a été payée, la femme est conduite chez son futur, où un marabout vient consacrer le mariage par des prières; ensuite on tire des coups de fusil; le nouveau marié tue un boeuf et donne un répas à sa famille et à ses amis. — Si la femme est captive . . . elle travaille pour son maître jusqu'à ce que son mari ait pu la racheter, ce qu'il fait presque toujours quand elle a un garçon. — Dieſes möge hinreichen, uns zu verdeutlichen, daß Central-Afrika nicht von eigentlichen Wilden, ſondern von Barbaren bewohnt wird, deren Geſittung in einiger Hinſicht ſelbſt Europäern nachahmungswerthe Beiſpiele darbietet, welche bisher als Sclavenhändler an den Küſten oft einen in jeder Hinſicht nachtheiligen Einfluß geübt haben. Le sentiment de la famille est très développé chez les naturels. Tous les membres d'une même famille se regardent comme solidaires les uns des autres, et jamais ils ne font en vain appel à leurs parents, qui arrivent aussitôt, fussent-ils établis aux extremités de la contrée.

Bei den Baſſamanen und andern Heiden ſind

die Sitten nicht so strenge als bei den Muhammedanern. La polygamie est permise chez ces peuples . . . La première femme épousée est presque toujours la favorite. C'est elle qui jouit de la confiance du mari, qui prépare les aliments et posséde la direction de l'intérieur. . . . . du reste elles ne sont pas jalouses les unes des autres. Chez les indigènes de cette partie d'Afrique, la femme adultère . . . vient presque toujours confesser sa faute . . . Le mari seulement va trouver le chef du village, et le complice est condamné à payer au mari deux akais d'or, soit un gros et un quart ... La succession a lieu en ligne collatérale, c'est à dire que c'est le fils de sa soeur du chef décédé qui hérite son pouvoir, et non le fils de ce chef. Cette coutume est basée sur le peu de foi qu'ils ont dans la vertu de leurs femmes.

Dagegen lesen wir über die Tiapys: Leurs femmes jouissent d'une grande réputation de chasteté, et l'adultère est, dit on, inconnu chez ce peuple etc. —

Die Zuverlässigkeit des vorliegenden Buches ist dadurch vermehrt, daß Hecquard statt nach dem Beispiele mancher Reisenden geologische und mineralogische Ausdrücke zu gebrauchen, die von ihm gesammelten Felsarten mit Angabe der Fundörter dem Hrn Cordier, Professeur de Géologie au Muséum d'Histoire naturelle übergab, welcher dann eine hier abgedruckte Bestimmung ausarbeitete: Détermination des échantillons de roches de l'intérieur de l'Afrique rapportés par M. Hecquard. Die Fundörter wurden dann auch auf der Karte durch correspondirende Zahlen bezeichnet.

So wurde denn in mehrfacher Hinsicht, durch

Hecquard's Reise, mit sehr mäßigen Mitteln und anscheinend schwachen Vorbereitungen Bedeutendes für die Kenntniß Afrikas geleistet und daneben künftigen Reisenden mannichfache Anknüpfungspunkte für genauere Bestimmungen geboten.

F. Bialloblotzky.

Berlin

Enslin 1855. Ueber die Cystengeschwülste des Halses. Eine chirurgische Monographie von Dr. E. Gurlt Privatdoc. in Berlin. VIII und 284 S. in Octav.

Die vorliegende Monographie reiht sich den früher von demselben Verf. gelieferten würdig an; das in der Litteratur des In- und Auslandes vorhandene Material ist mit großem Fleiße zusammengetragen, wohl geordnet und in die darauf gestützte allgemeine Darstellung eingefügt, die Casuistik meist so ausführlich und treu mitgetheilt, daß dadurch das Nachlesen der Originalien meist erspart wird; überall aber finden sich auch eigne Beobachtungen und ein auf dieselben und das Studium der Litteratur gestütztes selbständiges Urtheil. Die Wahl des Gegenstandes ist sehr passend, da die Pathologie und Therapie der am Halse vorkommenden Cysten trotz ihrer Wichtigkeit noch keiner umfassenden Darstellung unterworfen worden ist. Man kann nach dem Verf. folgende Arten von an dem Halse vorkommenden Cystengeschwülsten unterscheiden: 1. Das angeborene Cysten-Hygrom des Halses; 2. Die Schleimbeutel-Hygrome der Regio thyreo-hyoidea, 3. Der Cystenkropf; 4. Die serösen Cysten außerhalb der Schilddrüse; 5. Die Blutcysten außerhalb der Schilddrüse; 6. Die Cysten des Halses mit breiigem Inhalt; 7. Die Cysten des Halses mit Haa-

ren, Knochen, Zähnen; 8. Die Echinococcuscysten des Halses. Ueber die ihrem Bau und ihrer Aetiologie nach noch ziemlich unklaren angeborenen Cysten-Hygrome geht aus dem beigebrachten Materiale hervor, daß ihr Sitz und Ausgangspunkt ausschließlich das subcutane und intermusculare Zellgewebe ist; was ihren Bau betrifft, so scheinen sie im strengen Sinne des Wortes den Namen Cysten nicht zu verdienen, sondern nur Conglomerate von unter einander zusammenhängenden scharf umschriebenen cystenartigen Räumen darzustellen, deren einzelne keine gesonderte Wand und keine Epithelialauskleidung besitzen und welche nach Rokitansky aus einem intrauterinen hydropischen Erguß in das Zellgewebe hervorgehen; ihr Inhalt ist ursprünglich stets serös, wird aber später oft durch Hämorrhagien aus der Wand verändert. Die Wucherung der Cysten geht meist nach außen vor sich, doch dringen sie zuweilen im intermuscularen Zellgewebe bis in die Tiefe zwischen Oesophagus, Trachea und Wirbelsäule, bis zur Schädelbasis und Gaumen oder ins Mediastinum anticum. Die Schleimbeutelhygrome der Regio thyreoidea sind verhältnißmäßig selten; am häufigsten gehen sie aus einem Hydrops der doppelten Bursa mucosa infrahyoidea s. thyreohyoidea hervor, welche sich von der Incisur des Schildknorpels hinter das Zungenbein erstreckt und hier an das Labium inferius des oberen Randes inserirt ist; weniger häufiger ist der Hydrops der B. m. antethyreoidea subcutanea auf dem Vorsprunge des Schildknorpels und der B. m. suprahyoidea in der Dicke der Zungenwurzel auf dem oberen Rande des Zungenbeines, zwischen den hinteren Insectionen der Mm. geniohyoidei

und genioglossi, welche sich nur bisweilen accidentell bildet. Auch die Wand dieser Cysten hat kein Epithel, ihr Inhalt ist serös. Die Anatomie des Cystenkropfes schildert Verf. genau nach Rokitansky, der Therapie dieser Veränderung widmet er den größten Theil des Buches. Die chirurgische Behandlung ist theils eine palliative, theils eine radicale; die erstere ist dazu bestimmt, die Nachtheile der Geschwulst zu mildern, insbesondere also den Druck, welchen sie ausübt, zu heben, dies kann geschehen durch subcutane Durchschneidung des den Kropf comprimirenden M. sternocleidomastoideus; durch Dislocation des Kropfes und Fixirung an einer anderen Stelle; durch die Punction. Die Radicalcur besteht in folgenden Operationsmethoden: 1. Die Punction; 2. das Durchziehen eines Setaceum's oder einer Ligatur; 3. die Punction mit darauf folgendem Einlegen eines elastischen Katheters, einer Canüle oder Wieke; 4. die Punction mit nachfolgender Injection einer reizenden Flüssigkeit; 5. die Eröffnung der Cyste durch einfache Incision; 6. die Incision mit der Excision eines Stückes der Cystenwand combinirt; 7. die Exstirpation, partielle oder totale der Geschwulst; 8. die Eröffnung oder Zerstörung der Geschwulst durch die Cauterisation; 9. die subcutane Discision der Cyste; 10. das Abbinden derselben. Diese verschiedenen Operationsmethoden werden ausführlich besprochen, mit zahlreichen (127) Fällen belegt und endlich in einer Tabelle zusammengestellt. — Die serösen Cysten außerhalb der Schilddrüse sind sehr selten und ihrer Entwicklung und Natur nach noch nicht genügend erforscht; sie entstehen spontan im Zellgewebe des Halses in ähnlicher Weise wie die accidentellen Schleimbälge, wachsen sehr langsam

und können einen enormen Umfang erreichen. Was ihren Sitz betrifft, so führt Verf. 3 Stellen an, wo sie vorzugsweise häufig ihren Ausgang nehmen: die Fossa supraclavicularis, die Gegend unter dem Proc. mastoid. und unter dem Kieferrande und eine zwischen diesen beiden gelegene Region, am inneren Rande des Sternocleidomastoideus und unter diesen sich erstreckend. Ihre Wand ist fibrös, innen glänzend und ohne Epithel, ihr Inhalt serös. Mit dem Namen Blutcysten außerhalb der Schilddrüse bezeichnet der Verf. „am Halse und in dessen Nachbarschaft gelegene abgeschlossene Höhlen, welche einen von dem arteriellen oder venösen Blute nicht zu unterscheidenden Inhalt haben, der nach der Entleerung, welche oft nicht vollständig zu Stande kommt, sogleich die erstere wieder anfüllt.“ Solche Cysten wurden nur in wenig Fällen beobachtet, erreichten eine beträchtliche Größe, und hatten ihren Sitz im Zellgewebe des Halses, in den seitlichen Regionen. Die Wand dieser Cysten ist noch nicht genauer untersucht worden und daher auch die Quelle des stets nachströmenden Blutes nicht anzugeben. Zu den bekannten Fällen von Michaux fügt Vf. zwei ältere von Hey und Warrens, und zwei neue von Langenbeck. Cysten mit breiigem Inhalt kommen am Halse selten vor und haben nichts Eigenthümliches; dasselbe gilt von den Cysten mit Haaren, Knochen, Zähnen, die in zwei Fällen angeboren waren. Echinococcuscysten wurden sowohl innerhalb der Schilddrüse, als außerhalb derselben im Zellgewebe des Halses beobachtet; die innerhalb der Drüse sitzenden wurden in einigen Fällen durch die Perforation in die Luftröhre tödtlich, andere entleerten sich nach außen nach Eiterung oder wurden durch Operation entfernt. Fr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1856.

Regensburg sumtus fecit G. Josephus Manz, 1856. Linguae Mandschuricae institutiones quas conscripsit, indicibus ornavit chrestomathia et vocabulario auxit Franciscus Kaulen Rector Puteolanus. VIII u. 152 S. in Octav.

Die eigentliche Sprachlehre geht in diesem Werke bis S. 78; die Chrestomathie, nur theilweise aus noch nicht gedruckten Quellen geschöpft, reicht von S. 99—139. Man hatte bisher als nützliche und leicht zugängliche Bücher zum Erlernen des Mandschu die Chrestomathie von J. Klaproth und die Sprachlehre von C. v. d. Gabelentz, worüber wir unsre Leser, wenn sie sich weiter unterrichten wollen, auf die gel. Anz. 1829 S. 553 ff. und 1834 S. 338 ff. verweisen können. Hr Kaulen aber geht bei der Anfertigung seines Buches noch von ganz anderen als rein wissenschaftlichen Gründen und Antrieben aus, denselben, die wir schon einigemale in den gel. Anz. aus neuester Zeit als weder nützliche noch wahrhaft weise bezeichnen

mußten. Wir wissen jetzt aus genug vielen Beispielen und Beweisen, daß in so viele besonders jüngere Geistliche der römischen Kirche eine Starrheit und ein Hochmuth gefahren ist, welcher sie auch in den Wissenschaften das richtige Thun und das wahrhaft ersprießliche Arbeiten verkennen läßt. Der Verf., welcher in Preußen gebildet zu sein scheint, hätte sich doch vorher nach dem wirklichen Zustande unserer sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse näher umsehen sollen, zumal er zufolge der Vorrede seine Sprachlehre nach einem etwas höhern Maßstabe anlegen, namentlich das Vorbild der lateinischen Grammatik als für die Mandschusprache unpassend verlassen wollte. Allein wir werden alsbald sehr enttäuscht, wenn wir sehen, wie ihm irgend ein unbekannter Lehrer, der ihn in Aristoteles' Logik unterrichtet habe, ferner de Sacy's arabische Grammatik und die Werke der Jesuiten, welche sich in den vorigen Jahrhunderten mit dem Mandschu beschäftigten, als die Leitsterne seiner sprachlichen Wissenschaft vorleuchten. Aristoteles' Logik mag noch so vollkommen sein, allein von einer Sprachwissenschaft wie wir sie heute haben müssen, hatte weder Aristoteles noch irgend ein anderer der Alten eine Ahnung. An de Sacy, welcher von dieser unsrer heute nothwendigen Sprachwissenschaft kaum eine entfernte Ahnung hatte und dessen Werke namentlich für das Verständniß der tatarischen Sprachen gänzlich ohne Bedeutung sind, verschwendet der Verf. sein Lob offenbar nur, weil er ihn nicht für einen protestantischen, sondern für einen römischen Christen hält: ein ganz eitles Dafürhalten, weil de Sacy bekanntlich mehr Jansenist als sonst etwas war, was der Verf. aber nicht gewußt zu haben scheint. Es bleibt also zuletzt nur das Ergebniß, daß der

Verf. die Jesuiten und diesen ähnliche Gelehrte sogar auch in der Wissenschaft am liebsten bewundern und ihren Fußtapfen folgen möchte. Unsre neuere Sprachwissenschaft, wahrlich auf andern als auf jesuitischen Aeckern ausgesäet und großgewachsen, ist ihm fast völlig unbekannt geblieben.

Ein anderer großer Mangel, den der Verf. nicht einmal bemerkt zu haben scheint, ist, daß er die mit dem Mandschu verwandten Sprachen weder kennt noch mit dem Mandschu vergleicht. So weit dieser östlichste Zweig der tatarischen Sprachen auch von den westlichen, namentlich also vom Türkischen abzustehen scheint, so kann doch ein geübtes Auge leicht den näheren Zusammenhang finden, welcher alle Sprachen dieses weiten Sprachstammes verknüpft; und auf dem heutigen Standorte der Sprachwissenschaft sollte es sich von selbst verstehen, daß man nie die eine dieser verwandten Sprachen ohne beständige Rücksicht auf die andern zu erkennen und zu beschreiben unternimmt. Der Verf. aber weist in seinem kurzgefaßten Lehrbuche wohl auf scheinbare oder wirkliche Aehnlichkeiten ganz fremdartiger Sprachen hin, übergeht dagegen völlig die Vergleichungen aus den zunächst verwandten, welche am nützlichsten und nothwendigsten gewesen wären. Was er dazu aus der sogenannten „allgemeinen Grammatik“ etwa nach de Sacy's Beispiele und Vorgange beibringt, ist theils unbedeutend, theils auch ganz unrichtig.

Unter diesen Verhältnissen können wir der Schrift des Hn Kaulen einen irgendwie bedeutenden Nutzen für die Wissenschaft nicht zuschreiben. Wer eine der tatarischen Sprachen beschreiben will, sollte heute vor Allem die zwei höchsten Gesetze kennen, auf denen ihr Bau beruhet, und nach de-

ren Inhalte seine ganze Beschreibung im Einzelnen einrichten. Diese beiden höchsten Gesetze sind 1) daß im Wortbaue der Grundbegriff als Wurzel eines Namen- oder eines Thatwortes wie ein fester Grund vorangeschickt und ihm alle sich anschließenden Begriffe nach ihrer einfachsten Reihe strenge untergeordnet werden, allmählich auch mit ihm mehr oder weniger verschmelzen können; und daß 2) im Satzbaue gerade umgekehrt der Grundbegriff oder das die andern dem Gedanken nach tragende und zusammenfassende Wort, sei es das Thatwort oder das einzelne Namenwort, das letzte ist und ihm alle erklärenden und beschränkenden Begriffe nach derselben einfachsten Reihe streng vorangeschickt werden. Der Unterz. hat diese beiden Grundgesetze in den gel. Anz. 1855 S. 296 ff. weiter erklärt: und es war nur billig und selbstbelohnend, daß der Verf. des vorliegenden Werkes sie beachtet und alle in ihnen liegenden höchst wichtigen Folgerungen richtig erkannt hätte. Allein er hat dieses Alles nicht beachtet, und auch deshalb sein Werk höchst unvollkommen gelassen.

Wir würden eben deshalb selbst hier eine Mandschu-Sprachlehre schreiben müssen, wollten wir die vielen Fehler des Werkes verbessern. Eine nach wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit verfaßte Sprachlehre des Mandschu wie der übrigen tatarischen Sprachen ist noch nicht geschrieben: wir wollen deshalb hier nur ein paar Beispiele anführen, aus welchen man ersehen kann, wie wenig die Darstellung und Lehre des Verfs genüge. Nach S. 34 bildet sich im Mandschu sowohl der passive als der causative Stamm eines Thatwortes durch das Anhängsel *-bu:* der Verf. läßt diese beiden Bestimmungen unaufgelöst, ja ohne alle weitere Bemerkung neben einander be-

ſtehen, während die beiderſeitige Bedeutung doch einen Gegenſatz in ſich ſchließt, die Erſcheinung alſo jedenfalls näher zu erklären iſt. Nach S. 36 hat das Mandſchu zwei Participien ſowohl activer als paſſiver Bedeutung; und dieſe ſind eben ſeine einzigen Participien: allein in keiner Sprache kann der Unterſchied des Activen und Paſſiven zumal bei einer Ableitung wie dem Participium ſo völlig gleichgültig ſein, wie er hienach im Mandſchu wäre. Die Sache iſt aber vielmehr die, daß bei Thatwortwurzeln das Anhängſel *-kha* die Bezeichnung des Vollendeten, das Anhängſel *-ra* die des Unvollendeten gibt, die beiden von dem Verf. gemeinten Wortbildungen alſo gar keine Participien, ſondern bloße Zeitgebilde ſind, deren näherer Sinn im Satze je aus ihrer Stellung zu den übrigen Worten folgt. Die tatariſchen Sprachen unterſcheiden ebenſo wie alle Urſprachen zunächſt nur Perfectum und Imperfectum; und daß ſolche Urbildungen in ihnen noch ſo rein hervortreten, iſt eben hier das Lehrreichſte. Im Türkiſchen entſpricht alſo dem Anhängſel *-kha* durch einen auch ſonſt vorkommenden Lautwechſel das ـدى, und dem andern das ـر, beide mit derſelben Urbedeutung. H. E.

Leipzig

F. A. Brockhaus 1855. Geſchichte des Proteſtantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von Dr. Wilhelm Gottlieb Soldan. Zwei Bände. VIII 635 und 603 S. in Octav.

Mit Recht ſcheint dem Verf. die Reformationsgeſchichte Frankreichs, ſo oft ſie auch ſchon behandelt worden iſt, immer noch derjenigen Forſchung, die ſich nicht ſcheut, auf einen möglichſt

tiefen und sichern Grund der Quellen hinabzudringen, ein eben so weites als würdiges Feld der Bearbeitung darzubieten, so fern es gilt, aus dem Widerstreite mannichfacher, einander bekämpfender Ueberlieferungen die wahre Gestalt der Thatsachen, die nur eine einzige sein kann, festzustellen. Weder eine dogmengeschichtliche Entwickelung des Lehrbegriffs, noch eine eingehende Darstellung der reformirten Kirchenverfassung, noch auch eine Reihe erbaulicher Martyrologien ist es, was hier gegeben werden soll. Der Zweck des Werkes geht vielmehr dahin, die reformatorischen Ideen und Bestrebungen, die das Zeitalter der Reformation auch für Frankreich gebracht hat, in ihrem Ursprunge aufzusuchen, und von ihrem ersten Hervortreten an ein halbes Jahrhundert hindurch auf ihrem Gange durch das öffentliche Leben zu begleiten, ihre Entfaltung und Verbreitung, ihre Beziehungen nach innen und außen, ihre Kämpfe, Wirkungen und Geschicke darzustellen, sowie die Verhältnisse, durch welche sie bald Förderung, bald Hemmung und Rückschlag gefunden haben, zur Anschauung zu bringen. Die Art, wie Verf. sich über den Zweck seines Werkes ausspricht, ist unklar. Er will den Einfluß der Ideen und Bestrebungen des Zeitalters der Reformation auf Frankreich darstellen, und meint mit dem Reformationszeitalter jedenfalls das 16. Jahrhundert, sagt aber dabei nicht näher, ob er das 16. Jahrhundert auch als das eigentliche Reformationszeitalter für Frankreich ansieht, oder nicht. Diese Frage mußte aber zuvor bestimmt beantwortet werden, wenn die geschichtliche Tendenz des Werkes Boden und Halt gewinnen sollte. Weil sich Frankreich darüber nicht klar wurde, wo der eigentliche Schwerpunkt seiner Reformationsbestre-

bung liegt, hat es eigentlich eine dreifache Reformation gehabt, die Reformation der gallicanischen Kirche, welche sich auf die allgemeinen Concilien zu Costnitz und Basel im 15. Jahrhunderte stützt, die Reformation des Calvinismus im 16. Jahrhunderte und die Reformation des Jansenismus im 17. Jahrhunderte, wovon wenigstens die beiden letztern Frankreich mit ebenso tiefgreifenden als nachhaltigen Erschütterungen heimgesucht haben. Von den drei Reformationen hat die eine so wenig gewirkt als die andere, weil sich Frankreich in den kirchlichen Dingen ebenso unklar ist als in den politischen. Hier muß die Geschichte nachhelfen. Nach der Ansicht des Rec. sind alle drei Reformationstendenzen in den Bedürfnissen des französischen Volkes begründet, aber so, daß die Tendenz der gallicanischen Kirche die Grundlage bildet. Das französische Volk will vor allen Dingen seine geschichtlich überkommene französische Kirche und den Zusammenhang seiner Kirche mit der allgemeinen Kirche festhalten. Davon geht die Reformation der gallicanischen Kirche aus, welche ihrem Charakter nach eine Episkopalkirche ist. Daneben ist in dem französischen Volke das Bedürfniß nach einem regsamen Gemeindeleben gleich stark, und hierin liegt die Ursache von der Verbreitung des Calvinismus in Frankreich. Endlich begehrt das innere religiöse Leben des französischen Volkes zu seinem Träger eine gemüthvolle Mystik, welche der Jansenismus anstrebte. So liegen die Factoren eines französischen Kirchenthums sowohl in der Verfassung, als auch in dem innern Leben vor, aber diese Elemente haben sich niemals geeinigt, und daher ist es gekommen, daß der römische Katholicismus, auch nachdem derselbe sich lange überlebt hatte, als todtes

Element seine Herrschaft behauptet hat. Das französische Volk, nach seinem Charakter tief religiös, ist ein unreligiöses Volk geworden, weil es niemals den wahren Ausdruck seines religiösen Sinnes gefunden hat. Darin liegt das Räthsel, warum die geschichtlich gegebenen Elemente zu einem französischen Kirchenthume einer Einigung beständig widerstrebt haben. Die Periode, welche das vorliegende Werk behandelt, dreht sich um die Einigung des durch die gallicanische Kirche gesetzten Episkopalsystems mit der durch den Calvinismus gegebenen Gemeindeverfassung. Die Ursache, warum diese beiden Elemente einander entgegentraten, nach ihren tiefen und wahren Gründen zu erörtern, das ist nach unserer Meinung die wahre geschichtliche Aufgabe, welche das vorliegende Werk zu lösen hat. Wenn schon Verf. diesen Standpunkt nicht verfolgt hat, so ist doch seine geschichtliche Anschauung zu tief in den Quellen begründet, ist er doch zu sehr objectiver Historiker, als daß nicht auch von einem andern, auf objectiver geschichtlicher Anschauung ruhenden, Standpunkte aus ein wahrer Gewinn aus seinem Werke zu ziehen wäre. Wir versuchen demnach die angedeutete Anschauung nach ihren Grundzügen mit hauptsächlicher Berücksichtigung des vorliegenden Werkes auszuführen.

In Frankreich sprach sich bei der entschiedenen Mißstimmung, welche das im December 1515 geschlossene und im August 1516 unterzeichnete Concordat in dem französischen Klerus, in der Universität und in dem Parlamente von Paris hervorrief, ein empfänglicher Sinn für eine Reformation der französischen Kirche aus.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. 182. Stück.

Den 13. November 1856.

Leipzig

Fortsetzung der Anzeige: „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Von Dr. W. G. Soldan."

König Franz I., mit dem Beinamen eines Vaters der Wissenschaften, gründete 1529 das Collége royal de France für lateinische, griechische und hebräische (später auch für arabische und syrische) Sprache, Mathematik und Philosophie, ferner die große königliche Buchdruckerei, in welcher viele Ausgaben von Classikern erschienen. König Franz zog italiänische Gelehrte an seinen Hof, die den Schatz classischer Litteratur auf Frankreichs Boden verpflanzten, und Schüler bildeten, die das begonnene Werk rühmlichst vollendeten. Auch zu Künstlern in verschiedenen Fächern suchte Franz freundliche Beziehungen auf. Als Vertreter der Reformation stoßen wir bei der Universität zu Paris auf Jacob Lefébre, aus Etaples, einem Flecken in der Picardie, gebürtig (daher gewöhnlich Faber Stapulensis genannt), welcher 1512

einen Commentar über die pauliniſchen Briefe herausgab, worin er die Werkheiligkeit beſtritt. Weiter gab er einen Commentar über die Evangelien (Meaux 1522) heraus, und ließ gleich darauf in Abtheilungen (von 1523 bis 1530) eine franzöſiſche Bibelüberſetzung erſcheinen. Schüler von Lefébre waren Wilhelm Farel und Wilhelm Briçonnet. Briçonnet, 1516 zum Biſchof von Meaux ernannt, berief den 13. October 1518 eine Synode ſeines Sprengels zur Abſtellung von Mißbräuchen. Darauf berief Briçonnet zum Unterrichte ſeiner Gemeinde Lefébre von Paris nebſt Wilhelm Farel, die aber ihren Wirkungskreis bald wieder verlaſſen mußten. Mit Nachdruck ſetzten das Werk zwei Schüler von Lefébre, Jacobus Pouvan und Matthias Saunier, fort und es bildete ſich die erſte kleine franzöſiſche evangeliſche Gemeinde zu Meaux. Allein Jacob Pouvan und Matthias Saunier kamen beide ins Gefängniß. Die Sorbonne verdammte im Auguſt 1525 neun Sätze und etwas ſpäter 48 Sätze aus den Commentaren von Lefébre, und erklärte ſeine Schriften für verboten. Pouvan wurde, nachdem die Sorbonne verſchiedene ſeiner Behauptungen, unter welchen namentlich auch Sätze gegen Fegfeuer, Ablaß, Ohrenbeichte und Heiligendienſt vorkamen, verdammt hatte, auf dem Grèveplatze zu Paris im December 1525 verbrannt. Es war die lutheriſche Reformationstendenz, welche von Deutſchland aus Eingang in Frankreich fand, welche dieſen Widerſtand hervorrief. Ueber dieſe Reformationstendenz hatte ſich die Sorbonne in ihrer in Folge der Leipziger Disputation über Luther im Jahre 1521 ausgeſprochenen Cenſur erklärt. Gewiß tadelt Verf. die Sorbonne mit Recht, daß ſie in die Wiedergeburt der Religionswiſſenſchaft auf

Grundlage der Schrift, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts anstrebten, nicht auf die gebührende Weise einging, aber ihren Widerstand gegen eine aus der Fremde eingedrungene Reformationstendenz allein aus Anhänglichkeit an die veraltete Scholastik erklären zu wollen, hieße auf der andern Seite zu weit gehen, da die Sorbonne in der lutherischen Reformationstendenz eine Zerstörung des geschichtlichen französischen Kirchenthums und eine Auflösung des allgemeinen kirchlichen Verbandes erblickte. Die Reformationstendenz der gallicanischen Kirche hielt dabei die Sorbonne fest. Als im Jahre 1524 der Predigermönch Louis Combout oder Coubout die Thesis vertheidigte, unter den Aposteln sei allein Petrus unmittelbar durch Christus consecrirt worden, so daß kein Bischof, mit Ausschluß des Petrus, unmittelbar durch Christus eingesetzt worden sei; die Pfarrer seien es nur durch positives menschliches Recht, verwarf die theologische Facultät dieselbe, und er mußte im Gegentheile die Thesis vertheidigen, sowie man glaube, daß Petrus durch Christus zum Oberpriester eingesetzt worden sei, so seien auf dieselbe Art die Apostel durch Christus unmittelbar zu Bischöfen eingesetzt, welcher auch die Pfarrer eingesetzt habe, so daß die Kirche diese drei Ordnungen der Hierarchie nach göttlichem Rechte habe. Mit der Sorbonne ging die höhere Geistlichkeit Hand in Hand, und nicht bloß der Erzbischof du Prat von Sens, der Erzbischof Franz von Tournon von Bourges hielten wider die eindringende Lutherische Ketzerei Provincialconcilien, sondern auch der Bischof Briçonnet von Meaux verbot unter Androhung des Bannes Luthers Schriften für seine Diöces. Die Lutherische Reformationstendenz konnte in Frankreich keinen Bo-

den gewinnen; aber anders verhielt es sich mit dem Calvinismus, als derselbe in Frankreich Eingang fand, welcher den Franzosen das in ihren Bedürfnissen tief begründete kirchliche Gemeindeleben bot. Das war dieselbe Ursache, weshalb sich früher in Frankreich die Waldenser verbreitet hatten, und durch keine Verfolgung ausgerottet werden konnten. Calvin dedicirte seine 1535 zu Basel französisch herausgegebene Institutio religionis christianae dem Könige Franz, und das Werk verbreitete sich bald allgemein in Frankreich, ward aber verdammt und verbrannt. Desungeachtet begann nunmehr unter dem Einflusse des Calvinismus die Bildung reformirter Gemeinden, die auf grausame Weise zerstört wurden, aber gleichwohl ihren Fortgang nahmen. Schon König Franz versuchte eine Vermittlung zwischen der alten und neuen Religion einzuleiten. Melanchthon erhielt im Jahre 1535 ein königliches Einladungsschreiben, nach Paris zu kommen, um mit einigen auserlesenen Doctoren sich über die Einigung der getrennten Parteien und die Herstellung des Kirchenfriedens zu unterreden. Im Jahre 1543 traten 12 Theologen zu Melun zusammen, um sich über die bestrittenen Religionspunkte zu besprechen und dann dem Könige Vorlage zu machen; die Sache hatte aber keinen Erfolg.

Unter Heinrich II. wurde Genf wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht. Flüchtige Protestanten ließen sich häuslich dort nieder, bemittelte Männer, welche der neuen Lehre zugethan waren, machten Reisen dahin, und nahmen eine Zeitlang ihren Aufenthalt daselbst. Junge Leute schöpften hier Belehrung und jene begeisterte Liebe für den Calvinismus, welche sie, trotz Gefahr und Verfolgung, zu der thätigsten und muthigsten Verbreitung des-

ſelben antrieb, und zu jenen fruchtbaren Predigern in den neugebildeten Kirchengemeinden Frankreichs machte. Auf Genf waren Aller Augen gerichtet, aus Genf erwartete das Volk Troſt und Beruhigung, Genf wurde das Haupt der neuen Kirche, wie Rom das Haupt der alten war. Calvin ſelbſt hing mit unwandelbarer Liebe an ſeinem Vaterlande. Er belehrte und tröſtete ſeine Landsleute durch Briefe, verwendete ſich für ſie bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands. In Paris wählte man im September 1555 einen jungen Geiſtlichen von Angers, La Riviere, der kürzlich von Genf zurückgekommen war, und dann ordnete man die neue Gemeinde nach der Genfer Mutterkirche. Die Pariſer Gemeinde wurde das Muſterbild für die reformirten Gemeinden in Frankreich, deren ſich bis zum Jahre 1562 2105 gebildet hatten. Die reiche und blühende Handelsſtadt La Rochelle, deren Municipalrechte ſie faſt zu einer Freiſtadt erhoben, und deren Verfaſſung ganz republikaniſch war, war der Calviniſchen Lehre gänzlich zugethan. Am größten war der Fortgang der Reformation in Guienne und Languedoc, und überhaupt in dem mittäglichen Theile von Frankreich, wo durch Handel und Verkehr Städte blühten, welche eigenmächtig ihre ſtädtiſchen Verfaſſungen ordneten und durch regelmäßige Provincialſtände vertreten wurden, wo ein republikaniſcher Geiſt und Sinn für ein unabhängiges, eigen geſchaffenes Leben vorhanden war. Hier, wo ſchon in alten Tagen die Grundſätze der Waldenſer ihren Sitz hatten, ergriff man die neue Lehre mit enthuſiaſtiſcher Liebe, und ſuchte ſie ebenſo unabhängig als Eigenthum zu ſchützen, wie man die bürgerlichen Einrichtungen zu erhalten gewußt hatte, mit denen jene ſo ſehr harmonirte. In den

Städten, wo der Bürger im Kreise seiner Familie den Frieden des Lebens sucht, und in häuslicher Andacht Trost und Erheiterung findet, war der Sitz der Calviniſchen Lehre. Das Lesen der Bibel und religiöser Bücher war dem Bürger eine Erholung für die Mühen der Woche. Daneben dehnten die Reformirten ihre kirchliche Verfassung auch auf ihren bürgerlichen Zustand aus, und bildeten eine conföderirte Republik in einem monarchiſchen Staate. Sie bildeten abgeschlossene Gemeinheiten mit eigenen Gesetzen, eigener Verfassung und eigener Obrigkeit. Zu alle dem fügte die erste reformirte Nationalsynode, welche sich am 26. Mai 1559 zu Paris versammelte, den Schlußstein hinzu, indem sie der Gesammtheit der Gemeinden in Lehre und Verfassung die gewünschte Einheit gab. In vierzig Artikeln des Glaubens und ebenso vielen der Disciplin sind ihre Arbeiten niedergelegt. Als Princip des Glaubens wird die Gnadenwahl aufgestellt, wonach es kein menschliches Geschlecht, sondern nur Kinder Gottes und Verdammte gibt, wonach der Einzelne nicht in der Idee der Menschheit, sondern der Erwählte in der Idee seines Subjects lebt. Nach diesem Subjectivismus wird der Begriff der Kirche bestimmt, und die Kirche als die Versammlung der Gläubigen, welche in der Befolgung des Wortes Gottes und der Beobachtung der reinen Religion übereinstimmen, erklärt. In dieser Gemeinschaft ist eine kirchliche Gemeinde der andern völlig gleich. Wenn wir gegen diese neue Kirche alle Mächte Frankreich's, welche auf dem Boden der geschichtlichen Zustände stehen, sich erheben sehen, sollen wir dann glauben, daß dieselben sich allein dem Fortschritte entgegengestellt haben, oder daß sie ein wesentliches Gut des französischen Volkes

zu wahren ſuchten? Wäre die neue Kirche durchgedrungen, ſo würde ſie unverkennbar Frankreich in einzelne Freiſtaaten aufgelöſt haben; die Geſchichte Frankreichs aber beweiſt, daß das franzöſiſche Volk zur Bildung einer Nation berufen iſt. Die Geſchichte der Freiſtaaten von Norditalien, von der Schweiz ſtellt ein ſehr unerfreuliches Bild dar, wogegen die Nation ein naturgemäßer Bildungsſtand, eine ſittliche Idee iſt. Das Gemeindeleben, welches der Calvinismus brachte, war ein integrirender Beſtandtheil des Nationallebens, aber nur in der Form nicht, in welcher er es brachte. Dieſer wichtige Umſtand tritt in der Darſtellung des Verf. nicht hervor, ſondern bei ihm erſcheint der Calvinismus an ſich als ein in die geſchichtliche Entwickelung des franzöſiſchen Volkes eingehendes Element.

Unter König Franz II. verband ſich mit dem kirchlichen Intereſſe ein politiſches. Die Prinzen des Hauſes Bourbon neigten ſich der neuen Kirche zu, und waren die nächſten und einzigen Agnaten des jungen Königs und ſeiner drei noch jüngern Brüder, an welche der Thron fallen mußte, im Falle, daß Franz und ſeine Brüder kinderlos ſtarben. Dem Hauſe Bourbon ſtellte ſich das aufſtrebende Haus Guiſe gegenüber, welches ſeinen Urſprung von den Karolingern herleitete, und mit dem Hauſe Valois nur entfernt verwandt war; allein die Umſtände ſchienen für daſſelbe günſtig zu ſein, um ihm bei Erlöſchung des Hauſes Valois, unter Ausſchließung des Hauſes Bourbon vom Throne, die Ausſicht zu demſelben zu eröffnen. Durch die Vermählung des Königs Franz mit einer Princeſſin aus dem Geſchlechte der Guiſen, der ſchottiſchen Königin Maria Stuart, ſtellten die Guiſen ihre Macht auf die feſteſte

Grundlage. Dadurch gelangte am französischen Hofe die spanisch-katholische Politik zur Herrschaft, und die Edicte, welche von dieser Partei am Hofe ausgingen, lauteten über die Protestanten sehr streng. An jedem Parlamente hatte sich nach des Königs Befehl eine Kammer, die sogenannte Chambre ardente, mit dem Verbrechen gegen die Religion zu beschäftigen. Die Verschwörung von Amboise im März 1560, um die Guisen aufzuheben, die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit des Königs den Bourbonen zu übergeben und die Zusammenberufung der Generalstände zu veranlassen, ward entdeckt, und hatte die Erhebung des Herzogs von Guise zum Generallieutenant und das Edict von Romorantin zur Folge, wodurch das Erkenntniß über das Verbrechen der Ketzerei den gewöhnlichen Gerichten entzogen, und den Geistlichen höhern Ranges übergeben, alle Versammlungsorte auf das strengste verboten und den Angebern eine bedeutende Belohnung ausgesetzt wurde. Unterdessen war die Regierung inne geworden, daß der Calvinismus dem Volke etwas gewähre, was für dasselbe ein wahres Bedürfniß sei, und dieses suchte ihm die Regierung, wie das eine jede rechtliche Regierung in ähnlichen Fällen thun muß, auf dem Wege des Rechtes zuzueignen. Ein Edict vom Anfange des März 1560 verkündete, daß die Reformirten meistens ungebildete Leute aus dem Handwerksstande seien, verführt durch Prediger und Bücher aus Genf, und mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit fehlend, und der König, jung und milden Herzens, wollte grade das erste Jahr seiner Regierung am wenigsten mit dem Blute dieser Leute bezeichnet sehen. Und als in Gegenwart von der Königin Mutter Katharina und dem Kanzler

Olivarius der Admiral Caspar Coligny erklärte, man ſolle mit den Hinrichtungen anhalten, womit man an vielen Orten in Frankreich wider arme Menſchen wüthe, und Gewiſſensfreiheit gewähren, bis durch den Ausſpruch eines geſetzmäßigen und freien Concils die über die Religion entſtandenen Streitigkeiten beigelegt würden, ſo verhieß ein Edict vom 31. März, weil durch Unterlaſſung der Concilien und durch die Nachläſſigkeit der Prälaten die Diſciplin zerfallen, und viele einer Abſtellung bedürftige Mißbräuche in der Kirche eingeriſſen ſeien, ſo werde der König binnen 6 Monaten den gallicaniſchen Klerus zuſammentreten laſſen, um eine Reformation mit ihm vorzunehmen, und die durch die bisherige Verderbniß und Verweltlichung Beleidigten zur Einheit mit der Kirche ſanft zurückzuführen. Man fing an, bei der Frage über die Urſache der Bewegung in Frankreich zwei Klaſſen von Urhebern derſelben zu unterſcheiden, wovon die Einen nur die Religion, die Andern unter dem Vorwande der Religion eine Staatsveränderung bezweckten; die Erſtern könne man befriedigen, wenn man in einer Verſammlung von Theologen die ſtreitigen Punkte nach dem Worte Gottes entſcheide, und unterdeſſen die armen Leute ſchonend behandle. Nach dem Tode des Kanzlers Franziscus Olivarius wurde, auf Empfehlung der Königin Mutter bei dem Könige, Michael de L'Hoſpital zur Kanzlerwürde erhoben, welcher am 30. Junius ſeine Beſtallung erhielt. Der Geſichtspunkt des Hofes war, ein allgemeines, freies Concil, auf welchem auch die Proteſtanten erſcheinen und ſich ausſprechen dürften, und zwar an einem andern Orte als zu Trient ſei dringend nöthig, Frankreich gehe der Zerrüttung entgegen; helfe der Papſt nicht,

so müsse der König sich selbst helfen. Darum wolle er angesehene Personen berufen, was man fälschlich als ein Nationalconcil ausschreie, und um der Gewissen seiner Unterthanen willen über die Reformation seines in Sittenlosigkeit verfallenen Klerus berathen und beschließen lassen. Am 21. August wurde die Versammlung der Notabeln zu Fontainebleau eröffnet. Johann Montluc, Bischof von Valence, schilderte den Zustand der französischen Kirche. Die Bischöfe gingen mit nichts um, als ihre Einkünfte zu vermehren und zu schwelgen. Zuweilen lebten ihrer vierzig zu Paris dem Vergnügen, und übertrügen ihre Stellen Unwürdigen. Die von ihnen ordinirten Curatgeistlichen folgten ihrem Beispiele. Die Pfarrer, habsüchtig und unwissend, beschäftigten sich mit allem Andern, nur nicht mit ihrem Amte, und seien größtentheils durch unerlaubte Mittel zu ihren Stellen gekommen. Cardinäle und Bischöfe hätten kein Bedenken getragen, die Pfründen an ihre Haushofmeister, ja an ihre Kammerdiener, Köche, Barbiere und Bedienten zu vergeben. Der niedere Klerus habe sich durch Geiz, Unwissenheit und Sittenlosigkeit bei aller Welt verächtlich und verhaßt gemacht. Man soll fromme Männer aus dem ganzen Reiche berufen, um die Laster der Geistlichkeit zu reformiren. Es soll ein allgemeines Concil berufen werden, und wenn ein solches nicht erlangt werden kann, so soll der König was seines Amtes ist thun, und nach dem Beispiele Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen ein Nationalconcil berufen, dem auch Lehrer der Theologie beiwohnen sollen. Dagegen sündigen auch die Sectirer schwer, daß sie unter dem Vorwande der Religion die Waffen ergreifen und die öffentliche Ruhe stören; wogegen diejenigen ebenso

stark sündigen, welche die verfolgen, die allein durch frommen Eifer getrieben werden. Marillac, Erzbischof von Vienne, drang, da man ein allgemeines Concil vom Pabste vergeblich erwarte, auf ein Nationalconcil, wie sie in Frankreich von Clodwig bis auf Karl den Großen und von da bis auf Karl VII. üblich gewesen seien. Unterdessen sollten die Geistlichen ihres Berufes eifrig warten und nicht dulden, daß die Italiäner, welche den dritten Theil der kirchlichen Aemter im Reiche inne hätten, abwesend die Einkünfte dieser Pfründen zögen. Sie seien schuld, daß das Volk, von Hirten verlassen, neuen und irrigen Meinungen sich ergebe. Die Priester sollen die heiligen Handlungen nicht des Geldes wegen verrichten, damit nicht Christus, nach dem Ausspruche des h. Bernhard, vom Himmel herniedersteige, die Geißel nehme und die Priester aus dem Tempel austreibe. Man müsse das Schwert Gottes, sein Wort in die Hand nehmen, wovon heute kaum ein leerer Name in der Kirche übrig geblieben sei. Auch drang er auf die Berufung der Reichsstände. Der Admiral Coligny unterstützte den Antrag des Erzbischofs wegen Einberufung der Reichsstände und drang auf Einstellung der Religionsverfolgung sowie auf Gestattung des reformirten Gottesdienstes in Kirchen bis zur Entscheidung eines Concils, zu welchem Zwecke er zwei von vielen Protestanten unterschriebene Bittschriften überreichte, worin sie baten, ihre Lehre nach Gottes Wort zu prüfen, und ihnen das freie und öffentliche Religionsbekenntniß nebst Kirchen zu verleihen. Den 26. August wurde der Beschluß gefaßt, die Stände sollten auf den 10. December nach Meaux oder in eine andere, dem Könige vielleicht bequemer gelegene Stadt berufen werden. Die Bischöfe und andere Prä-

laten würden sich sodann einen Monat später wohl vorbereitet am Hofe einfinden, um entweder zu dem allgemeinen Concile, das bis dahin vielleicht berufen wäre, abzugehen, oder in dessen Ermangelung zu einer Nationalsynode zusammenzutreten. Bis dahin aber sollten alle Bestrafungen der Protestanten durch die Justiz, mit alleiniger Ausnahme derjenigen Fälle, wo bewaffneter Aufstand oder Aufruhr vorliege, unterbleiben. Der König Franz erklärte sich durch seinen Abgeordneten zu Rom gegen Trient und verlangte, daß das Concil entweder zu Speier, oder zu Worms, am liebsten aber zu Constanz gehalten würde.

Der König Karl IX. war bei seinem Regierungsantritte noch nicht elfjährig, und seine Mutter Katharina überkam die Regentschaft, sowie der König Anton von Navarra Generallieutenant des Reiches wurde. Am 13. December 1560 wurde die Ständeversammlung zu Orleans eröffnet. Es wurde eine Bittschrift übergeben, worin ein Theil des hugenottischen Adels (die Reformirten heißen von dieser Zeit an in Frankreich Hugenotten) um die Erlaubniß des Kirchenbaues nachsuchte. Die Geistlichkeit beantragte auf der Ständeversammlung die Berufung von Provincialsynoden und die Betreibung eines allgemeinen Concils, die Handhabung der Beschlüsse der Concilien von Costnitz und Basel sowie der Pragmatica, die Besetzung der geistlichen Stellen auf dem Wege der Wahl durch die hierzu berufenen Corporationen, Abschaffung der Annaten und strengste Handhabung der unter Franz I. und Heinrich II. gegen die Ketzerei erlassenen Gesetze. Die Cahiers des Adels betonten die Unwissenheit und Sittenlosigkeit des Klerus, hoben das Bedürfniß der Reformation in kirchlichen Dingen hervor, und verlangten für die-

ſelbe die Mitwirkung der nationalen Organe. Die Einen wollten, wie der Klerus, unnachſichtige Verfolgung der Ketzer, Andere drangen auf die baldige Abhaltung eines allgemeinen Concils, noch Andere auf die Zuziehung reformirter Prediger zu der bevorſtehenden Nationalſynode, wünſchten die Einrichtung einer Armenſchule in jedem Kirchſpiele, Anſtalten zur Verpflegung dürftiger Kranken, Arbeitshäuſer zur Beſchäftigung geſunder Bettler, Verminderung der Feiertage. Das Cahier des dritten Standes verlangte die Wahl der Biſchöfe durch die Angeſehenſten aus den drei Ständen ihrer Sprengel, die der Pfarrer durch ſeine Pfarrkinder und die der Municipalbeamten durch ihre Gemeinden. Die Reichthümer des Klerus ſollten getheilt, und der eine Theil derſelben für den Unterhalt der Geiſtlichen, der andere für die Unterſtützung der Armen, der dritte für den Cultus, namentlich aber auch für die Gründung von Unterrichtsanſtalten, verwendet werden. Ein allgemeines Concil, bei welchem jeder ſeine Meinung vertreten könne, ſei dringend nothwendig. Die Verfolgung wegen des Glaubens müſſe aufhören. Die Regierung erhob in der Ordonnanz von Orleans jene Anträge des Klerus und der weltlichen Stände theilweiſe zum Geſetze. Die Beſetzung der Bisthümer und Erzbisthümer ward auf den Weg der Wahl zurückgeführt (aber freilich dergeſtalt, daß die Prälaten der bezüglichen Sprengel unter Zuziehung von zwölf angeſehenen Weltlichen dem Könige die Candidaten zur Wahl vorſchlügen), die Zahlung der Annaten unter hoher Strafandrohung abgeſchafft, und das Parlament drückte dieſem Allen durch die Eintragung in ſeine Regiſter das Siegel der Rechtskraft auf. Ein Edict verbot den Gebrauch der Parteinamen der Papi-

ſten und Hugenotten. Auf der nächſten Ständeverſammlung zu St. Germain en Laye im Auguſt ſagte Jean de Bretagne, Generallieutenant von Autun, man müſſe der Geiſtlichkeit, wie in Deutſchland und England ihre Güter nehmen; man ſolle ein Nationalconcil halten, bei dem der König oder ein Prinz von Geblüte präſidiren ſolle, und man ſolle bis zur Entſcheidung der Sache die Verſammlungen der Reformirten freigeben, aber unter die Aufſicht der Obrigkeit ſtellen. Unterdeſſen hatte der Hof die Geiſtlichen nach der nahe gelegenen Abtei Poiſſy beſchieden, und als Zweck der Verſammlung Vorberathung für das allgemeine Concil und Berathung über wichtige Angelegenheiten des Reiches angegeben. Als am 28. Julius 1561 die Prälaten zu Poiſſy zuſammentraten, waren 6 Cardinäle und 37 Biſchöfe anweſend. Die Mehrzahl der Biſchöfe zeigte ſich durchaus nicht geneigt, ſich als Nationalconcil zu benehmen, und wollte, mit Ausſchluß aller Discuſſion über die Lehre, nur auf Berathungen wegen der Abſtellung eingeriſſener Mißbräuche eingehen. Die Reform des Dogma gehörte vor kein Nationalconcil, aber den Biſchöfen mochte auch die Luſt zu einer weiter gehenden Reformation durch die laut gewordenen Mißtöne verleitet worden ſein, daß die Geiſtlichen von dem Volke gewählt werden ſollten, daß man das Reformiren damit beginnen müſſe, der Geiſtlichkeit ihre Güter zu entziehen. Am 9. Sept. 1561 nahm das Religionsgeſpräch in dem großen Refectorium der Nonnen zu Poiſſy ſeinen Anfang. Es war der Wille des Königs, daß hier von der Reformation der Kirche gehandelt werden ſollte. Der Kanzler L'Hoſpital ſagte in ſeiner Rede, es wolle ihnen in ihrer Lage nicht geziemen, auf das allgemeine Concil zu war-

ten, das möglicher Weiſe Statt finden werde, aber nicht ſo bald, als ihre Verhältniſſe es erforderten. Diejenigen, welche man Anhänger der neuen Religion nenne, habe man nicht als Feinde zu betrachten, ſondern dieſelben ſeien Chriſten, ſeien getauft wie ſie; man ſolle ſie nicht ungehört verdammen, ſondern freundlich auf den rechten Weg zurückzuführen ſuchen. Die Regierung wolle eine Reformation nicht nur in der Diſciplin, ſondern auch in der Lehre, nach Thuanus, ut emendentur, quae in disciplina ac doctrina depravata sint. Zwölf reformirte Prediger und 22 Abgeordnete der Gemeinden in den Provinzen nahmen an dem Religionsgeſpräche Theil. Die anweſenden Geiſtlichen und Theologen beſchloſſen, die Proteſtanten ſollten nur auf zwei Punkte antworten, nämlich über die Kirche und das Abendmahl. Theodor Beza, von ſeinen Genoſſen zum Sprecher erwählt, nahm das Wort, und entwickelte die reformirte Lehre vom Nachtmahle, wobei große Bewegung in der Verſammlung entſtand, als er über die Gegenwart Chriſti ſagte, ſein Leib ſei von dem Brote und dem Weine ſo weit entfernt, wie der oberſte Himmel von der Erde, aber nichts deſto weniger würden wir auf eine geiſtige Weiſe und mittelſt des Glaubens deſſelben theilhaftig. Iſt die Gegenwart Chriſti im Abendmahle durch den Glauben der Communicanten bedingt, ſo iſt, wenn dieſer Glaube fehlt, Chriſtus bei dem Sacramente überall nicht gegenwärtig, und aus dieſem Grunde lehrt die gallicaniſche Confeſſion, die doch von Beza wenigſtens hauptſächlich herrührt, eine ſubſtanzielle Gegenwart des Leibes Chriſti. Es iſt daher ſchwer einzuſehen, wie Beza grade an dieſem Orte auf dieſen Ausdruck gekommen iſt. Die zweite öffentliche Sitzung ging am 10.

Sept. vor sich, die dritte am 24. Sept., war aber nicht mehr öffentlich und wurde in einem kleinern Saale des Klosters, im Priorzimmer gehalten. In einem fast anderthalbstündigen Vortrage handelte Beza von der Kirche, welche er als die Gemeinde der Erwählten erklärte, unter welcher das Wort Gottes gepredigt und die Sacramente rein verwaltet würden, wo Nachfolge der Lehre und der Personen, ordentliche und außerordentliche Berufung sei. Indem Beza das Sacrament zum Begriffe der Kirche rechnete, was die gallicanische Confession nicht thut, kehrte er sich dem Positiven zu, entfernte sich aber von demselben dadurch wieder ebensoweit, daß er die außerordentliche Berufung zum Kirchendienste mit dem Beispiele der alttestamentlichen Propheten und des Apostels Paulus zu rechtfertigen suchte. Von den Concilien behauptete er, daß sie irrten. Im Auftrage von Katharina luden Montluc und der Sorbonnist D'Espense Beza und den reformirten Geistlichen des Gallars zur Besprechung in ein Privathaus ein, und man entwarf eine Formel über das Abendmahl, die weiter als Grundlage der Verhandlungen beiden Theilen vorgeschlagen werden könnte. Als aber Beza und Gallars dieselbe ihren Collegen mittheilten, ward sie von denselben, als zu undeutlich und zweideutig, verfaßt, allgemein verworfen, und der Beschluß gefaßt, bei nächster Veranlassung die reformirte Ansicht über den Gegenstand nochmals mit aller Entschiedenheit zu betonen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. Stück.

Den 15. November 1856.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Von Dr. W. G. Soldan.“

In der Sitzung vom 26. September bezog sich Beza auf die vom Cardinal von Lothringen in der vorigen Sitzung zur Grundlage einer Verständigung in der Lehre vom Nachtmahle empfohlne Würtembergische Confession, und bemerkte dabei, wenn dieses der Wille der übrigen anwesenden Prälaten auch sei, so sei zu erwarten, daß sie die Verdammung der Transsubstantiation zulassen würden, welche von allen reformirten Kirchen sowohl in Deutschland als anderwärts verworfen werde. Gelegentlich warf Beza der hohen Geistlichkeit vor, ihre Stellen erkauft zu haben. Darauf hielt der aus Zürich anwesende Peter Martyr über das Nachtmahl einen Vortrag in italiänischer Sprache, wie die Königin Mutter es wünschte, und trug die Lehre von Zwingli vor. Endlich erhielt der anwesende Je-

ſuitengeneral Lainez das Wort, welcher die Proteſtanten Affen, Füchſe, Ungeheuer nannte, die man an das vom Papſte angekündigte Concil verweiſen ſolle. Die Königin habe kein Recht, Sachen zu unterſuchen, die vor den Pabſt, die Cardinäle und die Biſchöfe gehörten. Es ſei unrecht, während ein allgemeines Concil gehalten werde, auf königlichen Befehl ein Privatcolloquium zu halten. Einige Tage nach dieſer Sitzung ließ Katharina zu St. Germain einen Ausſchuß von fünf Theologen beider Theile zuſammentreten, um zu verſuchen, ob nicht eine Formel gefunden werden könnte, in welcher die Gegenwart des Leibes Chriſti ſo gedacht würde, daß es beiden Theilen möglich wäre, ſich dabei zufrieden zu geben. In drei Conferenzen vom 29. Sept. an wurde eine Formel zu Stande gebracht, welche jedoch die Sorbonniſten, die alsbald eine Abſchrift zur Prüfung erhielten, für ungenügend, verfänglich und ketzeriſch erklärten.

Das war der Ausgang des Religionsgeſpräches zu Poiſſy. Auf Befehl des Königs ſtellten zu Poiſſy Lehrer der Theologie und des kanoniſchen Rechts für kirchliche Diſciplin 77 Punkte auf, welche man durch den Pabſt beſtätigen laſſen wollte, indem man dabei keineswegs beabſichtige, ſich von dem römiſchen Stuhle zu trennen, worüber die reformirte Kirchengeſchichte bemerkt, dieſe ganze eingebildete Reformation ſei auf dem Geſpräche ſchriftlich aufgeſetzt, aber niemals ausgeführt worden. Der Hauptpunkt, die Lehre betreffend, ſei darin auf keine Weiſe berührt, ſondern man habe nur einen Weg geſucht, das Uebel unter irgend welchem eiteln Scheine des Guten feſtzuſtellen. Am 17. Januar 1562 erſchien ein königliches Edict, welches die reformirten gottesdienſt-

lichen Versammlungen, die bei Tageszeit und ohne Waffen außerhalb der Stadt gehalten würden, erlaubte. Am 28. Januar ward ein neues Religionsgespräch im Schlosse zu St. Germain eröffnet, wo man wegen der Bilder einen Beschluß fassen wollte, daß nämlich alle Bilder, mit Ausnahme des Crucifixes, von dem Altare entfernt werden sollten. Beza aber hielt eine heftige Rede wider die Bilder in den Kirchen, und wollte auch das Crucifix von dem Altare entfernt haben, auf welchem es doch beständig gestanden hatte, so lange es christliche Kirchen gegeben hat, worauf der Beschluß unterblieb. Am 13. Nov. 1562 kam der Cardinal von Lothringen mit den französischen Bischöfen bei dem vom Pabste Pius IV. wieder eröffneten Concile zu Trient an, um daselbst die Grundsätze der gallicanischen Kirche zu vertreten. Es hieß, der Cardinal werde in Trient mit sehr wichtigen Reformationspunkten hervortreten; er gehe sogar damit um, auch in der Pabstwahl Veränderungen zu beantragen, so daß auch den nichtitalischen Völkern ihr Antheil zukäme. Theils vor den päbstlichen Legaten besonders, theils in öffentlicher Versammlung erklärte der Cardinal für die Hauptaufgabe des Concils, durch einträchtiges Zusammenwirken die Protestanten zur Kirche zurückzubringen. Katharina versuchte durch ihre Gesandten beim Concile ein einträchtiges Zusammenwirken mit Spanien und dem Kaiser für eine durchgreifende Reformation einzuleiten. Der französische Gesandte Landsac überreichte dem Concile im Namen seines Königs 34 Reformationsartikel über regelmäßiges Predigen, Verfertigung eines guten Katechismus, Beten und Singen in der Muttersprache bei der Messe, Gestattung des Kelches im Abendmahle, Herstellung

der bischöflichen Gewalt in voller Ausdehnung, bischöfliche Synoden für jedes Jahr, erzbischöfliche von zwei zu drei Jahren, allgemeine alle zehn Jahre. Um diese Zeit waren in Frankreich 2250 constituirte reformirte Gemeinden. Alle Ausgleichungsversuche mit den Reformirten, sowohl die unmittelbaren als auch die mittelbaren mittelst der Reform im Sinne der gallicanischen Kirche, waren vergebens, es kam zum Bürgerkriege, und die reformirte Partei ernannte in ihren Bundesartikeln den Prinzen von Condé zum Haupte ihres Unternehmens, welches jedoch eigentlich unter der Leitung des einsichtsvollen Admiral Coligny stand. L'Hospital zog sich zurück und seine Politik, mittelst der über die Parteien erhabenen nationalen Idee die Nation durch die in ihr selbst gegebenen Mittel, durch Ständeversammlungen und Nationalconcilien, sich ins Gleichgewicht setzen zu lassen, und auf diesem Wege die auf dem kirchlichen Gebiete einander befehdenden Kräfte zur gegenseitigen Duldung zu bringen, und in der höhern Einheit der Nationalität und des Volkswohls zu versöhnen und zu vereinigen, kam nicht in Anwendung, sondern es bildete sich in dem innern französischen Volksleben ein Riß, welcher seitdem die Bestrebungen, eine französische Nation mit organischer Gliederung zu gestalten, vereitelt hat.

Holzhausen.

Göttingen

Vandenhoeck und Ruprechts Verlag 1856 Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter von Dr. Max Uhlemann. 201 S. in Octav.

Nachdem der Unterzeichnete im vergangenen Jahre eine kurze Behandlung der ägyptischen Wissenschaften (Thoth oder die Wissenschaften der alten Aegypter. Göttingen 1855. 8) bearbeitet und dem Urtheile der Leser übergeben hat, hat er jetzt versucht, auch das Volks- und Familienleben dieses interessanten Volkes zu schildern. Die hierzu gewählte mehr erzählende als didactische und deshalb hoffentlich mehr unterhaltende als ermüdende Form bedarf um so weniger einer ausführlicheren Rechtfertigung, da schon früher von Andern mit Glück der Versuch gemacht worden ist, in ähnlichen Darstellungen auch das römische und griechische Alterthum mit lebendigen Farben zu zeichnen, wobei nur Barthelemy's und Beckers berühmte Arbeiten als rühmliche Vorbilder hervorgehoben werden sollen. Diese erzählende Form empfahl sich aber ganz besonders für eine Bearbeitung ägyptischer Privatalterthümer, da außer den wenigen und höchst fragmentarischen klassischen Stellen, welche herbeigezogen werden konnten, die hauptsächlichste Quelle für unsre Kenntniß des alten Aegyptens unzählige Wandgemälde sind, welche sich in schönster Farbenfrische an alten Tempeln und in den Gräbern erhalten haben, und deren bloße Beschreibung und Erklärung gewiß den Leser nach und nach ermüdet haben würde. Alle diese verschiedenen kleinen Scenen des Privatlebens getreu nach den Wandgemälden zu einem größeren, wahren und lebensfrischen Bilde zu vereinigen und zu verschmelzen, war die Aufgabe des Verf., und zum Beweise, daß alles Erzählte und Geschilderte nicht als eine erdichtete, unbegründete Fabel zu betrachten sei, sondern auf Wahrheit beruhe, hat derselbe überall unter dem Texte sich auf die Zeugnisse klassischer Schriftstel-

ler und auf die ägyptischen Denkmäler berufen, welche in der Description de l'Égypte, in den Denkmalwerken Rosellini's und in Wilkinson's Manners and customs of the ancient Egyptians abgebildet sind, aber wohl nur einem kleinen Leserkreise zugänglich sein dürften. So sieht sich der Leser durch ein einleitendes Märchen plötzlich vor die Thore der alten Pharaonenstadt Memphis versetzt, welche er an blinden Harfenspielern vorüberwandernd betritt, um nach einem kurzen Blicke auf das rührige Treiben der Bevölkerung in der ersten Morgenstunde, bei einem Bäcker einzutreten und von da in den königlichen Palast geführt zu werden. Hier bietet sich ihm die Gelegenheit dar, den König, von seinem Hofstaate umgeben, opfern zu sehen und einen Blick in die Frauengemächer und auf die Toilette der Königin zu werfen. Die weitere Erzählung schildert einen Weingarten, die Weinernte, das Keltern der Trauben und eine ägyptische Zechgesellschaft, deren Gespräche und Unterhaltungen über die Urgeschichte, über verschiedene Seiten des Aberglaubens der alten Aegypter u. A. Aufschluß geben.

Der zweite Tag ist einem Ausfluge in die Umgegend von Memphis gewidmet. Es wird ein ägyptischer Leichenzug und der Fischfang im Mörissee geschildert, so wie auch das Labyrinth einer ausführlichern Untersuchung unterworfen. Hieran schließt sich die Beschreibung einer Jagd und des Vogelfanges, ganz so wie dieselben häufig auf Wandgemälden dargestellt sind. Dann werden eine ägyptische Villa in allen ihren einzelnen Theilen, die zu ihr gehörende Ziegelei, die Stallungen ꝛc. beschrieben, und nachdem der Leser in einer Sänfte nach Memphis zurückgeführt worden, betritt er im Vorübergehen die Werkstatt eines Schuhma-

chers und eilt dann ohne Aufenthalt in den Tempel des Ptah oder Vulkan, wo er den Apis besuchen und seinen Prophezeiungen lauschen, die Künste eines Schlangenbeschwörers betrachten und endlich die große Bibliothek erreichen kann, wo der Oberbibliothekar (äg. Oberster der Bücher. Vergl. Lepsius Chronol. S. 39) bereitwillig die Bücher entrollt und einen Blick in die mannichfachen Zweige der Litteratur des Landes gestattet. Hierauf ist eine kleine Erzählung eingeschaltet, welche gleichfalls nur den Zweck hat, einzelne Züge des Privatlebens zur klaren Anschauung zu bringen, und es folgt die Schilderung eines Abends auf der Königswache und des dortigen Kriegerlebens mit einigen Bemerkungen über den ägyptischen Handel und die heiligen Thiere, besonders die Katze. Der dritte Tag endlich ist der Geburtstag des Osiris, der erste der bekannten fünf Schalttage, und das an demselben gefeierte Fest führt von neuem die mannichfaltigsten Scenen des Volkslebens herbei, bis zum Schluß der Verf. mit einem Blicke auf die Pyramiden und einigen Bemerkungen über den Bau, Zweck und die Bedeutung derselben von Aegypten Abschied nimmt.

Dies ist in aller Kürze der Inhalt des Buches. In Anmerkungen, welche sich S. 103 anschließen, ist Manches, was in der Erzählung nur berührt werden konnte, einer mehr wissenschaftlichen Besprechung unterworfen worden. So besonders S. 103 der Inhalt der heiligen Schriften der alten Aegypter und des berühmten Turiner Papyrus, welcher mit Ausnahme weniger kleinerer Abschnitte leider noch immer nicht übersetzt ist, S. 170 die Urgeschichte des Landes, S. 173 das Labyrinth, S. 175 der Baustyl der alten Aegypter und S.

177 Apis und die Apisperioden. Eine längere Anmerkung ist S. 181—190 dem Sesostris gewidmet und der Unterz. hofft, in derselben nach den Zeugnissen der Alten den Nachweis geliefert zu haben, daß der Sesostris, dessen Kriegszüge Herodot erzählt, nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, einer der Rameſſiden der XVIII oder XIX Dynastie, sondern vielmehr derjenige König gewesen sei, welchen Manetho unter demselben Namen Sesostris als dritten Regent in der XII Dynastie aufführt, und dem er mit kurzen Worten dasselbe zuschreibt, was Herodot II, 102 und Diodor I, 55 von dem Ihrigen mittheilen. Dabei sind die hauptsächlichsten bisher von verschiedenen Gelehrten über diesen Heldenkönig geäußerten Ansichten aufgeführt, kritisch beleuchtet und widerlegt worden. — S. 191 folgt eine Schilderung des „Reiches der Seligen" nach Todtenbuch Taf. XLI, welche einen Blick in die Ansichten der alten Aegypter von dem Leben nach dem Tode gestattet und sich eng an des Verfs frühere Erklärung des Todtengerichtes (Berl. 1854. 8) anschließt. S. 193 ff. gab eine Besprechung der Phönixperiode Gelegenheit, einige Irrthümer zu berichtigen, welche sich in Lepsius Chronologie der Aegypter, Berlin 1848. 4 finden, und welche mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, sich das Leipziger Liter. Centralblatt 1856 No 25 vergeblich bemüht. Es würde zu weit führen, dies hier ausführlicher nachzuweisen, der Unterz. muß sich darauf beschränken, auf S. 195 seines Buches zu verweisen und den Leser zu bitten, dieselbe einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen und die daselbst angezogenen Stellen selbst nachzuschlagen, wenn das Leipziger Centralblatt von Neuem den Inhalt derselben ableugnen sollte.

S. 196 iſt der Urſprung der Stadt Memphis und ihres Ptahtempels und endlich S. 198 in aller Kürze auf eine für Jeden verſtändliche Weiſe die Hieroglyphenſchrift behandelt. Möchte das Buch nachſichtige Leſer und gewiſſenhafte Beurtheiler finden! M. Uhlemann.

Athen

1. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τῆς τυπογραφίας Γ. Χαρτοφύλακος: Γιτα ἢ θεσπέσιον μέλος μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ Βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ Ἀθηναίου. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ ἐκδοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων αὐξηθεῖσα, δαπάνῃ μὲν καὶ μελέτῃ Γεωργίου Κ. Τυπάλδου Ἐφόρου τῆς Δημοσίου καὶ Πανεπιστημιακῆς Βιβλιοθήκης, ἐπιστασίᾳ δὲ καὶ διορθώσει Γ. Ἀποστολίδου Κοσμήτου Βιβλιοφύλακος. 1848 πβ' (72) und 126 S. in Oct.

2. Ferner: Ῥαγγου-Βανσα ἢ Γενεαλογία τοῦ Ῥάγγου, μεταφρασθεῖσα u. ſ. w. wie oben 1850. πζ (77) u. 277 S. Oct.

3. Ferner: Ἰτιχασασαμουτσαΐα τουτέστιν Ἀρχαιολογίας συλλογὴ ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν νομίμων τε καὶ ἐθίμων ἰνδικῶν συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσόφου Βέασα. Μεταφρασθεῖσα u. ſ. w. wie oben (nur daß hinter ἐπιστασίᾳ δὲ die Worte καὶ διορθώσει fehlen) 1851. ρλς (136) und 288 S. Oct.

4. Χιτοπαδάσα ἢ Πάντσα Τάντρα (Πεντάτευχος) συγγραφεῖσα ὑπὸ τοῦ σοφοῦ Βισνουσαρμᾶνος καὶ ψιττάκου μυθολογίαι νυκτεριναὶ μεταφρασθέντα ἐκ τοῦ

Βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ Ἀθηναίου, νῦν δὲ πρῶτον ἐκδοθέντα, μετὰ τῆς ὑπὸ Συμεῶνος Μαγίστρου τοῦ Σὴθ γενομένης μεταφράσεως τῆς Πενταπεύχου ὡς συμπλήρωμα τῆς τοῦ Δ. Γαλάνου, καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων πλουτισθέντα. Λαπάνῃ u. s. w. wie bei 3. 1851. νδ' (54) u. 150 S. Oct.

5. Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης ἤτοι Βιβλίον φυσιολογικὸν (ἠθικοπολιτικὸν), μεταχομισθὲν ἐκ τῆς Ἰνδίας, καὶ δοθὲν τῷ βασιλεῖ Χοσρόῃ ἐν Περσίδι, παρά τινος Περζωὲ σοφοῦ καὶ ἰατροῦ τὴν τέχνην καὶ μετενεχθὲν εἰς τὴν Ἀράβων γλῶσσαν. Ὑπὸ δὲ Συμεὼν Μαγίστρου καὶ φιλοσόφου τοῦ Σὴθ εἰς τὴν Ἑλλήνων διαλεκτὸν μεταβληθὲν, καλούμενον ἀραβιστὶ μὲν Κυλίλε καὶ Δίμνε, ἑλληνιστὶ δὲ Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης. Ἐκδοθὲν νῦν τὸ δεύτερον ὡς συμπλήρωμα τῆς ἐκ τοῦ Ἰνδικοῦ ὑπὸ Δημητρίου Γαλανοῦ μεταφράσεως τοῦ πρωτοτύπου συγγράμματος τοῦ Βισνοῦ-Σαρμᾶνος ἐπιγραφομένου Χιτοπαδάσσα ἢ Πάντσα Τάντρα ἤτοι Πενταπεύχος. 1851. 111 Seiten Oct., dann 77 S., welche die ψιττάκου μυθολογίαι νυκτερειναί enthalten.

6. Endlich: Λουργα, μεταφρασθεῖσα u. s. w. wie bei 3. 1853. λϑ (39) u. 67 S. Oct.

Wir haben 1846 im 110ten Stück sowie 1848 im 140sten dieser Anzeigen die früher erschienenen im Ganzen überaus lobenswerthen Uebersetzungen besprochen, welche der Grieche Galanos, in Indien wie ein Brahmane mit Brahmanen lebend, unter den Augen von diesen, von mehreren Schriften der Sanskrit-Litteratur abgefaßt hat. Wir haben es für unsre Pflicht gehalten, dem unermüdlichen Herausgeber derselben, dem Hrn Ty-

paldos in Athen sowohl unsern Dank für die Veröffentlichung derselben auszusprechen, als auch den Wunsch in derselben fortzufahren. In beiden Beziehungen glauben wir der Beistimmung aller Freunde der Sanskritlitteratur sicher zu sein. Seit jener Zeit sind die oben rubricirten sechs Bände nachgefolgt, welche, gleich den früher erschienenen in vielfachen Beziehungen die Aufmerksamkeit Aller, welche sich für diese Studien interessiren, verdienen. Theilweis liefern sie nicht unerhebliche Beiträge zu einem gründlicheren Verständniß der Schriften, welche sie übersetzt enthalten, und theilweis geben sie Uebersetzungen von Schriften, welche bis jetzt im Original noch nicht publicirt sind. Der Hr. Herausgeber hat auch in diesen, wie in den früheren Bänden, durch Prolegomenen die indischen Werke dem Verständniß und dem Interesse des griechischen Volkes näher zu bringen gesucht.

Der erste der vorliegenden Bände, der 3te der Sammlung, bringt eine Uebersetzung von einem der allerbedeutendsten Werke der indischen Litteratur, der Bhagavad-gîtâ, in welchem indische Philosophie und Poesie in eigenthümlichem aus dem tiefsten Wesen des indischen Geistes geflossenem Verein die höchste Stufe erreicht haben, welche dem indischen Geist erreichbar gewesen zu sein scheint.

Der 4te Band enthält eine Uebersetzung des epkschen Gedichts von Kâlidâsa, Raghuvanço genannt, welches das Geschlecht der Raghuiden verherrlicht, zu denen auch Râma gehört.

Der 5te Band bietet die Uebersetzung eines noch nicht herausgegebnen Werkes des Itihâsasamutschtschaja „Sammlung von Legenden“, welche jedoch nur gewissermaßen ein Florilegium

aus dem Mahabharata bildet. Das Werk befindet sich im Mscpt in Paris und London und auch die Berliner Bibliothek enthält ein Fragment desselben (Weber, Die Sanskrit-Handschriften der Berliner Bibliothek Nr. 436 S. 118), und zwar insbesondre das 31ste Kapitel.

Der 6te Band enthält zunächst eine leider nur wenig umfassende Uebersetzung des Pantschatantra (von S. 1—74); sie geht nämlich nur bis S. 57 der Kosegarten'schen Ausgabe und hat auch schon in dem, was deren 48ster Seite entspricht, eine Lücke; allein durch ihre Abweichungen von der Kosegartenschen und sonstigen mir bekannten Recensionen erhält sie keine geringe Bedeutung, so daß es sehr zu bedauern ist, daß sie nicht vollendet ward. Ich werde an einem andern Ort ihren Werth im Einzelnen verfolgen. Von S. 75 bis 150 folgt alsdann eine ebenfalls nicht vollendete und durch die Eigenthümlichkeiten der ihr zu Grunde liegenden Recension beachtenswerthe Uebersetzung des Hitopadeça. Sie geht bis III dist. 48 der Lassen'schen Ausgabe. Zugleich fehlt das Proömium und ebenso der Anfang des 1sten Buchs (welches hier als 2tes bezeichnet ist, während das 2te umgekehrt als erstes erscheint).

Der 7te Band bringt als Ergänzung der im 6ten Band enthaltenen Uebersetzungen die von Simeon Seth um 1100 abgefaßte Bearbeitung des Calila und Dimna, welcher bekanntlich mittelbar aus dem Pantschatantra geflossen ist. — Darauf folgt Galanos Uebersetzung der Çukasaptati, das ist „der siebenzig Erzählungen des Papagaien", einer Märchensammlung, von der das Original die ursprüngliche Grundlage der sieben weisen Meister, fast noch gar nicht bekannt ist. Denn es ist bis jetzt nur der Prolog und die erste Er-

zählung von Lassen (in seiner Anthologie) herausgegeben; diese Recension weicht von der, welche Galanos vorlag, sehr stark ab, scheint aber viel besser. Beiläufig bemerke ich, daß bei Lassen 38, 12, der Galanos'schen Uebersetzung gemäß, स च und 40, 15 देवशर्मवत् gelesen werden muß; S. 43, 6 ist wohl शुकराज ज्ञन° abzutheilen und ebds. Z. 11 bestätigt auch Galanos die Lesart दुर्जना, welche das von Lassen benutzte Manuscript hat. Galanos Uebersetzung ist übrigens nicht vollständig, sondern bricht mit der 60sten Erzählung ab, und ermangelt auch der 33sten.

Der 8te Band enthält eine Uebersetzung „der Verherrlichung der Göttin Durga", Gemahlin des Siva, einer Episode aus dem Markandeya Purana, welche schon im Original herausgegeben ist.

Wie sehr Hr Typaldos durch diese mit so vieler Aufopferung von seiner Seite veranstalteten Publicationen sich die Freunde der Sanskrit-Litteratur verpflichtet hat, weiter auszuführen, ist nicht dieses Ortes. Die Bedeutung derselben wird am besten bei besonderen Behandlungen der hier übersetzten Schriften hervortreten.

Th. Benfey.

Leipzig

Verlag von Hermann Bethmann 1856. Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch-physiologische Arbeiten von Dr. J. Hoppe, Professor der Medicin an der Universität Basel. Zweites Heft. XVI und 240 Seiten. Drittes Heft. XVI u. 258 S. in Octav.

Diese beiden Hefte enthalten, wie das erste (vergl. diese Blätter 1856. St. 11. S. 111) ein

reiches Versuchsmaterial zur näheren Erkenntniß der Wirkungsweise der vom Verfasser durchgeprüften größtentheils officinellen Mittel. Es ist wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler, daß er sie (S. 15) „behandelt". Merkwürdig, daß man beim Lesen an das Ende des vorigen Jahrhunderts, an die Reizperiode von John Brown erinnert wird. Man pflegt jetzt so allgemein nur dem Neuesten ein Recht der Geltung einzuräumen, daß selbst die geringste Anerkennung einer älteren Leistung, wenn sie auch nur als guter Einfall oder als Courtoisie erscheint, Verwunderung und eine Art Dankgefühl hervorruft. Wie im Traume glaubt man sich in die Zeit versetzt, wo an Wänden und Standgefäßen der Apotheken der Ausspruch sich fand: **Opium mehercle non sedat.**

Nach den Untersuchungen des Verfassers ist die Hauptwirkung des Opiums die Impulsertheilung an die Gefäßnerven.

Morphium aceticum sei ein Anregungsmittel. Atropin treibe die Gefäße zur verstärkten Thätigkeit an. Diesen Impulsen und der dadurch bedingten Exsudation der Chorioidealgefäße sei die Pupillenerweiterung zu verdanken (S. 100). S. 4 heißt es: „Die Belladonna erweitert die Pupille bloß dadurch, daß sie dem Nerven des Dilatator einen Impuls gibt. Trifft aber das Mittel den Sphincter, so verengt es die Pupille." Im 3ten Heft S. 68 wird die Pupillenerweiterung als das Resultat einer vermehrten Thätigkeit der Augengefäße mit Erzeugung eines schwellenden Exsudates dargestellt, als eine Oedemerscheinung, zu deren Aeußerung es bloß des Nachgebens der sensitiven Nerven bedürfe. Die Pu-

pillenerweiterung sei ein Schwellungsphänomen und die Pupillenverengerung ein Resorptionsphänomen (ebend. S. 149).

Das Bilsenkraut ertheile den Gefäßnerven viel stärkere Impulse, als die Belladonna. Die lähmende Wirkung dieses Mittels, sofern sie sich an den motorischen Nerven äußere, scheine gar nicht einmal in Betracht zu kommen. Das Solanin wirke sehr entzündungserregend. Das Delphinin veranlasse die Folgen einer vermehrten Anregung in allen Sphären. Das Daturin wirke weniger auf die sensitiven Nerven, mehr dagegen auf die motorischen und unter diesen besonders auf die Gefäßnerven. Das Strychnin verstärke die Thätigkeit des Herzens und schwäche sie darauf; es mache das Herzfleisch blasser und derber und bilde gleichsam eingeätzte Vertiefungen an demselben. Die Muskeln bekämen flache Vertiefungen, würden blaßweißlich, derber und für andere Einwirkungen unempfänglich. Da das Strychnin für die Gefäßnerven eines der stärksten Impulsmittel sei, so mache sich dessen Wirkung an den Gefäßen des Nervencentralapparats nur vorzugsweise bemerkbar, und durch Erzeugung einer Myelitis und Arachnitis rufe es die bekannten Erscheinungen der gesteigerten Reizbarkeit und des Krampfes hervor. Das fette Oel der Oliven, Mandeln, des Leinsamens sei ein Impulsmittel; es wirke ähnlich wie die ätherischen Oele, nur langsamer und schwächer. Das Codein erscheine als ein starkes gefühllähmendes und als ein starkes contrahirendes Mittel, das, abgesehen von seiner centralen Wirkung, sehr an das Chinin erinnere. Wenn aber ein so sehr contrahirend wirkendes Mittel, dessen muskellähmende Wirkung sich je-

denfalls nicht gleich zu Anfange zeige, sofort eine Entzündung errege, so sollte man glauben, daß die Entzündungstheorie schon in diesem Mittel allein gefunden sei. Bemerkenswerth ist folgende Aeußerung (Heft 2. S. 240): „Alle Versuche des vorliegenden Werks scheinen, bei jedem neuen Mittel fast immer mehr, jegliche Erlahmungstheorie unhaltbar zu machen und die ganze Auffassung der Dinge auf die alte Lehre von den Reizen zurückzuführen."

Marx.

Berichtigung.

S. 1006 u. 1010 für Hanstein l. Honstein.

S. 1008 wie (l. war der Rathsherr) auch Slipperode (l. Wipperode),

S. 1010 Lindenbach (l. Linderbach).

S. 1338, Z. 6 v. u. Wästhäuterode l. Wüsthäuterode.

S. 1338, Z. 21 ist das Wort er (nach worin) zu streichen.

S. 1340, Z. 4 st. 6 l. 645 Nummern.

S. 1341, Z. 7 st. Elmleben l. Ebeleben.

S. 1346, Z. 14 v. u. st. Saden l. Soden.

S. 1350, Z. 4 st. Hans-Smidershusen lies Hans Swidershusen.

1833

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1856.

Nördlingen

Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung 1856. Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten. VIII u. 95 S. in Octav.

Diese kleine Schrift ist in öffentlichen Blättern in Gutem und in Bösem schon so viel besprochen worden, daß die Aufmerksamkeit auf sie lenken zu wollen nur heißen würde, ein gethanes Werk thun. Zufällig hat der Referent erst später sie lesen können. Aber auch für gelehrte Kreise schien sie der Besprechung werth, wiewohl sie ihrer ausdrücklichen Erklärung nach nicht besonders für Gelehrte bestimmt ist. Der ungenannte Verf. ist allem Anschein nach in den höhern Kreisen der Staatsmänner zu suchen; es ist aber doch ein Werk der Wissenschaft, welches er herausfordert. Die umsichtige wissenschaftliche Bildung, welche er bekundet, berechtigt ihn dazu, auch von Gelehrten gehört zu werden, obwohl seine Worte mehr auf praktische Männer berechnet sein mögen; sie sind, wie es für praktische Zwecke geziemt,

scharf einschneidend in die Wunden der Zeit, von drastischer Wirkung, weniger genau abwägend, als die Wissenschaft zu wägen hat. Die Schrift trägt etwas von dem Charakter einer Parteischrift an sich; sie dient aber keiner Partei von denen, welche schon in voller Wirksamkeit sind; ihre Partei möchte sie sich erst bilden. Wenn wir nun hinzurechnen, daß sie mit der höchsten Spitze der Wissenschaft sich beschäftigt, wie der Titel zeigt, in welcher Erkenntniß und praktisches Leben sich begegnen, so werden auch die, welche die letzten Zwecke der Wissenschaft und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen des Lebens, ihr Vorwärtsstreben nach den zukünftigen, sich noch bildenden Dingen mehr von theoretischen Gesichtspunkten aus bedenken, die tief eingreifende Bedeutung des Themas und der wohl berechneten Behandlung, welche es hier erfährt, nicht von sich zurückweisen dürfen. Für Alle, welche an unserer gegenwärtigen Bildung Theil nehmen, ist die Schrift geschrieben; aber zuletzt wendet sie sich doch an die, welche den verworrenen Parteiungen in unsern Weltansichten durch klares wissenschaftliches Denken Abhülfe bringen können, und fordert die praktischen Männer nur auf, diesen Parteiungen sich nicht hinzugeben, von ihren Tendenzen und Stichwörtern sich nicht treiben zu lassen, auch nicht der Verzweiflung an die Hülfe der Wissenschaft sich zu überlassen. Denn wir sollen nicht verzweifeln an der Erreichung des Ziels, wenn auch der bisherige Weg zum Ziele verfehlt gewesen sein sollte. Der Verf. hält fest an der Fähigkeit und Bestimmung des menschlichen Geistes das Räthsel zu lösen (S. 95). Niemand, sagt er, ist berechtigt aus der Ungenügendheit einzelner Geister auf die Ungenügendheit des menschlichen Geistes, aus dem

Banquerott der philosophischen Schulen auf den Banquerott der Philosophie selbst zu schließen (S. 91).

Das Thema ist nun freilich nicht neu. Es behandelt den Streit zwischen Pantheismus und Theismus. Auch die besondern Gesichtspunkte, welche dabei hervortreten, sind in ähnlicher Weise schon öfters besprochen worden. Es könnten sogar Bedenken dagegen erhoben werden, ob sie genau genug und in ihrer vollen Allgemeinheit gefaßt wären. Wenn der Verf. orientalischen und europäischen Pantheismus unterscheidet, so kommt dies einigermaßen den Unterscheidungen gleich, welche zwischen Lehre der Immanenz und Lehre der Evolution oder zwischen Akosmismus und Atheismus gemacht worden sind; aber die örtliche Unterscheidung wird doch schwerlich im strengen Sinn durchzuführen sein. Sie führt nur dazu, daß der Verf. den orientalischen Pantheismus als eine Lehre, welche in Europa niemals systematisch durchgeführt worden (S. 6) und daher für unsere gegenwärtigen Ansichten wenig in Betracht komme, kurz beseitigt; er möchte sie als einem kindlich-jugendlichen Standpunkte in der Religion angehörig betrachten, welcher längst überwunden sei (S. 9); er hätte dabei wohl bedenken sollen, daß die Lehren des Spinoza, welchen er mit Recht einen großen Einfluß auf unsere neueste Philosophie zuschreibt, eine Auslegung im Sinn dieses Pantheismus wenn nicht fordern, so doch gestatten, und daß der Buddhaismus, in welchem er diese Form der Lehre am consequentesten durchgeführt findet, nicht der Jugend, sondern dem Alter der indischen Religionslehren angehört. Aber die praktischen Absichten des Verf. werden es rechtfertigen können, daß er in seiner kurzen, die Knoten

durchschneidenden Weise auf feinere Unterschiede nur geringes Gewicht gelegt hat, um dagegen die Form des Pantheismus besonders in das Auge zu fassen, welche in der gegenwärtigen Bewegung der Gedanken sich geltend macht. Daher wirft er auch rasch die edlern Beweggründe bei Seite, welche dem europäischen Pantheismus zu Grunde gelegt werden könnten; nachdem er sie zugestanden und angeführt hat, hebt er doch vornehmlich die Wirkung hervor, welche die von ihnen vertretene Denkweise bei der Menge hervorbringen werde. Neun Zehntheile, meint er, werden der logischen Consequenz des Systems mit dem vollen Zuge des natürlichen Egoismus nachgehn (S. 17). Die Schilderung des Theismus, welcher einen außerweltlichen, persönlichen Gott annimmt, ist in derselben Weise gehalten. Die feinern Unterscheidungen, mit welchen man in allen Systemen zu thun bekommt, weil allen Systemen die gewaltigen Schwierigkeiten aller wissenschaftlichen Aufgaben sich entgegenstellen und diese Schwierigkeiten nur durch die Mittel einer fein unterscheidenden Kunst gelöst werden können, werden vom Verf. zwar gelegentlich berücksichtigt, so daß man seine Bekanntschaft mit ihnen wohl gewahr wird, aber einer genauern Ueberlegung derselben entzieht er sich, weil sie keinen Ausschlag geben können in der Denkweise der Gebildeten überhaupt. Seinen praktischen Gesichtspunkten kommt es nur darauf an, das Bild in das Auge zu fassen, welches in der Gesammtheit der Menschen aus der Lehre von einem persönlichen, außerweltlichen Gott sich herausstellt. Dieses Bild des Theismus ist nun nicht falsch, aber viele Theisten werden doch meinen, daß ihr Bild vom Theismus durch dasselbe gar nicht oder nur in entfernter Aehnlichkeit getroffen werde.

Auch die Weiſe, wie der Streit zwiſchen Pantheismus und Theismus kritiſch behandelt wird, macht nicht darauf Anſpruch als neu oder genau zu gelten. Dem Pantheismus werden zuerſt ſeine moraliſchen Mängel, dem Theismus ſeine geiſtigen Fehler vorgehalten, dann werden auch die geiſtigen Fehler des Pantheismus und die moraliſchen Mängel des Theismus zur Rechenſchaft gezogen. Man muß bemerken, daß unter geiſtigen Fehlern die logiſchen Fehlſchlüſſe oder das Ungenügende für die theoretiſche Vernunft verſtanden werden. Die moraliſchen Mängel werden auch als unbefriedigend für das Herz oder Gemüth des Menſchen bezeichnet. Die Wechſelſtellung in der Kritik weiſt daher auf die Anſicht hin, welche der Verf. in der Formel ausſpricht, daß der Pantheismus vorzugsweiſe nicht das Herz, der Theismus vorzugsweiſe nicht die Vernunft des Menſchen befriedige, und daß ſie durch den Nachweis ergänzt werden ſoll, wie der Pantheismus auch der Vernunft und der Theismus auch dem Herzen nicht Genüge thue. Für die populären Zwecke des Verf. werden wir uns dieſe Anordnung gefallen laſſen können; eine rein wiſſenſchaftliche Unterſuchung würde anders zu Werke gehen müſſen; für ſie muß überall das Werk des wiſſenſchaftlichen Verſtandes obenan ſtehen und alsdann wird zu zeigen ſein, daß auch nur in folgerichtiger Durchführung des richtigen Denkens den Bedürfniſſen des Herzens und der Moral genügt werden kann. Der Verf. hat dies gewiß nicht überſehn; ihm kam es aber bei ſeiner Darſtellung weſentlich darauf an, den Anſprüchen des Theismus eine volle Befriedigung des Gemüths zu geben und den Anforderungen der Moral Genüge zu leiſten, die Spitze zu bieten. Da er ſein

Werk eine Kritik nannte, konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß er eine Arbeit des wissenschaftlichen Verstandes vor sich hatte.

Bei der populären Form aber, welche für seinen praktischen Zweck paßte, bei der knappen Darlegung seiner Gedanken, welche mehr auf Stärke, als auf genaue Abwägung der Wirkung berechnet war, konnte eine erschöpfende Kritik seine Absicht nicht sein. Er hat es auf eine Kritik der gegenwärtigen Ansichten abgesehn; aber es konnte ihm schwerlich verborgen bleiben, daß in der Gegenwart noch die unzähligen Gedanken nachwirken, welche die Vergangenheit uns zugeführt hat; er nennt sie wohl überwundene Standpunkte, aber sie regen sich noch täglich und immer von neuem müssen sie überwunden werden. Die starken Ausdrücke, welche er gebraucht, die raschen und geschickten, der Entscheidung zueilenden Wendungen, welche er nicht spart, um unbequeme Weiterungen zu vermeiden, sie können doch das Geschäft der Kritik, welche in den feinen Unterschieden ihre Kraft sucht, nicht zu Ende führen. Schon an dem Gegensatz wird sie sich stoßen, wie er zwischen Pantheismus und Theismus gemacht und der ganzen Untersuchung zu Grunde gelegt wird. Der gemeinsame Grund oder das gemeinsame Band aller Existenzen soll Gott heißen. Diese Einheit soll entweder in der Welt selbst als Seele aller Existenzen oder außer der Welt als Schöpfer der Welt gedacht werden können, jenes den Pantheismus, dieses den Theismus ergeben (S. 3). Ohne Zweifel wird es eine große Zahl von Theisten geben, welche diesen Gegensatz sich nicht aufdrängen lassen, welche sagen werden, daß sie den innerweltlichen Gott niemals verleugnet haben, daß die Aussagen von innen und außen viel zu arm

ſind, um über das Verhältniß Gottes zur Welt einen entſcheidenden Gedanken abgeben zu können. Der Verf. mag wohl einen Theil der Theiſten treffen, wenn er ihnen den außerweltlichen Gott aufbürdet in ſeiner ſtrengſten Bedeutung, aber ſeine Kritik trifft bei weitem nicht alle. Wir finden nun, daß in der ſummariſchen Kritik, welche er übt, der Theismus viel ſchlechter wegkommt, als der Pantheismus. Der letztere, welcher doch nie ſo populär geweſen iſt, wie der erſtere, ließ ſich allenfalls in wenige Formen zuſammendrängen, und wenn es auf die gegenwärtigen Anſichten ankam, in wenigen Vertretern ſchildern, der andere aber hat die mannichfaltigſten Formen angenommen, ſeit vielen Jahrhunderten in der Bearbeitung des populären Bewußtſeins ſich geübt und noch gegenwärtig lebt er in den verſchiedenſten Formen wiſſenſchaftlicher Ausprägung; alle dieſe Wendungen ſeiner Gedanken kurz zuſammenzufaſſen, war nicht wohl möglich. Ich meine nicht, daß der Verf. gegen den Theismus unbilliger verführe, als gegen den Pantheismus, und ihn ungünſtiger beurtheilte, vielmehr ſchildert er in den lebhafteſten Farben die fortſchreitende Ausartung der pantheiſtiſchen Denkweiſe in unſern Zeiten von dem Hegelſchen „Wortſchwall“ an bis zu Stirner, bis zur nackten moraliſchen und politiſchen Anarchie, ſucht zu zeigen, wie er dem Socialismus und Communismus erſt ſeinen furchtbaren Charakter gegeben habe, wie er das Geſammtgewiſſen der Menſchheit aufzulöſen drohe (S. 18 ff.), und bei der ſkeptiſchen Haltung ſeiner Kritik können wir doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Verf. dieſe Seite nicht begünſtigen will; aber ich meine, daß er die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen des Theismus zu

wenig im Einzelnen verfolgt hat, um über sie ein billig abwägendes Urtheil als Ergebniß aufstellen zu können. Wenn hierfür Beweise gefordert würden, so würde ich auf die kurze Kritik der Beweise für das Sein Gottes verweisen, besonders auf die mangelhafte, nur auf Kant's Darstellung sich beziehende Behandlung des moralischen Beweises, ferner wie der Verf. die Untersuchungen über das Verhältniß Gottes zu Raum und Zeit kurz abschneidet und die Trinitätslehre nur ganz obenhin erwähnt.

Bei allem dem wird man nicht übersehn können, daß der Verf. im Theismus eine tiefere Entwicklungsfähigkeit anerkennt. Er streitet nicht gegen den Theismus überhaupt, „wie er von Moses und Christus gelehrt worden ist und in tausend Gemüthern gelebt hat, sondern wie er sich in Folge der Vorstellungen gestaltet hat, die seine philosophischen und theologischen Vertreter verbreiten" (S. 48). Seine Kritik ist also nur gegen die gangbaren Formen des Theismus gerichtet und gegen die Bemühungen diese zu fixiren. Wenn er voraussetzt, daß solche Bemühungen im Gange sind, so mag er nicht Unrecht haben; wenn er gegen sie ankämpft, so ist er in vollem Rechte und was er gegen das Unlogische, gegen die moralisch verderblichen Folgerungen vieler der gangbaren Vorstellungsweisen der Theisten sagt, wird in vielen Stücken auf Beifall zählen dürfen. Das theologische System, wie es bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Untersuchung oder gar bei ältern Formen der Dogmatik sich zu beruhigen sucht, wird einen schweren Stand haben gegen die Angriffe, welche er ihm entgegenwirft.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. 186. Stück.

Den 20. November 1856.

Nördlingen

Schluß der Anzeige: „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten.“

Er dringt auf Freiheit weiterer Forschung; er verlangt, daß auch den pantheistischen Lehren die Wahrheit abgewonnen werde, welche in ihnen liegt, welche von ihnen besser vertreten wird, als von dem Theismus, welcher sich den orthodoxen nennt; seine Meinung möchte wohl darauf hinauslaufen, daß die bisherigen Formen des Theismus sich überlebt haben, daß sie den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr genügen und daß es deswegen hohe Zeit sei, eine Reform des Theismus in die Hand zu nehmen, damit er nicht vom Pantheismus überwältigt werde. Die Ueberzeugung von der Dringlichkeit dieser Aufgabe geht durch die ganze Schrift hindurch; sie gibt den Worten des Verfs Schärfe und Wärme; sie hat die ganze Schrift hervorgerufen. Auf beiden Seiten, des Pantheismus und des Theismus, sind tiefe Wahrheiten, auf beiden Seiten tiefe Irr-

thümer. Die Einheit des menschlichen Seins, die Harmonie zwischen Herz und Vernunft, ist seit einem Jahrhundert in einem Grade aufgehoben, von dem frühere Zeiten keine Ahnung hatten; die politischen, die socialen Schwankungen unserer Zeit, zwischen Revolution und Reaction, zwischen der theistischen Obrigkeit von Gottesgnaden und der pantheistischen Obrigkeit von Menschengnaden hängen damit zusammen; siegt der pantheistische Radicalismus, so kommen wir zur Anarchie; siegt der absolute Theismus, so kommen wir zur Hierarchie; soll der Staat moralisch mit der Kirche fertig werden, so muß er seine Gleichberechtigung mit ihr geistig beweisen; seiner selbstwegen muß der Staat über sein Verhältniß zur Kirche einig zu werden suchen, sonst bleibt er nicht nur gottlos, sondern auch geistlos. An diese Schilderungen, welche man in der Zusammenziehung, welche wir geben, grell finden kann, aber nicht unwahr finden wird, schließt sich die Folgerung an, daß die Freunde der speculativen Philosophie nicht Unrecht haben, wenn sie das speculative Räthsel als die sociale Grundfrage, ja selbst als den Knotenpunkt der europäischen Verhältnisse und die wichtigste Frage der Gegenwart betrachten (S. 91), und der Verf. geht alsdann noch zu der Erinnerung an uns Deutsche über, daß sich doch auch in unserer neuesten Geschichte wieder bewiesen hätte, wie uns vor allen Dingen die idealen, die religiösen Interessen nahe lägen, daß deswegen auch die Lösung des speculativen Räthsels für uns eine besondre Wichtigkeit hätte. Für Deutschland, sagt er, ist sie eine Nothwendigkeit, von welcher Fortbestand oder Untergang abhängt (S. 93).

Unser fleischloser Auszug kann nur den Wunsch ausdrücken, daß Viele nachlesen, was der Verf.

über dieſes Thema viel ſchöner geſagt hat; wir finden es noch ſchöner gedacht, als geſagt; denn in ſeinen Gedanken wird der Verf. auch wohl die Beſchränkungen nicht vergeſſen haben, welchen ſeine Sätze unterliegen, welche aber die von ihm beabſichtigte praktiſche Wirkung nur geſchwächt haben würden. Unſer Publicum iſt ein anderes, als das ſeinige, daher wird man auch anders mit ihm reden müſſen. Zur Verſtändigung tragen wir einige Worte nach. Zuerſt fragen wir, welche Reform des Theismus durch den Pantheismus der Verf. im Sinn trägt. Sie ausführen will er hier nicht, aber er deutet ſie doch an. Er ſtreitet für einen lebendigen, perſönlichen Gott, welcher aber nicht außer der Welt, der Welt fremd ſtehen bleibt, der auch nicht allein in der heiligen Geſchichte, ſondern nicht minder in der Natur ſich offenbart. Daß man mit der Perſönlichkeit Gottes im gewöhnlichen Theismus nicht Ernſt gemacht hat, daß man ſeine Offenbarungen in der Natur nicht ebenſo, wie ſeine Offenbarungen in den heiligen Ueberlieferungen berückſichtigt, auch wohl, daß man nicht unabhängig in ſeinen Forſchungen von der Autorität ſich zu halten weiß, das iſt dem Verf. das Anſtößige in dem bisherigen Theismus. Gegen die Entgöttlichung der Natur, gegen die Ertödtung derſelben oder gegen die Flucht vor ihr erhebt er ſeine Stimme; er ſucht ſogar zu zeigen, daß weder altes noch neues Teſtament etwas von der Entgegenſetzung von Gott und Natur wiſſen, welche dem modernen Theismus ſo geläufig ſei; er findet dagegen, daß der Pantheismus in vollem Recht ſei, wenn er die Natur als den unmittelbaren Quell der Religion, als die einzig reale göttliche Macht für das Gemüth feſthält. Es werden hierin wohl Viele

ihm beistimmen und der Theismus müßte wohl sehr arg in seinen Satzungen sich verirrt haben, welcher nicht die Gegenwart und die offenbarenden Zeichen Gottes in der Natur ebenso wie in der Vernunft anerkennen sollte. Aber der Verf. geht in seinen Ausdrücken noch weiter; er fordert einen Gott, der, wie der biblische Gott, geist- und leibhaftige Person zugleich, vollkommen und entwicklungsfähig (d. h. Wandlungen und Affecten ausgesetzt) zugleich ist (S. 81). Eine Person, sagt er, ohne wirklich persönliche Eigenschaften, ohne Leben, ohne Bewegung, ohne Wandel, ohne Affecte, ist keine Person — sie ist ein leeres Gedankenbild (S. 37). Hiergegen wird nun wohl der wissenschaftliche Theismus Bedenken erheben und einige der Unterscheidungen zu Rathe ziehen, an welchen er reich ist, um das Wahre in den Sätzen des Verfs oder auch der Bibel von der bildlichen Einkleidung abzusondern. Er wird auch, wenn er in allen Werken der Natur und der Geschichte offenbarende Zeichen Gottes findet, zwischen solchen Zeichen unterscheiden, welche deutlicher und welche weniger deutlich ihm die Gebote und den Sinn Gottes verkünden, und es wird ihm nicht verdacht werden können, wenn er in der Lösung des Welträthsels an die deutlichern Zeichen zunächst sich hält. Aber wir werden hierdurch nur daran erinnert, daß der Verf. von solchen feinern Unterscheidungen der Wissenschaft in seinen Ueberlegungen, welche nur die Gebildeten überhaupt berücksichtigen, sich mit Absicht fern hält, ja sie, wir können nicht anders sagen, mit Wegwerfung behandelt. Die neuern Unternehmungen in der Philosophie faßt er alle unter den Namen scholastischer Systeme zusammen; mit diesem Scholasticismus hat er gebrochen, weil er

den Streit zwischen Pantheismus und Theismus nicht zu schlichten vermocht hat. Darin, sagt er, haben die Praktiker, haben die Vernünftigen überhaupt Recht: mit der scholastischen Philosophie ist es vorbei. Ihre Dunkelheit, ihre Zünftigkeit, ihr Spiel mit halbklaren, unklaren oder ganz inhaltlosen Kunstausdrücken hat sie bei der Nation gebrochen. — Sie erregt Widerwillen, wo sie, wie bei Hegel, hinter Kunstwörtern Plattheiten verbirgt, oder, wie bei Schelling, wirkliche Genialität mit bewußter Dunkelheit vermählt, um ihre Lücken zu verdecken. Sie ist verehrungswürdig, wo sie, wie bei Fichte, J. J. Wagner, Baader, Günther und Andern, von einem tiefen und beharrlichen Streben nach Wahrheit ausgeht. Aber sie ist, mehr oder weniger, überall dunkel; sie drückt sich unklar aus, auch da, wo sie sich klar ausdrücken will; sie kann nicht klar sprechen, weil sie sich selbst nicht klar ist (S. 93 f.). Wir müssen leider bekennen, daß viele von den Vorwürfen, welche hier gegen die schulmäßige Behandlung der Philosophie unserer nächsten Vergangenheit gerichtet werden, nicht unbegründet sind; aber sollen wir deswegen das Kind mit dem Bade verschütten, sollen wir annehmen, daß die nicht geringe Arbeit des Geistes, die in feinen Unterscheidungen sich ausgesprochen und für sie natürlich auch Kunstwörter gesucht hat, gar nichts Beachtungswerthes hervorgebracht habe? Wenn wir die bisherigen Ueberlieferungen der Schule bei Seite werfen, so werden wir ohne Zweifel uns der Mittel entschlagen, uns mit allen denen zu verständigen, welche ihre Bildung doch auch wohl nicht ganz unberührt von der Schule empfangen haben, wir werden aber auch damit die Mittel der Wissenschaft aufgegeben haben, welche sie bis-

her ausgebildet hat, wo sie doch schwerlich noch in ihrer ersten Kindheit steht. Diese Mittel werden wir doch wohl kaum entbehren können, wenn es sich um eine Lösung des schwierigsten Problems, des Räthsels der Welt, handelt. Wozu gelangt nun der Verf. dadurch, daß er diese Mittel von sich weist? Sein Ergebniß spricht er ganz skeptisch aus. Im wahren Sinne des Wortes wissen wir noch nichts (S. 94). Dazu fügt er den Satz des Sokrates, daß dies der erste Schritt zum Wissen sei, zu wissen, daß man nichts weiß. Aber auch von dem verachteten Hegel hätte er sich einen Gedanken aneignen können, daß nämlich keine Kritik rein verneinend sein soll oder kann. Auch seine Kritik, glaube ich, bestätigt den Satz, denn es möchte scheinen, als hätte er noch etwas mehr gefunden, als daß wir nichts wissen, da er die Wahrheit in der Mitte zwischen Theismus und Pantheismus sucht. Man sollte auch meinen, die bisherigen Untersuchungen der Schulphilosophie wären nicht so ganz ohne Frucht gewesen, da er dieses Ergebniß über den Ort, wo die Wahrheit zu suchen sei, aus ihnen sich entwickelt hat. Aber er zieht es vor, schneidend sich auszudrücken, um seinen Worten nicht die Spitze abzubrechen.

An diese Bemerkungen schließen wir zuletzt noch eine Bemerkung an. Den feinern Unterscheidungen abgeneigt scheint der Verf. auch die Gefahren, vor welchen er warnt, nicht genau genug bezeichnet zu haben. Er findet sie in dem Zwiespalte der philosophischen Schulen; er fordert zur klaren, auf den Grund vordringenden Philosophie auf, damit die Verwirrung in Streit der Parteien gehoben werde. Sollte er hierbei nicht bedacht haben, daß die Philosophie doch immer nur für Wenige ist? Sollte er eine populäre Philosophie hoffen, welche

der feinen Unterscheidungen sich entschlagen könnte und ohne den emsigen Fleiß in der Untersuchung logischer Formen und metaphysischer Kategorien nur dem gesunden Menschenverstande zufiele? Nach der ganzen Haltung seiner Schrift können wir das nicht annehmen. Aber seine Meinung wird sein, daß es nicht allein für die Philosophie und nicht allein für die Gelehrten, sondern auch für den weiten Kreis der Gebildeten und für das ganze Volk, welches von den Gelehrten seinen Unterricht, von den Gebildeten Beispiel und Leitung empfängt, von größester Wichtigkeit sei, daß über die allgemeinsten Grundsätze der Wissenschaft eine feste, in sich klare und den Bedürfnissen des Lebens genügende Einsicht sich bilde. An sich, wird man wohl zugeben müssen, wollen die Philosophen nicht viel bedeuten, weder ihrer Zahl, noch ihrem unmittelbaren Einflusse nach; die extremen, einseitigen Meinungen, welche in ihren consequenten Folgerungen hervorzutreten pflegen, gehen auch in der Schärfe des Denkens, in welcher allein sie doch ihre wissenschaftliche Bedeutung haben, nicht unmittelbar auf die praktischen Menschen über, bei denen die Entscheidung ist; man würde diese Meinungen und die Hitze der Parteiung über sie als ein ungefährliches Spiel der Schule betrachten können, wenn sie nicht mit den Leidenschaften und Neigungen der Menschen sich versetzten und Vorwand und Losung für die praktischen Parteiungen und Bestrebungen der Zeit abgäben. Aber so ist es nun einmal, die Leidenschaft verwirrt unsern Verstand und dann wird es nur dem Verstande gelingen, Mittel zur Heilung des Verstandes zu schaffen. So werden wir sagen müssen, die Verirrungen in der Philosophie der Pantheisten und der Theisten sind nicht der Grund

des Uebels, sondern nur ein Symptom. Der Grund der Gefahr liegt darin, daß die Meinungen der Zeit in einer leidenschaftlichen Bewegung sich gespalten haben; die Gebildeten, an welche der Verf. sich richtet, haben hieran ihre Schuld; sie liegt darin, daß sie ihre Meinungen von dem Gesammtgewissen des Volkes losgelöst haben, daß sie eine Religion der Weisen ausdenken wollten, anstatt darauf auszugehn, die wahren und gesunden Motive in der Religion des Volkes zu begreifen. Hierdurch ist eine Spaltung in unser geistiges Leben eingedrungen, welche die Gewissen verwirren muß. Dies ist die Disharmonie von Vernunft und Gemüth, von welcher der Verf. redet. Sie führt die größten Gefahren mit sich. An dieser Disharmonie, in welcher die Ueberzeugungen der Gebildeten von dem Glauben des Volkes sich lossagten, sind die alten Völker zu Grunde gegangen und wir könnten noch andere Beispiele aus der Geschichte anführen, welche das Verderbliche in ihr beweisen. Sehr richtig warnt auch der Verf. vor dem Gebrauch falscher Mittel. Auf den alten Standpunkt wieder zurückführen zu wollen, die Dogmen des Theismus in ihrer verknöcherten Gestalt wieder einschärfen oder gar die freie Forschung der Wissenschaft hemmen zu wollen, das würde nur neue Störungen herbeiziehen; wenn einmal das Forschen des wissenschaftlichen Nachdenkens rege geworden, läßt es sich durch keine Autorität und durch keine Gewalt zügeln; die Heilung seiner Gebrechen kann nur aus seinem innersten Kern hervorgehn. Den einseitigen Neigungen, Zersplitterungen und Spaltungen der Wissenschaft muß der zusammenhaltende Geist wahrer Philosophie entgegengesetzt werden, einer Philosophie, wie sie auch der Verf.

übt, welche da weiß, daß ihre Lehren mit dem praktischen Leben und seinen nothwendigen Ueberzeugungen sich nicht in Zwiespalt setzen, daß sie das Gesammtgewissen nicht stören, sondern seinen wahren Sinn begreifen und aus ihm seine Störungen bessern sollen. Mit diesen leitenden Gedanken der angezeigten Schrift können wir uns ganz in Einklang erklären. H. Ritter.

München

Eigenthum des Uebersetzers. In Commission der Jos. Lindauerschen Buchhandlung 1856. Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Pauls I. im Jahre 1799. Verfaßt auf allerhöchstem Befehl Seiner Majestät des Kaisers Nicolaus I. Erster Band. Erster Theil vom Generallieutenant Michailowski-Danilewski. Zweiter Theil von Oberst Miliutin. Nach dem russischen Originale in's Deutsche übertragen von Chr. Schmitt, Lieutenant im K. Bayr. 2ten Inf. Regt. Kronprinz. XXII u. 605 S. in gr. Octav.

Die Uebersetzung des hier anzuzeigenden in acht Theilen bearbeiteten und 1852 gedruckten Werkes, wird in fünf Bänden erscheinen und c. 1800 Nummern als Beilagen, 100 Karten und Pläne enthalten.

In einer Vorrede des Obersten Miliutin, gibt dieser zwar zu, daß über den Krieg von 1799 bereits mehrere Werke in verschiedenen Sprachen erschienen und einige derselben von unbestreitbarem Werthe sind; er ist jedoch der Ansicht, daß in keinem derselben bis jetzt in gehöriger Weise der Einfluß des russischen Kaisers auf den ganzen Gang des Krieges hervorgehoben ist, die Tha-

ten der russischen Truppen in ihrem vollen Glanze geschildert, manche derselben sogar in einem ganz falschen Lichte dargestellt, nirgends aber mit voller Wahrheit die Ursachen angegeben sind, warum die Resultate dieses Krieges nicht seinem glücklichen Anfange entsprachen. Die dem Verfasser hienach zugefallene Aufgabe soll nun durch die Benutzung der werthvollen Schätze in den russischen Archiven zur Lösung gebracht sein und, wenn es ihm hiebei nicht gelungen, das Andenken an die ewig denkwürdigen Thaten der russischen Truppen im Jahre 1799 in gehöriger Weise der Nachwelt zu überliefern, so glaubt er sich doch wenigstens der Ueberzeugung freuen zu dürfen, einem späteren Geschichtschreiber mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit das ihm nöthige Material gesammelt und geordnet zu haben.

Der vorliegende erste Band umfaßt in 286 Seiten Text und 319 Nummern als Beilagen, den Zeitraum von 1791 bis Ende April 1799. Der erste Theil desselben, welcher die politischen Verhältnisse Rußlands zu den übrigen europäischen Staaten von 1791 bis zu Anfang 1799 und die während dieser Zeit vorkommenden Bündnisse, Kriegserklärungen, Rüstungen ꝛc. im Allgemeinen darlegt, gibt uns bei dem Hinblick auf Deutschland und das unglückliche Polen kein erfreuliches Bild von den damaligen Zuständen. Wir sehen hier, wie Rußland durch eine wohlberechnete Politik seinen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten unter der thatenreichen und glänzenden Regierung der großen Katharine, immer mehr zu steigern wußte, wie Kaiser Paul in den politischen Wirren des Auslandes — wo Neid, Kabale, Ueberlistung, Eigennutz und Mißtrauen herrschend waren — Gelegenheit genug fand, die Macht

Rußlands geltend zu machen und bald die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, bald dem übrigen Europa in drohender Haltung entgegenzutreten.

So hielt ihn denn auch Nichts ab, als Oeſtreich nach dem traurigen Frieden von Campo-Formio das Corps des Prinzen Condé nicht länger unterhalten wollte, nicht nur dieſes in ſeine Dienſte zu nehmen, ſondern auch den von ihm allein als König anerkannten Ludwig den 18ten mit beträchtlichen Summen zu unterſtützen und ohne Furcht vor dem revolutionären Frankreich, in ſeinem Reiche gaſtfreundlich aufzunehmen. Auch muß rühmlich anerkannt werden, daß Kaiſer Paul, als er bei der leidigen Uneinigkeit zwiſchen Preußen und Oeſtreich auf dem Congreſſe zu Raſtadt zum Schiedsrichter erwählt war, mit eben ſo viel Einſicht als Unparteilichkeit — wenn auch fruchtlos — zu Werke ging. Sein Plan zu einem Defenſiv-Bündniß zur gegenſeitigen Garantie des ungeſchmälerten Länderbeſitzes ꝛc. war gewiß ebenſo zeitgemäß als zweckentſprechend und ſtützte ſich ganz auf die von ihm richtig aufgefaßte Politik Frankreichs, welche leider von anderen Regierungen, wenn auch erkannt, doch aus Sonderintereſſen nur zu ſehr begünſtigt wurde. Die Furcht, das revolutionäre Frankreich zu reizen, ließ Paul's Anſichten nicht Eingang finden und nur Oeſtreich, durch Noth gedrungen, war bereit, ſich demſelben hinzugeben, in Folge deſſen der ruſſiſche Kaiſer bei der Ueberzeugung, daß auf friedlichem Wege den immer größeren Anmaßungen Frankreichs nicht zu ſteuern ſei, auch ſofort entſchloſſen war, nicht nur Oeſtreich bei einem neuen Bruche zu unterſtützen, ſondern auch England bei den Seerüſtungen Frankreichs, mit zwei Geſchwadern zu Hülfe zu kommen. Wie ſchon früher, ſo erklärte er ſich auch

jetzt noch bereit, wenn Preußen zum Kriege komme, ihm ein bedeutendes Corps zur Verfügung zu stellen.

Die Thätigkeit des Kaisers Paul richtete sich ganz besonders auf sein Landheer und seine Flotte. Er ließ hier sehr entsprechende Veränderungen eintreten. Die Kaiserin Katharine hatte die Kriegsführung ihren Generälen fast unumschränkt überlassen, so, daß das Kriegscollegium aufhörte, eine anordnende höchste Behörde zu sein. Bedeutsam erscheint es hiebei, daß die Heerführer grade in dieser Ungebundenheit überall die Feinde Rußlands zu Boden warfen und den Ruhm der Regierung verherrlichten. —

Kaiser Paul nahm alle Kriegsangelegenheiten unter seine unmittelbare Leitung und brachte sein Heer neu organisirt auf einen Effectiv-Bestand von 14,261 Mann Garde, 279,162 Mann Linie aus allen Waffen, so, daß Rußland mit Einschluß von 93,442 M. Garnisontruppen über eine Streitmacht von 386,865 Mann, exclusive der irregulären Truppen, zu gebieten hatte, während die Flotte 60 Linienschiffe, 29 Fregatten, 42 kleinere Kriegsfahrzeuge — und die Ruderflotte c. 100 Kriegsfahrzeuge, stark war. Mit solcher Macht vermochte Rußland den kommenden Ereignissen ruhig entgegenzusehen.

Die großen Seerüstungen der Franzosen zu Toulon, deren Zweck nicht augenblicklich zu errathen, bestimmten den Kaiser Paul, die Küsten des schwarzen Meeres zu befestigen, die Flotte daselbst kriegsmäßig auszurüsten und Truppen für die bedrohten Punkte in Bereitschaft zu setzen, während er 12 Schiffe zwischen Sewastopol und Odessa kreuzen ließ. Auf die Nachricht, daß die französische Flotte auf ihrem Zuge nach Aegypten, die Insel Malta besetzt habe, nahm die Pforte die

von Rußland dargebotene Hülfe an, erklärte an Frankreich den Krieg und schloß mit Kaiser Paul einen Vertrag, in Folge dessen die russische Flotte mit der türkischen vereinigt, mit Landungstruppen unter Segel ging und sich der jonischen Inseln bemächtigte. Gleichzeitig hatte Kaiser Paul ein 20,000 M. starkes Corps unter dem General Rosenberg mit dem Befehl in Bereitschaft gesetzt, auf die erste Aufforderung des Wiener Hofes sofort in Oestreich einzurücken. Dieses geschah denn auch nach Beseitigung einer Differenz über die Verpflegung des Corps; General Rosenberg bezog im Januar 1799 Quartiere in der Umgegend von Krems und St. Pölten. Während dieser Vorgänge schloß Kaiser Paul auch mit England, Neapel und der Pforte Allianzverträge, um Frankreichs Bestrebungen entgegenzutreten. Paul's Bemühung, im Verein Englands und Oestreichs, den König von Preußen zu einem Beitritt zu bewegen, blieben trotz der dargebotenen Unterstützung mit einer russischen Armee, deren Unterhaltung England übernehmen wollte, fruchtlos; jedoch erklärte Preußen, daß es zur Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutschlands seine Truppen verstärken werde, wenn England dazu Subsidien zahlen wolle, ferner, daß es unter gleicher Bedingung den Franzosen 100,000 M. entgegenstellen werde, wenn selbige jene Neutralität verletzen, in Hannover eindringen, Hamburg oder die preußischen Besitzungen in Franken besetzen sollten, auch an Frankreich den Krieg erklären werde, im Fall Oestreich große Niederlagen erleiden würde.

Kaiser Paul's Verträge bezweckten, den verderblichen Absichten Frankreichs mit größtmöglichster Kraft entgegenzutreten und selbiges möglichst in seine Grenzen wieder zurückzuweisen. Bei der ent-

schiedenen, klaren Ansicht Paul's über die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes, mußte ihm jede Unentschlossenheit, jedes zweideutige Zögern und Bedenken höchst zuwider sein, was sich denn auch in seinen Rescripten an seine Gesandten offen ausspricht; auch erleidet es wohl keinen Zweifel, daß wenn alle betheiligten Regierungen Europas mit gleicher richtiger Einsicht, mit gleicher Gewissenhaftigkeit, Entschlossenheit und Energie, wie sie Kaiser Paul an den Tag legte, gehandelt haben würden, das revolutionäre Frankreich nimmermehr solchen Einfluß und solche Ausdehnung an Macht erlangt haben dürfte, als leider schon jetzt vorlag. Erst als Oestreich sah, wie die Franzosen während der Verhandlungen zu Rastadt in Italien zu Werke gingen, wurde es aufgeschreckt und nahm nun eine schleunige Hülfe Rußlands um so mehr in Anspruch, als es nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, wo Bayern und andere Reichsfürsten sich bereits auf die Seite Frankreichs neigten, derselben höchst bedürftig war. Mit größter Bereitwilligkeit und Förderung entsprach Kaiser Paul den Wünschen Oestreichs, indem er sofort das Corps des General Rosenberg von Krems und ein Corps des General Hermann (später General Rehbinder), welches zur Hülfe Neapels im Marsche war, nach Italien aufbrechen; ein Corps unter General Rumsen (später Rimski-Korssakow) und das der Emigranten unter Prinz Condé aber nach Deutschland marschiren ließ, während er noch zwei Armeen unter Lascy und Hudowitsch an der Westgrenze Rußlands aufstellte, denen noch ein abgesondertes Corps unter General Schütz zur Seite stand — im Ganzen 88,000 Mann. Zwei andere Reserve-Armeen unter dem Feldmarschall Soltykoff und dem Thronfolger sollten noch ge-

bildet werden; außerdem waren die donischen Kosaken unter Ataman Orloff mobil gemacht.

Oestreich war nach dem Tode des Prinzen von Oranien bei der Aussicht zum Kriege hinsichtlich des Ober-Commandanten der in Italien zu vereinigenden östreich-russischen Armee in großer Verlegenheit, denn außer dem tüchtigen Erzherzog Carl, welcher bereits die Armee in Deutschland commandirte, wußte man keine geeignete Persönlichkeit im eigenen Staate dafür zu finden, — daher sah man sich veranlaßt, dem Kaiser Paul den Wunsch auszudrücken, daß der bereits rühmlichst bekannte russische Feldmarschall Graf Suworoff-Rimnikski jenes Ober-Commando übernehmen möge. Dieser alte Held, welcher wegen Nichtbeachtung einiger Dienstvorschriften seines sehr strengen Kaisers anfangs 1797 in Ungnade gefallen und seiner Commando-Stelle enthoben, jedoch nach Abschluß der Bündnisse gegen Frankreich zum Wiedereintritt in den Dienst im October 1798 eingeladen war, — aber auf seinem Dorfe Kantschansk in seiner Einsamkeit zu verbleiben wünschte, wurde nun im Februar 1799 in einem eigenhändigen Schreiben seines Kaisers aufgefordert, das Ober-Commando in Italien zu übernehmen, in Folge dessen er sich zunächst nach Petersburg — wo er wieder in Amt und Pflicht genommen wurde und das Großkreuz des Maltheserordens erhielt — und dann nach Wien begab. Hier mit großer Auszeichnung behandelt, wurde ihm vom Kaiser Franz der Rang eines östreichischen Feldmarschalls verliehen und unumschränkte Vollmacht über das zu befehligende Heer ertheilt. Bekanntlich war damals die ganze östreichische Kriegführung von dem Hofkriegsrathe abhängig, dessen Anordnungen in Wien für unfehlbare Orakelsprüche galten. Es mußte dem

Kaiser Franz sehr wünschenswerth sein, die Ansichten Suworoffs über die jetzt zu unternehmenden Kriegsoperationen kennen zu lernen. Die Mitglieder des Hofkriegsraths begaben sich deshalb zu ihm und baten um Mittheilung seiner Ansichten; doch so wenig diese Herrn, als nachher der zu ihm entsandte General Lauer, vermochten etwas mehr von ihm zu erfahren, als daß er erst an Ort und Stelle, und nachdem er die Brauchbarkeit der Truppen und das Terrain erkannt habe, sich bestimmen könne. Nur mit dem russischen Gesandten Rasamowski sprach Suworoff in allgemeinen Ausdrücken über den Krieg, wobei er in Beziehung auf seine Taktik den militairischen Blick, Schnelligkeit und Ungestüm im Andrange als die Hauptfacturen derselben bezeichnete. Unter diesen Umständen deutete Kaiser Franz bei der Abschiedsaudienz Suworoff's am 3ten April demselben persönlich die Hauptgrundzüge des bevorstehenden Krieges an, wobei ihm zwar wiederholt die Versicherung vollen Vertrauens, aber auch, indem man ihm den Plan zu den Anfangsoperationen mittheilte, zugleich der Befehl gegeben wurde, über alle weiteren Maßnahmen, ehe er dieselben in Ausführung bringe, direct an den Kaiser Franz zu berichten. Dieser Befehl gibt den Schlüssel zur Lösung vieler sonst unerklärlicher Ereignisse in dem Kriege von 1799; denn, wenn es auch dadurch umgangen wurde, Suworoff unter den Hofkriegsrath zu stellen, so blieb seine Bedeutung auch unter dieser veränderten Form doch dieselbe.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 22. November 1856.

München

Fortsetzung der Anzeige: „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich ꝛc. übers. v. Schmitt.“

Bemerkungswerth erscheint es uns noch, daß Kaiser Paul, noch ehe sich Suworoff zur Annahme des Ober-Commandos in Italien bereit erklärt hatte, in einem Schreiben dem General Hermann aufgab, falls Suworoff einwilligen sollte, auf dessen Unternehmungen wohl Acht zu haben, die leicht zum Schaden der Truppen und der gemeinsamen Sache ausfallen könnten, wenn er von seinen Ideen, die ihn oft alles Uebrige in der Welt vergessen ließen, zu weit fortgerissen werden sollte u. s. w. Hermann galt damals als der beste Taktiker in Rußland und da er unter Suworoff's Ober-Commando zu stehen kam, so muß sich weiterhin ergeben, ob er auf seinen Ober-Commandanten irgend einen Einfluß ausgeübt hat.

Gehen wir zum 2ten Theile des Werkes über, so finden wir hier gegeben: die Streitkräfte der Verbündeten und Frankreichs vor Beginn der

Feindseligkeiten — die ersten Operationen in Süddeutschland, in den Alpen und in Oberitalien — Suworoff's Ankunft in Italien, dessen erste Offensivoperationen, dessen Uebergang über die Adda und Einzug in Mailand — und endlich die Lage der Dinge in der Schweiz und am Rhein während des Monats April.

Was zunächst die Stärke der Heere anlangt, so ist solche bisher sehr abweichend angegeben. Nach dem Verf. hatte Oestreich bei dem Ausbruche des Krieges von 1799 etwa 352,000 M. activer Truppen, von denen 108,000 M. für das südliche Deutschland (Erzherzog Carl), 80,000 M. für die Alpen (Feldmarschall Bellegarde), 86,000 für Oberitalien (General Melas), 8000 für Dalmatien und 69,000 M. für die Garnisonen und als Reserve, bestimmt waren. Von der bereits im ersten Theile angegebenen Stärke des russischen Heeres stellte dasselbe in vier Corps 65,000 M. zur Unterstützung Oestreichs in's Feld, wovon jedoch im Februar erst das Rosenbergische Corps (c. 20,000 M.) in Oestreich angekommen war. Außerdem hatte Rußland in drei Corps 88,500 M. an seiner Westgrenze in Marschbereitschaft, so, daß 153,000 M. auf den Feldfuß gesetzt waren. Zur See hatte Rußland bereits an England ein Geschwader (14 Linienschiffe, 4 Fregatten, 1 Cutter) mit 10,000 Besatzung; ein anderes (6 Linienschiffe, 7 Fregatten, 2 Corvetten) mit 7400 M., worunter 5700 M. Landungstruppen an die Türkei zur Unterstützung gestellt — und zwei Geschwader (12 Linienschiffe, 3 Fregatten, 3 kl. Fahrzeuge) mit 8160 M. Besatzung in seinen Ostseehäfen in Bereitschaft gesetzt. England hatte damals mehr als 100 Linienschiffe und etwa 470 kleinere Fahrzeuge mit einer Besatzung von 120,000 M. unter Segel und

seine Flotten umfaßten die Küsten von Holland, Frankreich, Spanien, Italien und selbst Syrien, und Aegypten, so, daß mit Einschluß der türkischen und portugiesischen Flotte, die Verbündeten 1799 mit c. 160 Linienschiffen, Fregatten und Corvetten fast alle Meere beherrschten.

Bei so großen Streitkräften und den Hülfsmitteln, die Englands Subsidien boten, würde eine rechtzeitige Kriegserklärung Oestreichs gegen Frankreich — und eine zweckmäßige, übereinstimmende Führung des Krieges zu großen, glänzenden Erfolgen haben führen müssen; doch Oestreichs schwankendes, unschlüssiges Verfahren unter dem mächtigen Premier-Minister Thugut, welcher alle Zweige der Staatsregierung in seine Hände genommen hatte und auch den Hofkriegsrath beherrschte, alle Kriegsangelegenheiten unter Leitung des ihm ganz ergebenen, in der Armee gehaßten General Lauer, bestimmte, war um so weniger geeignet, einen glücklichen Ausgang in Aussicht zu stellen, als trotz aller Versicherungen, mit voller Kraft gegen Frankreich auf's Neue in die Schranken treten zu wollen, die nöthigsten Vorbereitungen hiezu fast ganz außer Acht gelassen wurden und Alles dieses das Vertrauen der mit Oestreich verbündeten Staaten um so mehr schwächen mußte, als man Neapel bereits der Uebermacht des Feindes Preis gegeben und dadurch den allgemeinen Kriegsplan schon theilweise vernichtet hatte. Dazu kam nun noch der traurige Zustand des deutschen Reichs, das Mißtrauen gegen die Politik Oestreichs und das Gelüste einiger süddeutschen Reichsfürsten, sich Frankreich anzuschließen, um ihre Sonderinteressen zu fördern, während Norddeutschland unter dem Einflusse Preußens stand.

Vergleichen wir damit die Zustände und Streit-

kräfte der französischen Republik, so stellt sich zunächst heraus, daß allerdings die Lage der Regierung wegen innerer politischer Parteien, Unordnung in der Verwaltung und Zerrüttung der Finanzen, sehr schwierig war und der Hinblick auf das durch die bisherigen großen Verluste sehr geschwächte Heer, die wenige und schlechte Cavallerie desselben — und auf die fast ganz vernichtete Flotte, sehr nachtheilig einwirkte. Dagegen erschienen die äußeren Verhältnisse Frankreichs desto günstiger; denn nicht nur gaben die gemachten Eroberungen angemessene Stützpunkte für deren weitere Ausdehnung, sondern die großen Siege hatten auch den eigenen Muth erhöht, während das Ausland und namentlich Deutschland dadurch eingeschüchtert war. — Die augenblicklichen Verlegenheiten zur Herstellung einer neuen Heeresmacht, wurden durch das Gesetz der Conscription und eine außerordentliche Steuererhebung — wenn auch nicht ohne Schwierigkeit — beseitigt, so, daß Anfangs 1799 das französische Heer, nach Absatz von etwa 100,000 M. für die innere Ruhe und Küstenvertheidigung, sowie 43,000 M. in Aegypten, Malta ꝛc., noch eine Stärke von etwa 235,000 M. hatte.

Nachdem die französische Regierung auf dem Wege der Unterhandlungen ihre grenzenlosen Gelüste nach weiteren Eroberungen nicht befriedigt — und Oestreich im Verein mit seinen Bundesgenossen immer mehr gerüstet sah —, beeilte sie sich, gestützt auf die glücklichen Ereignisse der letzten Jahre und die Ueberzeugung der Unbesiegbarkeit der republikanischen Waffen auch bei ungleichen Kräften einen Angriffskrieg zu beginnen, um so mehr als sie hoffte die Oestreicher noch vor Ankunft der Russen zu schlagen. Allerdings hatte das französische Heer durch die Art seiner Ergän-

zung und neuen Organiſation, welche auch in der taktiſchen Verwendung eine Veränderung hervorrief, ein Uebergewicht gegen die feindlichen Heere erlangt; denn während dieſe noch immer in letzterer Beziehung der Taktik des 7jährigen Krieges huldigten, kämpfte die noch wenig ausgebildete und nicht ſonderlich diſciplinirte franzöſiſche Infanterie meiſt zerſtreut und in Colonnen, wobei ſie von ſtarken Reſerven unterſtützt wurde; eine Fechtart, welche das Feuer mit dem Stoß verband und in faſt allen Terraingeſtaltungen angewandt werden konnte. Gegen Cavallerie bediente man ſich bereits der Bataillons-Quarree's. Obgleich die franzöſiſche Reiterei in ihrem mangelhaften Zuſtande ſelten in großen Maſſen auftrat, ſo war dagegen die Artillerie beweglicher gemacht und wurde dieſelbe in den Schlachten bereits in Batterien concentrirt. Insbeſondere ſuchte man aber die Operationen durch Verringerung des Trains, Abſchaffung der Zelte und durch das Requiſitionsſyſtem bedeutend zu erleichtern, auch ließ man ſich durch Feſtungen ſelten aufhalten und agirte überhaupt mit einer großen Beweglichkeit. Mit ſolchen Vortheilen ſehen wir die Franzoſen denn auch mit bedeutend geringeren Streitkräften — welche zu dem bevorſtehenden Feldzuge aus 291,289 M. beſtanden — den Krieg von 1799 auf verſchiedenen Schauplätzen in der Art beginnen, daß von jenem Heere etwa 151,000 M. in vier Armeen gegen 255,000 Oeſtreicher kämpfen ſollten, während man die Unterhandlungen mit Deutſchland in Raſtadt unter der Forderung, die Ruſſen vom deutſchen Boden entfernt zu halten, fortſetzte.

Nach dem Plane der franzöſiſchen Regierung ſollte die Donau-Armee (Jourdan) über den Rhein und durch den Schwarzwald an die obere Donau

und das südliche Baiern gehen, die Hauptausgänge Tyrols besetzen und die französischen Truppen in den Alpen unterstützen; — die helvetische Armee (Massena) die Oestreicher aus Graubündten und Vorarlberg vertreiben, in Tyrol eindringen, ihren rechten Flügel mit dem linken der italiänischen Armee in Verbindung bringen, das Etschthal besetzen und so die linke Flanke der Oestreicher in ihrer Defensivstellung an der unteren Etsch bedrohen; — die italiänische Armee (Scherer) bei Verona über die Etsch gehen, die Oestreicher hinter die Brenta und Piave zurückwerfen und zugleich einen Theil ihrer Truppen zur Eroberung Toskana's detachiren; — die Observations-Armee (Bernadotte) die am Rhein gelegenen Festungen Mannheim und Philippsburg besetzen, die linke Flanke der Donau-Armee decken und zugleich die Fürsten Norddeutschlands beobachten.

Wenden wir uns nun den ersten Operationen und zunächst denen in Süddeutschland zu. Der erste Zusammenstoß der nur 37,000 M. starken Donau-Armee mit 90,000 Oestreichern unter Erzherzog Carl bei Ostrach am 21sten März hatte nicht den Erfolg, den man von der großen Uebermacht der Oestreicher hätte erwarten sollen, wenn auch die Franzosen sich zurückziehen mußten. Die hierauf am 25sten März folgende Schlacht bei Stockach zwang zwar die Franzosen, wieder über den Rhein zurückzugehen und Süddeutschland zu räumen, allein die Streitkraft Oestreichs war nicht in der Art benutzt, dem Gegner eine völlige Niederlage beizubringen. Jourdan und Bernadotte gingen krank nach Paris zurück, wo Ersterer entlassen wurde. Der Erzherzog Carl, dessen errungene Vortheile den Wiener Hof nicht befriedigten, mußte in seiner Stellung verbleiben, denn Befürch-

tungen des Cabinets hinderten ihn den zerſtreuten Feind zu vernichten. Bemerkungswerth dürfte es ſein, daß einige franzöſiſche Abtheilungen, um nicht abgeſchnitten zu werden, nach jener Schlacht binnen 24 Stunden zwanzig Wegſtunden und am folgenden Tage noch neun Stunden zurücklegten. Mit der Räumung Süddeutſchlands von den Franzoſen löſte ſich auch der Congreß zu Raſtadt auf, deſſen Ende zu dem bekannten beklagungswerthen Ueberfall der franzöſiſchen Geſandten auf ihrer Rückreiſe nach Frankreich durch eine Abtheilung öſtreichiſcher (Czekler) Huſaren hinführte. Die Anſtifter dieſer That ſind noch unentdeckt; nach der hier vom Verf. gegebenen Hinweiſung auf Jominis Kriegsgeſchichte der franz. Revolution wird die Schuld dem Wiener Cabinet beigemeſſen, wenn auch die Mordthat als nicht beabſichtigt angeſehen werden müſſe.

Die Bewachung der Grenze Vorarlbergs und Graubündtens durch die Oeſtreicher war dem General Hotze mit 26,000 M. anvertraut, welchem in der Schweiz der franzöſiſche General Maſſena mit 34,000 M. entgegenſtand. Dieſer erhielt den Befehl, den Gegner aus Graubündten zu vertreiben und in Tyrol einzudringen; dem zufolge griff er am 6. März in mehreren Colonnen die entſcheidenden Punkte auf der 20 Meilen langen Ausdehnung der Oeſtreicher an und nach einigen Gefechten, namentlich an dem wichtigen Paſſe des Lucienſtieges, ſetzte er ſich in Beſitz von Graubündten; einige Abtheilungen läßt er ſelbſt in das faſt ganz entblößte Engadin und Veltlin eindringen. Hier marſchirt demſelben nur ein kleiner Theil des 48,000 M. ſtarken und zur Bewachung Tyrols beſtimmten Corps unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Bellegarde entgegen, wird aber mit

großem Verlust bis nach Martinsbruck zurückgeschlagen. In dieser starken und wichtigen Position weisen indeß die Oestreicher die Angriffe der Franzosen ab und gehen verstärkt selbst zum Angriff vor; sie werden aber genöthigt, in ihre Stellung zurückzugehen; abermals verstärkt besetzen sie noch einige andere Punkte, indeß blieb Bellegarde bei Landeck mit dem Gros seines Corps gegen die schwachen französischen Abtheilungen unthätig, bis ihm der Befehl vom Hofkriegsrathe zuging, die Offensive gegen Graubündten zu ergreifen, welche jedoch durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Martinsbrück und Taufers am 25sten März, bei welchem diese die beiden Stellungen mit großem Verlust der Oestreicher in Besitz nahmen, unterbrochen wurde. Das Festhalten von Feldkirch und Bregenz durch den General Hotze veranlaßte indeß Massena, nachdem er am 23sten März einen neuen Angriff vergeblich auf die Verschanzungen bei Feldkirch mit großem Verlust gemacht hatte, sich auf das linke Rheinufer zu ziehen und nur den Lucienstieg besetzt zu halten. Erst jetzt setzte sich Bellegarde endlich in Bewegung, um die bis Nauters und Glurus vorgedrungenen französischen Abtheilungen zurückzuwerfen, was denn auch trotz des hartnäckigen Widerstandes bei der großen Uebermacht der Oestreicher nicht fehlen konnte. Dennoch kam er nur bis in das Engadin, wo er wieder einen Monat unthätig stehen blieb.

Die hier gegebenen Operationen in den Alpen, wo die Oestreicher 19,500 M. und 39 Geschütze verloren, also mehr als die ganze Stärke des kämpfenden Feindes ausmachte, zeigen, welch fast unglaubliche Erfolge auch gegen eine beträchtliche Uebermacht auch selbst trotz aller Entbehrungen

und Hinderniſſe des Terrains, zu erringen ſind, wenn Intelligenz, Entſchloſſenheit, Muth und raſche Ausführung vereinigt wirken.

Zu den erſten Operationen in Oberitalien, welche viel ſpäter als die bisher betrachteten, eintraten, finden wir die öſtreichiſche Armee unter General Kray in der Stärke von etwa 86,000 M. gegen Ende Februar noch in ihren Quartieren von der Etſch bis nach Dalmatien aufgeſtellt — und erſt am 21ſten März erhielt Kray eine ſehr ſpecielle Inſtruction vom Hofkriegsrathe für den bevorſtehenden Feldzug.

Auf die Nachricht von dem Uebergange der Franzoſen über den Mincio vereinigt Kray ſeine Streitkräfte in der ſtarken Vertheidigungslinie der Etſch und zwar von Paſtrengo über Verona bis Legnago und Belilaqua, 58,000 Mann; 15,000 waren im Anmarſche und 13,000 ſtanden als Beſatzung in Venedig, Trieſt und andern Punkten. Durch eine Verſtärkung von 7000 M. aus Tyrol wurde die Operations-Armee auf 93,000 M. mit 350 Feldgeſchützen gebracht; es befand ſich außerdem in der Feſtung Palma nuova ein Belagerungspark von 80 Feuerſchlünden und eine Flottille von 40 Kanonenböten auf der unteren Etſch und dem Gardaſee.

Die franzöſiſche Operations-Armee in Oberitalien unter dem General Scherer (einem alten, unentſchloſſenen und charakterſchwachen Manne) beſtand nur aus 58,000 M. mit einer Flottille von Kanonenböten auf dem Po und dem Gardaſee. Sie hatte die ſtarke Stellung am Mincio mit den Feſtungen Mantua und Peſchiera inne. Von hier aus ergriff ſie die Offenſive, rückte ſie am 26ſten März gegen die Etſch vor und es erfolgten die Treffen bei Paſtrengo, Verona und

Legnago, die aber für beide Parteien keine Entscheidung gaben. Nach gegenseitigen neuen Angriffsbewegungen kam es am 5ten April zu der Schlacht von Magnano, in welcher die Oestreicher siegten; die sich über den Mincio zurückziehenden Franzosen wurden bis nach Villafranca verfolgt. Während dieser Ereignisse nahm eine östreichische Abtheilung die französische Flottille auf dem Po, dagegen besetzten die Franzosen Toskana. — Der östreichische General Kray, mit dem Erfolge der gewonnenen Schlacht zufrieden, beschloß, vor Ankunft des durch ihn nur vertretenen Generals Melas (ein schwacher Greis) nichts mehr zu unternehmen, und da dieser nach seinem Eintreffen am 9ten April erst wieder Verstärkungen, namentlich auch die russischen Truppen und den Feldmarschall Suworoff abwarten wollte, so blieb die östreichische Armee am linken Ufer des Mincio in Unthätigkeit stehen und überschritt diesen Strom erst am 14ten April, nachdem die französische Armee die Besatzung der Festungen Mantua und Peschiera verstärkt und sich am 7ten April, nur noch c. 25,000 M. zählend, noch weiter zurückgezogen hatte.

Auf Suworoffs Reise von Wien nach Italien beschleunigte er den Marsch des russischen Corps, so, daß dasselbe täglich 5 Meilen zurücklegte; bei seiner Ankunft am 14ten April zu Verona ward er mit dem größten Jubel empfangen. Schon bei der Vorstellung der Behörden und Generale tritt das Eigenthümliche seiner Redeweise und seines Benehmens hervor; denn als wollte er den russ. Generälen seine Kriegsmaximen, welche er auch in Italien anwenden werde, in Erinnerung bringen, blieb er nach hastigem Auf- und Abgehen, plötzlich stehen, drückte die Augen zu und

sprach ungemein schnell: „Subordination! Exercitium! — Der Schritt eine Arschine, beim Schultervornehmen anderthalbe. Der Vordermann erwarte den Hintermann nicht; unerwartet, auf den Feind — wie der Schnee auf den Kopf! Die Kugel ist eine Thörin — das Bajonett ein ganzer Mann! — Wir sind hier, um die gottlosen, leichtfertigen, aberwitzigen Französchen zu vernichten; sie schlagen sich in Colonnen — wir werden sie in Colonnen besiegen ꝛc.“ Am folgenden Tage begab sich Suworoff nach dem östreichischen Hauptquartier in Valeggio, wo er seine Ankunft den Völkern Italiens durch einen sehr energischen Aufruf zur Ergreifung der Waffen, bekannt machte, dieser blieb auch nicht ganz ohne guten Erfolg.

Oberitalien mit seinen zahlreichen Flüssen, Kanälen, Städten, Festungen, seinem durchschnittenen und bedeckten Terrain und seiner dichten Bevölkerung, gab einem Heerführer zu vielfachen Combinationen Gelegenheit und war ganz geeignet für die Kriegführung des Marschalls Suworoff, der mit seinem sicheren militairischen Blick, eisernen Willen, seiner Energie und unbegrenzten moralischen Gewalt über seine Truppen auf diesem Schauplatze auftrat. Die Art seiner Kriegführung hatte er wenige Monate vor Uebernahme seines Commando's auf seinem Dorfe gegen den ihm vom Kaiser zugesandten General Prevos-de Loumian in Beziehung auf einen Krieg gegen Frankreich in folgenden sieben Punkten ausgesprochen: 1. Bloß angriffsweise verfahren. 2. Schnelle Märsche — ungestümer Angriff — blanke Waffe. 3. Keinen Methodismus, nur ein richtiger militärischer Blick. 4. Dem Feldherrn unumschränkte Gewalt. 5. Den Feind nur auf offenem Felde angreifen und schlagen. 6. Mit Belagerungen

keine Zeit verlieren; nur ein Depotpunkt — wie Mainz — macht hiervon eine Ausnahme; hie und da ein Beobachtungscorps, eine Blocade, aber immer besser ein offener Sturm; hiebei ist der Verlust am geringsten. 7. Nie durch Besatzung einzelner Punkte seine Kräfte zersplittern. Versucht der Feind eine Umgehung — desto besser, dann geht er um so sicherer seiner Niederlage selbst entgegen." Diese Kriegsmaximen stimmten selbst mit denen der besten damaligen Generale wenig überein und es war vorauszusehen, daß sie auch dem Pedantismus des Wiener Hofkriegsrathes nicht entsprechen würden. Die vom Kaiser Franz an Suworoff gegebene Instruction deutet nur einige Gesichtspunkte für die nächsten Operationen an, ertheilt übrigens Suworoff — wie es bereits vom Kaiser Paul geschehen war — das Ober-Commando der Armee und die Vollmacht der hiezu nöthigen Verfügungen, wobei jedoch der Wunsch ausgesprochen war, daß dem an den Kaiser über die Ereignisse zu gebenden Nachrichten, jedesmal die Ideen über die beabsichtigten fernern Operationen beigefügt werden möchten.

Bei der Ankunft Suworoffs betrug die Stärke der östreichischen Armee kaum 55,000 M., zu welchen c. 5000 M. im Anmarsch waren, während etwa 17,000 M. in den rückwärtigen Garnisonen standen. Von dieser Armee befand sich das Gros vorwärts des Mincio, Mantua war von ihr eingeschlossen, Peschiera blokirt, das Fort Rocca d'Anso besetzt. Da vorläufig nur erst 2 Bataillone Infanterie und 1 Kosaken-Regt. der Russen über den Mincio gegangen waren und sich mit der östreichischen Avantgarde vereinigt hatten, so beschloß Suworoff, ehe er vorging, die Ankunft der 1sten Division des Corps unter General Rosen abzu-

warten. Er benutzte dieſe Raſt dazu, die Oeſtreicher durch Manöver der verſchiedenen Waffen gegeneinander in das Geheimniß ſeiner originellen Taktik einzuweihen, wobei er den Regimentern ruſſiſche Officiere beigab, welche den Gebrauch des Bajonetts zum Gefecht anweiſen mußten. Ueberhaupt war Suworoff auch in ſeinen Befehlen bemüht, auf ſeine taktiſchen Maximen aufmerkſam zu machen; ſo z. B. kamen darin vor: „Schnelligkeit und Nachdruck beim Angriff iſt die Seele der heutigen Kriegführung“ und „mit dem Bajonett iſt der Einzelne im Stande, drei und vier ſeiner Gegner zu durchbohren; von hundert Kugeln gehen neunundneunzig in die Luft.“

Als die erſte ruſſ. Diviſion am 18ten April eingetroffen war, ſetzte Suworoff am 19ten die ganze Armee gegen die franzöſiſche in Marſch, die jedoch ihren Rückzug nach der Adda fortſetzte. In dieſem Vorrücken ließ Suworoff die Stadt Brescia, in welcher die Franzoſen eine Beſatzung von 1100 M. zurückgelaſſen hatten, unter dem heftigſten Geſchützfeuer des Feindes mit Sturm nehmen. Nach dem Berichte an Kaiſer Paul machte man hiebei 1264 Gefangene und wurde ruſſiſcherſeits weder ein Mann getödtet noch bleſſirt — was denn auch dem Verf. auffallend erſcheint. Auf dieſen Märſchen kam es öfterer vor, daß die Truppen des Nachts ganz von Regen durchnäßt wurden, was den öſtreichiſchen General Melas einmal bei Tagesanbruch veranlaßte, einen Halt zu machen, um die Kleider trocknen zu laſſen. Dies nahm aber Suworoff ſo übel, daß er unter Andern dem General ſchrieb: „Nach gutem Wetter ſeufzen nur Weiber, Stutzer und Faullenzer. Die Schreier, welche ſich über den Dienſt beſchweren, müſſen als Egoiſten des Dienſtes entſetzt werden —; in kei-

ner Armee können Leute geduldet werden, welche raisonniren ꝛc."

Nach der Einnahme von Brescia erhielt General Kray das Commando über die zu Blokaden und Besatzungen zurückgelassenen Truppen, zugleich aber auch den Befehl, am Mincio ein Corps von 20,000 M. zu sammeln und nach Ankunft der nöthigen Geschütze die Belagerung der Festungen zu beginnen. Zu gleicher Zeit wurde General Klenau beauftragt, am rechten Ufer des Po bei Ferrara und Modena ein Corps zusammenzuziehen.

Am 25ten April langte die verbündete Armee, zu welcher auch die 2te Division des russ. Corps gestoßen war, an der Adda, dem feindlichen Posten gegenüber, an. Die jetzt 28,000 M. starke französische Armee hatte sich in einer Ausdehnung von 14 Meilen an der Adda zur Vertheidigung aufgestellt, während Suworoff, nach Abgang von 8000 M. detachirter Truppen, noch über 35,000 M. zu verfügen hatte. Der Uebergang über die Adda und der Angriff auf den Feind führte am 26ten April zu dem Gefechte bei Lecco, in welchem die Franzosen das Uebergewicht errangen. An diesem Tage trat in der französischen Armee die bedeutsame Veränderung ein, daß der General Scherer, welcher schon längst das Vertrauen des Heeres verloren hatte, durch den General Moreau im Commando ersetzt wurde, dessen große Befähigung und edler Charakter in der Armee bereits bekannt war. Schnell suchte derselbe die von Scherer fehlerhaft angeordnete Stellung abzuändern, aber der Uebergang Suworoff's über die Adda bei Gervasio in der Nacht vom 26—27 und bei Cassano am 26ten zwang ihn am 27sten April zur Schlacht bei Vaprio und Cassano, in welcher die verbündete Armee völlig siegte und selbiger der Weg nach Mailand geöffnet wurde.

Am 20ten April hielt Suworoff, dem die Geistlichkeit und viel Volk entgegengezogen waren, unter großem Jubel seinen Einzug in Mailand. Statt seiner ließ er den russischen Staatsrath Fuchs von der Feldkanzlei in seiner glänzenden diplomatischen Uniform an der Spitze reiten, während er selbst in östreichischer Uniform mit einigen seines Stabes hinter der Geistlichkeit ritt, wobei Fuchs, wie es Suworoff beabsichtigte, als der große Feldherr angesehen und mit Freudengeschrei empfangen wurde. — Einen dreitägigen Aufenthalt in Mailand benutzte Suworoff dazu, die cisalpinische Republik aufzulösen und eine provisorische Regierung einzusetzen; zugleich aber auch die nöthigen Maßregeln für die weiteren militärischen Operationen zu treffen — und durch den General-Quartiermeister Schasteler allgemeine Normen des Kriegsdienstes ausarbeiten zu lassen, um die nachtheilige Verschiedenheit bei den russischen und östreichischen Truppen zu beseitigen.

Nachdem die erste an Suworoff gestellte Aufgabe gelöst war, schien es ihm zunächst nothwendig, zu verhindern, daß die schwachen Reste von Moreau's geschlagener Armee, welche sich nach Piemont zurückgezogen hatten und hier durch die vorhandenen Festungen gedeckt waren, nicht durch neue Zuzüge aus Frankreich verstärkt, die französischen Truppen in Mittel- und Unteritalien gesammelt und namentlich die Armee Macdonald's in Neapel mit der Moreau's nicht vereinigt werde. Hiezu legte Suworoff dem Kaiser Franz einen von dem Gen. Quartm. Schasteler entworfenen, sehr umfassenden Plan für die weiteren Operationen in Verbindung mit der Tyroler- und Rheinarmee vor. Dieser auf ein sehr energisches und übereinstimmendes Verfahren gestützte Plan konnte

freilich den Ansichten des östreichischen Hofkriegsraths nicht zusagen, er wurde daher vom Kaiser zurückgewiesen und dies legte den ersten Grund zu den bald eintretenden Mißhelligkeiten zwischen Suworoff und dem Hofkriegsrathe. Suworoff glaubte jedoch die Entscheidung von Wien nicht abwarten zu dürfen und ergriff die von ihm nöthig gehaltenen Operationen auf eigene Verantwortung, so, daß er die kaiserlichen Rescripte erst empfing, als die verbündete Armee sich bereits am rechten Ufer des Po befand.

Betrachten wir jetzt nun noch die Lage der Armeen in der Schweiz und am Rheine (die Ereignisse bis zu Anfang April wurden bereits mitgetheilt), so finden wir Graubündten noch immer von den Franzosen nicht ganz frei und das Engadin noch besetzt, obgleich von allen Seiten ein großes Uebergewicht östreichischer Streitkräfte entgegensteht und mehrere Cantone der Schweiz die Waffen ergriffen haben.

Die französischen Truppen am Rhein und in der Schweiz bildeten jetzt in einer verwendbaren Stärke von etwa 80,000 M. unter dem Ober-Commando Massena's die sogenannte Donau-Armee. Ihre Stellung hatte eine Ausdehnung von mehr als 140 Meilen und sie würde nirgends hinlänglichen Widerstand haben leisten können, wenn sie kräftig angegriffen worden wäre. Die Unthätigkeit der Oestreicher ließ es indeß zu, daß Massena, seine gefährliche Lage erkennend, die nicht zur Deckung der Grenze nöthigen Truppen an der nördlichen Schweiz concentrirte; als deren Stützpunkt wurde Zürich angesehen, auf deren umgebenden Anhöhen man ein verschanztes Lager vorrichtete.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1856.

München

Schluß der Anzeige: „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich ꝛc. übers. v. Schmitt.“

Die persönlichen Eigenschaften der unabhängig von einander agirenden östreichischen Ober-Generale, die der jetzigen Kriegführung unangemessene Organisation der Administration und die Einwirkungen des Hofkriegsraths standen den Operationen in den Alpen sehr hindernd entgegen — und als endlich General Hotze mit dem General Bellegarde übereingekommen war, daß Ersterer die Position der Franzosen am Lucienstiege am 30ten April angreifen und Letzterer zu gleicher Zeit den Feind aus dem Engadin vertreiben sollte, war die Ausführung so unglücklich, daß beide Generale ihr Unternehmen mit Verlust aufgeben mußten.

Die Franzosen, ihre fernere Stellung im Engadin für zu gefährlich haltend, zogen sich nun von selbst zurück, so, daß sie am 4. Mai das Engadin völlig geräumt hatten. Bellegarde gab sich jetzt wieder der Ruhe hin; eine Aufforderung

Suworoffs zu weiterm Eingreifen ließ er unbeachtet und die Franzosen gewannen daher Zeit, die Aufstände, die sich gegen sie erhoben, zu zerstreuen.

Daß die Armee des Erzherzog Carl in Schwaben nach der Schlacht bei Stockach daselbst ruhig stehen geblieben war, muß der Politik des Wiener Cabinets und besonders der Abneigung, von welcher der den Hofkriegsrath beherrschende Premier-Minister Thugut gegen jenen Feldherrn — der ihm nicht gefügig genug erschien — beseelt war, zugeschrieben werden; denn der Vorwand, daß man von Schwaben aus gegen die Schweiz nicht eher etwas unternehmen könne, bis das nach Deutschland bestimmte russische Corps des Generals Rumsen eingetroffen sei, trat sowohl der Ansicht Suworoff's als des Erzherzogs Carl entgegen und war um so trauriger, als der wahre Grund dieser Zögerung darin gesucht werden mußte, daß der deutsche Kaiser sich durch die Sympathie einiger deutschen Fürsten für die französische Republik bedroht sah und deshalb die Rheinlinie noch immer gefährdet hielt; deshalb wollte man die Hülfe Rußlands abwarten, um dann nöthigenfalls durch Waffengewalt die deutschen Fürsten zum Anschluß an die Verbündeten zu zwingen.

Welchen Einfluß auf die weiteren Operationen der russische General-Adjudant, Graf Tolstoi, ausgeübt hat, nachdem derselbe auf ausdrücklichen Wunsch des Wiener Hofes als Vertrauensperson Kaisers Paul, dem Erzherzog Carl beigegeben und mit einer höchst interessanten Instruction versehen, Ende April im Hauptquartier zu Stockach angelangt war, wird erst aus den späteren Mittheilungen zu ersehen sein.

Fassen wir am Schlusse dieses ersten Bandes

deſſen ganzen Inhalt in's Auge, ſo finden wir zunächſt den in der Vorrede bezeichneten Geſichtspunkt, daß in dieſem Werke die politiſche Thätigkeit des ruſſiſchen Kaiſers und die Operationen der ruſſiſchen Heere die erſte Stelle einnehmen, alles Uebrige, kurz gefaßt, nur zum Verſtändniß des Ganzen dienen ſoll, in dieſer Einſeitigkeit nicht nur feſtgehalten, ſondern auch zugleich die Grenzen des erlaubten Eigenruhms oftmals überſchritten. Dabei erſtrecken ſich die Erzählungen nicht ſelten auf ganz unweſentliche Dinge, mitunter wiederholen ſie ſich und zerreißen ſo den inneren geſchichtlichen Zuſammenhang. Sodann zeigt ſich, daß die große Menge von Quellen ohne Rückſicht auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit und auf die Widerſprüche, die ſich darin finden, aufgenommen und benutzt ſind, ſo daß die darauf geſtützte Angabe der Begebenheiten, wie der numeriſchen Stärke der Operationstruppen und deren Verluſte oftmals zweifelhaft wird, was beſonders in Beziehung auf die ruſſiſchen Verluſtberichte recht auffallend hervortritt. Es dürfte daher die vom Vf. gemachte Annahme, daß das hier gegebene, größtentheils in ruſſiſchen Archiven befindliche Material für einen ſpäteren Bearbeiter dieſer Geſchichte als ein geordnetes, durchweg nutzbares, angeſehen werden kann, um ſo weniger zutreffen, als hier noch immer in Frage ſtehen wird, ob die Berichtenden der übrigen Parteien nicht eine gleiche Gültigkeit für ihre Quellen in Anſpruch nehmen werden — und welche Documente dann der Wahrheit am nächſten kommen.

Die dieſem Bande angehörenden 19 Ueberſichtskarten und Pläne, aus denen in jedem Abſchnitte des Feldzuges die ſtrategiſche Aufſtellung der Truppen mit Angabe der Zahl und Abtheilungen der-

ſelben — doch leider ohne die der Artillerie — zu erſehen iſt, ſind mit vieler Sorgfalt in entſprechendem Maßſtabe bearbeitet und tragen ſehr zum leichteren Verſtändniß bei, jedoch können wir es nicht angemeſſen finden, wenn in einigen Plänen das Terrain nach den neueſten topographiſchen Karten aufgenommen ſein ſoll, denn bei Beurtheilung kriegeriſcher Operationen kommt doch die Terrainbeſchaffenheit, namentlich auch Anbau, Wegſamkeit ꝛc. zu ſehr in Betracht, als daß 50 Jahre ſpäter aufgenommene Pläne noch eine ſichere Grundlage für dieſelbe abgeben könnten.

E—k.

Hannover

impensis bibliopolii aulici Hahniani 1844—1856. Monumenta Germaniae historica auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Henricus Pertz. Scriptorum Tomus V. VIII u. 598 S. Tomus VI. VIII u. 842 S. Tomus VII. VIII u. 938 S. Tomus VIII. VIII u. 689 S. Tomus IX. VIII u. 910 S. Tom. X. VII u. 654 S. Tom. XI. VIII u. 710 S. Tomus XII. XXVIII u. 941 S. in Folio.

In früheren Jahren, da der Herausgeber der Monumenta Germaniae historica in Hannover lebte, pflegte derſelbe die einzelnen Bände des Werkes gleich nach ihrem Erſcheinen in dieſen Blättern zur Anzeige zu bringen. Dies iſt ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin unterblieben, und auch ſonſt iſt der großen Unternehmung meines Wiſſens hier nicht gedacht worden. Deshalb wird es mir, einem langjährigen Mitarbeiter, wohl vergönnt ſein, jetzt, da eben ein neuer Band vollendet und mit demſelben eine wichtige Abtheilung zum Abſchluß gebracht worden iſt, einen kurzen

Bericht von dem Fortgang der Monumenta zu geben und dem ein paar Bemerkungen über Einzelheiten hinzuzufügen.

Zunächst ist der Rückblick auf die oben genannten 8 starken Foliobände wohl geeignet, um zu zeigen, wie unbegründet die immer noch von manchen Seiten erhobene Klage über das langsame Fortschreiten dieser großen Sammlung der Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters ist. Sie und außerdem noch der Anfang des 3ten Bandes der Abtheilung Leges sind in dem Zeitraum von 12 Jahren veröffentlicht worden, so daß es durchschnittlich kaum anderthalb Jahre für die Herstellung jedes einzelnen Bandes bedurft hat. Wer damit vergleicht, wie man in Frankreich z. B. 15 Jahre gebraucht hat, um den 21. Band des Recueil des historiens dem vorhergehenden folgen zu lassen, oder wie lange Zeit in England die Recordcommission zur Beschaffung des einen von ihr veröffentlichten Bandes Scriptores in Anspruch nahm, wird gewiß der Thätigkeit des Herausgebers der Monumenta und seiner Mitarbeiter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist außerdem in Anschlag zu bringen, wie bedeutende Vorarbeiten sowohl für die Geschichtschreiber späterer Zeit, wie für die Gesetze, Briefe, Urkunden und Alterthümer gemacht sind, wenn man die Arbeiten der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde in den letzten Jahren vollständig würdigen will. Freilich steigt dann auch das Verlangen, möglichst bald zum Genuß der Früchte zu gelangen, welche durch diese Bestrebungen erzielt worden sind, und man wird es erklärlich finden, wenn je nach dem Interesse, das der Einzelne hat, besonders die Förderung der einen oder andern Abtheilung gewünscht wird.

Die 8 Bände, mit denen es diese Anzeige zu thun hat, gehören alle der Abtheilung der Geschichtschreiber an, und zwar umfassen sie zunächst die Zeit der fränkischen Kaiser. Es kann auffallen, daß, während die beiden vorhergehenden Perioden, die karolingische und die der sächsischen Kaiser, in je 2 Bänden erledigt werden konnten, diese nicht eben längere Zeit einen so ungleich viel größeren Raum in Anspruch genommen hat. Einmal aber liegt der Grund darin, daß eben damals die Geschichtschreibung einen bedeutenden Aufschwung nahm, daß aller Orten ungleich mehr geschrieben wurde oder doch von dem Geschriebenen mehr erhalten ist als in den vorhergehenden Jahrhunderten. Namentlich ist das bei den Localgeschichten, den Werken über einzelne Bisthümer, Klöster ꝛc. der Fall, wo eben in dieser Zeit die bedeutendsten und umfangreichsten Arbeiten entstanden, welche das Mittelalter überhaupt aufzuweisen hat: fast vier Bände sind hier von ihnen in Anspruch genommen. Sodann kommt in Betracht, daß in dieser Periode zuerst die großen Weltchroniken beginnen, welche meist einen sehr bedeutenden Umfang haben: von drei derselben wird eigentlich der ganze 5te Band ausgefüllt. Außerdem ist aber freilich auch in Anschlag zu bringen, daß bei diesen und bei anderen Werken häufig die Fortsetzung dem Originale gleich angehängt und damit in spätere Zeiten übergegriffen, daß andererseits Manches nachgetragen ist was eigentlich früher hätte gegeben werden sollen, aber entweder erst nachträglich aufgefunden wurde oder doch erst jetzt mit den nöthigen Hülfsmitteln bearbeitet werden konnte. Endlich bemerkt man wohl, daß der Plan des Unternehmens sich immer mehr erweitert und Manches Aufnahme gefunden hat,

was früher zur Seite geblieben wäre: so ist namentlich in Mittheilung von Lebensbeschreibungen von Männern der Kirche hier ungleich weiter gegangen als wenigstens in der karolingischen Periode; ein Verfahren, welches ich am wenigsten mißbillige, welches aber, scheint mir, noch die nachträgliche Aufnahme mancher Arbeiten für jene ältere Zeit zur Herstellung der Gleichförmigkeit nothwendig macht.

Der Anordnung und Vertheilung des Stoffes in den 8 Bänden liegt im Ganzen dieselbe Eintheilung zu Grunde, welche in den früheren Perioden befolgt worden ist. Den kleineren Annalen, mit denen der 5te Band beginnt und die, bei der Vorwegnahme mancher Werke dieser Art in den früheren Bänden, hier nur wie eine Art Nachtrag erscheinen, schließen sich die größeren der allgemeinen Geschichte angehörigen Werke, Annalen, Chroniken und außerdem ein und das andere in freierer Form gehaltene, an: im 5. Bande **Hermannus Augiensis** (der sogenannte Contractus), **Lambertus Hersfeldensis, Bertholdus Constantiensis, Bruno de bello Saxonico, Bernoldus,** sogenannte **Annales Romani, Marianus Scotus**; im 6. Bande **Ekkehardus, Sigebertus** mit seinen Fortsetzungen, **Annales Erphesfurdenses, Annalista Saxo.** Der 7. Band beginnt mit den mehr localen Werken, hauptsächlich Geschichten der einzelnen Bisthümer und Klöster. Doch sind hier, einmal als Nachtrag zu einigen in Vol. 5 gegebenen Katalogen und kleinen Chroniken der Kaiser noch ein paar solche Werke mitgetheilt, die an Umfang und Inhalt freilich nicht eben bedeutenden des Heimo von Bamberg (X, S. 1 ff.) und Honorius von Autun (X, S. 125—134), und außerdem einige kleinere von noch geringerem Be-

lang (X, S. 135—140), sodann im Unterschied von dem früher beobachteten Verfahren auch die zahlreichen und umfangreichen österreichischen und salzburgischen Annalen bis hinab zum 14ten und 15ten Jahrhundert (IX, S. 479—843), und ebenso eine Anzahl schwäbischer Annalen (X, S. 15—64) zusammengestellt, beide wohl, weil sie einen ziemlich entschieden provinciellen Charakter an sich tragen. Davon abgesehen enthält, um nur die wichtigeren Werke namhaft zu machen, Band 7 das noch der vorhergehenden Periode angehörige Chronicon Venetum, das Chronicon Novaliciense, Herigeri et Anselmi Gesta episcoporum Tungrensium, des Gundechar und eines Anonymus Haserensis Schriften über die Eichstädter Bischöfe, Adam von Bremen, die Gesta episcoporum Cameracensium, des Leo und Petrus historia monasterii Casinensis und das Chronicon Hildesheimense; Band 8 Arnulfs und des älteren Landulf Geschichten von Mailand, die Gesta Trevererorum, Ruperti chronicon S. Laurentii Leodiensis, den Hugo Flaviniacensis, Sigeberts Gesta abbatum Gemblacensium, das Chronicon S. Huberti und die Gesta episcoporum Tullensium; Band 9 Cosmas von Prag mit seinen Fortsetzern, die verschiedenen Aufzeichnungen über Benedictbeuern, des Guillelmus Appuliensis Gedicht über Robert Guiscard, die verschiedenen Genealogiae comitum Flandrensium, die Werke des Hugo Floriacensis und was dem verwandt ist, die früher einem Martinus Gallus beigelegte Chronica Polonorum; endlich Band 10 das Chronicon Gozecense, die Gesta episcoporum Merseburgensium, die sehr umfangreichen Gesta abbatum S. Trudonis, des Laurentius de Leodio Geschichte von Verdün und die Gesta episcoporum Mettensium.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. 190. Stück.

Den 27. November 1856.

Hannover

Fortsetzung der Anzeige: »Monumenta Germaniae historica etc. edidit G. H. Pertz.«

In diesem Bande beginnen schon die Vitae, doch zuerst nur Nachträge zu den früheren Perioden, die Vita Chrodegangi, die neuentdeckte ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde ꝛc., daneben hätten auch die von Mone nach dem Erscheinen des 4. Bandes herausgegebenen Miracula S. Pirminii mit Nachrichten aus der Zeit Heinrich II. ihren Platz finden können. Band 11 und 12 fahren in der Mittheilung solcher und anderer Geschichten einzelner Begebenheiten fort, von denen ich hier nur die bedeutendsten namhaft mache. Zu Anfang von Band 11 sind zunächst unter dem Titel Gesta archiepiscoporum Salisburgensium die verschiedenen Aufzeichnungen über die Vorsteher dieses Erzbisthums zusammengestellt und da auch das ältere wichtige und interessante Werk, de conversione Bajoariorum et Carantanorum libellus, gegeben. Daran reihen sich die Vitae

Meinwerci, Godehardi (2), Stephani regis Ungariae (2), Bardonis (2), dann Wipos Werke, die Geschichte Konrad II. und die Gedichte, Auszüge aus den Schriften des Othlonus, die fundatio monasterii Brunwilarensis, Triumphus S. Remacli, Vita Annonis, verschiedene Werke zur Geschichte des Klosters Farfa und Benzos Buch an Heinrich IV. Der zuletzt erschienene 12. Band endlich bringt unter anderm die Vitae Anselmi Lucensis, Bennonis Osnabrugensis, Jocundi Translatio S. Servatii, Wido de schismate Hildebrandi, Vita Altmanni, die wahrscheinlich dem Otbert beizulegende Lebensgeschichte Heinrich IV., Seheri primordia Calmosiacensia, Donizos Gedicht über die Gräfin Mathilde, die Relationen des Hesso über das Rheimser Concil und eines Ungenannten über Lothars Wahl, die Vitae Theogeri Mettensis, Godefridi comitis Capenbergensis, Caroli comitis Flandriae, Norberti Magdeburgensis und Ottonis Babenbergensis.

Gewiß ein großer Reichthum verschiedenartiger Aufzeichnungen aus allen Theilen des Reiches, der noch durch mehrere hier nicht einzeln namhaft gemachte kleinere oder sonst minder wichtige Stücke sowie durch Auszüge aus einzelnen nicht unmittelbar der deutschen Geschichte angehörigen Werken, der Geschichte des Rodulfus Glaber, dem Chronicon S. Benigni Divionense, dem Hermannus Tornacencis, endlich den beiden Engländern Florentius Wigorniensis und Willelmus Malmesburiensis, vergrößert wird. Vermissen wird man nur Einzelnes *), wie den Landulfus junior von

*) Die metrischen Gesta Heinrici IV, sind natürlich fortgeblieben, da Pertz sie als ein neueres Machwerk erwiesen hat; Archiv IX, S. 75 ff.

Mailand, deſſen Handſchriften nicht rechtzeitig collationirt worden waren, die Vita des Erzbiſchofs Ariald von Mailand, bei der ich wenigſtens den Grund der Weglaſſung nicht ſehe, und allenfalls Auszüge aus dem Ordericus Vitalis, die ſich paſſend denen aus Willelmus Malmesb. und den franzöſiſchen Chroniken angeſchloſſen hätten, aber auch in der folgenden Periode noch Platz finden können. Daſſelbe gilt von den ſogenannten Origines Murenses. Dagegen mag man bedauern, daß der ſehr bedeutende Umfang des letzten Bandes es nicht mehr möglich machte, die ſich zunächſt anſchließende und wenigſtens theilweiſe dieſer Periode angehörige ungedruckte Vita des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz mitzutheilen. Von den Streitſchriften zwiſchen Heinrich IV. und Gregor iſt nur eine bisher ungedruckte des Wido aufgenommen. Auszüge aus einer andern werden für den Band, der die Papſtleben enthält, in Ausſicht geſtellt (XII, S. 148 n.). Abſichtlich weggelaſſen ſind ohne Zweifel die Geſchichten einiger flandriſcher Klöſter, Hasnon, Oudenburg, Waten, die für deutſche Geſchichte geringes Intereſſe haben; die Fundationsgeſchichten anderer, weil ſie zu neu und wenig glaubhaft ſind. Die von Gieſebrecht in Fragmenten nachgewieſenen Annales Altahenses konnten, da kein zuſammenhängender alter Text vorlag, nach dem Plan der Sammlung ebenſo wenig aufgenommen werden, wie die angeblich wenigſtens auf alter Grundlage beruhende von Mone herausgegebene deutſche Lebensbeſchreibung des Grafen Eberhard von Nellenburg. Daſſelbe verhinderte wohl eine Berückſichtigung der älteſten Geſchichte der Normannen von Amatus (Aimé), von dem bekanntlich nur die von Champollion-Figeac herausgegebene franzöſi-

sche Ueberſetzung erhalten iſt, während dies Werk ſonſt, ſchon als Quelle anderer hier mitgetheilter, des Leo von Oſtia und Guillermus Appuliensis, gar ſehr am Platz geweſen wäre. Blieb Gaufridus Malaterra als Sicilien angehörig und deshalb zu weit abliegend zurück? Ebenſo kann man fragen, ob einige auf Piſa bezügliche Arbeiten für ſpäter aufbehalten oder ebenſo wie das Carmen de bello et excidio urbis Comensis (Muratori V) als zu ſpeciell der italiäniſchen Geſchichte angehörig ausgeſchloſſen ſind. Sie haben doch wohl ebenſo viel Bedeutung wie z. B. die Geſchichten von Farfa.

Was die Bearbeiter der einzelnen Werke betrifft, ſo ſind von dem Herausgeber ſelbſt folgende beſorgt: Hermann von Reichenau, Berthold, Bruno, Bernold, die Annales Romani und Erphesphurdenses, das Chronicon Venetum und Hildesheimense, Hugo Flaviniacensis, Sigeberti Gesta abb. Gemblacensium, Heimo Babenbergensis mit den ſich anſchließenden Annalen, die Vitae Meinwerci und Godehardi, Wipo, und ein paar kleinere Stücke im letzten Bande. Heſſe in Rudolſtadt edirte den Lambert, Lappenberg in Hamburg den Adam von Bremen. Von den regelmäßigen Mitarbeitern lieferten, um ſie nach der Zeit ihres Beitritts zu nennen, der Unterzeichnete den Marianus, Ekkehardus, Annalista Saxo, die Auszüge aus Rodulfus Glaber, dem Chron. S. Benigni und Willelmus Malmesburiensis, die Werke des Hugo Floriacensis, die Gesta Treverorum, ſowie die Geſchichten der Biſchöfe von Toul, Verdün (Laurentius de Leodio) und Metz; Bethmann, jetzt Bibliothekar in Wolfenbüttel, den Sigebert mit allen ſeinen Fortſetzern, das chronicon Novaliciense, die auf Kloſter Farfa bezüglichen Auf-

zeichnungen, des Gundechar und Anonymus Haserensis Geſchichten von Eichſtädt, die Gesta episcoporum Cameracensium, die Genealogiae comitum Flandriae, Gisleberti carmen de incendio S. Amandi Elnonensis und den Donizo, in Gemeinſchaft aber mit Wattenbach die Mailänder Arnulf und Landulf ſowie das Chronicon S. Huberti; der letzte, jetzt Archivar in Breslau, die öſterreichiſchen und ſalzburger Annalen, ſammt den auf die Erzbiſchöfe dieſes Stifts bezüglichen Werken, außerdem des Leo und Petrus Chronik von Monte Caſſino, Ruperti chronicon S. Laurentii Leodiensis, das Chronicon Benedictoburanum, die Vitae Stephani regis, Bardonis, Altmanni, Heinrici IV. imperatoris und eine Anzahl kleinerer oder minder bedeutender Werke; Köpke, Profeſſor in Berlin, die Gesta episcoporum Tungrensium, den Cosmas von Prag und in Verbindung mit dem Polen Szlachtowski die Chronica Polonorum, weiter das Chronicon Gozecense, die Gesta abbatum S. Trudonis, die Fundatio Brunwilarensis, die Translationes S. Dionysii und S. Servatii, die Vitae Annonis, Karoli comitis Flandriae und Ottonis Babenbergensis; Wilmans, gegenwärtig Archivar in Münſter, Guillermus Appuliensis, Gesta episcoporum Merseburgensium, die Auszüge aus dem Othlonus, die Vitae Anselmi Lucensis, Bennonis Osnabrugensis, Norberti Magdeburgensis ꝛc., ſammt dem Wido de schismate Hildebrandi; der zu früh verſtorbene Abel, Privatdocent in Bonn, die ſchwäbiſchen Annalen und Ortliebs und Anderer Aufzeichnungen über Zwifalten; Dr Jaffé, der erſt in dem letzten Bande als Mitarbeiter auftritt, eine Anzahl Lebensbeſchreibungen und anderer kleinerer Denkmäler, namentlich Seheri primor-

dia Catmosiacensia, die Vitae Theogeri, Godefridi Capenbergensis, Rupertus de incendio Tuitiensi et de vita Cunonis Ratisponensis; endlich hat der Sohn des Herausgebers Dr Karl Pertz seine Mitwirkung an dem großen Lebenswerke des Vaters begonnen mit der Herausgabe des Benzo.

Eine Unterscheidung der Arbeiten nach den einzelnen Verfassern dürfte ihre großen Schwierigkeiten haben und mir am wenigsten ziemen. Im Allgemeinen sind überall dieselben schon in den früheren Bänden festgestellten und bewährten Grundsätze befolgt. Nur die Einleitungen und Anmerkungen sind hier mitunter vielleicht noch ausführlicher und eingehender geworden als es schon in den nächst vorhergehenden Bänden der Fall war; es ist natürlich, daß je mehr die Arbeit unter mehrere Gelehrte vertheilt wird, auch jedes einzelne Stück eine immer sorgfältigere und erschöpfendere Behandlung erfahren kann. Doch dürfte in einigen der Einleitungen, z. B. der des Cosmas, welche über 30 Seiten füllt, wohl auch die Grenze erreicht sein, welche nicht überschritten werden darf, wenn nicht eine zu große Ausdehnung der Zuthaten dem Hauptwerk, der Publicirung der Texte, Abbruch thun soll. Die Anmerkungen dagegen gehen wohl nirgends über das erlaubte Maaß hinaus, wachsen auch in diesen Bänden nie in der Weise an wie es in Merkels Ausgabe der Lex Alamannorum (Leges Vol. III) geschehen ist.

In der Mittheilung der Texte ist daran festgehalten, schon durch die Schrift den verschiedenen Werth und Charakter der einzelnen Stücke und Theile anzudeuten. Aus anderen Quellen Abgeschriebenes ist mit der Petit, minder Wichtiges, wie die nicht seltenen Wundergeschichten, oder der deutschen Geschichte fern Liegendes, wie der Anfang

von Herigers **Gesta episcoporum Tungrensium**, die fast ganz auf fremdem Boden sich bewegende Fortsetzung des Sigebert durch den **Robertus a Monte**, mit sogenannter Corpus, nur das Authentische und Werthvolle mit der eigentlichen Textschrift (Cicero) gedruckt. Zur Anwendung der Petit war namentlich in den großen Weltchroniken reiche Gelegenheit; ein großer Theil des Hermann, Bernold, Ekkehard, Sigebert und **Annalista Saxo** mußte so gegeben werden und ist damit dann gewissermaßen verurtheilt worden. Eben weil dies die Absicht, weil die Benutzung der so gegebenen Stücke für eigentlich historische Zwecke als überflüssig bezeichnet werden soll, ist aber freilich auch Vorsicht nöthig. Es ist mit Recht meist darauf gehalten, daß einzelne, wenn auch kleine Zusätze oder sonst eigenthümliche Bemerkungen des im Allgemeinen andere Quellen ausschreibenden Autors doch wieder kenntlich gemacht und der Aufmerksamkeit des Forschers näher gebracht werden. Nur in einzelnen Fällen, namentlich in der Ausgabe des Sigebert, ist dies leider nicht überall genug beobachtet. Dort sind auch einzelne Stellen klein gedruckt, die man nicht so ohne Weiteres verurtheilt sehen möchte, z. B. Alles was sich auf die Aebte von Gembloux bezieht, und was sich doch nur auf das eigene Werk des Sigebert über diese zurückführen läßt, oder was 994 über lothringische Gelehrte zusammengestellt ist, oder gar 1002 die Nachricht über Erzbischof Heriberts Verhalten bei der Wahl K. Heinrich II., wo am Rande jede Angabe der Quelle fehlt, die **Vita Heriberti** aber, die neben Rodulfus Glaber benutzt scheint, keineswegs Alles enthält was Sigeberts Worte sagen.

Am ungleichartigsten erscheint mir die Inter-

punction, mit der ich in manchen Fällen gar nicht einverstanden sein kann. Während gewöhnlich und namentlich in den früheren Bänden reichlich, ja überflüssig Kommata gesetzt waren, fehlen sie später manchmal in einer Weise wie es gewiß nicht zu rechtfertigen oder geradezu für das Verständniß nachtheilig ist. Vollständige Zwischensätze wie: in cujus paroechia idem monasterium situm erat, oder: ut postmodum aperuit, stehen entweder ganz ohne Komma, oder haben, was fast noch schlimmer ist, ein solches nur am Schluß, nicht auch am Anfang. Wer hat je Sätze wie: contemptis regalibus deliciis quibus quam plurimi eorum si dignarentur interfore potuissent heremum pro nomine Christi et pro futurae mercis reimpendio subierant, oder: Altahensis cenobii regimen Wolframmo qui eo loci domno Godehardo successit defuncto suscepit, ohne alle Interpunction gelesen? Die Beispiele sind aus der Vita Godehardi; ähnliches findet sich aber auch anderswo.

Noch Eins will ich mir zu bemerken erlauben. Es ist eine nicht lobenswerthe Abweichung von der Regel, wenn Wilmans die Handschriften der Gesta epp. Merseburgensium nicht nach ihrem Werthe und ihrer Verwandtschaft ordnet, sondern den späteren und interpolirten Merseburger Codex als 2. den älteren und besseren, 1. näher stehenden Leipziger (3.) und Dresdener (4.) vorstellt (X, S. 162). Früher wurde die Mühe nicht gescheut, wenn etwa später erst neue Hülfsmittel hinzukamen, die Bezeichnungen, wie es nun nöthig ward, zu ändern. — Mich stört es auch, wenn in den Einleitungen häufig verlorne oder nur dem Namen nach bekannte Handschriften so ohne Weiteres neben den benutzten mit fortlaufenden Zahlen

aufgeführt werden. Bethmann hat dieſe beim Sigebert ganz paſſend wenigſtens mit Klammern verſehen. In den Einleitungen iſt die Druckeinrichtung auch etwas ungleich ausgefallen. Das ſind dann freilich Kleinigkeiten, welche die Wenigſten auch nur bemerken werden.

Was die Hauptſache, die Herſtellung eines zuverläſſigen und kritiſch bewährten Textes betrifft, ſo iſt darauf fortwährend die größte Sorgfalt gewandt, es iſt namentlich im Allgemeinen durchaus an dem Grundſatz feſtgehalten, daß derſelbe, wo Handſchriften vorhanden ſind, auf dieſe zurückgeführt werden muß, wo mehrere ſich finden, von dieſen ſoweit möglich vollſtändig Kenntniß zu nehmen und ſo eine ſicherere Grundlage für die Edition zu gewinnen iſt. Wenn hie und da davon abgewichen iſt, ſo ſind es meiſt kleinere unbedeutendere Stücke, auf die weniger ankam, oder ſolche, zu deren Aufnahme man ſich erſt ſpäter entſchloß. Wenn z. B. die Vita Richardi Vird. ohne Hülfe des in Verdün vorhandenen Codex hat bearbeitet werden müſſen (XI, S. 280), ſo kann ich bemerken, daß damals, als ich die Handſchriften jener Stadt benutzte, vielleicht mit Unrecht, an einen Abdruck jener Vita nicht gedacht wurde. Dagegen ſehe ich freilich nicht, warum zwei ältere Codices der Vita Norberti in Gent und Brüſſel nicht eingeſehen worden ſind, bedaure, daß die beiden, wenn auch neuern ſo doch allein bekannten Abſchriften von Galberts Vita Karoli comitis unbenutzt blieben, daß der wichtige Codex Vaticanus des Triumphus S. Remacli »urgente tempore« nicht vollſtändig verglichen werden konnte, obſchon er das Werk in anderer Geſtalt darbot; in ſolchem Fall durfte die Zeit nicht drängen. Eine neue Vergleichung der Codices des Leo und

Petrus zu Monte Cassino ist nicht vorgenommen, da früher wohl die Aufnahme ihrer Werke zweifelhaft war, auch die auf jene begründete Ausgabe des Angelus a Nuce sehr sorgfältig erscheint, endlich andere Hülfsmittel von großem Werthe zur Hand waren. Auch der Stockholmer Handschrift des Cosmas glaubte man entrathen zu können, da sie wiederholt benutzt ist und nicht zu den wichtigsten gehört; übler war es und wird von dem Bearbeiter der Ausgabe Köpke selbst am meisten bedauert (IX, S. 843), daß eine für die Fortsetzungen besonders wichtige Handschrift, die in Bautzen gefunden und dann nach Prag gebracht ist, erst später zur Kunde und ihre Vergleichung noch später in die Hände des Herausgebers kam. Hätte es sich nicht um eine so ausgedehnte Arbeit gehandelt, so wäre hier wohl der Druck von Cartons gerechtfertigt gewesen, wie er bei den Excerpten aus des Othlonus Werken Statt gefunden zu haben scheint, bei denen Wilmans bemerkt (XI, S. 378), daß es die Collationen der Münchener Handschriften erst erhalten, da der Druck schon vorgenommen war. Der Aufmerksamkeit der Herausgeber wird sonst kaum ein einzelnes Hülfsmittel entgangen sein. Nicht bemerkt finde ich, ob die von Stüve verglichene Abschrift der Vita Bennonis die in der Plettenbergschen Bibliothek zu Nordkirchen befindliche (Archiv VI, S. 38) ist. Vermißt habe ich eigentlich nur die Benutzung der von Böhmer, Fontes III, S. LVI, erwähnten Düsseldorfer Handschrift der Fundatio Brunwilarensis coenobii (oder wie man das Werk früher nannte: Narratio de Ezone et Mathilde), die um so wichtiger gewesen wäre, da sonst nichts als eine neue Abschrift in Brüssel zur Hand war und manche Zweifel über die ursprüngliche Be-

ſchaffenheit des Textes und die Zuſätze eines ſpäteren Interpolators bleiben. Böhmer nennt ebend. S. XLIII eine zweite hier noch nicht benutzte Abſchrift der kürzeren Vita Bardonis. Erſt ſpäter aufgetaucht iſt ein Cambrayer Codex mit der Fortſetzung der Gesta, den Bethmann vergebens ſuchte, der ſich dann aber in der in Paris verſteigerten Bibliothek des Cambrayer Buchhändlers Hurez fand; ſ. Bibl. de l'école des chartes 1856. Jan. Fevr. (4. serie Tome 2) S. 302. Ganz ohne handſchriftliche Hülfsmittel haben nur wenige Stücke gegeben werden müſſen, einzelne Theile der öſterreichiſchen Annalen, des Rupertus Tuitiensis historia S. Laurentii Leod., ſowie die beiden andern Fragmente aus ſeinen Werken, das kurze Chronicon Affligemense, des Seherus primordia Calmosiacensia, Arnulfi invectiva in Giraldum, die Vitae Theoderici Andaginensis, Wolfhelmi Brunwilarensis, Friderici Leodiensis, Godefridi Capenbergensis, Translatio S. Godehardi und ein paar von noch geringerem Belang. Auffallender als daß hier die Handſchriften fehlten, erſcheint es, daß auch einige ältere Ausgaben nicht aufgetrieben werden konnten, nicht allein die in Deutſchland, Frankreich und Italien vergebens geſuchte editio princeps des Guillermus Appuliensis von Toromäus, ſondern ſelbſt die von dem Mainzer Serrarius beſorgte Ausgabe der Vita Godefridi Capenbergensis. Die letzte, ſollte man meinen, hätte ſich doch müſſen irgendwo finden laſſen.

Im Gegenſatz gegen dieſe nicht eben weſentlich verändert hervortretenden Werke iſt es dann leicht eine ganze Reihe und gerade der wichtigſten zu nennen, die hier mit Hülfe der Handſchriften eine weſentlich verbeſſerte, ja oft ganz neue Geſtalt ge-

wonnen haben. So, um nur an einzelne zu erinnern, die Chroniken des Bernold, Sigebert, seines Fortsetzers des Robertus a Monte, sowie der sogenannte Annalista Saxo, aus den Originalen der Verfasser; ebenso das umfassende Werk des Hugo Flaviniacensis, dessen erster Herausgeber bedeutende Theile der einzigen Handschrift theils nicht lesen konnte, theils aus anderen Gründen wegließ; Leo von Ostia, von dessen Werke mehrere Umarbeitungen nachgewiesen sind, von denen merkwürdiger Weise zwei nur in deutschen Handschriften bekannt sind und die eine hier gleichfalls entschieden als Original des Verfs betrachtet werden muß. Auch von dem alten Chronicon Venetum, dem Chronicon Novaliciense, den Gesta episcoporum Cameracensium, Sigeberts Gesta abbatum Gemblacensium ist das Autographon erhalten und bei der Ausgabe zu Grunde gelegt, wie denn dies bei Werken des Mittelalters viel häufiger vorkommt als man früher annahm. Weiter sind zu nennen: Adam von Bremen nach den den ältesten und echtesten Text darbietenden Codices zu Leyden und Wien; die Gesta Trevererorum, deren ursprüngliche Gestalt hier zuerst ans Licht getreten ist; die verschiedenen, dem Hugo von Fleury angehörigen oder mit ihm in einer gewissen Verbindung stehenden Werke, in Beziehung auf die früher die heilloseste Verwirrung herrschte, die österreichischen Annalen, deren Zusammenhang, abgeleitete und echte Theile, Wattenbach in gründlicher und umfassender Weise dargelegt hat; Benzos wunderbares Buch ad Henricum IV., das aus der Handschrift zu Upsala zuerst eigentlich lesbar und einigermaßen verständlich geworden ist; die beiden älteren Vitae Ottonis Babenbergensis, die Köpke nach Klempins

Vorgang aus den allein erhaltenen ſpäteren Ueberarbeitungen geſchickt wiederhergeſtellt hat.

Von noch größerem Intereſſe ſind die hier zuerſt veröffentlichten Werke. Dahin gehört einmal ein bedeutender Theil der Annalen, in Band 5 die Ottenburani, die in ihrem früheren Theil als Ableitung der Hersfeldenses erſcheinen, die S. Michaelis Babenbergenses (die Elnonenses ſind vorher von de Smet in der Sammlung der Flandriſchen Chroniken II; die Blandinienses von Vandeputte herausgegeben worden), die Formoselenses, die eine Hälfte der Annales S. Benigni Divionenses, in Band 10 die Babenbergenses, Enzdorfenses und Augustani minores, welche ſich an die Chronographie des Heimo von Bamberg als Fortſetzungen anſchließen, die Elwangenses und Neresheimenses (ich bemerke, daß auch das dieſen angehängte ſogenannte Chronicon Elwangense in Wahrheit nichts iſt als ſpätere Annalen und nach dem Sprachgebrauch der Monumenta ſo hätte genannt werden ſollen). Hierhin gehört außerdem ein nicht unbedeutender Theil der öfter erwähnten öſterreichiſchen Annalen und Manches unter den Fortſetzungen des Sigebert, die alle einen rein annaliſtiſchen Charakter an ſich tragen, von größeren Werken aber die Annales Romani aus dem Vatican, etwas früher noch von Mai im Spicilegium Romanum VI, S. 282 herausgegeben*), die Annales Erphesphurdenses aus der Gothaer Handſchrift des Ekkehard, ſowie das Chronicon Wirziburgense, das dieſem vorangeſtellt worden iſt. Als weſentlich neu erſcheinen aber auch die Werke des Marianus Scotus und

*) Gewiß iſt der Abdruck von Mai viel ungenauer; doch mache ich auf eine Abweichung aufmerkſam; ſtatt Leo magnus (S. 470 oben) hat Mai: Leo nonus.

Ekkehardus Uraugiensis, die ein entgegengesetztes Schicksal gehabt haben, indem jener lange als Verfasser einer Chronik gegolten hat, die ihm fast ganz fremd, nur unter Benutzung seiner Arbeit entstanden ist, dieser umgekehrt ungenannt und unbekannt blieb, während man das Wesentliche seiner großen Weltchronik allerdings unter anderem Namen (dem des abbas Urspergensis) hatte und benutzte: das echte Werk des Marianus tritt aus einem Codex in der Palatina zu Rom ans Licht, von Ekkehards wiederholten Umarbeitungen seiner Chronik sind zahlreiche und gute Handschriften erhalten, unter ihnen wieder zwei von seiner eigenen Hand geschrieben. Bisher ungedruckt war weiter der größere Theil der historia modernorum regum Francorum des Hugo Floriacensis (dagegen ist die von Hugo benutzte und hier IX, S. 364 ff. mit ihm zusammen edirte Historia Senonensis Francorum nicht allein theilweise von Duchesne publicirt, sondern auch, was damals von mir übersehen wurde, vom Ordericus Vitalis in sein 7. Buch aufgenommen und in dieser Gestalt zuletzt in der Ausgabe von Le Prevost gedruckt). Ich reihe hier die kleinen Chroniken des Guido, Lambert, Heimo und Honorius an, die, soweit sie in Betracht kamen, hier Platz gefunden haben (V, S. 64 ff. X, S. 26: an letzter Stelle die bisher unbekannte Summa Honorii sammt Auszügen aus der Imago mundi und mehreren kurzen Fortsetzungen dieses historisch sehr unbedeutenden Buches). Ungleich wichtiger ist manches Neue unter den Localchroniken. In Band 7 erscheint zum ersten Mal ein Theil des dem Chron. Venetum angehängten Chronicon Gradense. Hierbei erinnere ich an das im Archivio storico Italiano T. VIII veröffentlichte Chronicon

Venetum Altinate, das der folgenden ſtaufiſchen Abtheilung nicht fehlen darf. Von nicht geringem Intereſſe ſind die Mittheilungen aus dem liber pontificalis des Gundechar und eines Anonymus Haserensis über die Eichſtädter Biſchöfe, bisher nur aus dürftigen Auszügen Gretſers bekannt, hier nach den Handſchriften des Stiftes mitgetheilt. Gänzlich neu ſind die beiden erſten Bücher des Chronicon S. Andreae castri Cameracesii aus einer Abſchrift, welche Le Glay mittheilte, der einzigen, in der ſich das Werk erhalten hat: wenn auch das Meiſte aus den älteren Gestis Camerac. abgeſchrieben iſt, ſo iſt doch manches Intereſſante hinzugefügt. Band 8 enthält an Ungedrucktem zuerſt unter den Gestis Trevererorum die Gesta Godefridi und die Gesta metrica Balderici aus Handſchriften in Wolfenbüttel und Wien, ſowie ein Theil der Miracula S. Mathiae aus anderen in Erlangen und Trier. Dazu kommen die bisher nur in mangelhaften Auszügen bekannten Gesta abbatum Gemblacensium von Sigebert und ſeinen Fortſetzern aus dem Original in Leipzig. In Band 9 findet ſich, außer den ſchon angeführten Ineditis des Hugo von Fleury und in der Sammlung öſterreichiſcher Annalen, Einiges auch unter den auf Benedictbeuern Bezug habenden hier zuſammengeſtellten Monumenten, ſowie unter den Genealogien und Chroniken der Grafen von Flandern. In Band 10 iſt in dieſer Beziehung die Hauptſache die Fortſetzung der Gesta abbatum S. Trudonis (S. 333—448) ſammt Stücken des vorhergehenden Werkes. Dazu kommen am Schluſſe des Bandes die Vitae Mahthildis reginae und Gebehardi Constantiensis. Ueber die intereſſante vita Mahthildis habe ich früher beſonders geſprochen (Nachrichten 1852 N. 13),

und bemerke nachträglich nur, daß seitdem Gieſebrecht (Geſchichte der Deutſchen Kaiſerzeit I, S. 744) allerdings erhebliche Momente für die Abfaſſung dieſer Lebensbeſchreibung ſchon unter Otto II. geltend gemacht hat, was natürlich ihren Werth nur erhöhen kann. Die Vita Gebehardi war freilich ſchon früher gedruckt, doch irrthümlich bisher für ein Werk des 16ten Jahrhunderts gehalten; Wattenbach vindicirt ſie dem 12ten und dem Verfaſſer des Chronicon Petershusanum, der freilich auch nur über den Bau ſeines von jenem gegründeten Kloſters etwas Erheblicheres zu berichten weiß. Reicher iſt die Ausbeute an neuem Material im 11. Bande. Ich nenne unter den Salzburger Monumenten die ältere Vita Gebehardi und die in Verſen geſchriebene Passio Tiemonis; dann vor Allem die ältere Vita Godehardi, die zu den bedeutenderen Lebensbeſchreibungen des 11ten Jahrhunderts gehört. Auch die erſte Vita Bardonis war, da die Ausgabe beſorgt wurde, ungedruckt; doch kam ihr dann Böhmer mit ſeinem Abdruck in den Fontes III, S. 247 noch zuvor. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieſer den Namen des Verfaſſers Vulc*a*ldus, nicht wie Wattenbach Vulc*u*ldus las; beide Formen ſind an ſich wohl denkbar; ſ. Förſtemann, Namenbuch S. 445, nach dem Fulcoldus häufig, u ſtatt o aber doch nicht nachgewieſen iſt. Auch ſonſt ſcheint mir Böhmers Leſung der, wie er bezeugt, wenig deutlichen Würzburger Handſchrift den Vorzug zu verdienen; c. 2 Z. 26 iſt sacra wohl beſſer als socia, Z. 27 illumque Domini qu(a)e comitabatur gratia gewiß richtiger als das auf Conjectur beruhende deinde der Monumenta; ebenſo Z. 31 preivit ſtatt des unverſtändlichen premit.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 29. November 1856.

Hannover

Schluß der Anzeige: »Monumenta Germaniae historica etc. edidit G. H. Pertz.«

Dagegen ist die Interpunction hier manchmal vorzuziehen. Für die richtige Herstellung dieses kleinen Denkmals wird die Vergleichung der oben erwähnten zweiten später in Darmstadt gefundenen Abschrift immer erwünscht sein. Zum ersten Mal erscheint weiter das Gedicht des Gislebertus de incendio monasterii S. Amandi und ein bedeutender Theil der von Bethmann im Kloster Farfa selbst gesammelten Denkmäler seiner Geschichte. Endlich der letzte 12. Band gewährt des Jocundus translatio und miracula S. Servatii, ein in mancher Beziehung eigenthümliches Werk, den wiederholt genannten Wido de schismate Hildebrandi, sodann eine Vita Wernheri episcopi Merseburgensis, die kurze Narratio de libertate ecclesiae Fabariensis, die bisher nur theilweise bekannte Vita Theogeri Mettensis und endlich die älteste Vita Norberti Magdeburgensis.

Ich denke, man kann mit dieser Ausbeute an neuem Quellenmaterial allein auf dem Gebiet der Geschichtschreibung zufrieden sein. Wenn auch unter diesen Werken, abgesehen von den ihrem Inhalt nach meist bekannten Chroniken des Ekkehard, keins ist, welches sich dem für die sächsische Zeit neu entdeckten Richer an die Seite stellen läßt oder den Vergleich aushält mit Entdeckungen, welche für die Staufische Periode gemacht worden sind — ich nenne z. B. die umfangreichen und wichtigen Annales Placentini, über die Pertz in einer Abhandlung der Berliner Akademie Nachricht gegeben hat, deren Bekanntmachung ihm aber durch einen so eben in Paris von Huillard-Bréholles besorgten Abdruck vorweg genommen ist —, so ist doch fast kein Theil der Geschichte des deutschen Reichs und Kaiserthums auch in dieser Periode ohne unmittelbare Bereicherung geblieben.

Einzelne interessante Werke, denen man nachspürte, sind bisher leider nicht zu Tage gekommen. Ich erinnere an des Rangarius metrische Vita Anselmi Lucensis, die freilich nach der Vermuthung von Wilmans (XII, S. 12) nur eine Bearbeitung der prosaischen uns erhaltenen war, mit der aber das Werk desselben Autors de baculi lite, über die Geschichte des Investiturstreites, in nahem Zusammenhang stand. S. Archiv VII, S. 463. Die dort noch in Aussicht gestellten Bemühungen sind ohne Erfolg geblieben. Einer alten Vita S. Bennonis Misnensis, die in Hildesheim gefunden sei, erwähnt Emser in seiner Geschichte desselben c. 53; aber ich habe seiner Zeit vergebens in Meißen und Wurzen nach einer solchen gesucht; was die Archiv VII, S. 223 angeführte Wolfenbütteler Handschrift enthält, weiß ich

für den Augenblick nicht zu sagen; doch habe ich sie in Händen gehabt und jedenfalls nichts Bemerkenswerthes gefunden. Gehört Oxford Magdalen N. 2094 (Archiv VII, S. 95): Vita et miracula S. Beunonis (?) hierhin oder zum Benno von Osnabrück, oder ist an einen ganz anderen Namen zu denken? Das Leben der Mathilde, der Gemahlin Heinrich V., war in dem sogenannten Draco Normannicus enthalten, dessen Handschrift in der Bibliothek der Königin Christine N. 1267 nach Brial, Notices et Extraits VIII, S. 297, nicht wieder aufzufinden sein soll. Doch ist hierzu die Hoffnung wohl nicht ganz aufzugeben. Dagegen wird wohl von der in der Cottonschen Bibliothek zu London verbrannten Vita Kanuti ducis Sleswicensis sich kein zweites Exemplar erhalten haben und wir bleiben auf den magern Auszug Hamsforts (Langebeck, SS. Rer. Dan. IV, S. 256) beschränkt. Wichtiger als dieses Alles wäre, wenn von den oben erwähnten Annales Altahenses, die im 16. Jahrhundert vorhanden waren, sich irgendwo in Bayern eine Abschrift finden sollte. Die Papiere Aventins und Anderer können zu dem Ende nicht sorgfältig genug durchgesehen werden. Jener benutzte auch noch andere uns verlorne Werke dieser Zeit, so einen angeblichen Othochus aus der Zeit Heinrich IV., auf den Wilmans (XII, S. 252 n. 12) wieder aufmerksam gemacht hat (an Othloh oder Othlonus ist ja wohl nicht zu denken?)

Näher auf den Ertrag einzugehen, den die gemachten Publicationen der Geschichte gebracht haben, muß wenigstens bei den Bänden, welche schon seit Jahren in den Händen eines Jeden, der sich mit deutscher Geschichte beschäftigt, befinden, als überflüssig erscheinen. Nur bei dem letz-

ten, eben veröffentlichten, glaube ich auf eins oder das Andere hinweisen zu sollen.

Die schon angeführte von mir in einer Trierer Handschrift aufgefundene Schrift des Jocundus über die Translatio und Miracula S. Servatii ist merkwürdig durch die sagenhaften Nachrichten, welche sie namentlich über Heinrich I. und sein Verhältniß zu Karl dem Einfältigen von Frankreich bringt und welche sich in gewisser Weise mit den Erzählungen und Erdichtungen des Richerus berühren. Heinrich, der nur Herzog genannt wird, aber ditior et opibus atque militibus ist als der französische König, besucht diesen, welcher übrigens Lothar heißt, und auf dem Rückwege an der Aisne, wo Heinrich dem König das Schwert und sein Sohn Otto den Schild trug, empfing er zu Beneficium quod est a Colonia usque ad fluvium illum; Heinrich läßt sich dann zu Trajectum huldigen und nennt das Land Lotharia zu Ehren des Königs Lotharius. Später stellt er diesen, den die Franken verjagt haben, wieder her; doch wird Lothar aufs neue gefangen und stirbt im Kerker. Die Franken wählen einen neuen König »de genere alieno«, von dem Heinrich nichts wissen will. Hujus rei gratia ipsa cum duce Lotharia principem magnum, qui diebus illis Romano prefuit imperio, adduxit et cum eo fedus iniit, ne deinceps subderentur Francis, sed Romanis; et sic factum est usque in diem hodiernum. Allerdings eine eigenthümliche Darstellung der Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutschen Reich. Nach dem Tode des Kaisers wird übrigens Heinrich Kaiser, während es gleich nachher bei der Erzählung von Ottos Kaiserkrönung heißt: quem gradum dignitatis ante eum acceperat nullus ex Theotonicis. Heinrich

nimmt die Theilnahme des Verfassers besonders in Anspruch wegen der von ihm zu Ehren des heiligen Servatius unternommenen Gründung von Quedlinburg, und davon und von der Königin Mathilde erzählt er wenigstens verständiger. Später kommt er auf den Herzog Giselbert und läßt ihn die Tochter Otto II. (statt Heinrichs) heirathen. Besser ist er über Heinrich III. unterrichtet, obschon er seine Erhebung zum König in Trajectum (Utrecht; er scheint dies mitunter mit Maastricht zu verwechseln) auch nicht ohne Fehler erzählt; am glaubwürdigsten aber ist er in der Zeit Heinrich IV., wo er von einer sonst unbekannten Versammlung der Lothringischen Fürsten zu Andernach während der Minderjährigkeit und vor der Entführung des Königs (nach dem Herausgeber ums Jahr 1062), vom Bischof Wilhelm von Utrecht und manchen Ereignissen der lothringischen Geschichte ausführlich zu berichten weiß. Jocundus ist ein eifriger Anhänger und Bewunderer Heinrich IV., von Geburt übrigens ein Franzose, was seine Ungenauigkeiten wohl zum Theil erklärt.

Das Buch des Wido, der unter dem Gegner Gregor VII., Clemens, das Bisthum Ferrara inne hatte, de scismate Hildebrandi, hier aus einer zu München im Privatbesitz befindlichen Handschrift veröffentlicht, ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, der in unsern Tagen wiederholt Gegenstand der Erörterung und Darstellung gewesen ist. Wido, der seine Schrift auf den Wunsch des Papstes Clemens verfaßt zu haben scheint, schlägt den eigenthümlichen Weg ein, daß er in einem ersten Buch Alles zusammenstellt, was zu Gunsten Gregors gesagt werden konnte, und im zwei-

ten selbst dies zu widerlegen sucht. Jener Aufgabe unterzieht er sich mit solchem Eifer, daß er eine in hohem Maße günstige und zugleich anziehende Schilderung des Papstes entwirft: neu ist namentlich was über die letzten Tage Gregors, über die Befreiung aus der Belagerung zu Rom und den Aufenthalt in Salerno mitgetheilt wird. Doch ergibt die Schrift auch einzelne wichtige Thatsachen gegen ihn, namentlich daß er wirklich die Deutschen von dem Eid gegen Heinrich IV. lossprach, dann auch, daß er, ohne die Zustimmung dieses einzuholen, das Pontificat übernahm, wie neulich Ranke (Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalen S. 35) gegen Lambert ausführte. Die Darstellung des Wido ist auch sonst eine sehr erwünschte Bereicherung der Litteratur der Streitschriften jener Zeit, über die neulich Dr Helfenstein eine ganz nützliche, wenn auch nicht eben tiefer eingehende Uebersicht gegeben hat. Daß sie ausnahmsweise Aufnahme fand, während die andern Werke der Art zur Seite gelassen werden, erscheint eben durch den Umstand, daß sie bisher ungedruckt war, gerechtfertigt. Nur hätte sie nach ihrem Inhalt sich wohl noch passender, ebenso wie die in Aussicht gestellten Auszüge aus einer andern ungedruckten Schrift eines Manegold, den Quellen der Papstgeschichte, die einem besonderen Bande vorbehalten sind, als den hier vereinigten Denkmälern angeschlossen, da sie es doch recht eigentlich mit dem Recht der beiden Päpste gegen einander zu thun hat.

Die Vita des Bischofs Wernher von Merseburg, welche Pertz in einer Prager Handschrift auffand, ist von geringer Bedeutung. Der Autor beruft sich noch auf die Aussage von Zeitgenossen, doch weiß er wenig Besonderes von seinem Helden zu

erzählen. Erwähnung verdient, daß er schon eine Vita der Paulina, der Gründerin von Paulinzell, kennt und als ihren Verfasser Sigeboto nennt. Sie scheint bei der Zerstörung des Klosters zu Grunde gegangen zu sein. Daß Nicolaus de Syghem in seiner Thüringischen Chronik sie benutzt habe, ist wahrscheinlich genug, doch finde ich sie nicht ausdrücklich angeführt, wie der Herausgeber Wilmans, dem die inzwischen von Wegele besorgte Edition noch nicht vorlag, nach Hesse angibt.

Von der Vita Theogeri hat freilich den wichtigeren Theil, der sich auf die Verwaltung des Metzer Bisthums bezieht, Brial in der Fortsetzung des Bouquet drucken lassen; doch auch die erste längere Hälfte, welche namentlich die Wirksamkeit des Theoger als Abt des Klosters S. Georg im Schwarzwald behandelt, ist von mannichfachem Interesse, und ich erinnere mich noch wohl, mit welcher Freude ich die Blätter der Abschrift aus dem verlornen Codex unter dem Nachlaß der Benedictiner von St. Germain auf der Pariser Bibliothek auffand; Bethmann hat sie dann abschreiben lassen, Jaffé für den Druck bearbeitet unter Benutzung einer andern fragmentarischen Abschrift im Nachlaß von Pez. Anfang und Ende fehlten dem Codex schon, da diese Copien gemacht worden sind; jener ist leichter zu verschmerzen, da er nur die Jugendjahre umfaßte, während am Schluß namentlich Nachrichten über das Rheimser Concil des Papstes Gelasius fehlen. Die Ausgabe gibt als Ersatz den Auszug des Trithem, der die Vita benutzte; doch hätte wohl bemerkt werden sollen, daß die bei diesem gleich zu Anfang stehenden Notizen über die schriftstellerische Thätigkeit des Theogerus schwerlich der Vita entlehnt sind, sondern als Zuthat jenes Schriftstellers erscheinen.

Das wichtigste von allen diesen hier zuerst veröffentlichten Stücken endlich ist die alte Vita Norberti aus einer Berliner, früher Brandenburger Handschrift. Die bisher bekannte Lebensbeschreibung des bekannten Magdeburger Erzbischofs und Gründers des Prämonstratenser Ordens ist aus dieser älteren geflossen, hat aber einzelne merkwürdige Nachrichten weggelassen. Am interessantesten ist die Erzählung, wie Lothar, da er Papst Innocenz II. nach Rom geführt und hier die Kaiserkrönung empfangen hatte, auf die Investitur zurückkam. Coronatus autem imperator ad honorem imperii et ad firmamentum foederis, quod cum papa pepigerat, investituras episcopatuum, libertatem videlicet ecclesiarum, sibi a domno papa concedi minus consulte postulavit. Ad cujus petitionem cum inclinatus domni papae videretur assensus et ex tanta episcoporum multitudine nemo inveniretur qui huic contradiceret abusioni, Norbertus archiepiscopus in medium procedens ... hintertrieb die Sache. Bekanntlich wird etwas Aehnliches von Bernhard von Clairvaux erzählt: dieser habe bei der Zusammenkunft in Lüttich den Lothar von der gleichen Forderung zurückgebracht; s. Jaffé, Geschichte Lothars S. 98, der auch mit Recht bemerkt, daß es sich bei jener Forderung um die Herstellung des Zustandes vor dem Wormser Concordat handelte. Allerdings ist Lothar bei seiner Wahl selbst bedeutend hinter dies zurückgegangen. Daran hat er sich aber später nicht gehalten, sondern, wie es zu Worms vereinbart war, die Ertheilung der Regalien vor der Weihe verlangt, wie die Vorgänge in Trier (Gesta Alberonis c. 13 SS. VIII, S. 250) und Verdün (Laurentius Leod. c. 29. SS. X, S. 508) zeigen, was aber bisher meist

nicht genug beachtet oder hervorgehoben ist. Lothar war also in Wahrheit gegen die Kirche nicht so nachgiebig als er oft geschildert wird, zeigte wiederholt die Neigung ganz zu dem alten Zustand zurückzugreifen, und ließ sich davon nur durch den Einfluß der beiden hervorragenden Kirchenfürsten, Bernhards und Norberts, zurückhalten.

Aus einem frühern Bande mag es vergönnt sein, auf ein einzelnes interessantes Denkmal hinzuweisen, das sich leicht der Aufmerksamkeit entzieht. Es ist die von Pertz SS. VIII, S. 314 in einer Note zum Hugo Flaviniacensis aus mehreren Handschriften mitgetheilte Völkergenealogie. Mone in seiner Zeitschrift II, SS. 256 hat später noch einen weiteren Text abdrucken lassen. Die Vergleichung dieser verschiedenen Exemplare ist in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit, wie auch schon Müllenhoff in diesen Blättern (1851. N. 18. 19) bemerkt hat; sie läßt wenigstens keinen Zweifel, daß die von Leo unermüdlich wiederholte (Haupt, Zeitschrift für Deutsches Alterthum II, S. 533. Geschichte des Mittelalters 3. Aufl. S. 70. Vorlesungen über Deutsche Geschichte S. 200) Behauptung, die Genealogie sei keltischen Ursprungs, wie die meisten seiner keltischen Liebhabereien, aller Begründung entbehrt. Die Handschriften sind großentheils italiänisch; nach Britannien kam die Sache offenbar erst durch Nennius; erst spätere Handschriften dieses Schriftstellers nennen statt der Alemanni die Albani, wie die neue Ausgabe in den Mon. hist. Britann. S. 58 zeigt, erst aus dem Nennius schöpfte ein von Leo angeführtes, wie er selbst bemerkt, aus gelehrter Quelle fließendes Gedicht, während ein zweites irisches, das er hiermit in Zusammenhang bringen will, gar nichts mit dieser Ueberlieferung

zu thun hat. Es ist nur ein Beispiel unter vielen, die man anführen könnte, wie die vollständige und kritische Veröffentlichung der Quellen dazu dient, Irrthümer und Einbildungen zu beseitigen. Nur daß man jene dann freilich auch mit Verstand lesen und benutzen muß.

Ein und das andere Mal hat vielleicht die Ausgabe Einiges versäumt, was dazu beitragen kann, Irrungen abzuschneiden. Ich erinnere beispielsweise an das Scholion 14 zu Adam von Bremen II, 15 (SS. VII, S. 311), wo die Worte: non longe ab oppido Kyl, lange dazu gedient haben, dieser Stadt einen viel früheren Ursprung zu vindiciren, als ihr zukommt. Lappenberg hat dieselben allerdings in Klammern gesetzt und in der Note bemerkt, daß sie den Handschriften 2. 3. 4. 6. fehlen. Daraus ergibt sich wohl, daß nur 5. sie hat, und 5. ist Lindenbruchs Ausgabe. Sie sind offenbar ein bloßer erläuternder Zusatz dieses Editors und sollten deshalb gar keine Aufnahme, höchstens eine Erwähnung in der Note gefunden haben. In eben jenen Scholien muß Isarnho (statt Ifarnho) gelesen werden.

Es kann aber nicht meine Absicht sein, über solche Einzelheiten in dieser langen Reihe von Bänden mich auszulassen oder zu den schon vor Jahren erschienenen jetzt allerlei Nachträge, wie sie sich leicht im Lauf der Zeit ergeben müssen, hier zusammenzustellen*).

Ich füge hinzu, daß den einzelnen Bänden Re-

*) Nur Eins will ich zu meiner Ausgabe des Ekkehard bemerken. Die Angabe, VI, S. 3, über seinen Todestag wird zu berichtigen sein, da das Necrologium des Michelsberger Klosters (7. Bericht des Bamberger historischen Vereins S. 121), Uffermanns Angabe bestätigend, hat: X. Kal. Mart. Eggehardus abb. S. Laur. Uraugie pl. fr.

gister und Gloſſare in der früher üblichen Weiſe beigegeben ſind. In Band 5 ſind beide von Köpke, in 6 von Wattenbach, in 7. 8 von Wilmans, in 9 von den beiden letzteren gemeinſchaftlich, in 10 und 11 wieder von Wilmans, in 12 von Jaffé gearbeitet. Seit Band 6 iſt die Verbeſſerung eingeführt, daß außer der Seite auch die Zeile angegeben, daß außerdem die verſchiedenen Formen eines und deſſelben Namens zuſammengeſtellt werden, was den Uebelſtand beſeitigt, der ſich früher zeigte, daß man oft nicht wußte, wo man einen einzelnen Namen zu ſuchen hatte, daß auch manchmal nicht bloß derſelbe Name, ſondern dieſelbe Perſon an ganz verſchiedenen Stellen vorkam (unter B und P, F und V, W und Gu, und was der Art mehr iſt). Auch für abgeleitete Perſonennamen ergibt ſich ſo mancher Aufſchluß. Wenn die Monumenta früher zuerſt lehrten, daß Folcmarus und Poppo derſelbe Name ſei und damit manchen Zweifel aus der Geſchichte glücklich entfernten, ſo erfahren wir aus dem letzten Band daſſelbe von Piligrimus und Panzo, eine Form, die Förſtemann nur einmal nachweiſen kann und unrichtig mit Benzo zuſammen unter Band ſtellt (Namenbuch S. 213).

Die Facſimiles ſind wenigſtens mit größerer Eleganz als früher wiedergegeben: wiederholt werden auch Zeichnungen und Malereien der Handſchriften und die letzteren jetzt auch regelmäßig mit den Farben des Originals, reproducirt. In dem letzten Bande iſt beſonders auf die intereſſanten Bilder aus der Handſchrift des Donizo aufmerkſam zu machen.

Endlich iſt dem 12. Bande, der eben einen größern Abſchnitt beſchließt, ein doppeltes Verzeichniß aller bisher publicirten Quellen und Denk-

mäler beigegeben, das eine chronologisch, das andere alphabetisch geordnet. Beide werden den Gebrauch der nun schon zu bedeutendem Umfang herangewachsenen Sammlung, deren Inhalt überhaupt und nach den einzelnen Bänden insbesondere nicht jeder leicht im Kopfe hat, bequemer machen.

Der Herausgeber kann nun, wie er sagt, »leviore jam humero« an die Fortführung des großen Werkes gehen, welches, wie bedeutend auch in späterer Zeit die Mitwirkung anderer Kräfte geworden ist, doch wesentlich an seinen Namen geknüpft ist und dessen Leitung er fest und sicher auch bei wichtigen andern Arbeiten in der Hand behält. Er stellt die Scriptores Suevici aevi in Aussicht. So willkommen sie sein werden, doch möchte man fast wünschen, daß hier nun zunächst die für einen besonderen Band aufgesparten Papstgeschichten eintreten könnten, daß außerdem die lange ersehnten Werke der ältesten Zeit an die Reihe kämen. Und neben diesen allen der Abtheilung Scriptores angehörigen Arbeiten hoffen wir dann auf die Fortsetzung der Leges, hoffen vor Allem auch, um von den Urkunden ganz zu schweigen, auf die Veröffentlichung der Briefe. Großes ist geschehen; aber Größeres bleibt zu thun übrig. Wünschen wir, daß dem Herausgeber auch dafür Kraft und Rüstigkeit bleiben und dem Unternehmen auch in Zukunft die Mitarbeiter und die sonstige Unterstützung nicht fehlen werden, deren es zur vollen Durchführung bedarf. Keine andere Unternehmung kann sich dieser an wissenschaftlicher und nationaler Bedeutung entfernt an die Seite stellen.

G. Waitz.

Leipzig

bei T. O. Weigel 1856. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte. Erster Band. 36 Bogen in Quart, mit Stahlſtichen und Holzſchnitten.

Obgleich von dieſer neuen wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Zeitſchrift erſt zwei Hefte fertig vorliegen, halten wir es doch für unſre Pflicht, ſchon jetzt auch in dieſen Blättern auf das Unternehmen aufmerkſam zu machen, und in einer kurzen Anzeige über die Abſicht und den Plan der Herren Herausgeber und über den reichen Inhalt dieſer beiden erſten Hefte zu berichten. — Nach dem als Vorrede wiederholten Proſpect wollen der Geh. Regierungsrath und Conſervator der Kunſtdenkmäler in Preußen Hr von Quaſt zu Berlin und der Pfarrer Hr Otte in Fröhden durch dieſe Zeitſchrift dem Mangel eines gemeinſamen Organs in Deutſchland abhelfen, wodurch diejenigen, welche neue Entdeckungen auf dem Gebiete der in unſrer Zeit wieder mehr zu Ehren gekommenen chriſtlichen Archäologie und Kunſt im Mittelalter gemacht, oder neue Erklärungen des ſchon Bekannten zu geben haben, ſich ausſprechen können. Im Allgemeinen ſoll die Zeitſchrift, nur mit den durchaus nöthigen Beziehungen auf das Ausland und auf Profanes, ſich auf die Alterthümer der chriſtlichen Kirche in Deutſchland beſchränken. Den Hauptinhalt ſollen Original-Mittheilungen bilden, welche, ſo weit es nöthig iſt, durch beſondre Stahlſtiche und eingedruckte Holzſchnitte erläutert werden; außerdem ſollen Notizen mannichfaltigſter Art gegeben werden, namentlich ſolche, welche ſich auf Erhaltung und Zerſtörung

von Monumenten beziehen, und endlich sollen die den Gegenstand betreffenden Leistungen und Aufsätze der Alterthumsvereine, auch andrer Zeitschriften des In- und Auslandes, überhaupt die wichtigsten Erscheinungen dieser Litteratur besprochen werden.

Mit Ausnahme eines bedeutenden Aufsatzes ist der Inhalt der beiden vorliegenden Hefte von den beiden als tüchtige Arbeiter auf diesem Felde längst anerkannten Herausgebern geliefert worden, nämlich im ersten Hefte: I. Die Münsterkirche zu Essen, vom Geh. R. v. Quast. II. Die Kongregation der Schottenklöster in Deutschland, von Dr. Wattenbach. III. Mannichfaltiges: 1. Kleinere Aufsätze und Notizen (Baptisterien in Deutschland. — Orientirung der Kirchen. — Cisterzienserkirchen. — Messinggrabplatten. — Wappenbrief des Lucas Cranach. — Ein Anagramm. — Die Evangelistensymbole auf Grabsteinen). 2. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler (Verordnungen der königl. preuß. Ministerien. — Die Kirche zu Ober-Ernst. — Die Kirche zu Hüsten. — Die Münsterkirche zu Emmerich. — Die Kirche zu Praest). 3. Historische und Alterthums-Vereine (Wissenschaftlicher Congreß zu Toulouse 1852. — Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz). 4. Archäologische und Kunst-Zeitschriften (Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, Wien 1836. Jänner), 5. Literärische Anzeige (H. Geck, die Abteikirche zu Werden, Essen 1856). — Abbildungen: Stahlstiche (I—III. Grundriß und Details der Münsterkirche zu Essen und ihrer Umgebungen. — Aeußere Ansicht des Polygonbaues dieser Kirche. — Innere Ansicht derselben), Holz-

ſchnitte (I—VII. Details der Münſterkirche zu Eſſen. — Grundriß des öſtlichen Theils der Kloſterkirche zu Loccum).

Das zweite Heft enthält: I. den Schluß der Abhandlung oes Dr. Wattenbach über die Schottenklöſter [deren Bewohner zuerſt und zumeiſt aus Irland kamen] in Deutſchland*). II. Nochmals Mainz, Speier, Worms [Antikritik], von F. v. Quaſt. III. Kelch der Kirche zu Werben in der Altmark, kunſthiſtoriſch von F. v. Quaſt, ikonographiſch von H. Otte. IV. Die Kanzel im Dom zu Merſeburg, von H. Otte. V. Mannichfaltiges: 1. Kleinere Aufſätze und Notizen (Mittelalterliche Glocken im Stift Merſeburg. — Steinbecken zu Cöſelitz. — Schnitzwerke zu Tammendorf. — Steinmetzzeichen zu Halle und Merſeburg. — Melanchthon als Zeichner. — Ueber das von Albrecht Dürer in Venedig gemalte Altarblatt [jetzt zu Prag]. — Zur Erklärung der duo ligna in den Händen der Wittwe von Sarepta). 2. Erhaltung und Zerſtörung der Denkmäler (Die Stiftskirche S. Caſtor zu Carden an der Moſel. — Die Abteikirche zu Laach. — Die Kloſterkirche zu Henorsleben. — Die Thore der Stadt Paſewalk). 3. Literariſche Anzeige (de Roiſin, die ſ. g. römiſchen Bäder zu Trier als Vorbild der Chor- und Kreuzconchenanlage der

*) Zu S. 50 ſtehe hier die Bemerkung, daß wir nicht behaupten möchten, man könne „gar nichts geben" auf die Nachricht ſpäterer Erfurter Chroniken (u. A. auch des Nicolaus von Siegen, ed. Wegele S. 200): das Schottenkloſter zu Erfurt ſei 1036 durch Walther von Gleisberg geſtiftet. Dieſe Nachricht hatte ſich wohl in dem Kloſter ſelbſt erhalten, und im Chore der Kloſterkirche ſoll Walther v. Gl. nebſt ſeiner Gemahlin Hedwig begraben ſein, nach einem (freilich auch ſpätern) Grabſteine, ſ. v. Falckenſtein, Hiſt. v. Erfur S. 50.

Kirchen St. Marien im Kapitol zu Köln, Trier 1856). — Abbildungen: Stahlstiche (I — III. Kelch der Kirche zu Werben. — Ansicht der Kanzel im Dom zu Merseburg. Abwickelung der Brüstung dieser Kanzel nebst Details), Holzschnitte (I — VII. Glockeninschriften zu Merseburg. — Steinbecken zu Cöselitz. — Steinmetzzeichen zu Halle und Merseburg. — Inneres der Stiftskirche S. Castor zu Carden.

Der reiche Inhalt dieser von Hrn T. O. Weigel in Leipzig, welcher sich durch den Verlag und die gute Ausstattung der schätzbarsten Werke über denselben Gegenstand (von Förster, Leibniz, Lübke, Messmer, Otte und Reichensperger) bereits sehr verdient gemacht hat, auch äußerlich und durch die trefflichen Stahlstiche und Holzschnitte wohl ausgestatteten Hefte empfiehlt das schöne Unternehmen dem theilnehmenden Publicum. Dennoch müßte man fürchten, daß das Werk bei seiner Kostspieligkeit aus Mangel an Käufern bald ins Stocken gerathe, wenn nicht durch höhere Unterstützung dasselbe gefördert würde. Eine solche höchst wünschenswerthe Unterstützung ist aber zunächst in Preußen auch ferner zu erwarten, indem ja das Werk zugleich als ein Organ der auf Allerhöchsten Befehl gebildeten Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler zu betrachten ist. E. G. F.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1856.

Petersburg Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Leipzig bei Leopold Voß, 1856. Die Ssabier und der Ssabismus von Dr. D. Chwolsohn Professor an der Kaiserlichen Universität zu St. Petersburg. Erster und zweiter Band; XXI u. 825, XXXII u. 920 S. in gr. Octav.

Es gibt Schriftthümer ungeheuern Umfanges und weitester Verbreitung, die viele Jahrhunderte lang auf der Erde mitten unter den hochgebildetsten Völkern herrschen, die aufs vollkommenste in sich selbst und aufs nützlichste für die ganze Menschheit sich auszubilden genug Muße und alle andre Mittel haben, und die dennoch den Fortschritt zu einer reinen Vollendung innerhalb der Grenzen alles menschlichen Schriftthumes scheuen und so trotz einzelner großer Vorzüge und trotz des großen Nutzens, den sie im Allgemeinen stiften können, kein rein erquickliches Bild geben und keine rein erfreuliche Folgen hinterlassen. Wir können

in unsern Tagen die Schriftthümer aller Zeiten und aller Völker allmählich immer vollständiger im Großen sicher überblicken: dieser Ueberblick aber, je sicherer und umfassender er wird, überzeugt uns immer vollkommner, daß es höhere Kräfte sind, welche die Entwickelung eines besondern volksthümlichen Schriftthumes wie von den ersten geheimnißvollen Augenblicken seines Lebens an durch alle seine möglichen Wechsel und noch so langen Zeiträume bestimmen, und nach deren Verschiedenheit gerade die eigenthümlichsten und selbständigsten Schriftthümer so verschieden sich gestalten. Je wie ein Volk zu der Religion sich stellt, d. i. seinen Geist auf das Göttliche richtet, mag die Religion, zu welcher es in ein bestimmtes Verhältniß treten muß eine ihm überkommene oder eine in ihm selbst neuentstehende sein, danach wird auch sein Schriftthum im Ganzen und Großen sich gestalten: ein Satz, welcher hier nicht wohl näher bewiesen werden kann, der sich aber durch Alles bestätigt. Es ist möglich, daß ein Schriftthum sich über das Maß der bestehenden Religion erhebe, falls diese noch höchst unvollkommen wie einst bei den Griechen oder neu verfinstert ist wie bei den Franzosen seit der Bartholomäusnacht: es ist aber ebensowohl möglich, daß es hinter ihm zurückbleibe. Und folgt ein solches Schriftthum, welches aus irgend einer der schon hier vorliegenden vielen Ursachen sich nicht bis zu einer vollen Vollendung erhebt auf frühere schon weiter ausgebildete, so wird es aus diesen wohl vielerlei Stoff in sich aufnehmen, aber auch diesen nicht hinreichend verarbeiten und bedeutend weiterführen.

Das arabische Schriftthum, welches, wie es erscheint, mit dem islâmischen so gut wie einerlei ist, gehört ganz in die Reihe solcher, über deren

theilweise Vorzüge man ebenso sich hoch erfreuen wie über ihre Mängel sich tief betrüben muß. Dieses Schriftthum liegt uns allerdings nicht, wie so viele aus dem Alterthume, bereits durch die Schärfe der Zeit gesichtet vor, sondern hat sich fast ganz in seiner ursprünglichen Breite unbeschränkt erhalten; denn aus den ersten Jahrhunderten des Islâm's ist zwar manches Werk sehr selten geworden oder ganz verloren gegangen, aber nur durch den Druck der Zeiten, nicht durch eine so scharfe innere Sichtung, wie sie etwa das griechische oder das hebräische und altindische auch sinesische Schriftthum erfahren hat. Wie unsre neuesten europäischen Schriftthümer in ihrer ganzen Unvollendetheit mit ihren unübersehbar vielen guten und schlechten Büchern in unsre Gegenwart hineinragen, ebenso weit und breit ausgedehnt liegt das arabische und übrige islâmische Schriftthum jetzt vor uns, obgleich schon seit einigen Jahrhunderten an innerer Schwäche tödlich leidend und fast abgestorben. Man könnte also meinen, bei diesem ungesichteten Zustande, in welchem uns das arabische Schriftthum jetzt überkommen sei, müßten von selbst neben guten Vorzügen auch viele Mängel sich an ihm zeigen. Allein die Sache ist, daß ihm von Anfang an wie durch ein höheres Geschick gewisse Unvollkommenheiten ankleben, die es auch in den Zeiten seiner höchsten Blüthe nie bemeistern konnte und durch deren Gewalt es sogar hinter den entsprechenden Vorzügen der älteren Schriftthümer noch zurückblieb, an deren Stelle es doch treten wollte und die es wirklich durch so viele Jahrhunderte auch für so viele bedeutende Länder von Europa einem großen Theile nach ersetzte.

Alles islâmische Schriftthum hat sich nie zu

einer echtgeschichtlichen Auffassung und Betrachtung der Dinge erhoben, konnte es auch nicht, weil der Islâm selbst von Anfang an alle Geschichte verkannte und nicht nur aus einer ungeschichtlichen, sondern sogar aus einer widergeschichtlichen Richtung und Bildung des Geistes hervorging. Wir wissen nun wohl, daß die Menschheit, je jünger sie noch war, desto weniger für eine weite Geschichtlichkeit schon einen genügenden Sinn hatte, daß auch Griechen und Römer den geschichtlichen Sinn erst in einem ziemlich beschränkten Umfange ausbildeten, und daß erst uns Spätere jetzt gerade in unsern Ländern und Zeiten Alles dahin drängt, geschichtliche Untersuchung und Erkenntniß in ihren weitesten Grenzen und ihrer reinsten Gewißheit für einen durch nichts Anderes zu ersetzenden Grund aller unsrer Bildung zu halten. Auch wollen wir nicht Muhammed allein für den Mangel an allem geschichtlichen Sinne verantwortlich machen, welchen er dem Islâm aufdrückte: das Christenthum jener Jahrhunderte hatte schon vor Muhammed seinen besten Geist wieder verloren und den ungeschichtlichen Sinn in der Welt so aufwuchern lassen, daß es der Widergeschichtlichkeit des Islâm's genug Vorwand und Entschuldigung darreichte. Aber als nun der Qor'ân mit seinem ungeschichtlichen, ja alle Geschichte wahrhaft zerstörenden und erstickenden Geiste einmal das einzige große Grundgesetz des Islâm's überall, wo er auf Erden herrschte, geworden war, konnte auf diesem Felde eine tiefere geschichtliche Ansicht und Untersuchung der Dinge nie gedeihen, ja kaum ernstlich versucht werden; und das ganze Schriftthum blieb dadurch noch hinter dem zurück, was die Griechen in früheren Zeiten bereits erreicht hatten. Alles was innerhalb des

Islâm's irgend Ruhmreiches und Erinnerungswürdiges geſchah, wurde mit dem größten Eifer ſtets wiedererzählt und mit der ſorgfältigſten Mühe in tauſend Büchern verzeichnet: was außerhalb dieſes Zauberkreiſes lag, welcher ſo viele Jahrhunderte hindurch das Glück und die Macht der großen reichen Welt ſo wunderbar in ſich wie gefangen hielt, oder was gar in die Räume der entfernteren Vergangenheit zurückging, wurde nie einer tieferen Erkenntniß unterworfen, ja es konnte auch gar nicht recht unterſucht werden, weil ſeine richtigere Erkenntniß ſogleich wieder ihrerſeits die gewichtigſten Stücke des Qor'ân's zerſtört hätte. Wohl verſuchten dieſes einige der tieferen Geiſter, insbeſondre gegen die ſpäteren Zeiten hin als das irdiſche Glück des Islâm's ſchon ſo ſtarke Erſchütterungen erlitt: allein da erſchlaffte bald der wiſſenſchaftliche Eifer ſelöſt immer mehr; und übertraf hierin ein Ibn-Chaldûn im 14ten Jahrh. allerdings wohl alle gleichzeitigen chriſtlichen Geſchichtſchreiber, ſo war doch die Blüthezeit dieſes ganzen ſo weit und breit herrſchenden Schriftthumes vorübergegangen, ohne daß der Mangel gehoben war. Seitdem aber iſt ja nun dort der völligſte Tod eingetreten, welchen bloß unſre neueſten weiſen Politiker nicht ſehen wollen.

Allein dicht neben dieſem durchgreifenden Mangel ſteht ein ebenſo großer Vorzug, wodurch dieſes Schriftthum unbeſtreitbar für das ganze Mittelalter den Vorrang beſitzt. Es nahm mit der weiteſten Ausdehnung alles Geſchichtliche in ſich auf was ihm irgend wichtig oder auch nur ſeltſam und denkwürdig ſchien. Den Herren der damaligen Welt ſtand es wohl an, von Allem einige Kenntniß zu nehmen, was die Menſchen und ihre Länder oder ihre Meinungen, Sitten

und Geschicke betraf; und nie wohl wurden bis dahin in der Welt so viele geschichtliche Bücher aller Art und alles Inhaltes geschrieben als von den Muslim schon seit ziemlich frühen Zeiten. Der Reichthum des allerverschiedensten und theilweise wichtigsten Inhaltes, welchen diese Werke in sich schließen, ist ungemein groß, obgleich man bedauern muß, daß viele an sich so wichtige Nachrichten in den meisten dieser Werke mehr als bloße Seltsamkeiten und Merkwürdigkeiten ohne höhere Verbindung und Erklärung mitgetheilt werden. Auch gab es wohl in keinem andern Schriftthume bis dahin so viele kleinere und größere Werke über „Seltsamkeiten", über „Wunder der Erde und Länder" und so viele große Sammelwerke aller denkbaren Art wie in dem arabischen.

Freilich sind nun die Nachrichten und geschichtlichen Stoffe arabischer Bücher noch immer sehr schwer zu gebrauchen. Viele der besten und nützlichsten dieser Bücher sind, trotz aller Bemühungen einzelner unserer Gelehrten der neuern und neuesten Zeit, noch kaum auch nur recht gekannt, viel weniger gedruckt; und obwohl sich die Drucke in neuester Zeit mehren, hat man nicht immer die besseren Werke dabei bevorzugt. Alsdann ist die arabische Schriftart für Eigennamen fremder Sprachen so ungeeignet und in den meisten Handschriften so unvollkommen und irrthümlich, daß es sehr oft der arbeitvollsten und doch nicht immer glücklichen Bemühungen bedarf, um sie sicher zu entziffern. Was helfen uns aber endlich auch die gedruckten oder ungedruckten Werke selbst, wenn sie keinen sicheren Erklärer und Entzifferer finden! Und wie wenig ist unter uns hierin bis jetzt geschehen!

Desto mehr freuen wir uns in dem oben be-

merkten großen Werke, welches auf Kosten der Petersburger Akademie erschienen ist*), den Lesern der gel. Anz. als ein höchst verdienstvolles ankündigen zu können. Einen besonders schwierigen Gegenstand geschichtlicher Erkenntniß, welcher vorzüglich aus den Schätzen des arabischen Schriftthumes aufgeklärt werden muß, hat der Verf. hier mit einem zumal in unsrer neuesten Zeit seltenen Fleiße und mit ebenso glücklichem Erfolge untersucht, auch ihn in aller Deutlichkeit mit den sichersten Urkunden begleitet dargelegt. Er hat keine der vielen Mühen gescheuet, welche die Benutzung arabischer Drucke und Handschriften so reichlich mit sich führt, aber er hat den aus vielen Ursachen besonders dunkeln Gegenstand auch noch weit über die bloßen Berichte der vielen arabischen und einiger syrischen und jüdischen Quellen hinaus verfolgt und ihn ganz auf dem sichersten Standorte unsrer heutigen Wissenschaft zu erschöpfen gestrebt. Bescheiden dabei und rein die Wahrheit liebend, hat er sich auch nicht gescheuet, das schon vor mehreren Jahren einem sehr großen Theile nach gedruckte Werk einer wiederholten schärfern Durchsicht zu unterwerfen und seine letzten Einsichten in mannichfachen Nachträgen mitzutheilen. Dadurch leidet zwar die Einheit und kunstvolle Vollendung des so umfangreichen Werkes: allein man erträgt dieses leichter, wo so wie hier zugleich die wichtigsten Quellenschriften in großer Zahl erst mitzutheilen sind. Wir wollen nun den Lesern den Gegenstand selbst in aller Kürze vorlegen, und dann bei einigen

*) Beiläufig bemerken wir hier aus freien Stücken, daß gewiß deshalb auch der Kaufwerth dieses großen Werkes sehr niedrig angesetzt ist.

besonders schwierigen Fragen, welche ihn mitbetreffen, etwas länger verweilen.

Es ist bekannt, wie viel in neueren Zeiten bei europäischen Schriftstellern die Namen Sabäer und Sabäismus gemißbraucht sind. Man nannte allmählich alle Sternenanbeter so, hielt den Sabäismus im Sinne der Religion solcher Sternenanbeter für eine besondre sehr alte oder gar älteste und einst namentlich in Asien oder auch sonst am weitesten verbreitete Religion, und schrieb nach solchen Annahmen sogar Lehrbücher. Der Verf. zeigt dagegen, daß diese Namen sowohl sprachlich als geschichtlich auf diese Art gänzlich verkehrt angewandt, ja sogar rein willkürlich erfunden sind. Sabäer sind nie eine Art von Menschen einer bestimmten Religion gewesen: Ssâbier als Name für die Anhänger einer besondern Religion erscheinen zum erstenmale im Qor'âne, bedeuten aber hier als Täufer nur die sogenannten Johanneschristen, besser Mendäer (der Verf. schreibt Mendaiten) genannt, welche in den letzten Jahrhunderten vor dem Islâm sich besonders in den Niederlanden, wo der Eufrât-Tigris ins Meer mündet, niedergelassen hatten, wo sie den Arabern leicht etwas näher bekannt werden konnten und zu Muhammed's Zeit auch gewiß näher bekannt waren; und eben dort wohnen noch jetzt ihre wenigen Ueberbleibsel. Sie sind dieselben, deren in einer aramäischen Mundart geschriebenen heil. Bücher schon vor mehreren Jahrzehenden Norberg herauszugeben begann, und die seitdem wenig untersucht in neuester Zeit wohl bald wieder den Gegenstand noch genauerer Erforschungen bilden werden.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. 194. Stück.

Den 4. December 1856.

Petersburg

Fortsetzung der Anzeige: »Die Ssabier und der Ssabismus von Dr. D. Chwolsohn.«

Als aber der Chalife al Mâmûn im J. 830 n. Ch. in der bekannten mesopotamischen Stadt Harrân oder Charrân (Carrhae) Leute ganz ungewöhnlicher Kleidung und Tracht fand, welche auf seine Frage, zu welcher Religion sie gehörten, stutzten und im Grunde ihr reines Heidenthum nicht ableugnen konnten, drohete er ihnen (wie er als Chalife allerdings dazu befugt war) mit dem Tode, wenn sie nicht binnen kurzer Frist entweder den Islâm oder eine der im Qor'âne sonst erlaubten Religionen der mit h. Büchern versehenen Juden, Christen und Ssâbier annehmen wollten. Hierauf folgten sie dem bald eingeholten Gutachten eines islâmischen Rechtsgelehrten ihrer Stadt, welcher den erschreckten Leuten sich Ssâbier zu nennen anrieth, nannten sich öffentlich Ssâbier, setzten aber im Geheimen und wo sie konnten auch öffentlich ihr altes Heidenthum noch

Jahrhunderte lang fort. Der qor'âniſche Name Sſâbier empfing alſo nun eine neue viel weitere Bedeutung, wenn man wirklich ihn ſo anerkennen wollte: dieſes konnte aber deſto leichter geſchehen, je mehr der Name Sſâbier, welchen der Qor'ân allerdings nach dem Vorgange aramäiſchen Sprachgebrauches den Mendäern gegeben hätte, eben nicht ſowohl mendäiſch als bloß arabiſch war, und je rühriger dieſe neuen Sſâbier waren ſich und ihre Lehre mit allen Mitteln auch der Weltklugheit und der Wiſſenſchaft ſelbſt zu behaupten, während die Mendäer ſchon damals wenige geiſtig ausgezeichnete Männer in ihrer Mitte gehabt zu haben ſcheinen.

Dieſes etwa iſt der Kern der richtigen Anſicht über den Namen Sſâbier, welche ſich aus den von dem Verf. mit ſo großem Eifer und Fleiße geſammelten und bearbeiteten Quellenſchriften ergibt. Noch bleiben dabei allerdings einige Lücken, die wir gerne weiter ausgefüllt ſähen. Wenn der ſchlaue islâmiſche Rechtsgelehrte in Harrân zur Annahme des Namens Sſâbier rieth, die Mendäer aber bis dahin wenigſtens im Sinne des Qor'âns und in der Sprache der Araber als der Herren der damaligen Welt Sſâbier hießen, ſo frägt ſich nicht nur, auf welche näheren Gründe geſtützt der Mann einen ſolchen Rath ertheilen konnte, ſondern auch, wie denn die Mendäer, wenn ſie bis dahin ſich des qor'âniſchen Ausſpruches zu ihrer Duldung erfreueten, der ganz neuen Ausdehnung eines ſolchen qor'âniſchen Ehrennamens, die ihnen doch gefährlich werden konnte, ſich nicht ernſtlich widerſetzten. Allein ſolche Lücken müßten, ſo weit als möglich, eher durch eine genauere Erkenntniß der h. Bücher und der ganzen Geſchichte der Mendäer ergänzt werden. Wüß-

ten wir die Geschichte der Mendäer namentlich aus jenen Jahrhunderten näher, so würde sich hier Vieles leicht noch weiter aufklären. Aber auch schon das was der Verf. aus den von ihm ganz neu mit so glücklichem Erfolge aufgesuchten und erläuterten Quellenschriften mittheilt, läßt über die Hauptsache keinen geschichtlichen Zweifel. Das J. 830 n. Ch. ist die Geburtszeit dieser weiteren Anwendung des Namens Ssâbier; derselbe Chalife, welcher selbst immer in seinem Innern wie in seinen Handlungen hin und her schwankte und zu so vielen Neuerungen und Umwälzungen in der damaligen Welt den Anstoß gab, setzte auch diese neue Entwickelung in Bewegung; und ein schlauer islâmischer Rechtsgelehrte war der dienstbare Geist dabei. Und allerdings, so gut wie die Muslim eine Menge verschiedener Arten von Christen und Juden anerkennen mußten, konnten sie auch zwei oder noch mehr verschiedene Zweige von Ssâbiern anzuerkennen für billig halten, falls ihnen gewisse Gründe der Nützlichkeit, dieser mächtigen Gottheit des Islâm's wie aller andern niedrig gesinnten Religionen, dieses zu thun anriethen.

Von dieser richtigen Ansicht über den Sinn und Ursprung des Namens Ssâbier aus ist es fast lächerlich, aber auch für den oft so grundlosen Stolz europäischer Wissenschaft demüthigend genug zu sehen, wie man in neuern Zeiten unter uns die Ssâbier mit den Sabäern verwechselte, sie durch ein ganz willkürliches Hineinziehen des Namens „Gott Zebaoth“ zu Sternenanbetern machte und sich gar einbildete, ja lehren wollte, der „Sabäismus“ sei die älteste Religion der Menschen gewesen. Der Verf., welcher überhaupt die gelehrte Bücherkenntniß mit großem Nutzen ver-

folgt und überall mit vieler Einsicht auf den Stand unserer heutigen Erkenntnisse hinweist, gibt I. S. 23—90 eine Uebersicht der Meinungen europäischer Gelehrten über die Sâbier vom Jahre 1601 an, wo Jos. Scaliger von Casaubonus befragt, zum erstenmale eine bestimmtere, aber leider sogleich unrichtige Ansicht über sie aussprach. Die vielen Irrthümer und ganz verkehrten Ansichten, welche sich seitdem unter den westländischen Gelehrten so starr festsetzten, waren um so schwerer, da schon J. H. Hottinger 1649—51 in seinem **Thesaurus philolog.** und seiner **Historia Orientalis** die wichtigsten Nachrichten über die Harranischen Sâbier aus dem unten weiter zu besprechenden arabischen Quellenwerke **Fihrist** bekannt gemacht hatte: allein 200 Jahre lang achtete man nicht darauf, und überließ sich bis heute den grundlosesten Vermuthungen und Einbildungen. Doch erwähnt der Verf. mit gerechter Anerkennung, wie hier in Göttingen J. D. Michaelis zuerst eine strengere Sichtung der verwirrten Begriffe forderte und durch seinen Vorgang sowie durch seine so kräftige Anregung zum Untersuchen aller solcher Fragen so fruchtbar wirkte, während Reiske und de Sacy wenigstens in diesen dunkeln Dingen bei aller ihrer arabischen Belesenheit den Grundirrthum nicht durch eine bessere Lehre ersetzten; nur St. Martin's seltene Gelehrsamkeit hebt der Verf. noch rühmend hervor. Doch müssen wir bemerken, daß ein Anstoß zu diesen so großen Irrthümern über die Sâbier schon durch die meisten in Europa bekannt werdenden arabischen Schriftsteller gegeben war. Durften sich nämlich die Harrânischen Heiden seit den letzten Tagen al Mâmûn's Sâbier nennen, so sieht man nicht ein, warum man nicht auch alle andern

Heiden hätte so nennen sollen. Und wirklich riß dieser noch freiere Gebrauch des Namens seitdem unter den arabischen Schriftstellern immer weiter ein; schon Maimonides nannte die Vorväter und Zeitgenossen Abraham's Ssâbier, ausreichende geschichtliche Untersuchungen über sie stellte kein einziger jener morgenländischen Gelehrten an, und die europäischen, von J. Scaliger an, fügten dann nur eine Menge neuer Irrthümer und Willkürlichkeiten zu den schon starr genug gewordenen hinzu.

Es sind nun nicht die Ssâbier des Qor'âns, welche die Araber mit einem besser arabischen Worte Moghtasilah, d. i. Täufer (eig. sich waschende) und die sich selbst Mendäer nennen, deren Wesen und deren Geschichte unser Verf. weiter verfolgt. Zwar gibt er I. S. 100—138 auch über diese, ihren wahrscheinlichen Stifter el H'asaih' oder nach der Schreibart der KWW. Ἠλχασαΐ (Elxai), und ihren Zusammenhang mit den etwas später gestifteten Manichäern, vorzüglich auf arabische Schriftsteller gestützt manche sehr zu beachtende Bemerkung: wie es denn sehr zu wünschen ist, daß die in solchen Schriftstellern zerstreuten Nachrichten über die Mendäer, Manichäer, Markionäer, Bardâsanäer und andre solche frühchristliche, wenn auch oft unchristlich gewordene Erscheinungen recht bald sorgfältig gesammelt und gründlich bearbeitet werden mögen. Es sind vielmehr die Ssâbier von Harrân, welche sich diesen Namen bloß anmaßten und ihn dann so fest behaupteten, die der Verf. in seinem großen Werke abhandelt. Wirklich sind es diese Ssâbier erst, welche den Namen so weit berühmt gemacht, aber auch so viele geschichtliche Verwirrung über ihn zuerst angerichtet haben. Auch sind es erst diese

Ssâbier, welche den Muslim zur Zeit ihrer großen schriftstellerischen Thätigkeit aus verschiedenen Ursachen am meisten bekannt wurden und von ihnen wie im Leben so auch in Schriften viel berücksichtigt wurden. Die ursprünglichen Ssâbier, aus einer der vielen gnostischen und gnostischartigen Kirchen der ersten christlichen Jahrhunderte hervorgegangen, scheinen sich mit ihren in einer aramäischen Mundart verfaßten h. Schriften wie vor dem Islâm so noch vielmehr nach ihm immer einziger auf sich selbst zurückgezogen zu haben, ohne sich um die große Welt mit ihren Wissenschaften und sonstigen Schätzen viel zu bekümmern: diese neuen Ssâbier aber des J. 830 n. Ch. machten, seitdem sie die Aufmerksamkeit des Islâm's überhaupt auf sich gezogen hatten, sowohl wegen ihrer vielen Seltsamkeiten als wegen ihrer besondern Verdienste in den nächsten Jahrhunderten sehr viel von sich reden.

Die Ssâbier von Harrân und der Umgegend, also nicht zu weit von Bagdâd ab, waren noch reine Heiden in einer schon längst ganz unheidnisch gewordenen Welt, ja sie wollten auch mitten von der Herrschaft des Islâm's umgeben noch Heiden bleiben, und blieben es wirklich noch Jahrhunderte lang, trotzdem daß der Islâm seinen Grundsätzen und Sitten zufolge das reine Heidenthum überall mit Feuer und Schwert vertilgte. Eine solche Erscheinung ist zu seltsam, um sich so leicht zu erklären: so bemühet sich denn auch unser überall so sorgfältig forschende Verf. sie weiter zu verfolgen, und gibt I. S. 301 — 471 eine Geschichte der uralten wichtigen Stadt Harrân in Mesopotamien durch das ganze lange Alterthum bis tief in das Mittelalter hinein, welche schon an sich als Einzelschrift über diesen Gegen-

ſtand aller Beachtung werth ſein würde. Wir können uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß dieſe Stadt ſchon in den letzten Jahrhunderten vor dem Islâm eine ganz beſondre Rolle in der Geſchichte der Religion ſpielte. Mitten in dem ſchon ziemlich früh chriſtlich gewordenen Syrien der Zweiſtröme und nicht weit von der ſehr chriſtlichen Stadt Edeſſa gelegen, hätte man erwartet, daß auch ſie, wenn nicht ſchon vor, doch wenigſtens nach Konſtantin gut chriſtlich geworden wäre: allein ſie blieb mit ihrer Umgebung, wenn ſie auch unter der Herrſchaft des byzantiniſchen Chriſtenthumes dieſes in ihren Mauern dulden mußte, dennoch einem ſehr großen und oft wohl dem größten Theile ihrer Bewohner nach gut heidniſch. Das griechiſche und das dieſem ähnliche Heidenthum ſuchte ja auch unter der Herrſchaft der Byzantiner noch lange einige feſtere Haltorte und Zufluchtsſtätten, wo es offener oder verborgener ſich erhalten konnte: da kam ihm vorzüglich jener Winkel im Zweiſtrömelande zu Hülfe, wo die Byzantiner wegen der nahen und oft ſo unſichern perſiſchen Grenze etwas nachſichtiger verfahren mußten; auch ſtand in dieſem Lande ſeit alten Zeiten immer eine große Stadt gerne gegen die andre, ähnlich wie in dem Syrien dieſſeit des Eufrât's, und es iſt auch deshalb nicht auffallend, daß nicht weit von Edeſſa, welches ſich ſeiner Chriſtlichkeit ſo ſehr rühmte, Harrân deſto eifriger dem alten Heidenthume treu blieb. Freilich würde der Widerſtand dieſer bedeutenden Stadt gegen das Chriſtenthum wohl bald genug völlig gebrochen ſein, wenn das byzantiniſche Reich in jenen öſtlichen Grenzländern noch eine viel längere Zeit herrſchend geblieben wäre: allein auf die häufigen römiſch-perſiſchen Kriege folgte dort noch früh ge-

nug die Herrschaft des Islâm's, um auch nach dieser Seite hin neue Zustände hervorzurufen. Die Nachrichten über Harrân gerade aus den letzten Zeiten vor und den ersten nach der Entstehung des Islâm's fließen nach I. S. 451 ff. sehr karg: es ist aber schon an sich sehr wahrscheinlich, daß die islâmische Eroberung dem Heidenthume in Harrân zunächst eine neue Erleichterung und freiere Ausbreitung brachte, wie sie überall die von den Byzantinern unterdrückten Kirchen und andern Genossenschaften sich einmal wieder freier bewegen ließ, die Monophysiten in Syrien und in Aegypten von ihrem Drucke erlöste, auch den Juden an vielen Orten wieder größere Freiheit gab. Ohne eine solche neue freiere Bewegung, welche den griechischen und übrigen Heiden in Harrân so noch einmal die Gunst der Zeit brachte, läßt sich kaum erklären, wie sie die zwei folgenden Jahrhunderte bis zur Zeit el Mâmûn's in so blühenden Verhältnissen sich erhalten und, obwohl von diesem arg bedrohet, dennoch noch weitere Jahrhunderte mitten in einer so völlig veränderten Welt sich sogar in neuen Gestaltungen behaupten konnten. Aber freilich kam ihnen gerade seit der Zeit, wo sie vom Islâm schärfer beobachtet wurden, noch ein besonderer Umstand sehr zu Hülfe.

Wie im byzantinischen Reiche Heidenthum und höhere griechische Bildung lange zusammensiel und die letzten Platoniker Heiden bleiben wollten, so erhielt sich in Harrân allen Zeichen zufolge mit dem Heidenthume auch griechische Philosophie und Bildung sowie Kenntniß der griechischen Sprache und der alten griechischen Schriftsteller lebendiger, ja lebte mit der neuen freieren Bewegung unter dem Islâm neu auf. Das Heidenthum wenig-

stens der Gebildeteren schloß sich desto enger an diese glänzende Seite der alten Bildung an, und fand darin wirklich doch auch noch ein Lebensgut, welches sorgfältig zu bewahren, wohl der Mühe werth war. Als nun um die Zeit al Mâmûn's das altgriechische Schriftthum einigen wichtigen Theilen nach im Islâm eine so unerwartete Anerkennung und Werthschätzung erlangte, wurden gerade viele der höher gebildeten Ssâbier aus Harrân und der Umgegend die thätigsten Beförderer dieser griechischen Wissenschaften, theils als Uebersetzer der besten griechischen Schriften, theils als selbständige Forscher und Schriftsteller, als Aerzte, auch als mündliche Lehrer in den Häusern selbst der Chalifen; ja einige von ihnen gelangten in Bagdâd zu dem höchsten Ansehen, und wetteiferten mit den gelehrtesten Christen, Juden und Moslim der Zeit. Man begreift leicht, wie dadurch auch die kirchliche Gemeinde der Ssâbier (wenn man bei ihnen von einer Kirche reden kann) unter den Muslim geachteter und geduldeter werden mußte: wie indessen zwischen der feinern Bildung dieser Ssâbischen und aller andern heidnischen Philosophen und dem volksthümlichen Heidenthume von vorne an ein wenn auch lange Zeit verdeckter unversöhnlicher Widerspruch besteht, so brach, sobald einige Ssâbier durch ihre griechische Wissenschaft in der arabischen Welt hochgeachtet geworden waren, eine Spaltung zwischen ihnen und der alten Ssâbischen Gemeinde in Harrân aus. Eine neue Art Ssâbischer Gemeinden wurde nun unter den Augen der Chalifen selbst in Bagdâd gegründet; und die letzten Ausbildungen gemischter griechischer Weltweisheit wie sie uns etwa in den Hermetischen Schriften erscheinen, gelangten noch einmal zu der Möglichkeit, eine wirkliche Gemein-

schaft von Menschen zu gründen. Die Zeiten der freiesten und überhaupt der höchsten Bildung, deren der Islâm in seiner ersten Blüthe fähig war, führten so noch einmal einen Schimmer von Glanz oder doch von ziemlich ungetrübtem Frieden über diese seltsamen Ueberbleibsel des griechisch gefärbten Heidenthumes herbei. Allein mehr als zeitliche Duldung war auch den mildest gesinnten Chalifen hier nicht möglich; der Sinn des Qor'ân's als des Lebensgesetzes für den Islâm konnte nicht zweifelhaft sein; und als die gewaltigeren Stürme von außen, die Gegenherrschaft der Fathimiden im Westen, die Kreuzzüge, und die Zerstörungszüge der vielen östlichen und nördlichen Völker über das Reich zu Bagdâd hereinbrachen, ward bald genug der letzte Tempel aller Sâbier zerstört.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird man leicht erkennen, ein wie mannichfaltiger meist bisher unter uns unbekannter und doch sehr gewichtiger Gegenstand in dem vorliegenden großen Werke abgehandelt werde. Es ist aber das große Verdienst des Vfs, daß er ihn nicht bloß abhandelt, sondern auch die vielen größtentheils sehr mühsam aufzusuchenden und zusammenzubringenden Beweise seiner geschichtlichen Annahmen wie Urkunden gesammelt und ausführlich erläutert vorführt. Der zweite Band ist ganz erfüllt mit diesen Stücken, welche wir immerhin Urkunden nennen mögen, und den diesen beigegebenen meist ebenfalls sehr lehrreichen Erläuterungen. Das bei weitem bedeutendste Stück von allen ist aber das aus dem Fihrist oder einer Art Uebersicht aller Wissenschaften von Mohammed ben Ischaq gewöhnlich genannt el Nedim genommene, einem an seltenen Nachrichten meist auch aus seltenen Büchern geschöpft so reichen Werke, daß sein vollständiger

Druck dringend zu wünschen ist: unser Verf. theilt hier nun wenigstens das Wortgefüge des die Ssâbier betreffenden Abschnittes mit Uebersetzung und Anmerkungen mit S. 1—365, und schließt daran S. 366—414 Auszüge aus den noch ziemlich frühen Werken Mas'ûdi's und den spätern „Wundern des Landes und Meeres" von Schemseldin Dimesqi gest. 1327 n. Chr. Die Auszüge aus Shahrestâni's Werke, welches unsre Leser aus den gel. Anz. 1852, S. 473 ff. kennen, so wie aus Maimonides gibt der Verf. alsdann, da diese Bücher schon gedruckt sind, bloß in Uebersetzung und Erläuterung. Aber auch alle die kürzeren Stücke über die Ssâbier, welche in den geschichtlichen, erdbeschreibenden, rechtlichen, theologischen, lexikalischen und andern Schriften der Muslim, so wie einiger Christen und Juden zerstreut sind, stellt er von S. 492 an nach den ungedruckten oder wenig verbreiteten Urschriften mit Uebersetzung und Erklärung zusammen, in einer so ungemein reichen Sammlung, daß man bis jetzt kaum irgend einen andern Gegenstand mit Hülfe der Quellen ähnlich behandelt finden wird. Der erste Band dagegen ist zwar zu zusammenhangenden und geordneten Darstellungen bestimmt, enthält aber ebenfalls in den Anmerkungen manche wichtige Stelle nach den seltenen Urschriften mitgetheilt. Wir zeichnen hier aus seinem reichen Inhalte besonders noch zwei längere Abhandlungen aus: eine überschrieben „Biographische und literarhistorische Nachrichten über gelehrte und berühmte Ssâbier" I. S. 542—623, und eine andre noch reichhaltigere und wichtigere „Die speculativen Religionslehren der Ssâbier, oder die neuplatonische Auffassung des Heidenthumes von Seiten der heidni-

schen Gelehrten in Mesopotamien zur Zeit des Chalifats" S. 679—802.

Wie der Stoff, welchen das Werk zusammenführt, ungemein groß ist und nur von dem noch größern unverdrossenen Fleiße des Verf. übertroffen wird, so sind freilich auch die Schwierigkeiten, welche er bei dem Versuche, ihn ganz zu bemeistern, zeigt, so mannichfach und so ungewöhnlich, daß man trotz der wiederholten langjährigen so redlichen und im Allgemeinen so erfolgreichen Bemühungen des Verfs künftig noch viel zu thun haben wird, ihn völlig zu verstehen und die wichtigsten Ergebnisse aus ihm zu ziehen. Wir haben hier nicht Raum, Alles was wir möchten, näher zu erörtern, und manche der Dunkelheiten, welche dem Verf. völlig zu zerstreuen weniger gelungen ist, weiter aufzuhellen. Nur beispielsweise wählen wir hier einige der größeren Schwierigkeiten dieser Art aus dem Fihrist, da die Nachrichten desselben im Allgemeinen am mühevollsten richtiger zu verstehen sind, während sie doch so genau als möglich verstanden und gewürdigt zu werden am meisten verdienen.

Wie die im Fihrist zusammengestellten Nachrichten uns die Sâbier erkennen lassen, waren sie noch völlige Heiden alter Art, ohne sich etwa wie später aus Furcht vor den Muslim als Verehrer eines Gottes und Besitzer heiliger Bücher zu verstellen, aber auch ohne ihr volksthümliches Heidenthum irgendwie durch griechische oder andre Philosophie zu verbrämen. Gerade dieses aber ist geschichtlich für uns am lehrreichsten. Wir sehen hier noch in so späten Zeiten und mitten unter dem hellen Scheine der drei großen höheren Religionen das uralte Heidenthum in allen seinen eigenthümlichsten Gebräuchen und Sit-

ten, so daß uns dieses jüngste Heidenthum vieles von dem Wesen und den Einrichtungen des uralltesten erläutern kann. Dazu sehen wir hier das Heidenthum in einem Lande, aus dessen älterer und heidnischer Geschichte wir sonst nur sehr wenige und zerstreute Nachrichten bis jetzt besitzen. Waren aber zu der Zeit als die Gewährsmänner des Fihrist's schrieben viele der mesopotamischen Götternamen schon mit den entsprechenden griechischen vertauscht, so hatten sich doch viele auch noch in ihrer volksthümlichen Gestalt erhalten.

So findet sich S. 23—36 nach den Aufzeichnungen eines Christen Abû-Sa'îd Wahb ben-Ibrahîm ein vollständiger Kalender der Harrânischen Ssâbier, mit genauen und ziemlich leicht verständlichen Bemerkungen aller ihrer festlichen Gebräuche. Wir ersehen daraus unter Anderem, daß sie die gemeinen syrischen Monatsnamen gebrauchten, das Jahr aber, oder wenigstens das priesterliche Jahr mit dem Frühlingsmonate Nîsân anfingen; welches Alle, die sich unter uns mit der Geschichte des älteren Morgenlandes beschäftigen, sehr denkwürdig finden werden. Sogleich dieser erste Monat im Jahre war den Ssâbiern vor allen andern heilig: in ihm häuften sich die verschiedensten Feste. Heben wir aber daraus hervor, daß sie am 8ten Tage, also (da sie offenbar nach Mondmonaten rechneten) am Anfange der zweiten Woche ein großes Fasten und dem entsprechend am 15ten ein Hauptfest feierten, so wird man darin leicht die denkwürdigste Uebereinstimmung mit andern uralten Festeinrichtungen aus denselben syrisch-phönikischen Ländern finden. Auch hängt sichtbar damit zusammen, daß das jährliche große Fasten von 30 Tagen ebenso am

achten des vorigen Monates Adâr, des Schluß-monates des Jahres, begann S. 6. 36; sowie daß auch am 8ten des Ab (August) und wahr-scheinlich anfangs auch des Shôbâth (Februar) solche Feste begannen.

Nun aber lies't man S. 8 f. nach den davon ganz verschiedenen Aufzeichnungen al Kindi's und Ahmed ben al Thajjib's eine kurze Nachricht über die Feste der Ssâbier, welche mit jenem Kalender wenig übereinzustimmen und auch sonst sehr dun-kel scheint. Wirklich häufen sich hier so viele Schwierigkeiten, daß der im Allgemeinen so vor-sichtige Verf. zu einer schon an sich sehr bedenk-lichen Ansicht kommt. Er meint nämlich, das Wort فطر, welches, wo von Zeiten und Festen die Rede ist, beständig den Fastenbruch und damit den Anfang eines fröhlichen Festes bezeich-net, habe hier die Bedeutung des jüdisch-aramäi-schen Wortes הַפְטָרָה Schluß; ferner السبعة sei soviel als die Woche; und weil dieses Beides im Arabischen unmöglich ist, so müsse man an-nehmen, beide Worte seien aus einer aramäischen Redensart صحدا هم Wochenschluß unrich-tig übersetzt. Wie vielfach bedenklich diese An-nahme sei, leuchtet beim weiteren Nachdenken leicht ein: denn gesetzt diese Worte könnten auch nur im Aramäischen dieses bedeuten (was selbst erst weiter zu beweisen wäre), so ist doch schon die Annahme so starker Uebersetzungsfehler eine so verzweifelte, daß man nur in einem äußersten Nothfalle zu ihr greifen könnte; hier aber S. 6 f. 8 f. hat ja das so oft vorkommende arabische فطر sonst überall nur seine einmal feststehende Bedeutung. Und gesetzt, man wollte alle diese Schwierigkeiten übersehen, so würden diese Worte

dennoch sowohl an sich als in dem ganzen Zusammenhange, wo sie stehen, unklar bleiben. Denn „der Schluß der Woche" wäre wohl etwas Aehnliches wie der Sabbat, dieser aber kann nicht einmal im Sinne der alttestamentlichen Religion ein Fest عيد (einerlei mit מוֹעֵד) genannt werden, noch weniger bei den Ssâbiern, welche, wenn sie auch dem Mondmonate entsprechend Wochen kannten, doch sicher nichts von der strengen Art eines Sabbates hatten. Doch wir wollen nicht weiter fortfahren, das Unmögliche der Erklärung des Sinnes dieses ganzen Abschnittes zu zeigen, welche der Verf. billigen mochte. Sehen wir nun die Worte genau an, so nennt der Erzähler hier zusammen gerade sieben jährliche Feste: und da die Ssâbier in ihren Religionseinrichtungen auch sonst auf die Siebenzahl so viel Gewicht legen, so könnte dieser Kreis von sieben Jahresfesten bedeutsam sein; denn in ihrem von Abû-Sa'îd mitgetheilten Kalender werden wohl noch mehrere genannt, doch könnten die hier gemeinten einst ihre Hauptfeste gewesen sein. Unter diesen sieben werden nun die vier ersten als solche zusammengestellt, welche auf ein Fasten folgen als sich unmittelbar daran schließend, wie noch jetzt im Islâm das Fest nach dem Ramadhân. Der richtige Wortsinn sagt nun weiter aus, daß unter diesen vier Jahresfesten das zweite 2, das dritte 5, das vierte 18 Tage dauere: wir setzen also als selbstverständlich voraus, daß das erste, bei welchem über die Dauer der Tage nichts bemerkt ist, nur einen Tag dauern sollte. Denn außerdem daß sich dieses, wie eben gesagt, schon weil über die Dauer nichts Näheres bemerkt wird, von selbst versteht, so sind diese vier Feste offenbar nach der steigenden Zahl der Tage ihrer

Dauer so zusammengestellt, ja wohl nach dem ursprünglichen Sinne des Festordner absichtlich so gereihet. Was nun das 2tägige Fest nach „den 30 Tagen“ oder nach dem „Monate des Fastens“ sei, erhellet vollkommen sicher aus dem zuvor S. 6 f. über die Fasten Gesagten: es ist das Fasten vom 8ten des letzten Monates im Jahre (Adâr oder März) bis zum 8ten des ersten, was ja (wie theilweise schon oben bemerkt) auch mit dem großen Festkalender S. 23. 36 völlig übereinstimmt. Bei den drei übrigen ist zwar allerdings der große Mangel, daß der Anfang nicht so klar noch der Monat des Festes so wörtlich angedeutet wird als bei diesem zweiten durch die Nennung der 30 Tage: allein man darf nicht vergessen, daß die Zeit der 3 jährlichen Fasten schon vorher S. 6 f. genauer bestimmt ist, und daß daraus auch diese Worte über den 4maligen Fastenbruch hinreichend deutlich werden können. Wirklich kommt dann das 4te Fest mit dem Fasten im Monate Shobâth (Februar) nach S. 7. 35 f. überein, wenn dieses am 9ten begann und 7 Tage lang dauerte: nur muß man dann S. 7, 2 statt 8 eher 9, und S. 9, 1 statt 26 vielmehr 16 lesen, Verbesserungen, welche außerdem durch die bestimmte Angabe des Festkalenders S. 35 nothwendig werden, obgleich sich der Ursprung des ersten dieser Widersprüche auch sonst erklärt. Das 3te Fest war dann nach dem Festkalender S. 32 ganz entsprechend das nach dem 9tägigen Fasten vom 21sten des ersten Teschrin (November).

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 6. December 1856.

Petersburg

Schluß der Anzeige: »Die Ssabier und der Ssabismus. Von Dr. D. Chwolsohn.«

Und so dürfen wir zuletzt das eintägige erste Fest, welches „das Fest des Fastenbruches der Sieben“ heißt, auch sicher von dem im Festkalender S. 23 als auf den Abend des 6ten Nisân fallend beschriebenen Fastenbruche verstehen, wo man die der Mondgöttin geopferten Stiere zu essen anfing und damit gewiß den folgenden Tag fortfuhr. Da dieser kurze Fastenbruch in den Anfang des Jahres fiel, so konnte man ihn passend den der 7 (ersten Jahrestage) nennen; und da er das große 30tägige Fasten um das Ende und den Anfang des Jahres nur so kurz um einen Tag unterbrach, weil das Fasten am 8ten Nisân wiederbegann, so erklärt sich endlich auch vollkommen, wie hier S. 8 f. zwar 4 Feste, aber vorher S. 7 f. nur 3 jährliche Fasten genannt sein können. Auch ergibt sich nun, daß die Dauer der 4 auf die Fasten folgenden

Feste gerade nach ihrer Folge im Laufe des Jahres zunahm. Und wir möchten meinen, daß damit alle Schwierigkeiten gehoben seien. Auch der Festkalender, obwohl von einem ganz andern Gewährsmanne beschrieben, stimmt so mit al Kindi's Nachrichten in der Hauptsache überein: wiewohl sich bei der Vergleichung desselben nun neue Fragen erheben, welche wir hier auch nur richtig aufzuwerfen keinen Raum finden.

Ein anderes ebenso wichtiges als äußerst schwieriges Stück ist das über die Götter der Harranier S. 39 f., welches sich ebenfalls nur durch eine Aufzeichnung Abû-Sa'îd's Wahb erhalten hat. Es leuchtet leicht ein, daß hier eine abgeschlossene Reihe oder doch ein langes Verzeichniß der Götter dieses Theiles von Mesopotamien mitgetheilt werden soll: aber die Götternamen finden sich jetzt einem großen Theile nach nur an dieser Stelle, klingen dazu, soweit sie bloß hier erscheinen, äußerst seltsam und haben obendrein von den Uebelständen der arabischen Schrift und der Willkür der Abschreiber stark gelitten. Der Verf. gibt sich nun um ihr Verständniß eine sehr anerkennenswerthe Mühe: allein sehr Vieles ist hier noch vollkommen dunkel, Einiges auch wohl nicht richtig genug erforscht. Wir wollen hier nur Folgendes bemerken. Wenn man diese Reihe von Gottheiten lies't, welche richtig mit dem „Herrn der Götter", d. i. dem sonst Schamâl (auch ein ganz neuer Name!) genannten beginnt, so läßt sich wohl kaum verkennen, daß es eine Reihe gerade von 12 Göttern sein soll: nach der Abtheilung und Uebersetzung des Verfs würde dieses unklar bleiben, allein es scheint mir sicher zu sein, weil es sich bei einem genaueren Vergleichen von selbst ergibt. Die Zwölfzahl der Götter ist in heidni-

schen Religionen, namentlich auch Asiens, nicht selten; und wenn im Festkalender oft von den sieben Göttern geredet wird, so liegt darin ebenso wenig ein Widerspruch, als wenn sonst bei den Ssâbiern außer den hier genannten noch andre Namen von Göttern erscheinen. Ein besonders schwieriger Name ist hier nun dér der sechsten Gottheit: der Verf. lies't sie Chtân und vermuthet, dieses Wort (welches aber in der Mehrzahl stände) mit dem arabischen حوت vergleichend bedeute Fische, was doch schon als Name einer einzelnen Gottheit seltsam wäre; aber er gibt auch die Möglichkeit zu, daß man den Namen nach den verschiedenen Lesarten anderer Handschriften Chesâb oder Chabîb lesen könne, und bauet auch darauf einige Vermuthungen. Allein er scheint uns hier einen geringen Umstand übersehen zu haben, welcher doch wichtige Folgen haben kann. Er hält nämlich das و des Wortes وحيتان für das bloß verbindende und: so häufig aber das und in aller echt arabischen Rede ist, so findet es sich doch gerade mitten in der Reihe der Harrânischen Gottheiten nach diesem kurzen Verzeichnisse nirgends, so daß wir es auch bei der sechsten gar nicht erwarten. Denn wahrscheinlich lag ein griechisches Verzeichniß dieser 12 Namen mit einigen Nebenbemerkungen vor, welches Abû-Sa'îd so wörtlich als möglich ins Arabische übertrug. Ist dieses só, so sprechen wir das Wort mit einer höchst geringen Veränderung vielmehr وحينان Ohainân aus und meinen dann die nach sonstigen griechischen Berichten bekannte*) babylonische Gottheit Ὡαννής darin zu

*) Vgl. in der Kürze Berosi quae supersunt ed. Richter p. 48 sq.

finden. Sie wird in unserm Verzeichnisse näher so beschrieben „die aus deren Leibe diese (nämlich die zuerst genannten fünf Gottheiten) hervorgingen, die persische Ohainân, ihre Mutter, welche sechs böse Geister hatte (vgl. bei Berosos ὕστερον δὲ φανῆναι καὶ ἕτερα ζῶα ὅμοια τούτῳ) und mit ihnen zur Küste des Meeres hinzuwandern pflegte“; und man wird in dieser Beschreibung bei aller Verschiedenheit doch einige der auffallendsten Züge auch von Berosos' Erzählung wiederfinden. Verstehen und verbinden wir aber die Worte bei Abû-Sa'îd so wie eben angegeben, so ebnen sich noch manche andre Schwierigkeiten in der Uebersetzung und Erklärung des Verfassers, worauf wir hier nur mit einem Winke hinweisen wollen.

Ebenfalls sehr schwierig ist das im Fihrist erhaltene ziemlich ausführliche Stück über die Mysterien (اسرار) der Harrânier S. 45—51, und dazu um so wichtiger, je dunkler überhaupt noch die Frage über die Mysterien der Alten ist. Unser Verf., überhaupt das Schwierige nicht scheuend, verwendet auch auf die möglich genaueste Erklärung dieser Beschreibung die ernstlichste Mühe, wiewohl auch hier Vieles des für uns so Neuen zu dunkel ist, um sogleich bei dem ersten, wenn auch noch so redlichen Versuche hinreichend aufgeklärt zu werden. Ueberhaupt taucht ja hier ein ganz verschüttetes Alterthum beinahe zum erstenmale wieder etwas vollständiger aus seinen Trümmern für uns empor, welches gerade jetzt mit andern auf jenem mesopotamischen Boden zu erwartenden Entdeckungen glücklich zusammentrifft und dessen Enträthselung künftig wohl noch manche der besten Forscher alter Geschichte beschäftigen wird. Denn so jung diese Sâbier sind, so kann

sich doch bei ihnen Manches erhalten haben, was, wenn man es richtig zu sondern und zu erklären versteht, auch für die Geschichte der entferntesten Zeiten noch sehr lehrreich wird.

— Auch für die entferntesten Zeiten des biblischen Alterthumes scheint hier ein Stern aufzugehen, vor dessen flimmerndem Glanze wir indessen unsre Leser sogleich bei seinem ersten Aufsteigen warnen möchten. Die uralte Stadt Harrân mit der Umgegend ist ja auch der Schauplatz mancher Geschichten der Vorfahren des Volkes Israel, und ihr alter Ruhm hallt in manchen Erinnerungen noch des viel späteren Volkes wieder. Unsre neuesten Untersuchungen jener uralten Geschichten haben uns eben jetzt die beste Vorbereitung gegeben auf diesem Gebiete im Forschen fortzuschreiten, und uns auch wohl eine gewaltige Sehnsucht erweckt, die Räthsel jener Zeit des dritten Jahrtausends vor Chr. weiter zu lösen. In der That wird uns heute nichts mehr so ganz unerwartet und störend kommen, was sich über jene fernsten und doch in Asien wie in Aegypten schon wieder sehr neuen Zeiten aus neu eröffneten Quellen nur irgend sicher weiter erkennen läßt. Aber große Vorsicht kann man dafür nicht genug empfehlen: sowie auch unser Verf. sie bewährt und sie an einer Stelle den deutschen Schriftstellern, welche in jüngster Zeit auch hierin an der Umwälzungs- und noch mehr an der eiteln Ruhmsucht leiden, mit treffenden Worten empfiehlt. So zeigten die Ssâbier dem oben genannten Mas'ûdi im Harrân einen Tempel 'Azar's des Vaters Abraham's (II. S. 368 f. vgl. S. 412. 549. 553): allein der Verf. macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Ssâbier, seitdem sie vom Islâm verfolgt wurden, gerne auch uralte biblische und

qorâniſche Namen auf ſich und ihre Heiligthümer bezogen, und warnt vor zu eiligen Schlüſſen aus ſolchen Namen und Redensarten. In dem oben beſprochenen Verzeichniſſe der 12 Sſâbiſchen Gottheiten heißt der ſiebente leider nur dieſem kahlſten Namen nach aufgeführte اقورم, oder nach anderer Lesart ابن رم was wie Sohn Ram's klingt: ſollte dieſe letztere Schreibart in ابو رم zu verbeſſern und darin alſo gar der Name Abram = Abraham ſich erhalten haben? wie der Verf. dieſe Vermuthung kurz hinwirft II. S. 287 f. 817. Allein ich geſtehe, daß ich die Lesart اقورم ſchon ſchriftlich für ſicherer halten möchte und dabei unwillkürlich an den Namen Aqûr erinnert werde, mit welchem nach dem Marâßid I. S. 84. 253, ſowie nach dem hier II. S. 549 abgedruckten Stücke aus Jakût's großer Erdbeſchreibung ein Theil Meſopotamiens und zwar gerade dér, in welchem auch Harrân lag, benannt wurde; die Namensbildung Aqûram iſt wohl bloß die ältere; und daß eine Stadt oder auch weitere Gegend von einem in ihr vorzüglich verehrten Gotte benannt wird, iſt gerade im höheren Alterthume keine ſeltene Erſcheinung. Zwar könnte man nun dér Anſicht, daß unter jenem Namen Abraham verborgen ſei (wie ich hier freiwillig bemerke), noch ſehr bedeutend dádurch zu Hülfe kommen, daß ja nach jenem ſo wunderbar erhaltenen gewiß ſehr alten Verzeichniſſe der Zwölfgötter Harrân's die fünfte Gottheit wie unſer Verf. ihren Namen lateiniſch ſchreibt Ssârah heißt, mit dem Zuſatze „die Tochter des Aqîr, d. i. des Unfruchtbaren", wie er überſetzt: wer ſollte da nicht zugleich an die unfruchtbare (עֲקָרָה) Sara Abraham's Weib denken? Allein auch dieſer Schein zerrinnt, ſo-

bald man ihn festhalten will. Jener Eigenname صارح steht den Lauten Sara sehr ferne und kann eher Ssârich gesprochen werden; sie wird hier „die mit dem Windesflügel" beibenannt, was eher auf eine Aurora und ein W. זרח aufglänzen hinweist; und der Aqîr, dessen Tochter sie heißt, ist wohl gewiß einerlei mit dem eben bemerkten Aqûr aus demselben Pantheon. So vergeht uns hier Sara und Abraham zugleich mit ihr unter unsern Händen. Zugleich aber wird damit über eine Menge verschiedener Lesarten entschieden. Und „die mit dem Windesflügel", welche der Vf. zu einer besondern Göttin macht, fällt nun als solche ganz aus, da es auch schon an sich ganz unwahrscheinlich ist, daß die drei Wörter ذات جناح الريح den einfachen und einzigen Namen einer Göttin enthalten sollten.

Dagegen richten wir gerne zum Schlusse die Augen unsrer Leser noch auf eine neue Art von Quellen, welche uns über dunkle Gebiete des alten Asiens und vielleicht auch über einige Worte der Bibel eine ganz neue Aufklärung verheißt und deren nähere Eröffnung wir wohl bald dem Eifer und der Gelehrsamkeit des Verf. zu verdanken haben werden. In das weite Meer des arabischen Schriftthumes haben sich auch Uebersetzungen aus nabatäischen oder wie sie auch wohl genannt werden chaldäischen Büchern verloren: auf die große Wichtigkeit dieser und wie wünschenswerth ihre Veröffentlichung sei, machte ich schon 1832 in diesen gel. Anz. S. 619 f. aufmerksam; und noch zu Anfang des laufenden Jahrganges der gel. A. S. 195 f. veröffentlichte ich auf eine besondre Veranlassung hin einige Untersuchungen über die „Nabatäische Ackerbaukunst"

soweit sie ins Arabische von Ibn-Wachshijja übersetzt in den Auszügen eines wiederum spätern arabischen Buches von Ibn-al'Awwâm vorliegt. Unserm unermüdlichen Verf. ist es nun gelungen, die Handschriften der Uebersetzung des Ibn-Wachshijja selbst soweit sie jetzt zugänglich sind zusammenzubringen; er hat das äußerst denkwürdige Werk nach ihnen schon etwas näher untersucht, und gibt hier in den Nachträgen II. S. 907 ff. bereits einige Ergebnisse seiner Untersuchungen. Hienach muß unser Verlangen, das Nabatäische Werk in seiner (wie der Verf. gefunden hat) sehr treuen arabischen Uebersetzung kennen zu lernen, nur noch größer werden, und wir können nichts Besseres wünschen, als daß es ihm recht bald gelingen möge, dasselbe zu veröffentlichen. Das Werk scheint ihm aus vorchristlicher, ja theilweise aus sehr alter Zeit abzustammen; und je weniger wir bis jetzt von einem babylonischen und zwar volksthümlichen Schriftthume wissen, desto willkommner wird es zu einer Zeit sein, wo man auch die babylonischen Bautrümmer wieder mit so mächtigem Eifer untersucht und endlich auch dieses gesammte Alterthum unsrer Erkenntniß näher treten will. Was er daraus über die Sage vom Tammûz (Adonis) mittheilt, ist denkwürdig genug; und wie Adam, Seth, Noah, Abraham in ihm erwähnt werden, das müssen wir aufs genaueste kennen zu lernen wünschen. H. E.

Bonn

Gedruckt bei C. F. Carthaus 1854. De verbo germanico tuon et verbo gothico iddja. Dissertatio Grammatica. Scripsit Christianus Guilelmus Kohn Sigenensis. VIII u. 77 S. in Octav.

Während man früher in der deutschen Grammatik alle diejenigen Zeitwörter, die der Zahl nach allerdings bedeutend überwiegen, da zum Beispiel auch alle Fremdwörter ihnen sich anschließen, deren Flexion aber erst am spätesten sich entwickelte, als die regelmäßig flectirenden bezeichnete und alle übrigen als unregelmäßige ansah, so ist von Jacob Grimm diese Unterscheidung des Regelmäßigen und Unregelmäßigen aus der Grammatik fast völlig verbannt, und es ist keines der geringsten seiner zahllosen Verdienste, daß er uns darüber belehrt hat, wie die früher mit dem Namen der unregelmäßig bezeichneten Zeitwörter den eigentlichen Kern der deutschen Sprache, den wahren, unerschöpflichen Lebensquell aller deutschen Wortbildung bilden, wie alle übrigen aber erst verhältnißmäßig spät gebildet wurden und sämmtlich als abgeleitet anzusehen sind. Er hat die letztern die schwachen, jene hingegen die starken Zeitwörter benannt, da in ihnen die eigentliche Lebenskraft der deutschen Sprache liegt. Die schöne Ordnung dieser starken Zeitwörter hat Jacob Grimm in seinen zwölf Conjugationen deutlich gezeigt, und seine Eintheilung, mag man sie auch hie und da mit der Zeit im Einzelnen anders gestalten, wird im Wesentlichen nie erschüttert werden können. Außer den zu ihnen gehörigen Zeitwörtern nun gibt es im Dentschen nur sehr wenige, die noch einige besondere flexivische Eigenthümlichkeiten zeigen, die man doch aber im Allgemeinen nicht gut als Unregelmäßigkeiten bezeichnet. Denn meistens sind es Erscheinungen, die in die allerälteste Geschichte der Sprache zurückreichen und eben nur aus einer früher reicher und weiter verbreiteten Bildung als vereinzelte Trümmer übrig geblieben sind, sie beanspruchen daher ganz be-

sonders unsere Beachtung und genaueres Studium.

Zu diesen wenigen Zeitwörtern aber, die mancherlei ganz Vereinzeltes aus uralter Zeit bis in unsre Zeit her bewahrt haben, gehört vor Allem unser thun. Es ist daher mit besonderer Anerkennung zu erwähnen, daß der oben genannte Verfasser unserem Wort eine besondre Abhandlung gewidmet hat, die sich durch Fleiß und sorgsames Studium auszeichnet, und unter den übrigen philosophischen Bonner Dissertationen, denn als solche ist auch sie bezeichnet, innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahren als die umfangreichste sich sogleich bemerklich macht. Leider ist sie in einem fast unlesbaren Latein geschrieben. Was aber ihren Inhalt anbetrifft, so bietet sie im Wesentlichen das Richtige und nur an wenigen Stellen bringt der Verf. längst sicher Erkanntes wieder in Verwirrung; jenes Richtige ist allerdings durchaus auch nicht immer mit Sicherheit und Klarheit hingestellt, und aus dieser Unsicherheit erklärt sich auch wohl die ungehörige Weitschweifigkeit der Untersuchung. Der Verf. sagt S. 62: dolendum est quod verbum gothicum non pertinet usque ad monumentorum scriptorum aetatem vel satius usque ad exstantis verbi gothici aetatem monumenta. Sic si res se haberet, quot dubitationibus, quot conjecturis esset supersessum! So wichtig nun allerdings auch für alle Erforschung deutscher Sprache das Gothische ist und fast ein jeder gothische Buchstabe schwer wiegt, so haben wir doch in fast allen in der obigen Abhandlung in Betracht kommenden Fragen einmal gerade sehr wichtige gothische Formen und dann aber auch in den übrigen deutschen Mundarten so zahlreiche Bildungen, daß wir das im Gothi-

schen Fehlende mit genügender Sicherheit ergänzen können. Das ist ja gerade ein Hauptgewinn der neuen Sprachforschung, daß namentlich durch Jacob Grimm's und Bopps Forschungen unser Weg so bestimmt vorgezeichnet ist, daß wir mehrfach auch da, wo einer von ihnen beiden oder auch beide irrten mit völliger Sicherheit die Wahrheit ans Licht bringen können.

Da nun aber weder von Jacob Grimm, noch von Bopp in allen Formen die Bildung des Zeitwortes thun und der damit zusammenhängenden Wörter völlig klar erkannt, ja darin zum Theil längst Erkanntes später von ihnen selbst wieder umgestoßen und ins Schwanken gebracht ist, so will ich kurz das Wichtigste darüber zusammenstellen und nebenher die Versehn oder das richtig Dargestellte der angeführten Abhandlung angeben. Schon vor vierzig Jahren ist von Bopp in seinem Conjugationssystem erkannt, daß die Perfecta unserer schwachen Zeitwörter im ganzen Conjunctiv und im Dual und Plural des Indicativs durch Zusammensetzung mit dem Perfect des Zeitworts thun gebildet sind und zum Beispiel das gothische frijôdêdum, wir liebten, als zweiten Theil die Form *dêdum, wir thaten, enthält. Die genannten Perfectformen entsprechen aber so genau der gleichen Form der Grimmschen zehnten Conjugation, daß wir mit gleicher Sicherheit wie der Perfectplural nêmum, wir nahmen, den Infinitiv niman hinstellen läßt, aus *dêdum den theoretischen Infinitiv didan folgern können, der selbst nirgends vorkommt, wie wir überhaupt von einer selbständigen Flexion des Verbs thun im Gothischen keine Spur mehr finden.

Später wurde von Jacob Grimm jenes Zeitwort auch im Singular des Perfects: frijô-da,

frijô-dês, frijô-da, angenommen; hier aber ist die bedeutende Schwierigkeit, daß die Flexion von den übrigen Formen durchaus abweicht; nach dem Singular zu nêmum: nam, namt, nam war (mit den gothischen Lautveränderungen) ein daþ, dast, daþ aufzustellen, womit doch jenes -da, -dêst, -da, wenn es auch öfter versucht ist, sich auf keine Weise vereinigen läßt. Sogleich leitet aber doch das Althochdeutsche auf die rechte Spur. Wir haben hier neben tâtumês = goth. dêdum, wir thaten, den völlig abweichenden Singular tëta für die erste und zweite Person, nicht tat (wie nam neben nâmumês), während die zweite Person tâti (wie nâmi) sich an tâtumês anschließt. Jenes tëta scheint völlig abnorm, ihm entspricht aber (abgesehen von auch andern Mundarten) zum Beispiel das altsächsische dëda für die erste und dritte Person, woneben wir hier auch eng sich anschließend ein dëdôs (Grimm Gramm. 1, 894) für die zweite Person haben, nicht ein jenem ahd. tâti entsprechendes dâdi. Aus dieser althochdeutschen und altsächsischen Form aber ergibt sich mit Sicherheit ein gothisches dida, didês (wie der gothische Pluralgenitiv fiskê im Altsächsischen fiscô lautet), dida, das sich also an jene Endungen -da, -dês, -da durchaus eng anschließt, ja damit völlig übereinstimmt; es ist in diesen nur die Reduplicationssilbe di abgefallen, wie ja zum Beispiel auch reduplicirende lateinische Perfecta in Verbindung mit Präfixen sehr oft ihre Reduplicationssilbe abwerfen, so contŭdi im Gegensatz zu tutŭdi. Diese wenigen reduplicirten Perfectformen aber sind im Deutschen deshalb so denkwürdig, weil sie die einzigen sind, die die ursprüngliche Reduplicationssilbe bewahrten, ohne Zweifel, weil sie sonst im einfachen Zustande all-

zuſehr würde beeinträchtigt ſein, und das hebt auch Herr Kohn mit Recht hervor, wenn ihm auch gleich wieder jene wichtige Folgerung entgeht, oder doch nicht von ihm feſtgehalten wird, daß alſo im Gothiſchen auch Verba ohne den Wurzelvocal i doch mit i reduplicirten, wie ja auch im Griechiſchen im Gegenſatz zum Sanſkrit und Latein überall der eine Vocal ε ſich in der Reduplicationsſilbe, Geltung verſchaffte. Von dieſer einfachen Reduplication weicht aber die andere im Gothiſchen beſtehende mittels des Diphthongs ai, über die wir an einem andern Orte ausführlicher handeln werden, völlig ab.

Jenes gothiſche dida nun entſpricht genau dem ſanſkritiſchen Perfect dadhâu, für das ein älteres, vediſches, dadhâ angeſetzt werden darf, (von ſkr. dhâ, ſetzen, machen, thun), woraus goth. dida mit derſelben Lautſchwächung hervorging, wie aus ſkr. namâ-mi das gothiſche nima, ich nehme. Schwierigkeit zu machen ſcheint aber die zweite Perſon didês, über die auch Hr Kohn nicht ins Klare kommt, im Verhältniß zu gothiſchem namt, du nahmſt, oder zu dem entſprechenden ſkr. dadhâtha (woneben auch das verkürzte dadhitha vorkommt). Doch da iſt zu beachten, daß, während wir für die zweite Singularperſon des Perfects im Sanſkrit und Gothiſchen die Endung für die 2te Perſon ſkr. tha = goth. t, im Lateiniſchen und Neuhochdeutſchen (und z. B. goth. saisôst), dieß t mit s, das ſonſt faſt überall allein die zweite Perſon bezeichnet, vereinigt finden, z. B. lat. tutudisti, stiessest (goth. saisôst), wir außer in jenem gothiſchen didês auch im griechiſchen Perfect in der zweiten Perſon z. B. πέφυκας nur s, nicht th oder st haben.

Dieſe unzweifelhafte Identität aber jenes go-

thiſchen dida und des ſanſkritiſchen dadhâ, dem Perfect der Verbalform dhâ, dem das griechiſche τί-θη-μι entſpricht, kann unmöglich den aus dêdum, das Hr Kohn S. 30 aus einem ganz verkehrten dadôun glaubt erklären zu müſſen, ſicher gefolgerten Infinitiv didan, ſollte er auch wirklich ſelbſt im Gothiſchen nie gebraucht ſein, wieder umſtürzen, vielmehr entſpricht dieſer einer aus ſkr. dhâ durch Reduplication gebildeten Verbalform ſkr. dadh, die auch wirklich, wenn auch noch nicht belegt, als Verbalform in gleicher Bedeutung mit ſkr. dhâ angeführt wird. Ganz ähnlich ſehen wir im Lateiniſchen ein bibitus und Anderes gebildet aus bibo, das doch eigentlich nur Präſensform aus skr. pibâmi (oder pivâmi) hervorging, das eigentlich pipâmi lauten ſollte und wie viele Präſensformen ſelbſt durch Reduplication gebildet wurde aus ſkr. pâ, neben den hieraus unmittelbar gebildeten lateiniſchen pôtus und gr. πέπωκα. Dieſem Zuſammengehn eng verwandter, aber doch nicht unmittelbar zu einander gehörender Formen können wir auch vergleichen, daß zum Beiſpiel im Althochdeutſchen die kurzen Formen gâm, gâs, gât ꝛc. und gêm, gês, gêt ꝛc. neben den etwas anders gebildeten längern gangu, gangis ꝛc. gebraucht werden und ebenſo stâm stâs stât oder stêm, stês, stêt, neben den längern standu ꝛc. Ja noch treffender iſt die Analogie der griechiſchen Perfect-Singulare ἕστηκα ꝛc., woneben der Plural ἕσταμεν ꝛc. gebraucht wird, welche Bildungen durchaus nicht völlig übereinſtimmen.

Als einfache Wurzel aber für jenes Perfect dida iſt im Gothiſchen dem ſkr. dhâ entſprechend anzuſetzen ein dâ, das, da das Gothiſche kein langes â mehr hat, ſowohl als dê erſcheint als auch als dô: in der erſtern Geſtalt erſcheint es in dem

gothiſchen Subſtantiv dêdi, That, deſſen Grundform nur ſo und nicht anders lautet und einem ſkr. dhâti (Suffix ti) entſpricht, aus dem das griechiſche θέσι durch Verkürzung entſtand, und in dem nach dem althochdeutſchen ki-tânêr zu muthmaßenden Particip goth. dêns, Grundform dêna, gethan. Aus den althochdeutſchen tuom, tuos, tuot ꝛc. und dem Infinitiv tuon laſſen ſich aber nur gothiſche dôm, dôs, dôþ und ein Infinitiv dôn, nicht etwa daian oder irgend ſonſt wie folgern. Gegen dieſe einfachen kurzen Formen aber muß ſich das gothiſche Sprachgefühl früh geſträubt haben: unſer Zeitwort erſcheint außer in jenem Subſtantiv dêdi im Gothiſchen nirgends mehr in einfacher Geſtalt. Es iſt beachtenswerth, daß es auch im Altnordiſchen nicht gebräuchlich blieb, ſondern hier gera oder göra, bereiten, machen, dafür eintrat, das mit dem ſanſkritiſchen kar, machen, genau übereinſtimmt. Im Gothiſchen aber wird ſeine Stelle meiſt vertreten durch das ſchwache Zeitwort taujan, zwiſchen welchem und unſerm thun Herr Kohn mit Recht jeden Zuſammenhang leugnet; doch denkt er ſelbſt wieder unrichtig an einen Zuſammenhang mit ſkr. dâ, geben, deſſen Bedeutung doch auch gar nicht recht trifft. Vielmehr ſteht taujan, Perf. tavida für urſprüngliches tagvjan, Perf. tagvida, deren Lautverbindung gv dem Gothiſchen früh widerſtrebte, und entſpricht dem ſanſkritiſchen taksh = tvaksh, bereiten, machen, woraus gr. τεύχω, τέχνη und Anderes hervorgingen, mit einer Störung des Lautverſchiebungsgeſetzes, die hier vielleicht durch das v in tvaksh veranlaßt wurde, aber auch ſonſt vorkommt, zum Beiſpiel im gothiſchen têkan, berühren, im Verhältniß zum lateiniſchen tangere und im Gothi-

schen haitan, heißen = skr. cêt, rufen, einladen, eigentlich wissen lassen, als Causale zu skr. cit, wissen.

Als Anhang gleichsam bringt Herr Kohn noch Einiges über das Perfect iddja, dessen Bildung unzweifelhaft mit jenem -da, -dês ꝛc. eng zusammenhängt, ohne sich ganz entscheidend darüber auszusprechen. Mir aber scheint das Wahrscheinlichste, daß sich im Gothischen aus dem einfachen skr. i zunächst ein dem altslavischen idû, ich gehe (Bopp vergl. Gr. § 635), entsprechende gothische Verbalform id entwickelte, wie z. B. gr. πλήθω, erfülle, aus skr. prâ, und anderes, an die dann jenes -da, -des unmittelbar, wie sonst nur in wenigen Formen, z. B. vilda, ich wollte, antrat. In jenes so gebildete idda aber drang das j noch ein, weil dd im Gothischen sonst nur vor j vorkommt und zwar ist in allen andern Wörtern mit dieser Consonantengruppe das d ein ursprünglicher Laut, das sich erst aus dem dem d sehr nah verwandten j entwickelte, so ist goth. tvaddjê, duorum = einem theoretischen skr. *dvayâm, wofür allerdings nur das dualische dvayôs gebraucht wird und goth. daddjan, säugen, entspricht dem skr. dhâyayâmi (wofür dhâpayâmi gebräuchlich), saugen lassen, dem Causale zu skr. dhê, saugen.

Dr. Leo Meyer.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1856.

Athen

Typographie royale 1855. Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce par A. R. Rangabé, Professeur d'Archéologie à l'université d'Athènes etc. Vol. II. VIII u. 1097 S. in Quart. Mit 11 lithogr. Tafeln.

Es sind gerade zwanzig Jahre verflossen, seit der Erstling der gelehrten Litteratur aus dem neu erstandenen Griechenland von K. O. Müller in diesen Anzeigen (1836. St. 116) mit lebhafter Freude begrüßt wurde; es war der erste Fascikel von L. Roß inscriptiones graecae ineditae, der 1834 in der damaligen Hauptstadt des Königreichs, Nauplia, erschien. Es kündigte sich darin noch ziemlich spärlich die Fülle alter Schriftdenkmäler an, welche in den nächsten Decennien so massenweise zu Tage treten sollten, daß auch die kühnsten Erwartungen begeisterter Alterthumsfreunde weit überboten wurden. Diese unverhoffte

Ernte mußte vor Allem den einheimischen Gelehrten Griechenlands Gelegenheit geben, sich an der Förderung der Alterthumswissenschaft zu betheiligen und rüstig in die Arbeit einzutreten. Indessen blieb dieselbe zunächst noch Ausländern überlassen; auch als Athen der geistige Mittelpunkt des Landes und seiner neuen Cultur geworden war, zeigte sich im Allgemeinen weniger Interesse und Verständniß für das hellenische Alterthum, als man hätte erwarten sollen; es wurden fast auf allen Gebieten der höheren Bildung raschere Fortschritte gemacht, als auf dem, wie man denken sollte, zunächst liegenden, und wenn auch schon im Jahre 1835 in Pittakis' Anciennes Athènes eine Menge attischer Inschriften bekannt gemacht wurde und zwei Jahre später die ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ ἀφορῶσα τὰς ἐντὸς τῆς Ἑλλάδος ἀνευρισκομένας ἀρχαιότητας eine Sammlung der neu entdeckten Inschriften zu geben anfing, so sind doch diese Leistungen bei aller Anerkennung, welche man dem patriotischen Eifer des Herausgebers schuldig ist, nicht als wissenschaftliche Leistungen zu betrachten; ja, was mehr zu bedauern ist, man mußte in der Veröffentlichung der Urkunden diejenige Ordnung und Zuverlässigkeit vermissen, ohne welche eine gelehrte Bearbeitung derselben nicht gedeihen konnte. In dieser Beziehung macht das Werk von Rangabé Epoche in der Geschichte der Wissenschaft. Mit ihm ist die neugriechische Philologie, nachdem sie sich in engem Anschlusse an deutsche Alterthumswissenschaft emporgerichtet und ausgebildet hat, ebenbürtig eingetreten in die gemeinsame Arbeit, und wir sehen das hellenische Alterthum zum ersten Male würdig gepflegt von den Händen derer, welche durch Blutsverwandtschaft, Wohnort und Sprachgemeinschaft den nächsten Beruf dazu empfangen haben.

Die Antiquités Helléniques, deren zweiter Band hier vorliegt, sollen nach des Verfs Plane ein vollständiger, diplomatisch zuverlässiger und übersichtlich geordneter Codex aller griechischen Inschriften klassischer Zeit sein, welche im neugriechischen Königreiche vorhanden sind; nur einzeln sind auch Inschriften aus dem türkischen Thessalien wie n. 692, aus Kreta ꝛc. mitgetheilt; es ist ein Denkmal dessen, was die Wissenschaft der Befreiung Griechenlands und seiner geistigen Wiedergeburt verdankt, und zugleich ein für alle Philologen ungemein wichtiges Sammelwerk, weil es eine große Menge wichtiger Urkunden, welche bis dahin weit zerstreut, schwer zugänglich, mangelhaft veröffentlicht, zum Theil auch noch ganz unbekannt waren, in wissenschaftlicher Ordnung vereinigt.

Die Haupteintheilung des Stoffs ist eine chronologische. Der zweite Band schließt sich nämlich in der Weise an den ersten an, daß er alle Inschriften umfaßt, welche der Zeit vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Eroberung von Korinth angehören. Die Inschriften auf bildlichen Denkmälern sind dem dritten Bande vorbehalten, welcher die in Griechenland vorhandenen Ueberreste alter Sculptur umfassen soll (doch sind Reliefs von Grabdenkmälern hie und da beschrieben, z. B. n. 1699, dessen Bekanntmachung im röm. Bulletino 1840 S. 67 und in Gerhard's Arch. Zeitung 1845 S. 145 der Verf. nicht beachtet hat). Ausgeschlossen von der vorliegenden Sammlung sind die im Corpus inscriptionum graecarum veröffentlichten; dagegen sind alle in der attischen Ephemeris abgedruckten, alle in Griechenland, Deutschland, England, Frankreich in einzelnen Werken oder in Zeitschriften zerstreut erschienenen aufgenommen, und so weit es dem Verf.

möglich war, nach neuen Abschriften oder Papierabdrücken berichtigt.

Die chronologische Anordnung der Urkunden mußte große Schwierigkeit machen. Denn wo nicht die Namen von Archonten oder bestimmte in den Inschriften erwähnte Thatsachen einen festen Anhaltspunkt geben, ist man auf die Kennzeichen angewiesen, welche in der Gestalt und dem Gebrauche der Buchstaben, in den Sprachformen und im Stile der Urkunden zu finden sind. Wie unsicher aber diese Kennzeichen sind und einen wie weiten Spielraum der Zeitbestimmung sie gestatten, wird immer deutlicher. E für EI läßt sich in Inschriften nachweisen, welche der Zeit der 120sten Olympiade angehören müssen; EI für η kommt wiederholt in Urkunden vor, die schon die späte Form Π haben (n. 558); ΕΙΔ für ΕΚΔ findet sich neben solchen Schreibweisen, welche wie die Vernachlässigung des iota subscriptum die Nähe der römischen Periode verrathen. Man wird auch in der Schreibart immer mehr locale Unterschiede anerkennen müssen; sind doch in Attika selbst die Urkunden entlegenerer Gaue nachlässiger geschrieben. Auch die Beschaffenheit des Materials ist in Anschlag zu bringen, so wie die sehr verschiedene Tüchtigkeit der Steinmetzen. Es kommen Inschriften vor, welche denselben Inhalt haben, die demselben Fundorte und demselben Jahre angehören, und doch ganz verschiedene Schriftzüge zeigen; vgl. n. 381 und 468.

Es standen aber dem Verf. noch ganz andere Schwierigkeiten bei seinem Werke entgegen, als die, welche in dem Stoffe selbst liegen. Er, der bedeutendste Kenner der Denkmäler, der Vertreter der griechischen Alterthumskunde an der neugriechischen Hochschule sah sich mitten in Griechen-

land außer Stande, eine vollſtändige und genaue Kenntniß der Monumente zu erwerben. Denn erſtens ſind wegen Mangel an Aufſicht nicht wenige derſelben aus dem Lande entfernt worden; ſo ſind einige der wichtigſten Urkunden, das in Argos gefundene Verzeichniß der von einer Reihe von Städten entrichteten Geldbußen (n. 959), ſo die attiſche Inſchrift (n. 963) verſchwunden. Dann ſind namentlich in Athen viele Denkmäler dergeſtalt durch alle Straßen zerſtreut, in Häuſern eingemauert, in Hofwinkeln verſteckt, daß eine umfaſſende Sammlung des Materials unmöglich war. Eine große Zahl von Steinſchriften iſt freilich an beſtimmten Plätzen der Burg und der unteren Stadt (Theſeion, Stoa des Hadrian, Thurm des Antig. Kyrrh. ꝛc.) geſammelt und unter öffentliche Aufſicht geſtellt, aber viele derſelben ſind auf rohe Weiſe in großen Holzrahmen mit Gips zuſammengeklebt; dabei iſt vereinigt, was nicht zuſammengehört, während Bruchſtücke derſelben Urkunden weit von einander getrennt ſind; dadurch ſind endlich die auf den Seitenflächen und Rückſeiten enthaltenen Schriftzüge häufig einer genauen Erforſchung entzogen. Vielleicht wird es dem Verf., ſeit er ſelbſt in die oberſte Verwaltungsbehörde des Landes eingetreten iſt, möglich ſein, darauf hinzuwirken, daß der Urkundenſchatz von Athen endlich in würdigerer Weiſe gehütet und geordnet werde. Von mehreren Inſchriften, welche der Conſervator der Alterthümer zu Athen veröffentlicht hat, iſt es Hrn Rhangabé unmöglich geweſen, die Originale zu Geſichte zu bekommen; er hat ſie wiederholt, ohne ihre Echtheit verbürgen zu können, die bei ſolchen Inſchriften, wie der Ehreninſchrift Alexanders auf Ariſtoteles n. 1127, auch bei n. 1087, 1089, 1066 mehr als zweifelhaft iſt.

Bei Erwägung der ärgerlichen Schwierigkeiten, die der Verf. zu überwinden hatte, ist der unermüdliche Fleiß, mit dem er die chaotische Masse der Schriftdenkmäler zu sammeln und zu ordnen gewußt hat, doppelt anerkennungswerth. Der Verf. hat sich aber nicht begnügt, bloß ein Repertorium der in Griechenland befindlichen Inschriften zu geben, und die Benutzung derselben durch Register und Index wesentlich zu erleichtern, sondern er hat auch zur Erklärung und Ergänzung derselben mit dem Talente und der Sachkenntniß, wie sie schon im ersten Theile der Antiquités helléniques sich allgemeine Anerkennung erworben haben, die wichtigsten Beiträge geliefert und dabei die Arbeiten deutscher Epigraphiker, so weit sie ihm zugänglich waren, gewissenhaft benutzt. Daß bei einer Masse von drittehalbtausend Inschriften die Sorgfalt und Genauigkeit der Behandlung nicht überall gleichmäßig ist, daraus wird nicht leicht Jemand dem Verf. einen Vorwurf machen. Wir folgen in kurzer Uebersicht der Eintheilung des Werks, indem wir gelegentlich einzelne Bemerkungen hinzufügen.

Der erste Abschnitt enthält die Senats- und Volksbeschlüsse und zwar zuerst die attischen, die, soweit es möglich war, nach den Archonten geordnet sind. Unter den hier folgenden Ehrendecreten sind drei, welche ausgezeichneten und verdienten Aerzten gelten n. 377, 378 u. 426. Der Titel eines ἀρχιατρός von Athen, den Rh. n. 426 durch Ergänzung herstellt, bleibt aber durchaus zweifelhaft und ebenso n. 377 die Ergänzung, wonach Euenor, des Euepias Sohn (zwei schöne Namen für Aerzte) aus dem amphilochischen Argos vom Staate erwählt sei ἐπ[ὶ τῶν φαρμάκων] τὴν παρασκευήν, wobei er aus eigenen Mitteln

ein Talent zugesetzt habe. Wahrscheinlicher ist es, dabei an die Herstellung eines von Staats wegen unterhaltenen *ἰατρεῖον* oder *νοσοκομεῖον* zu denken. In n. 418, dem mehrfach besprochenen Decrete der Eikadeer, sucht der Verf. gewiß mit vollem Rechte das *ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Παρνησσίου* auf dem Parnes, während noch Wordsworth in der dritten Auflage seines Athens and Attica p. 191 an ein parnassisches Heiligthum denkt. Die ursprünglich verwandten Namen Παρνης und Παρνησός begegnen sich in dem Adjectiv Παρνήσιος, das hier nur uncorrect mit doppeltem Sigma geschrieben ist. N. 433 ist das in des Refer. inscriptiones atticae duodecim veröffentlichte, dann von Sauppe in der Neuen Jen. Litteraturzeitung 1845 S. 241 f. und endlich von Bergk in der Archäol. Zeitung 1849 S. 174 besprochene Fragment, welches sich auf die Schicksale der Stadt Chalkis um Ol. 119, bezieht. Beide Gelehrte, deren Bemerkungen R. nicht kennt, haben Z. 5 richtig ergänzt: *αἴτιος ἐγένετο τὸ τὴν πόλιν αὐτῶν ἐλευθέραν γενέσθαι.* N. 443 wird Herodoros belobt, weil er seine Stellung bei Antigonos und Demetrios zu Gunsten der Athener gut benutzt habe; er wird genannt ΕΜΠΙΣΤΕΩΝ *τῷ βασιλεῖ; ἐμπιστέω* läßt sich wohl so gut wie *ἐμπειρέω* u. a. rechtfertigen und kann bedeuten „ein Mann des Vertrauens sein"; schwieriger ist es, die aufgelöste Form zu erklären. Merkwürdig ist, daß in denselben Inschriften die Bildsäulen der *Σωτῆρες* auf dem Markte neben Harmodios und Aristogeiton stehend erwähnt werden, wie Stratokles deren Aufstellung beantragt hatte. Für attische Staatsalterthümer ist das Decret der Ritter N. 454 von besonderer Wichtigkeit; sie bezeugen den Schatzmeistern der Göt-

tin ihre Dankbarkeit dafür, daß dieselben in Uebereinstimmung mit den Hierarchen für die öffentliche Verpflegung, welche man den Rittern schuldig geblieben war, gesorgt hatten. Für die barbarische Verbalform, die V. 7 in den Cursivtext sich eingeschlichen hat, ist vielleicht ὀφειληθέντα zu lesen.

Den attischen Decreten folgen die aus andern Theilen Griechenlands. Ein Hauptstück dieser Gruppe ist n. 692, die Regulirung der Grenzen zwischen den thessalischen Städten Meliteia und Pereia betreffend, wobei ätolische Männer Schiedsrichter sind. Der Verf. wußte nicht, daß die Inschrift schon in Ussing's inscr. ineditae herausgegeben worden sei. N. 693—702 sind megarische Inschriften aus dem dortigen Olympieion, von R. selbst gefunden. Merkwürdig ist der Ausdruck γῆς καὶ οἰκίας ἔπαρχά, welcher mehrfach wiederkehrt, wie es scheint, in der Bedeutung von ἔγκτησις. Auch n. 703 stammt dorther; R. gibt diese Inschrift, welche eine Belobung der Megarer von Seiten der Orchomenier enthält, nach einer Abschrift von Kleanthes, ohne zu wissen, daß dasselbe Decret schon 1835 von Roß abgeschrieben und von Meier im Anhange zu seiner Abhandlung über die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens behandelt worden ist. N. 705b ist schon vom Ref. im Rhein. Mus. N. F. II, p. 107 und darauf von Keil in seiner Sammlung böotischer Inschriften herausgegeben und was die Varianten des Textes betrifft, so glaubt Ref. wenigstens den Anfang richtiger gelesen zu haben.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. 198. Stück.

Den 11. December 1856.

Athen

Schluß der Anzeige: »Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce par A. R. Rangabé. Vol. II.«

Von n. 706 an folgen die delphischen Inschriften, welche R. soweit sie ihm noch zugänglich waren, nach Papierabdrücken veröffentlicht und chronologisch zu ordnen sucht. Von 751 an gibt er eine Reihe von Inschriften des Archipelagus nach Roß, welchem er in Ergänzung und Erklärung sich anschließt, auch in dem Decrete von Astypalaia n. 762, wo Z. 18 die Artemis Munychia noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ist und wo Z. 29, wie Keil erkannt hat, statt Μενδηϊάς: (τοὺς) μὲν λησταὰς zu lesen sein wird. Den Schluß dieses Abschnitts bildet nachträglich der vollständiger wiederholte Volksbeschluß aus dem Archontate des Nausinikos, welcher, nachdem er von Böckh am Ende seiner Staatshaushaltung besprochen, von Eustratiades zweimal herausgegeben, von Meier

zweimal bearbeitet worden ist und zuletzt in Beziehung auf die Theilnehmer der neuen Bundesgenossenschaft in A. Schäfers Abhandlung de sociis Atheniensium eine sehr sorgfältige Behandlung erfahren hat.

Kapitel 2 umfaßt die auf öffentliche Bauten bezüglichen Urkunden. N. 777 (Inscr. Att. XII. n. VI) kann unmöglich, wie der Verf. will, benutzt werden, um Anwendung von Tafelgemälden an Tempelwänden zu bezeugen, da hier ja gerade ungehörige Gemälde aus der Cella entfernt werden sollen. Diese εἰκονικοὶ πίνακες finden ihre Erklärung durch die jüngst im Peiraieus gefundene Inschrift, wo der Ausdruck vorkommt: ἀναθεῖναι αὐτοῦ εἰκόνα ἐν τῷ ναῷ. Vgl. Gerhards Archäol. Anzeiger 1856 S. 84. — N. 780 wird in einem leider sehr verstümmelten Fragmente das Dipylon und die heilige Straße erwähnt; noch beklagenswerther ist die Verstümmelung des in alter Schrift geschriebenen Epigramms (n. 784b), welches der Verwüstung Athens durch die Perser gedenkt; vielleicht ist in der letzten Zeile zu lesen: ἄστυ βίᾳ Περσῶν κλινομένων. N. 785 ist die nun auch von Pittakis herausgegebene, in paläographischer, sprachlicher und antiquarischer Hinsicht ungemein wichtige Inschrift über Wiederherstellung eines Tempels, welche der Herausgeber irrthümlich auf das Trophoniosheiligthum in Lebadeia bezieht. — Ein reiches Material für Cultusalterthümer findet sich beisammen in Kap. 3, wo einer Reihe von religiösen Genossenschaften (ὀργεῶνες, ἐρανισταί, σύνοδος τῶν περὶ Διόνυσον τεχνιτῶν), einer attischen Theorie nach Thespiai, des panathenäischen u. a. Feste, merkwürdiger Götterdienste und heiliger Geräthschaften Erwähnung geschieht. Der ἀρχαῖος ναός, aus

welchem Koſtbarkeiten in den Parthenon über tragen werden ſollen n. 863 B., kann trotz der Bemerkungen des Vfs S. 542 ſehr wohl das Heiligthum der Polias ſein; auch n. 783 wird erwähnt τοῦ ναοῦ τοῦ ἀρχαίου πᾶσα ἡ περιοχή. — In dem 4ten Kapitel (inventaires d'effets sacrés) ſind ſehr verſchiedenartige Dinge vereinigt; die erſte Hälfte gehört noch dem Gebiete der religiöſen Alterthümer an und dann folgen Urkunden privatrechtlichen Inhalts, in denen von Verkauf und Verpachtung die Rede iſt, Freilaſſungsacten, hypothekariſche Inſchriften, Grenzſteine, Gewichtſtücke u. dgl. N. 879 iſt die Ergänzung der Worte Ἀθηνᾶς τέλμια πρὸς ταῖς πύλαις ταῖς παρὰ τὸ Διοχάρου[ς τεῖχος] unſtatthaft. Wahrſcheinlicher iſt ἠρῶον zu leſen. Ebenſo wenig wird man n. 881 (Inscr. Att. XII n. 7), wo eine Reihe von Perſonen, ἀποφυγόντες und ἀποφυγοῦσαι, aufgeführt wird, deren jede eine φιάλη weiht, der ſeltſamen Erklärung des Herausgebers beiſtimmen können, welcher darin »actions de graces pour avoir gagné leurs procès et échappé aux griffes de plaideurs chicaniers« erkennen will. Die ſeltſamen Abkürzungen Πειραι und Φαληρε beſtätigen ſich. S. 582 finden ſich gute Bemerkungen über die Lage der Pnyx; namentlich wird mit Recht geltend gemacht, daß die Hochfläche der traditionell ſogenannten Pnyx kein heißer Ort ſei, wie man geſagt hat, ſondern ſich gerade durch Friſche der Luft auszeichne. Zu den für attiſche Alterthümer wichtigen Gegenſtänden gehört u. a. die τριττὺς Λαχιαδῶν und der ὅρος ἀγορᾶς Μελιτέων 891. Dann folgt eine Maſſe nicht-attiſcher Denkmäler, Inſchriften aus Böotien, Paros, Tenos, 903 ff. und die Manumiſſionsurkunden aus Delphi, welche nach Papierabdrücken ab-

geschrieben, hie und da eine Berichtigung der früheren Publication gestatten. Den Schluß des überreichen und buntgemischten Kapitels machen verwandte Inschriften aus Lamia und Elatea, und zuletzt einzelne Inschriften aus Euboia, Anaphe und Argos. Kap. 5 umfaßt, was sich auf heilige Spiele, auf Choregie und Gymnasien bezieht, Kap. 6 die Votivinschriften, anhebend mit der von Ulrichs zuerst erkannten Dedication an die Athena Ergane, welcher die übrigen Götter angereiht werden; auch die Unterschriften von Ehrenbildern aller Art sind mit hieher gerechnet. Kap. 7 enthält lauter Namenlisten, auf Heer und Flotte bezüglich, zum Theil auch der Art, daß bei dem unvollständigen Zustande der Urkunden der eigentliche Zweck der Namenreihen von Leuten aus den verschiedensten Gegenden von Hellas (wie n. 1298) gar nicht zu bestimmen ist. Das »énigme épigraphique« n. 1299 ist die Zahlentafel, welche schon Böckh 1841 herausgegeben hat. Endlich folgen die Grabschriften; unter den attischen erst die, bei denen der Demos angeführt ist, alphabetisch nach den Gauen geordnet, dann die, bei denen die Angabe des Demos fehlt; zuletzt die der in Athen bestatteten Fremden. Dann die nicht-attischen und die metrischen Grabschriften. Unter den zu beiden Bänden der Antiq. Helléniques nachgelieferten Supplementen ist das schon durch Bursian bekannte alterthümliche Fragment aus Karystos (n. 2237), die attische Rechnungsurkunde, welche Böckh nach der Welsen'schen Abschrift im Monatsberichte der Berl. Ak. 1853 Oct. herausgegeben hat (n. 2253); ferner aus Argos ein sehr merkwürdiges Bruchstück, welches Zahlungen sehr verschiedener Städte in verschiedenen Münzsorten mit durchaus ungewöhnlichen Werthzeichen enthält. Endlich folgen die

ſchon anderweitig bekannt gewordenen Inſchriften aus Hermion und aus Kreta.

Ein Werk wie das vorliegende, deſſen Inhalt einigermaßen kennen zu lernen und überſichtlich zu beſchreiben, ſchon eine Arbeit iſt, liefert den Stoff für eine Reihe philologiſch-antiquariſcher Unterſuchungen, an denen es bei dem immer allgemeiner werdenden Eifer für epigraphiſche Forſchungen nicht fehlen wird. Der trümmerhafte Zuſtand faſt aller uns erhaltenen Inſchriftſteine erſchwert freilich die Arbeit auf jedem Schritte in der peinlichſten Weiſe; aber wenn man bedenkt, welche Fortſchritte die Wiſſenſchaft gemacht hat ſeit der Zeit, da Gruter mit Scaligers Hülfe die griechiſchen Stücke ſeiner Sammlung lesbar zu machen ſuchte, ſo iſt zu erwarten, daß von den vielen Räthſeln, welche der vorliegende Band noch enthält, die meiſten ihre Löſung finden werden. Das Werk von Rangabé iſt jetzt die vollſtändigſte Ergänzung des Corpus inscriptionum und je mehr Material wir hier mit Rückſicht auf Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit vereinigt vor uns ſehen, um ſo anſchaulicher tritt uns der Gewinn entgegen, der aus den Steinarchiven der griechiſchen Städte für die geſammte Philologie gewonnen iſt und mehr und mehr gewonnen werden kann. Von den politiſchen und gottesdienſtlichen Alterthümern abgeſehen, für die faſt auf jeder Seite zu lernen iſt, treten ganze geſchichtliche Perioden, ſo namentlich die Periode der ſpäteren Seeherrſchaft Athens, die Zeit des ätoliſchen Principats und die der Verbindung Griechenlands mit dem pergameniſchen Reiche mehrfach in ein helleres Licht; Perſonen aus der Geſchichte bekannt, wie z. B. (um der auswärtigen Fürſten hier nicht zu gedenken) der Philoſoph Lykos, des Antigonos Gon-

natas Freund (n. 880) Timotheos, des Konon Sohn (1099), Lykurgos (492), Demades (418) die Söhne des großen Praxiteles (1103), Nachkommen des Sophokles, namentlich sein gleichnamiger Enkel (n. 2337) treten uns in den Steinschriften entgegen. Eine Menge attischer Namen reihen sich immer deutlicher an einander, so daß man ganze Familiengruppen und Stammbäume wiederherstellen kann. Dabei ist es interessant, die Wortstämme zu beachten, welche in denselben Familien unter verschiedenen Variationen als Lieblingsthema wiederkehren, so z. B. Εὐθύνομος und Εὐθύδομος (n. 1211), Εὐθήμων, Εὔπολις und Εὐκτήμων (n. 1068), vgl. die auf ἄστυ componirte Namengruppe S. 739 und vieles Aehnliche. Aber auch im Gegensatze treten Vater- und Sohnname auf, wie z. B. Ἀστύφιλος Φιλάγρου. Auch der Aristophanische Name Πεισθέταιρος scheint sich in der Form Πισθέταιρος (n. 1338) als guter Bürgername zu bewähren, dessen Inhaber allen Grund hatte dem Dichter zu zürnen, wenn er bei der ersten Aufführung seiner Vögel unter den Zuschauern saß. — Für Kenntniß der Dialekte sind die böotischen Inschriften nicht unergiebig (siehe S. 778 u a.); für die Paläographie finden sich außer den oben erwähnten Werthzeichen auch unbekannte Buchstabenformen wie ⋕ für φ S. 180 und das merkwürdige ⊦ n. 1338, wo es R. für ΙΣ nehmen will. In Bezug auf Stil und Wortgebrauch ist es wichtig, gewisse Wendungen zu beachten, die erst in einer bestimmten Zeit aufkommen; so z. B. taucht in der römischen Epoche ἐπερωτᾶν in der Bedeutung legem rogare auf (n. 689, 56). Endlich führt die Menge der zur Vergleichung vorliegenden Inschriften darauf, die verschiedene Art ihrer Aufstellung, wie sie im Texte

ſelbſt beſtimmt zu werden pflegt, und die weiteren Anordnungen über die Eingrabung der Schrift und über die zu dieſem Zwecke zu bewilligenden Koſten zu beachten. Ausnahmsweiſe werden dieſe auf zwei Kaſſen, die Kriegskaſſe und die Verwaltungskaſſe angewieſen (n. 491). Bei den Ehrendenkmälern wird der Ort der Aufſtellung (στάσις n. 554; häufig ἀνάθεσις, namentlich in Beziehung auf nahe Heiligthümer wie S. 183), um die Ehre zu erhöhen, dem Geehrten überlaſſen; ſie kann ſelbſt ἐν ἀγορᾷ οὗ ἂν βούληται πλησίον Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος (n. 565) erfolgen. Die Staatsdecrete haben namentlich in Athen ihrem Inhalte entſprechend, ihre beſtimmten Ortsſphären, Akropolis, Buleuterion, Metroon; außerhalb Athen finden wir meiſt die erſten Heiligthümer als Standörter der öffentlichen Urkunden bezeichnet. Alle dieſe Punkte, welche für das öffentliche Schriftweſen der Griechen nicht unerheblich ſind, entbehren bis jetzt noch einer gelehrten Bearbeitung. Bei der Anzeige eines Werkes, welches in der epigraphiſchen Litteratur Epoche macht, ſchien es dem Ref. nicht ungehörig, auf dieſe Geſichtspunkte hinzuweiſen und darauf aufmerkſam zu machen, wie in dieſem auf attiſchem Boden geſchaffenen corpus inscriptionum graecarum nicht nur für Behandlung einzelner Schriftdenkmäler ein ungemein reicher Stoff dargeboten, ſondern auch zum vollſtändigeren Ausbau der geſammten griechiſchen Inſchriftkunde vielfache Anregung enthalten ſei. E. C.

Greifswald und Leipzig

C. A. Koch's Verlags-Buchhandlung 1854. Symbolik der chriſtlichen Confeſſionen und Religionspartheien von A. H. Baier, d. Theol.

Doctor und a. o. Prof. an der Universität zu Greifswald. Erster Band. Symbolik der römisch-katholischen Kirche. Zweite Abtheilung. Der römische Katholicismus in der Organisation seiner besonderen Sphären. S. 255—618 in Octav.

Nachdem der Verfasser in der ersten Abtheilung seiner Symbolik der römisch-katholischen Kirche das Wesen des Katholicismus im Allgemeinen dargestellt hat, wendet er sich in der vorliegenden zweiten Abtheilung zur Schilderung und Beurtheilung der einzelnen Formationen, in welchen jenes allgemeine Wesen bestimmt sich ausgeprägt hat. Dort wurden — wie seiner Zeit bei der Anzeige der ersten Abtheilung des Baierschen Werkes in diesen Blättern genauer mitgetheilt ist — die Grundlehren von der Kirche, von der Tradition und vom Episcopate entwickelt, hier aber beschreibt der Verf. in drei Abschnitten zuerst „die Verfassung der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft" (S. 255—366), dann „Die dogmatische Lehre im engern Sinne des Worts" (S. 367—563), endlich „den Cultus und die Disciplin, und das Verhältniß zur Sittlichkeit und Kunst" (S. 564—618).

Daß der Verfasser, um das römisch-katholische System mit möglichster Treue aufzuzeigen, sich auf die Decrete und den Katechismus des Tridentinischen Concils, als eigentliche Quellenschriften, beschränkt, ist gewiß ebenso richtig, als die maßvolle, aber ausreichende Vergleichung von einzelnen hervorragenden katholischen Kirchenlehrern — namentlich Bellarmin und Möhler — wo es sich um die genauere Bestimmung der Tridentinischen Sätze handelt, alle Anerkennung verdient. Manches Wichtige hat das Tridentinum absichtlich nicht gesagt; in andern bedeutenden Punkten

hat die Tridentinische Lehre wesentliche Modificationen erlitten, insbesondere durch Möhler; in allen diesen Fällen stellt der Verf. den Sachverhalt klar und actenmäßig dar und unterscheidet ausdrücklich und sorgfältig das wahrhaft Symbolische von dem durch die spätere Theologie Entwickelten. An einzelnen Hauptpunkten setzt sich der Verf. auch, sowohl was seine Darstellung der katholischen Lehre als auch was seine Kritik derselben anlangt, mit andern Autoren — namentlich Marheineke, Nitzsch und Baur — auseinander, jedoch ohne mehr als gelegentliche Bemerkungen in dieser Hinsicht sich zu erlauben.

Der Verf. will, wie schon aus der ersten Abtheilung seines Werkes sich ergab, seine Aufgabe durch eine zwiefache Leistung lösen, indem er nicht mit einer bloß historischen Darstellung des symbolischen Stoffes sich begnügt, sondern denselben auch der Kritik unterwirft. Dies Letztere scheint auch uns der wissenschaftlichen Energie der Symbolik wohl zu entsprechen; nur wird man nicht die Klarheit und Objectivität der in erster Linie stehenden Darstellung selbst durch Einmischen von kritischen Bemerkungen trüben dürfen. Doch ist dies dem Verf. nicht selten begegnet. Bei einzelnen kleinern Abschnitten, zumal wo nur gewisse Modificationen einer allgemeinern und in dieser Beziehung schon explicirten und kritisirten Idee geschildert werden, fließt die Kritik wie von selbst ein (S. 304 fl. 309 fl. 311); aber daß z. B. auch die Entwickelung der Lehren von der Rechtfertigung und von den Sacramenten mit kritischen Elementen durchzogen ist, können wir, selbst abgesehn von den unvermeidlichen Wiederholungen, nicht gutheißen. Die überall vorkommenden Erinnerungen, daß an diesem oder jenem Punkte die katholische Lehrbestimmung mit der „unendli-

chen Idee" des Christenthums im Widerspruche stehe, stören in der That den Leser, welcher zunächst eine klare Vorstellung von dem katholischen Systeme haben will, um so mehr als derselbe jedesmal den uns wenigstens nicht recht gelungenen Versuch machen muß, zu erkennen, was doch eigentlich für eine Norm sei, nach welcher die vorgetragenen Lehren beurtheilt werden sollen.

Mit Recht hat der Verf. nicht nur die „dogmatische Lehre im engern Sinne des Wortes", sondern auch die Verfassung der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft behandelt. Zur „Verfassung" rechnet er nämlich die Bestimmungen über das Priesterthum, insbesondere über den Charakter, die Intention und den Cölibat, ferner über die Functionen des geistlichen Standes und endlich über den Episkopat, Primat und die göttliche Einsetzung dieser Institutionen. Daß aber die katholische Kirche aus dogmatischem Princip ein bestimmtes Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft einnehmen will, zeigt sie schon einerseits durch ihre Bestimmungen über die Ehe, andererseits durch ihre Erklärungen über die Vulgata, durch ihren Index librorum prohibitorum und manches Andere. Gleicherweise billigen wir es durchaus, daß der Cultus und die Disciplin in den Bereich der katholischen Symbolik aufgenommen ist. Was aber der Verf. schließlich über das Verhältniß des Katholicismus zur Sittlichkeit und Kunst sagt, scheint uns wesentlich kritischer Natur zu sein, wie der Verf. selbst (S. 591) andeutet, eine abschließende Erprobung des katholischen Princips an den christlichen Ideen der Sittlichkeit und der Kunst.

In Betreff des äußern Umfangs hat der Verf. also seinen Stoff vollständig vorgelegt. Auch an der Ausarbeitung der einzelnen Theile haben wir

nichts Wesentliches vermißt. Nur die Lehren vom Purgatorium und von den Todsünden im Gegensatze zu den büßlichen Sünden scheinen uns zu kurz, nur wie beiläufig, dargestellt zu sein. Das Tridentinum selbst gibt allerdings in beiden Punkten nur Andeutungen, aber auch diese hat der Verf. nicht völlig wiedergegeben; von dem Sinus Abrahae hat er z. B. gar nicht geredet. Wegen der wichtigen Lehre von den Todsünden aber hätte wohl, wie bei andern Gelegenheiten, auf die Scholastiker, namentlich Petrus Lombardus, zurückgegriffen werden können. In dem Kapitel über den character indelebilis des Priesters haben wir auch die Angabe, daß der Pabst laisiren könne (vgl. Richter, Kirchenrecht. 3. Aufl. § 103) vermißt. Wenigstens für die kritische Erörterung war dies Moment nicht unerheblich, weil es an seinem Theile die von dem Verf. übrigens treffend bezeichnete Unbestimmtheit und Unklarheit der ganzen Vorstellung vom Charakter fühlbar macht. Eine schiefe Darstellung findet sich S. 567: „In der täglichen Messe bietet die Kirche, welche ja der Leib des Herrn ist, sich selbst in dem geheimnißvollen Opfer — zur kräftigenden Speise und erhaltenden Nahrung dar." Nein, das corpus mysticum des Herrn, wie die Kirche sich selbst ansieht, ist durchaus nicht so gemeint, wie corpus et sanguis una cum anima et divinitate Domini nostri J. Chr. (Decr. Conc. Trid. Sess. XIII. de Euchar. Can. 1), welches im Meßopfer unblutig dargebracht wird, so daß der katholischen Kirche die ungeheuerliche Vorstellung, welche der Verf. in jenem Satze ausspricht, keineswegs zur Last fällt. Er selbst hat übrigens da, wo er eigentlich von der Eucharistie handelt, das Wichtige klar dargestellt.

Unser Hauptbedenken gegen die vom Verf. ge-

gebene Entwickelung der katholischen Symbolik betrifft die Anordnung. Den im Catechismus Romanus eingeschlagenen Weg konnte er natürlich nicht befolgen. Aber es fragt sich, ob er nicht so viel als möglich der Ordnung, in welcher das Tridentinische Concil verhandelt hat, sich anschließen konnte; denn es ist für die volle Treue der Darstellung, und weiterhin auch für die Kritik, nicht unwichtig, die eigenthümliche Ordnung und den ursprünglichen Zusammenhang der dargestellten Sachen zu beobachten. Von einzelnen, unbedeutendern Dingen, z. B. vor der Zusammenstellung der Sacramente der Ehe und des Ordo wollen wir nicht reden; aber daß die „Verfassung der Kirche" geschildert wird, bevor die „dogmatische Lehre im engern Sinne des Wortes" dargelegt ist, scheint uns deshalb nicht richtig, weil nach unserer Anschauung jene Verfassung (Priesterthum, Hierarchie) sich auf die dogmatische Lehre, insbesondere auf die Lehren von der Sünde und von der Rechtfertigung gründet. Das Tridentinum hat deshalb in seiner Weise ganz Recht, wenn es zuvor de peccato originali (Sess. V) und de justificatione (Sess. VI), und danach erst von den Sacramenten und dem, was Dr Baier kurz die Verfassung nennt, handelt. Es ist allerdings ganz richtig, daß nach katholischer Anschauungsweise „das Verhältniß des Einzelnen zu dem Heil in Christo wesentlich und ausschließlich abhängig ist von seinem Verhältniß zu der so verfaßten traditionell hierarchischen Kirche, die Heilsordnung ganz und gar von der Kirchenordnung abhängig ist und in sie aufgeht" (S. 257); allein deshalb ist noch nicht richtig, daß „die Lehre von der Verfassung die Grundlage und Voraussetzung der katholischen Lehre von der Rechtfertigung und den Sacramenten bildet" (ebendas.). Vielmehr ist

die Lehre von der Verfassung, das Einschieben eines menschlichen Mittlerthums, nur möglich, weil die Lehre von der Rechtfertigung, oder genauer, weil die Lehre von der Sünde und der Rechtfertigung, eine verkehrte ist. Es kann z. B. nicht allein die Lehre von dem Sacramente der Buße, sondern auch die von der priesterlichen Function der Absolution und dem was damit zusammenhängt (Satisfaction, Ablaß, Fegefeuer ꝛc.) nur da aufgestellt werden, wo man in so äußerlicher und mechanischer Weise, wie sie der katholischen Lehre eigen ist, über Sünde und Gnade und über das Verhältniß der einen zu der andern gedacht hat.

Die von dem Verf. an jedem dargestellten Lehrstücke geübte Kritik ist überwiegend dialektischer, weniger theologischer Art, insbesondere nicht auf biblischen Grund gestützt. Vorzugsweise sucht der Verf. durch Aufdeckung von Incongruenzen und Inconsequenzen, oder auch durch Geltendmachung der unvermeidlichen Consequenzen die katholischen Bestimmungen von innen heraus zu zersetzen oder zu zerbröckeln; und in dieser Art der Kritik beweist der Verf. eine nicht geringe Virtuosität. Wo er aber durch etwas wahrhaft Positives den katholischen Irrthum überwinden will, da nimmt er, ganz wie in der ersten Abtheilung, einen so unsichern und für uns so völlig unklaren Standpunkt ein, daß wir in dieser Hinsicht seine Polemik für sehr schwach halten. Nur in sehr seltenen Fällen wird zum Schriftbeweise gegriffen und, wenn es einmal geschieht, nur ganz flüchtig und ungründlich. Die hauptsächlichste und oft angerufene Instanz wider die katholischen Sätze, welche theologischer Art sein soll, ist die „Unendlichkeit", sei es nun der Idee der Versöhnung, oder des sittlich-religiösen Geistes des Christenthums oder wie sonst der Vf. in den verschiedensten Variatio-

nen dieſes beliebten Thema vorträgt (vgl. S. 424. 425. 469. 525. 536. 555. 559 ꝛc.). Vielleicht wird es aus der nun zu erwartenden Symbolik der evangeliſchen Kirche klar, was eigentlich mit jenen Redensarten gemeint ſei.

Dr. Fr. Düſterdieck.

Gotha

Becker'ſche Buchhandl. 1856. Zoologie der alten Griechen und Römer, deutſch in Auszügen aus deren Schriften, nebſt Anmerkungen von Dr. H. O. Lenz, Lehrer zu Schnepfenthal. XXIV und 656 S. in Octav.

Der Verf. vorſtehenden Werkes hat ſich einer ſehr verdienſtlichen Arbeit unterzogen, indem er einen Theil der großen Naturwiſſenſchaften von der antiquariſchen Seite behandelt hat. Das Motto aus Seneca, welches er für ſein Buch gewählt hat: »Cum excusatione veteres audiendi sunt: nulla res consummata est, dum incipit« führt den Leſer auf den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des bei den Alten Gefundenen: nur ſehr unvollkommen waren die Kenntniſſe der Thiere bei den Völkern des Alterthums, da ihnen vor Allem der Verkehr mit fernen Ländern, dem Vaterlande der von ihnen beſchriebenen Thiere, abging, und ſie ſich oft genug mit höchſt mangelhaften und geradezu unrichtigen Angaben unzuverläſſiger Berichterſtatter begnügen mußten. Wir würden indeſſen Unrecht thun, wenn wir ohne Weiteres Alles, was uns nicht auf den erſten Blick als wahr oder doch als wahrſcheinlich einleuchtet, für Fabel oder Unſinn erklären wollten. Es können in allen Zeiten Völker gelebt haben, deren Eigenſchaften von allen der jetzt noch lebenden bedeutend abwichen; wir wiſſen ja von manchen Völkern beſtimmt, daß ſie ganz ausgeſtorben

sind, wie z. B. das große Volk der Tschuden vom Nordrand des Altai, das ganze weiland die kanarischen Inseln bewohnende Volk der Guanchen, ferner die Aturen in Süd-Amerika ꝛc., es haben Thierarten gelebt, die jetzt längst von der Erde verschwunden sind; es haben Thierarten in Menge große Länderstrecken bewohnt, wo sie jetzt ausgestorben sind, wie z. B. der Elephant Nord-Afrika, der Löwe Griechenland, der Auerochs, das Elendthier, der Wolf und Bär Deutschland; es haben sich Thierarten über große Länderstrecken ausgebreitet, wo sie früher nie gesehen worden, wie z. B. die Wanderratten; es werden noch jetzt zuweilen neue Thierarten entdeckt, deren Bau oder Lebensart etwas ganz wunderbar Scheinendes enthält, wie die Beutelthiere, das Schnabelthier; selbst neue Gewohnheiten sehen wir mitunter bei Thierarten erscheinen, wie es z. B. vorkommt, daß Rothhirsche die jungen Fichten in Gegenden zu schälen beginnen, wo sie seit Menschengedenken nie eine Spur dieses Gelüstes gezeigt. Was daher der Verf. bei den Alten aufgefunden, das hat er in vorliegendem Werke mitgetheilt, nachdem er schon früher in seiner „Schlangenkunde“ und in seiner „gemeinnützigen Naturgeschichte“ einige Auszüge aus alten Schriftstellern mit dem besten Erfolge gegeben: dem Einzelnen hat er hier seine kritischen Bemerkungen und Erklärungen beigefügt, so daß Manches dunkel Erscheinende die richtige Aufhellung erhält, manches Andere freilich geradezu für Fabel erklärt werden muß. Daß Plinius d. Aelt. dabei die meiste Berücksichtigung gefunden, versteht sich wohl von selbst; doch hat der Verf. auch Stellen aus vielen andern Auctoren herangezogen, welche er schon in der Vorrede mit kurzen biographischen Notizen namhaft gemacht hat; sie sind: Herodot, Xenophon, Aristoteles (der Grün-

der der wiſſenſchaftlichen Zoologie), M. Port. Cato Censorinus, Nikander, M. T. Varro, Cicero, Gratius, Virgilius, Diodor Siculus, Columella, Strabo, Plutarch, Arrian, Pausanias, Oppian, Aelian, Athenaeus, Nemesianus (über die Jagd), die Scriptores histor. augustae, namentlich Ael. Lampridius, Jul. Capitolinus und Flav. Vopiscus, endlich Palladius (de re rustica). Den Stoff ſelbſt hat der Vf. nach dem in ſeiner „Naturgeſchichte“ befolgten Syſteme geordnet: er beginnt mit dem Weltall, der Erde, geht dann zum Menſchen über, bringt Allgemeines von den Thieren und berückſichtigt dann das Specielle, was über dieſelben bei den alten Schriftſtellern vorkommt. Bei jedem Thiere hat der Verf. die daſſelbe erwähnenden Schriftſteller in chronologiſcher Reihenfolge aufgeführt und iſt von dieſer nur in ſehr wenigen Fällen aus beſonderem Grunde etwas abgewichen. Intereſſante Thiere hat der Vf. wenn ſich genügendes Material darbot, reichlich ausgeſtattet: diejenigen dagegen, welche in Deutſchland nur Wenigen bekannt ſind, wozu namentlich viele Seethiere gehören, hat er gänzlich übergangen oder nur ſehr kurz abgefertigt. Die Stellen der Alten hat der Verf. in deutſcher Ueberſetzung gegeben, wobei er ſich nicht an die Folge der einzelnen Wörter gebunden, wohl aber bemüht hat, den Sinn ſo treu als möglich wiederzugeben. Er hat ſich (mit Recht) gedacht, daß ſein Werk nicht bloß von denen benutzt werden wird, die man vorzugsweiſe Gelehrte nennt, und hat auch, um bei Niemand anzuſtoßen, abſichtlich Alles ganz weggelaſſen, was bei den jetzigen Begriffen von Sittlichkeit irgend Jemand ein Aergerniß geben könnte. Am Schluſſe des Werkes hat der Vf. noch eine Allegorie der verſchiedenen Thiere, wie ſich die Alten eine ſolche gebildet hatten, mitgetheilt, wobei J. Winkelmann benutzt wurde. Die Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer hat der Vf. ſpäter nachzuliefern verſprochen. v. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 13. December 1856.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1856. Mikrokosmus. Ideen zur Geschichte und Naturgeschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Lotze. Erster Band. 1. Der Leib. 2. Die Seele. 3. Das Leben. XX und 439 S. in Octav.

Nur mit wenigen Worten erlaube ich mir an dieser Stelle die Absicht des Werkes anzudeuten, dessen Anfang ich jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, nicht ohne Unruhe über die Größe und Schwierigkeit des begonnenen Unternehmens, aber auch nicht ohne das lebhafte Verlangen, ihm, dessen Vollendung ein früh von mir gehegter Wunsch war, längere Zeit meine Kräfte widmen zu können. Vielleicht ist die allgemeine wissenschaftliche Stimmung in diesen Tagen der Durchführung eines solchen Vorsatzes etwas günstiger, als sie es seit längeren Zeiträumen war. In der Blüthe unserer philosophischen Entwicklung war Anthropologie ein vielfach behandelter Lieblingsgegenstand

der allgemeinen Bildung, die glückliche Gleichzeitigkeit, mit welcher ein großer Aufschwung der nationalen Litteratur, eine rasche Entfaltung der Naturwissenschaften und ein noch lebendiges Interesse für Speculation zusammenwirkten, begünstigte damals die Reflexionen über den Sinn unsers menschlichen Daseins und konnte sie vor Einseitigkeiten behüten, denen sie Gefahr liefen zu verfallen, sobald eines jener großen Elemente der Bildung unsern geistigen Gesichtskreis mit zu beherrschen nachließ. Der Einfluß der Poesie erlosch zuerst, und während die Meisterwerke unserer klassischen Zeit wohl noch immer einem zahlreichen Kreise die Bilder eines vielseitigen und werthvollen menschlichen Lebens vorhalten, hat doch die nachfolgende Production mit dem größeren Reize der Neuheit die allgemeine Aufmerksamkeit überwiegend für Darstellungen in Anspruch genommen, deren Werth größtentheils nur in der Virtuosität besteht, mit welcher sie die kleinen Pointen eines Lebens wiedergeben, dem der Aufblick zu großen wahrhaft menschlichen Zielen fremd geworden ist. Auch die spätere Gestaltung der Philosophie trug dazu bei, jene erfreuliche Universalität zu verkümmern, mit welcher die früheren Zeiten, unbefriedigend vielleicht, aber lebhaft sich für alle Seiten menschlicher Existenz empfänglich zeigten. Wie überhaupt die praktische Philosophie neben der theoretischen etwas verkümmerte, so wurde innerhalb der letzteren selbst ein übergewichtiger Werth auf die Methode des Verfahrens gelegt, während die Sehnsucht nach Ergebnissen bescheidener geworden schien; Vieles verschwand aus dem Gesichtskreise der Speculation, was jener Methode sich weniger fügen wollte; Anderes, das aus zufälligen Gründen sich ihr

äußerlich anbequemte, trat mit ungehöriger Wichtigkeit in den Vordergrund; im Ganzen arbeitete auch diese Richtung dem allmählichen Vergessenwerden menschlicher Zwecke und der einseitigen Betrachtung der zu ihnen gegebenen Mittel vor. Die Anthropologie fiel mehr und mehr dem dritten, allein in erfreulicher Entwicklung begriffenen Elemente unserer Bildung, der Naturwissenschaft anheim, ohne Zweifel zu ihrem großen Vortheil einerseits, aber anderseits, wie mir ebenso gewiß scheint, zu noch größerem Nachtheil, wenn nicht die Naturwissenschaft selbst es unternimmt, gegen ihr nächstes Interesse an Alles das zu erinnern, was ihr von Seiten der übrigen Bildung nicht mit hinlänglicher Selbstgewißheit und Lebendigkeit entgegengestellt wird. Ich glaube kaum, daß dies geschehen wird; so vorsichtig und bescheiden die Stimmen einzelner trefflicher Naturforscher sich äußern über das Höhere, was über das Gebiet ihrer eignen Wissenschaft hinaus liegt, so wenig allgemein ist die Anerkennung, daß ohne dies höhere und wesentliche Sein auch das niedere Reich des Erscheinens nicht völlig durchsichtig wird; aber in jenen Stimmen aus dem entgegengesetzten Lager, die zwar dem Mechanismus des natürlichen Geschehens seine Berechtigung einräumen, aber von einem weit höheren Standpunkte auf ihn herabzusehen glauben: in diesen meinen wir doch noch öfter nur eine widerwillige Anerkennung zu hören, abgezwungen durch die zudringliche Beredsamkeit der Thatsachen, mit denen die Erfahrung uns plagt, und bereit, beim ersten Schein einer Hoffnung auf Durchsetzung ihrer Ansprüche sich in die alte Verachtung des Intellectualismus gegen den Werth physischer Vermittlungen zurückzuverwandeln. Und so sehen wir die alten Gegen-

sätze jetzt in neuem Kampfe begriffen: hier die Erkenntniß der Sinnenwelt mit ihrem täglich sich mehrenden Reichthum des bestimmtesten Wissens und der Ueberredungskraft anschaulicher Thatsachen, dort die Ahnungen des Uebersinnlichen, kaum ihres eigenen Inhalts recht sicher, jeder Beweisführung schwer zugänglich, aber durch ein stets wiederkehrendes Bewußtsein ihrer dennoch nothwendigen Wahrheit noch unzugänglicher für jede Widerlegung. Daß der Streit zwischen diesen beiden eine unnöthige Qual sei, die wir durch zu frühes Abbrechen der Untersuchung uns selbst zufügen, dies ist die Ueberzeugung, zu deren Befestigung ich durch meine Darstellung beizutragen wünschte.

Gewiß mit Unrecht wendet sich die Naturwissenschaft ganz von den ästhetischen und religiösen Gedankenkreisen ab, die man ihr als eine höhere Auffassung der Dinge überzuordnen liebt; sie fürchtet ohne Grund, ihre scharf begrenzten Begriffe und die feste Fügung ihrer Methoden durch die Aufnahme von Elementen zerrüttet zu sehen, die aller Berechnung unfähig, ihre eigne Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit Allem mittheilen zu müssen scheinen, was mit ihnen in Berührung kommt; sie vergißt endlich, daß ihre eignen Grundlagen, unsere Vorstellungen von Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlußgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen. Auch sie laufen vielmehr für einen schärferen Blick in dasselbe Gebiet des Uebersinnlichen zurück, dessen Grenzen man umgehen möchte.

Nicht minder unbegründet aber ist, was anderseits der Anerkennung der mechanischen Naturauffassung so hemmend entgegensteht: die ängstliche Furcht, vor ihren Folgerungen alle Leben-

digkeit, Freiheit und Poesie aus der Welt verschwinden zu sehen. Wie oft ist diese Furcht schon geäußert worden, und wie oft hat der unaufhaltsame Fortschritt der Entdeckungen neue Quellen der Poesie eröffnet für die alten, die er verschütten mußte! Jenes Gefühl der Heimatlichkeit, mit dem ein abgeschlossenes Volk, unkundig des unermeßlichen menschlichen Lebens auch außerhalb seiner Grenzen, sich selbst als die ganze Menschheit, und jeden Hügel, jede Quelle seines Landes in der pflegenden Obhut einer besondern Gottheit fühlen durfte: diese Einigkeit des Göttlichen und Menschlichen ist überall zu Grunde gegangen in dem Fortschritte der geographischen Kenntniß, den der wachsende Völkerverkehr herbeiführte. Aber diese erweiterte Aussicht verdarb nicht, sondern veränderte nur und erhöhte den poetischen Reiz der Welt. Die Entdeckungen der Astronomie zerstörten den Begriff des Himmels, wie den der Erde; sie lös'ten jenen, den anschaulichen Wohnsitz der Götter in die Unermeßlichkeit eines Luftkreises auf, in welchem die Phantasie keine Heimath des Uebersinnlichen mehr zu finden wußte; sie wandelten die Erde, die einzige Stätte des Lebens und der Geschichte, in einen der kleinsten Theile des grenzenlosen Weltalls um. Und Schritt für Schritt nahm diese Zerstörung altgewohnter Anschauungen ihren weiteren Verlauf. Aus einem ruhenden Mittelpunkt ward die Erde ein verloren wandelnder Planet, um eine Sonne kreisend, die vorher nur zu ihrem Schmuck und Dienst vorhanden schien; selbst die Harmonie der Sphären schwieg; und Alle haben wir uns darein gefunden, daß ein stummer, allgemeinen Gesetzen gehorchender Umschwung unzähliger Himmelskörper die umfassende Welt ist, in der wir mit allen

unſern Hoffnungen, Wünſchen und Beſtrebungen wohnen.

Daß dieſe Umbildung der kosmographiſchen Anſchauungen auf das Bedeutendſte im Laufe der Geſchichte die Phantaſie der Völker umgeſtimmt hat, wer möchte dies leugnen? Anders lebt es ſich gewiß auf der Scheibe der Erde, wenn die ſichtbaren Gipfel des Olymp und in erreichbarer Ferne die Zugänge der Unterwelt alle höchſten und tiefſten Geheimniſſe des Weltbaues in die vertrauten Grenzen der anſchaulichen Heimath einſchließen; anders auf der rollenden Kugel, die weder im Innern noch um ſich in der öden Unermeßlichkeit des Luftkreiſes Platz für jenes Verborgene zu haben ſcheint, durch deſſen Ahnung allein das menſchliche Leben zur Entfaltung ſeiner höchſten Blüthen befruchtet wird. An dem Faden einer heiligen Ueberlieferung mochte die Vorzeit das Gewirr der Völker, das den bunten Markt des Lebens füllt, in die ſtille Heimlichkeit des Paradieſes zurückleiten, in deſſen Schatten die Mannichfaltigkeit der menſchlichen Geſchlechter das verbindende Bewußtſein eines gemeinſamen Urſprungs wiederfand: die Entdeckung neuer Erdtheile erſchütterte auch dieſen Glauben; andere Völker traten in den Geſichtskreis ein, unkundig der alten Sagen, und die gemeinſame Heimath der Menſchheit wurde weit über die Grenzen geſchichtlicher Erinnerung hinausgerückt. Endlich that die ſtarre Rinde des Planeten ſelbſt, den das menſchliche Geſchlecht ſeit dem Tage ſeiner Entſtehung zu beſitzen wähnte, ihren verſchloſſenen Mund auf und erzählt von unermeßbaren Zeiträumen des Daſeins, in denen dies menſchliche Leben mit ſeinem Trotz und ſeiner Verzagtheit noch nicht war, und die ſchöpferiſche Natur, auch ſo ſich genügend,

zahlreiche Gattungen des Lebendigen wechselnd entstehen und vergehen ließ.

So sind alle die freundlichen Begrenzungen zerfallen, durch die unser Dasein in eine schöne Sicherheit eingefriedigt lag; unermeßlich, frei und kühl ist die Aussicht um uns her geworden. Aber alle diese Erweiterungen unserer Kenntnisse haben weder die Poesie aus der Welt vertrieben, noch haben sie unsere religiösen Ueberzeugungen anders als förderlich berührt; sie haben uns genöthigt, was in anschaulicher Nähe uns verloren ging, mit größerer geistiger Anstrengung in einer übersinnlichen Welt wiederzufinden. Die Befriedigung, die unser Gemüth in Lieblingsansichten fand, ist stets, wenn diese dem Fortschritte der Wissenschaft geopfert werden mußten, in anderen neuen Formen wieder möglich geworden. Wie dem Einzelnen im Verlauf seiner Lebensalter, so verwandeln sich auch unvermeidlich in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes die bestimmten Umrisse des Bildes, in dem es den Inhalt seiner höchsten und unverlierbaren Ahnungen ausprägt. Nutzlos ist jede Anstrengung, der klaren Erkenntniß der Wissenschaft zu widerstreben und ein Bild festhalten zu wollen, von dem uns doch das heimliche Bewußtsein verfolgt, daß es ein gebrechlicher Traum sei; gleich übel berathen aber ist die Verzweiflung, die das aufgibt, was bei allem Wechsel seiner Formen doch der unerschütterliche Zielpunkt menschlicher Bildung sein muß. Gestehen wir uns vielmehr zu, daß jene höhere Auffassung der Dinge, deren wir uns bald rühmen, bald völlig unfähig fühlen, in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, und daß jede beachtete Einrede der Wissenschaft nur eine der täuschenden Beleuchtungen

zerstreut, welche die wechselnden Standpunkte unserer veränderlichen Erfahrung auf das beständig gleiche Ziel unserer Sehnsucht werfen.

Jene Entgötterung des gesammten Weltbaus, welche die kosmographischen Entdeckungen der Vorzeit unwiderruflich vollzogen haben, den Umsturz der Mythologie, dürfen wir als verschmerzt ansehen, und der letzten Klage, die in Schillers Göttern Griechenlands sich ergoß, wird nie ein Versuch folgen, im Widerstreit mit den Lehren der Wissenschaft den Glauben an dieses Vergangene wiederherzustellen. Große Umwälzungen der religiösen Ansichten haben über diesen Verlust hinausgeführt und längst den überreichen Ersatz dargeboten. Aber wie die wachsende Fernsicht der Astronomie den großen Schauplatz des menschlichen Lebens aus seiner unmittelbaren Verschmelzung mit dem Göttlichen löste, so beginnt das weitere Vordringen der mechanischen Wissenschaft auch die kleinere Welt, den Mikrokosmus des menschlichen Wesens, mit gleicher Zersetzung zu bedrohen. Ich denke nur flüchtig hierbei an die überhand nehmende Verbreitung materialistischer Auffassungen, die alles geistige Leben auf das blinde Wirken eines körperlichen Mechanismus zurückführen möchten. So breit und zuversichtlich der Strom dieser Ansichten fließt, hat er seine Quelle doch keineswegs in unabweisbaren Annahmen, die mit dem Geiste der mechanischen Naturforschung nothwendig zusammenhingen. Aber auch innerhalb der Grenzen, in denen sie sich mit besserem Rechte bewegt, ist die zersetzende und zerstörende Thätigkeit dieser Forschung sichtbar genug, und beginnt alle jene durchdringende Einheit des Körpers und der Seele zu bestreiten, auf der jede Schönheit und Lebendigkeit der Gestal-

ten, jede Bedeutsamkeit und jeder Werth ihres Wechselverkehrs mit der äußeren Welt zu beruhen schien. Gegen die Wahrheit der sinnlichen Erkenntniß, gegen die freie Willkürlichkeit der Bewegungen, gegen die schöpferische aus sich selbst quellende Entwicklung des körperlichen Daseins überhaupt sind die Angriffe der physiologischen Wissenschaft gerichtet gewesen und haben so alle jene Züge in Frage gestellt, in denen das unbefangene Gefühl den Kern aller Poesie des lebendigen Daseins zu besitzen glaubt. Befremdlich kann daher die Standhaftigkeit nicht sein, mit welcher die Weltansicht des Gemüths als höhere Auffassung der Dinge den überzeugenden Darstellungen der Wissenschaft hier zu widerstreben sucht; um so nöthiger dagegen der Versuch, die Harmlosigkeit dieser Wissenschaft nachzuweisen, die, wo sie uns zwingt, Ansichten zu opfern, mit denen wir einen Theil unsers Selbst hinzugeben glauben, doch durch das, was sie uns zurückgibt, die verlorene Befriedigung wieder möglich macht.

Und je mehr ich selbst bemüht gewesen bin, den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung Eingang in das Gebiet des organischen Lebens zu verschaffen, das sie zaghafter zu betreten schien, als das Wesen der Sache es gebot: um so mehr fühle ich den Antrieb, nun auch jene andere Seite hervorzukehren, die während aller jener Bestrebungen mir gleich sehr am Herzen lag. Ich darf kaum hoffen, ein sehr günstiges Vorurtheil für den Erfolg dieser Bemühung anzutreffen; denn was jene früheren Darstellungen an Zustimmung etwa gefunden haben mögen, das dürften sie am meisten der Leichtigkeit verdanken, mit der jede vermittelnde Ansicht sich dahin umdeuten läßt, daß sie doch wieder einer der einsei-

tigen äußersten Meinungen günstig erscheint, welche sie vermeiden wollte. Gleichwohl liegt in dieser Vermittlung allein der wahre Lebenspunkt der Wissenschaft; nicht darin freilich, daß wir bald der einen, bald der andern Ansicht zerstückelte Zugeständnisse machen, sondern darin, daß wir nachweisen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat.

Es ist nicht der umfassende Kosmos des Weltganzen, dessen Beschreibung wir nach dem Muster, das unserem Volke gegeben ist, auch nur in dem beschränkteren Sinne dieser ausgesprochenen Aufgabe zu wiederholen wagen möchten. Je mehr die Züge jenes großen Weltbildes in das allgemeine Bewußtsein dringen, desto lebhafter werden sie uns auf uns selbst zurückweisen, und die Frage von neuem anregen, welche Bedeutung nun der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte in dem großen Ganzen der Natur hat, deren beständigem Einflusse wir uns nach den Ergebnissen der neuern Wissenschaft mehr als je unterworfen fühlen. Indem wir hierüber die Reflexionen zu sammeln suchen, die nicht allein innerhalb der Grenzen der Schule, sondern überall im Leben sich dem nachdenklichen Gemüthe aufdrängen, wiederholen wir unter den veränderten Anschauungen, welche die Gegenwart gewonnen, das Unternehmen, das in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit seinen glänzenden Beginn gefunden hat.

Mit solchen Worten habe ich in der Vorrede selbst die Absicht meiner Arbeit bezeichnet; aber

nur ein kleiner Theil dieser großen Aufgabe hat in diesem ersten Bande seine vorläufige Lösung gefunden. Denn die wahre Bedeutung des menschlichen Daseins schien mir nicht, wie die Anthropologie es so häufig versucht hat, nur aus der Betrachtung der physischen und geistigen Mittel zu enträthseln, welche unsere Organisation unserer Entwicklung zu Gebote stellt; sondern nur aus den großen Ergebnissen der Bildung selbst, wie sie im Laufe der Geschichte sich entfaltet hat, glaubte ich den Sinn und den wahren Werth jener Formen auch des geistigen Lebens rückwärts errathen zu können, die unsere Beobachtung zunächst nur als unverstandene Thatsachen in uns auffindet. So fiel das Hauptinteresse meiner Arbeit auf die Betrachtung der Culturgeschichte, und in der That ist es ja diese allein, welche das menschliche Geschlecht nicht bloß durch einen Ueberschuß von Feinheit der Organisation, sondern durch einen absoluten Unterschied von der übrigen Welt der thierischen Lebendigkeit abscheidet. Aber diesem eigentlichen Gegenstande meiner Absicht schien es doch nothwendig, eine etwas umfänglichere Grundlage in der sorgfältigeren Darstellung der allgemeinen Mittel des physischen und geistigen Wirkens zu geben, aus deren eigenthümlicher Anwendung alle jene Bildung erst errungen werden soll. So ist es gekommen, daß dieser erste Band nur die drei Gegenstände behandelt, welche der Titel nennt, den Zusammenhang des leiblichen Lebens in sich selbst, die Grundzüge des Seelenlebens, endlich die Formen der Wechselwirkung zwischen beiden. Ohne meine eigentliche Absicht tritt daher dieser Band in die Reihe der zahlreichen Schriften, welche in neuerer Zeit diesen vielverhandelten Fragen sich ausschließlich widmeten;

aber seine Bestimmung, nur als Einleitung zu dem größeren Ganzen zu dienen, nöthigte nicht nur zur Unterdrückung aller persönlichen Polemik, sondern auch zu nur kurzer Erwähnung einiger Punkte, die entweder nur in einer streng wissenschaftlichen Darstellung, oder nur in ausdrücklicher Polemik zu erledigen gewesen wären. Ich habe mir vorgenommen, in einer kleinen Reihe von Streitschriften auf solche Fragen ausführlicher zurückzukommen, und die erste, bald erscheinende von diesen, der wesentlich anderen Auffassung gewidmet, welche Prof. Fichte in seiner Anthropologie über die Gegenstände meines Buches ausgesprochen hat, wird zu mehreren Kapiteln dieses Bandes als eine Art von Commentar dienen können.

Was nun den Inhalt dieses ersten Theiles betrifft, so wünschte ich beachtet zu sehen, daß auch er nur in seinem Zusammenhange mit dem später folgenden ein vollständiges Ganzes bilden wird. Ich habe an mehreren Stellen ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich auf diesem kurzen Raume weder von dem körperlichen noch von dem geistigen Leben eine füllereiche Beschreibung beabsichtigen konnte, welche alle wesentlichrn Erscheinungen nach einander vorführte. Es kam zunächst nur auf die Darstellung der Principien und des Mechanismus an, welche wir auf beiden Gebieten als den Rahmen betrachten müssen, in welchen die spätere Untersuchung erst jene Fülle, die unter anderen Gesichtspunkten zu erwähnen sein wird, eintragen soll. Deshalb schildert das erste Buch nur den Zusammenhang des thierischen Lebens in uns, und läßt absichtlich die unterscheidende Stellung der menschlichen Gattung zu der Thierreihe, die Fragen nach ihrer Entstehung,

nach der Verschiedenheit der Racen, endlich die Beziehungen des Lebens zu seinen äußerlichen Bedingungen und Bedürfnissen einstweilen völlig dahingestellt; es ist klar, daß alle diese Gegenstände so wesentlich mit der Eigenthümlichkeit der menschlichen Cultur zusammenhängen, daß sie weit besser ihre Beachtung da finden werden, wo eben dieser ihr Werth für unsere volle Entwicklung erschöpfend dargestellt werden kann. Auch in dem zweiten Buche möge man nicht eine Schilderung menschlichen Seelenlebens suchen; es konnte in ähnlicher Beschränkung nur die allgemeinen Mittel des geistigen Wirkens überlegen, aus deren eigenthümlicher, durch die Einwirkung des Aeußeren begünstigten und zum Theil geleiteten Anwendung sich jene Fülle des Lebens erst gestalten soll. Selbst von dem dritten Buche gilt ein Gleiches. Ich habe allerdings versucht, in den letzten Kapiteln desselben die Weltansicht anzudeuten, aus deren Princip heraus ich selbst mich über die Schwierigkeiten aller dieser Fragen verständigt fühle; aber es war nicht möglich, auch diese hier anders zu motiviren, als durch einige Ueberlegungen, die sich auch ohne Rücksicht auf den inneren Gehalt des geistigen Universum anstellen lassen; und doch liegt der eigentliche Grund aller Gewißheit und Zuversicht gar nicht hier, nicht in diesen theoretischen Ueberzeugungen, am wenigsten da, wo unsere Aufklärung ihn sucht, in dem πολυθρύλλητον naturwissenschaftlicher Weisheit, sondern zuletzt doch nur, wo er zu aller Zeit nicht bloß gesucht, sondern gefunden wurde, in der Evidenz eines religiösen Glaubens, zu welchem die Betrachtung des ganzen Lebens immer, die seiner bloß physischen Seite nicht immer zurückführen wird. Vielleicht habe ich des-

halb die Erlaubniß, auch dies zusammenfassende Ergebniß erst am Schlusse des Ganzen auszusprechen.

Ueber die Reihenfolge des Inhalts und die Art seiner Behandlung habe ich nur wenig hinzuzufügen. Man weiß, daß ich diese Gegenstände nicht zum ersten Male darstelle; aber ich hoffe, daß weder die früheren Arbeiten die jetzige, noch diese jene überflüssig machen wird. Ich habe nicht allein Gelegenheit gehabt, manche Punkte doch von wesentlich neuen Gesichtspunkten aus zu wiederholen, sondern mir hauptsächlich Mühe gegeben, überall mit möglichster Klarheit die unserm Gemüth verständlichen Motive darzustellen, durch welche wir mit Recht oder Unrecht zu jeder Frage und zu jedem eigenthümlichen Versuch ihrer Beantwortung gelangen. Im Uebrigen lag jeder Gebrauch einer Schulsprache mir so fern, daß man, wie ich hoffe, keine andere Schwierigkeit des Verständnisses, als die eigene Schwierigkeit der Sache, finden wird; ich habe aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um diese letztere überall so einfach und klar als möglich hervortreten zu lassen.

So bemüht sich nun in dem ersten Buche, über den Leib, das erste Kapitel, Sinn und Grund der verschiedenen Naturauffassungen zu schildern, die wir in der Mythologie, in der Lehre von den Lebenskräften und den beseelenden Trieben, endlich in der mechanischen Ansicht der modernen Physik nach einander auftreten sehen. Das zweite nimmt diese letzte Ansicht auf und sucht die allgemeinen Begriffe und Grundsätze deutlich zu machen, welche die Physik wirklich zur Erklärung der Erscheinungen bedarf, im Gegensatz zu Manchem, was nur einseitige Leidenschaftlichkeit als

wesentliche und unverbrüchliche Grundlage ausgibt. Die übrigen Kapitel dieses Buches suchen nach und nach an einer Uebersicht über den Bau und die Verrichtungen des Leibes den Nachweis zu führen, daß auf jene nothwendigen und wahren, nicht unter ihr natürliches Maß verengten Grundsätze der mechanischen Naturansicht in der That das thierische Leben vollkommen zurückführbar ist.

Das zweite Buch, über die Seele, beginnt im ersten Kapitel mit der Aufzeigung der Gründe für die Annahme der Seele und hat Gelegenheit, manche Mißverständnisse, die meinen Behauptungen früher widerfahren sind, aufzuklären; seine sowie des folgenden Kapitels, über die Natur und die Vermögen der Seele, hauptsächliche Absicht ist die Erweckung der Ueberzeugung, daß die Erscheinungen des innern Lebens in ihrem ganzen Verhalten so durchaus von denen des äußern Naturlaufes abweichen, daß jede Uebertragung von Analogien aus diesem in die Psychologie überaus unsicher wird, und nur eine noch nicht vorhandene allgemeine Statik und Mechanik, welche nicht mehr bloß von Bewegungen und Kräften der Massen, sondern von Zuständen der Wesen überhaupt eine Aufklärung gäbe, dazu hinreichen könnte, Physik und Psychologie als zwei getrennte und abweichende Zweige der Wissenschaft aus sich zu motiviren und in sich zu vereinigen. Die übrigen Kapitel, von dem Verlaufe der Vorstellungen, von den Formen des beziehenden Wissens, von den Gefühlen, dem Selbstbewußtsein und dem Willen, sind zu einer formellen Grundlegung dessen bestimmt, was im Einzelnen erst dem folgenden Bande zu entwickeln vorbehalten bleibt.

Von dem dritten Buche genügt zu erwähnen, daß es in den ersten drei Kapiteln den allgemeinen Begriff eines Zusammenhangs zwischen Körper und Seele, die Frage nach dem Sitze der Seele, die Formen der Wechselwirkung zwischen beiden erörtert; die beiden letzten Kapitel, von dem Leben der Materie, und von den ersten und letzten Dingen des Seelenlebens haben die Gestalt des zukünftigen Abschlusses der Ansicht anzudeuten, und ich hoffe, daß sie dies vermögen, obgleich sie in völlig populärer Form einige Sätze auszusprechen haben, deren Motivirung eigentlich doch nur in strengerem philosophischen Zusammenhange gelingen könnte.

So übergebe ich diesen Band der Oeffentlichkeit, mit dem Wunsche, daß einige Theilnahme für seinen Inhalt mir die Fortsetzung möglich mache, und mit der gewissen Hoffnung, daß dies der Fall sein wird, wenn meine Gedanken nur halb die anmuthige Klarheit und Reinheit haben, welche der Geschmack des Herrn Verlegers dem Aeußeren meines Buches verliehen hat.

Hermann Lotze.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1856.

Hamburg

Druck von A. F. M. Kümpel 1856. Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Büreau. 160 S. in gr. Quart.

Den Hanseſtädten Hamburg und Bremen gebührt das Verdienst in Deutschland zuerst das Feld der Handelsstatistik in erfreulicher Weise bebaut zu haben. Das ist eigentlich auch natürlich, und wurde von dem eigenen Interesse beider Städte gefordert. Die Statistik soll Buch führen über das wirthschaftliche Getriebe der Nationen, sie soll daraus die arithmetischen Verhältnisse zu einer Physiologie desselben und weiterhin der menschlichen Gesellschaft, soweit diese auf wirthschaftlichen Gesetzen beruht, aufsuchen und darstellen. Auf dem Material von Beobachtungen und Erfahrungen, welches die Statistik liefert, soll sich dann die Nationalökonomie als empirische Wissenschaft ihr Gebäude aufbauen, indem sie in den statistischen Notizen den Causalnexus zu finden

und daraus feststehende Gesetze abzuleiten sucht. Die Gleichförmigkeit der Wiederkehr gewisser Ereignisse im wirthschaftlichen Leben, versteht Refer. mit Gilbart unter solchen nationalökonomischen Gesetzen, sobald wir durch Erfahrung belehrt sind, daß jener gleichförmigen Wiederkehr eine bewegende Ursache zu Grunde liegt, welche sie garantirt. Die Handelsstatistik soll als Material für die Theorie des Handels dienen; je besser sie diese Aufgabe erfüllt, um so vollkommner ist sie. Kein Theil der Volkswirthschaft läßt eine statistische Behandlung besser zu, wie der Handel, weshalb ein Studium derselben von besonderm Werthe für den Nationalökonomen ist. Aber auch praktisch wird sich ein genaues und sachkundiges Buchführen mittelst der Handelsstatistik trefflich lohnen.

Die „Tabellarischen Uebersichten des Hamburger Handels" verdienen in jeder Hinsicht den Namen eines ausgezeichneten handelsstatistischen Werks. Schon eine Darstellung gerade des Hamburger Handels ist von besonderm Interesse. In Hamburg, als reiner Handelsstadt, die zugleich Staat ist, sind die Handelsinteressen durchaus die ersten, beinahe allein geltenden, ihnen soll, darf und kann Alles untergeordnet werden. An der Gestaltung des Hamburger Handels kann man daher den Einfluß der möglichst rein entwickelten, freisinnigsten, durch nichts Anderes in ihrer Entfaltung gestörten Handelsprincipien vortrefflich studiren. Nur muß man sich hier vor der Gefahr hüten, in Hamburg erfahrungsgemäß erprobte Grundsätze andern Staaten stets als alleinige Richtschnur ihrer Handelspolitik aufstellen zu wollen. Denn so wenig gegen die Richtigkeit der Grundsätze des reinen Freihandelssystems unter gewissen Voraussetzungen etwas behauptet werden kann, so muß

man doch zugeſtehen, daß, ſo lange dieſe Voraus ſetzungen fehlen, mit andern Worten, ſo lange andere und oft wichtigere Intereſſen eines Staats durch ſofortigen Uebergang zum Freihandel bis in ihren innerſten Kern beſchädigt würden, es Vermeſſenheit wäre, ſofort die Principien des Freihandels in Praxis einzuführen. Es gilt, auch die Beſchädigung der Einzelintereſſen zu vermeiden, wie ſie der plötzliche und raſche Uebergang mit ſich bringen muß. In Hamburg, wo es ſolche entgegenſtehende Intereſſen nicht gab, war unbedingte Freiheit des Handels Erforderniß, lange, ehe man im Binnenlande daran denken konnte, dazu überzugehen. Nicht einmal die jetzigen, nur noch ſehr geringen Zölle kann dort der Handel ohne ernſtliche Gefährdung deſſelben tragen.

Die Tabellen gewähren auch für den Kaufmann ſelbſt Intereſſe und Nutzen. Dieſer muß nicht nur ſeinen individuellen Geſchäftszweig kennen, ſondern auch einen genauen Ueberblick über den geſammten Verkehr ſeines Platzes, ſowie über die Bedeutung und den Zuſtand des Handels derjenigen Orte, nach welchen von hieraus Geſchäfte gemacht werden, haben. Denn hierdurch allein wird er mit der ganzen einen Seite der kaufmänniſchen Geſchäfte gehörig bekannt, nämlich mit den Geldverhältniſſen und dem Zuſtande des Geldmarkts in der Heimath wie in der Fremde. Denn auf den Geldmarkt eines Platzes influencirt die geſammte Geſchäftsthätigkeit deſſelben, nur die Kenntniß der letztern garantirt daher dem Kaufmann das Reſultat ſeiner Geſchäfte und aus ihr allein kann er mit einiger Gewißheit die Preiſe ſeiner eigenen Waaren berechnen. Denn es iſt jetzt wohl durch die Arbeiten Tooke's, Wilſon's und Fullarton's als richtig erwieſen, daß der

Handel und seine Geschäfte der Regulator des Geldes und des Geldmarkts ist, und nicht umgekehrt. Die Kenntniß der Theorie, wie die internationalen Werthe von dem ganzen Massenumsatz eines Landes mit der Fremde bestimmt werden, hat hier den augenscheinlichsten praktischen Einfluß auf die Geschäftsführung des gebildeten Kaufmanns, welcher nicht bloß den Standpunkt des Routiniers einnimmt. Die genaue Kenntniß der Waarengeschäfte erklärt die Stellung der Wechselcourse. Für einen Handelsplatz von Hamburgs universeller Bedeutung ist zur sicheren Führung kaufmännischer Geschäfte eine Bekanntschaft mit der Lage des gesammten Welthandels nothwendig. Die Hamburgischen umfassenden statistischen Jahresberichte verhelfen dazu zu einem guten Theile, und sind gründlicher, unparteiischer, zuverlässiger, weil in klaren Zahlen sprechend, wie die sonstigen Nachrichten durch Makler oder kaufmännische Circulare. Die Vergleichung der Ein- und Ausfuhr einzelner Artikel während eines ganzen Jahres gewährt einen richtigeren Einblick in die „Aussicht" des Artikels, wie die vereinzelten Nachrichten im Laufe des Jahres. Namentlich kann der Kaufmann sich leicht und zuverlässig über die Zukunft andrer Branchen, als gerade der seinigen aus solchen Tabellen unterrichten, was z. B. bei Gewährung von Crediten, bei Beleihung von Waaren von großem Vortheil sein muß. Speculationen werden sich mitunter mit sehr großer Sicherheit auf die officiellen Angaben über Ein- oder Ausfuhr einzelner Waaren, namentlich während mehrerer Jahre, gründen lassen. Man gewahrt z. B. die geringe Ausfuhr eines Artikels nach einem fernen Lande, wovon dieses seiner Natur nach viel mehr consumiren können müßte.

Nur wiederholen kann Ref. den oft ausgeſprochenen Wunſch, daß die ſtatiſtiſchen Büreaux der einzelnen Staaten ſich mit ihren Veröffentlichungen nicht auf die jährlichen Zuſammenſtellungen beſchränken, ſondern periodiſch möglichſt raſch, in kurzen Zwiſchenräumen und für möglichſt viele Artikel die Ueberſichten der Ein- und Ausfuhr bringen möchten. Vergleichung der entſprechenden Perioden der vorhergehenden Jahre wäre dazu nothwendig.

Eine auf ſolche Mittheilungen gegründete genaue Kenntniß der Waarenmärkte würde vom erheblichſten praktiſchen Nutzen ſein. Namentlich müßte dadurch eine regelmäßigere Wirkung des Geſetzes von Angebot und Nachfrage erzielt, das vage Ding „kaufmänniſche Meinung" in die nothwendigen engern Schranken geſperrt werden können, wovon die ſehr wünſchenswerthe Folge ein geringeres Preisſchwanken und eine Annäherung der Marktpreiſe an die Productionskoſten, dem eigentlichen Preisregulator, ſein müßte. Dadurch würden die Preiſe mehr und mehr ein ſicher reſultirendes Product aus möglichſt bekannten Factoren. —

Das gegenwärtige Heft über Hamburgs Handel im J. 1855 bildet die Fortſetzung der werthvollen ſtatiſtiſchen Jahresberichte, wie ſie ſich den bekannten Arbeiten Sötbeer's über H.s Handel 1837—44 *) anſchloſſen, zuerſt als eine gemeinſame Ueberſicht des Hamburger Handels 1845—48 erſchienen und ſeitdem jährlich herauskamen. Von Jahr zu Jahr ſind ſie reichhaltiger, eingehender, detaillirter, planvoller geworden. So enthält z. B. der Bericht für 1850 nur 55, für 1851

*) Dr A. Sötbeer über Hamburgs Handel, Hamb. 1840, erſte Fortſetz. eb.daſ. 1842, dritter Th., eb.daſ. 1846.

96, für 1852 123, für 1853 135, für 1854 151 und der gegenwärtige sogar 160 Seiten. Die Hamburger Tabellen bilden mit den Bremischen jetzt das beste Material zur Statistik des deutschen Handels.

Besondere Anerkennung verdient gleich im Voraus, daß man den Raum nicht gespart und wenigstens die wichtigsten Daten der frühern Jahre immer zur Vergleichung mit abgedruckt hat. Diese Recapitulationen erstrecken sich auf 4, 5, 6 Jahre und bei den Notizen über die Schifffahrt noch weiter zurück. Dadurch wird dem, welcher sich mit diesen Tabellen beschäftigt, viel unnöthige Mühe und Arbeit erspart, bei dem raschen vergleichenden Ueberblicken treten eine Menge Zahlen erst prägnant hervor, wodurch man auf viele oft unscheinbare, aber bedeutungsvolle Abweichungen in den einzelnen Jahren aufmerksam gemacht wird. Um wenigstens annähernd absolut zu werden, bedarf der sehr relative Werth handelsstatistischer Daten eines Jahres durchaus der Zusammenstellung mit denen eines längern Zeitraums.

Die Anordnung des Stoffes ist im Wesentlichen gleich geblieben, was nur zu loben ist. Vorausgeschickt, gleichsam als einleitender Theil, sind die wichtigsten Hauptdaten: Gewicht und Werth der Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, in verschiedenen Tabellen zusammengestellt nach den Ländern, woher und wohin der Handel betrieben, nach den Waarengattungen ꝛc. Dann folgen als zwei specielle Theile die Handelsbeziehungen zu den einzelnen Ländern und die specielle Nachweisung der Ein- und Ausfuhr im J. 1855. Den Schluß bilden die Uebersichten über den See- und Fluß-Schifffahrtsverkehr, die Rhederei, den Landfrachtverkehr, sowie Angaben über Altona's und Har-

burg's Schifffahrt, erſtere eine nothwendige Ergänzung zu Hamburgs Verkehr, letztere ein erwünſchtes Mittel zu Schlüſſen über die Concurrenzfähigkeit Harburgs. Einen werthvollen Anhang bilden Mittheilungen über H.s Seeverſicherungsgeſchäft, Auswandrerbeförderung, Hauptreſultate der Cursnotirungen, eine Zuſammenſtellung der Börſendurchſchnittspreiſe der wichtigſten Artikel, ſowie — zum erſten Male — Nachweiſungen, in welcher Weiſe ſich die Hamburger Gewerbs- und Fabrikthätigkeit an der Ein- und Ausfuhr betheiligt hat.

Betreffend die Angaben über die Richtungen des Handels, ſo iſt zu bedauern, daß bei dem Landhandel nicht die Länder, nach und von welchen die Waaren kamen, ſondern nur die Verkehrswege, auf welchen der Transport bewerkſtelligt wurde, angegeben ſind. Das iſt ein Uebelſtand, der beſonders empfunden wird, weil die Bremiſchen Tabellen die einzelnen Staaten auch beim Landhandel ſpecificiren, wodurch eine Vergleichung des Landhandels beider Hanſeſtädte erſchwert wird.

Der Zweck dieſes Referats und die Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffs geſtatten nur die Mittheilung einiger Notizen. Es betrug der Geſammtumſatz, davon ſeewärts in Mark Banco:

1855	1035779790	= 181	498782900	= 174
1854	1023697870	= 179	520027610	= 181
1851–55	880199252	= 155	443705582	= 155
1846–50	569424424	= 100	286666300	= 100

Ein jährlicher Umſatz von mehr als 500 Mill. Thlr preuß. (27¾ M. B. = 14 Thlr preuß.) erhebt Hamburg zu dem Range eines der erſten Welthandelsplätze und unbedingt zu dem des bedeutendſten auf dem Continent. Unbeſtritten und

ganz allein behauptet nur London den ersten Platz unter allen Handelsstädten der Erde. In zweiter Linie kommen Newyork, Liverpool und Hamburg, erst nach diesen von europäischen Plätzen Havre, Marseille, dann Amsterdam, Petersburg, Triest, Bremen, Bordeaux, Antwerpen, Rotterdam, Livorno, Genua ꝛc., welches etwa annähernd die Reihenfolge sein möchte, welche sie nach der Größe ihres jährlichen Umsatzes einnehmen. Das Verhältniß von London und Liverpool einer-, Hamburg und Bremen andrerseits bietet manche interessante Analogie. London und Hamburg sind für ihre Länder die großen Umsatzvermittler mit dem Ausland, sie haben eine ganz universelle Bedeutung als Geldmärkte und Wechselplätze, ihr Handel als Ganzes ist großartig, ohne daß gerade eine Branche vorzugsweise hervorträte. Dies Letztere dagegen ist bei Liverpool und Bremen der Fall. Diese beiden Plätze haben ihre Bedeutung in der Handelswelt als Stapelplätze einiger wichtiger Handelsartikel, worin sie die Märkte beherrschen, so in Liverpool Baumwolle, in Bremen Taback, und auch für Reis und Baumwolle scheint dieses mit der Zeit ein Hauptmarkt werden zu wollen. Liverpool wie Bremen vermitteln auch einen höchst bedeutenden Theil der Manufacturwaarenausfuhr ihrer Länder.

In dem Gesammtumsatze Hamburgs, als wesentlich Durchfuhrplatzes, dessen eigene Consumtion und Production zu dem Belauf seiner Aus- und Einfuhr in den Hintergrund tritt, figuriren die meisten Waaren doppelt.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. 202. Stück.

Den 18. December 1856.

Hamburg

Fortsetzung der Anzeige: „Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Büreau."

Das richtigste Bild von Hamburgs Handelsverkehr im Vergleich mit andern Plätzen bietet sein Seehandel; bei den oben darüber mitgetheilten Zahlen ist zu bemerken, daß die Ein- und Ausfuhr über Altona dem Seeverkehr zugezählt ist, denn dazu gehören beide.

Zwei Umstände haben einen erheblichen Antheil an der außerordentlichen Steigerung des Umsatzes dem Werthe nach, nämlich

1) Die starke Zunahme der Contanten- und Edelmetallbewegungen, oder vielleicht richtiger eine etwas genauere Declaration derselben. Mit einiger Zuverlässigkeit lassen sich Daten darüber leider noch nicht einmal annähernd erheben, da ein großer, vielleicht überwiegender Theil dieses Geschäfts sich aller Controlle entzieht. Die in den Tabellen

gemachten Angaben sind daher nur sehr vorsichtig zu benutzen. Eine ganz genaue Kenntniß der Edelmetallbewegungen im Handel wäre für viele nationalökonom. Fragen, wie die Theorie der internationalen Werthe, oder um zu sehen, bis zu welchem Belaufe die jedesmalige Stellung der Wechselcourse Baarsendungen zu ihrer Ausgleichung hervorriefe, von großem Interesse. Die neuerdings immer häufigeren und stärkern Schwankungen im Hamb. Discont und dessen Einwirkung auf die Course scheinen allerdings auf einen lebhafteren Edelmetallverkehr von Einwirkung gewesen zu sein; ebenso die allmähliche Absorption des Silbers im Innern des Continents durch das Gold. Jedenfalls ist von dem neuen Gold nicht Unbeträchtliches in den Hamb. Verkehr gekommen, wie schon das bedeutende Steigen des Werths eines Centners Edelmetall beweist, welcher vor 5—6 Jahren 4—5000, neuerdings durchschnittlich 8—9000, ja bis 12—13000 M. B. bei der Einfuhr seewärts, betrug, so wenig hierauf auch bei der Art der Angaben bis ins Detail zuverlässige Schlüsse gebaut werden können. Die Negociirung russischer Anleihen in H. hat ebenfalls während des Kriegs den in Rede stehenden Verkehr vergrößert. Die Zahlen für denselben sind:

1855	Totale 156860970,	davon seew.	31496040
1854	„ 153633050,	„ „	46920660
1851–55	„ 126125900,	„ „	34345176
1850	„ 64103940,	„ „	13031990

Nach Abzug davon ergibt sich ein eigentlicher Waarenumsatz im Werthe von B. M.

1855	Total 878918820=117,	seew.	467286860=114
1854	„ 870064820=115,	„	473106950=115
1851–55	„ 754073252=100,	„	409360406=100

2) Von wesentlichem Einflusse ist ferner die Steigerung der Waarenpreise gewesen. Das er-

gibt schon die Verschiedenheit der Vergrößerung des Umsatzes dem Gewichte und dem Werthe nach, obwohl in der That auch werthvollere Waaren wie Manufactur- und Industrieartikel in größerer Menge Gegenstand des Hamb. Handels geworden sind. Es war der Umsatz in Hamb. Centnern (à 103¼ Z. Pf.).

	Totale		davon seewärts	
1855	53042335	= 151	27629915	= 155
1854	50558168	= 144	25811110	= 146
1851–55	47995303	= 137	24246073	= 136
1844–50	35109285	= 100	17768870	= 100

Der Preis eines Centners Waaren (mit Ausschluß der Contanten) betrug im Durchschnitt

	bei der Einfuhr			bei der Ausfuhr	
	überhaupt		seew.	überh.	seew.
1855	13 Mk	13 ß	14. 10	21. 1	22. 4
1854	14 „	10 „	15. 15	21. 3	22. 6
1853	13 „	8 „	14. 7	19. 9	22. 15
1852	11 „	15 „	12. 10	17. 11	22. 5
1851	12 „	8 „	13. 6	18. 2	21. 7
1850	12 „	5 „	13. 13	16. 13	17. 12

Auf dem vielbestrittenen Gebiete der Preise und der Einwirkung der Goldentdeckungen auf sie gewährt die Tabelle mit den Durchschnittsbörsenpreisen von 346 Artikeln erwünschte Anhaltspunkte zur Beurtheilung. Nehmen wir das Jahr 1850 zum Ausgang, so sind z. B. von jenen 346 Artikeln 242 theurer geworden, die übrigen 104 dagegen billiger oder gleich geblieben. Von 62 der wichtigsten Artikel, von welchen die jährliche Ein- oder Ausfuhr in einem der Jahre 1850—55 über 1 Mill. M. B. betrug, haben 49 im J. 1855 höhere Preise gehabt als 1850, die andern 13 niedrigere. Davon sind Verzehrungsgegenstände 19, wovon theurer 16, billiger 3, Rohstoffe, Halb-

fabricate, Brennstoffe 35, wovon theurer 28, billiger 7, Industrie und Kunstartikel, Manufacten 8, wovon theurer 5, billiger 3. Von einigen ganz irrelevanten, bei diesen Angaben mit berücksichtigten Preisänderungen, sowie von solchen abgesehen, wo erweislich die Jahre 1850 oder 1855 anomale waren, wie aus der Vergleichung mit den dazwischen liegenden Jahren sich ergibt, so lassen sich sämmtliche übrige, für unsere Frage in Betracht kommende Aenderungen aus Umständen erklären, welche mit den Productions-, resp. Anschaffungskosten der Waaren zusammenhängen.

Es sind namhaft gestiegen: einmal alle Hauptnahrungsmittel, wie die Halmfrüchte, Fleisch, Butter; daran ist Schuld: die mehrjährige geringe und Mißernte in einem großen Theile Europas, sowie der Ausschluß der russischen Märkte von der Versorgung desselben während des Kriegs, sodann die Umgestaltung sämmtlicher Verkehrsverhältnisse, welche die Tendenz hat, die Preise auszugleichen, indem sie dem Durchschnitte sämmtlicher Preise der Märkte, welche für die Versorgung Europas in Betracht kommen, d. h. dem wirklichen Productionskostensatze des für Europa nöthigen Quantums genähert werden. Deshalb ist auch nicht daran zu denken, daß die Getreidepreise wieder auf den Stand von Mitte der 20er Jahre sinken könnten. Endlich ist besonders für Hamburg die Reform der britischen Handelsgesetzgebung von dem allerbedeutendsten Einflusse gewesen, indem eine Menge der wichtigsten Nahrungsmittel, besonders Getreide und Schlachtvieh aus ganz Norddeutschland, ja noch weiter von Gr. Britannien an sich gezogen wird.

Hauptsächlich in Folge von Mißernten sind ferner theurer geworden: Weine, Spirituosen, Ho-

pfen, Roſinen, Korinthen, Fett- und Oelwaaren. Indirect kann man auch Zucker hieher rechnen, indem die anderweitige Verwendung der Rüben in Frankreich in Folge der Traubenkrankheit einen erheblichen Ausfall der franzöſ. Rübenzuckerproduction veranlaßte. Durch beſonders großen Conſum, welcher ſich in Folge von Mißernten andrer Producte, auf neue warf, ſind dieſe geſtiegen, wie z. B. Reis. Durch größern Conſum auch wohl Salpeter, Guano, Steinkohlen, Metalle, Holz. Das Steigen der Steinkohlen, und dadurch indirect der Metalle, veranlaßten vornehmlich auch die höhern Seefrachten, die ihrerſeits durch den enormen Aufſchwung, den nach wiederhergeſtellter Ruhe vor 4—5 Jahren der Handel nahm, hervorgerufen waren, beſonders durch die Ausdehnung des auſtraliſchen und Südſeehandels, der Auswandrerbeförderung. Während des Kriegs hielten ſich dieſe Frachten, ſtiegen theilweiſe noch, ſind aber jetzt bedeutend wieder geſunken. Dieſe hohen Frachten führten auch wohl einige andere Preisſteigerungen herbei. Die durch den ruſſiſchen Krieg erſchwerte Zufuhr und die animirte Speculation trieb die Preiſe der nordiſchen Producte gewaltig in die Höhe, wie Talg, Hanf, Flachs, Borſten ꝛc. Die Reaction davon und raſch aufgefundene Verſorgung anderswoher ſtellte die Preiſe des vor. J. bereits wieder niedriger. Die Unruhen am Laplata vertheuerten die Häute.

Billiger geworden dagegen ſind vor Allem die Spinnſtoffe, Baumwolle, Wolle, Seide, auch die Garne daraus ſind etwas billiger, noch mehr die Webwaaren. Leinen ſtand 1855 etwas höher, mit in Folge der größern Nachfrage durch den Krieg und der vermehrten Verwendung zu Reis- und Kaffeeſäcken. Der niedrigere Preis der Manufac-

turwaaren zeigt, wie wenig sich die Fabrikanten für die vielfach eingetretenen Lohnerhöhungen im Preise ihrer Fabrikate entschädigen konnten.

Kurz: wir haben eine wirkliche Waarentheuerung, keine Entwerthung der edlen Metalle, wenigstens bis jetzt. Und das wird gegenwärtig auch wohl allgemein anerkannt. Der große Umfang der Theuerung, besonders der Umstand, daß sie eine Reihe der wichtigsten Bedürfnisse umfaßt, verbunden mit der Kenntniß der Goldentdeckungen führten wohl zu der so bereitwillig gehörten Ansicht von der Entwerthung der edlen Metalle. Das ist ein ähnlicher Fall, wie der im 2. und 3. Jahrzehent dieses Jahrhunderts in England vorgekommene, wo man alle Theuerung in der Zeit der Bankrestriction allein der Entwerthung der Banknoten, welche damals eigentlich Papiergeld waren, zuschrieb. Trotz der meisterhaften Weise, womit Tooke die Unrichtigkeit dieser Meinung nachwies, spukt sie selbst jetzt noch in vielen Köpfen.

Gold ist im Preise gefallen, wie das der gestiegene Silberpreis in London und der gefallene Goldpreis in Hamburg anzeigt. Setzt man den durchschnittlichen Goldpreis in Hamburg während der Jahre 1831—47 = 100, so stand Gold nach den Berechnungen Sötbeers (in dessen Aufsatz „Das Gold", Gegenw. 1856) aus sämmtlichen Notirungen des Jahres, im Jahre 1850 99,79, 1851 98,08, 1852 98,62, 1853 98,13, 1854 97,30, 1855 97,65, und gegenwärtig (Sept. 1856) bei einem Preise des Goldes von 424 Mk. B. 97,70. Die Entwerthung des Goldes beträgt daher nicht einmal 2½ Proc. Das wäre daher das Maximum, um welches die Waarenpreise in Ländern der Goldwähnung gestiegen sein könnten.

Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß an der Veränderung des Werthverhältniſſes der beiden edlen Metalle wenigſtens auch das Steigen des Silbers Theil hat, mit andern Worten, daß auf den Preis der edlen Metalle eine Veränderung der Nachfrage von größerm Einfluß ſich zeigt, wie eine ſolche ſeitens des Angebots. So zeigte ſich ſchon bei Umgeſtaltung des holländiſchen Münzweſens vor 5—6 Jahren, als man bedeutende Silberankäufe machen mußte, eine plötzliche anſehnliche Aenderung im Werthverhältniß beider Metalle, wozu freilich die gleichzeitige Austreibung holländiſchen Golds auf die Nachbarländer auch mit eingewirkt haben mag. Jetzt im Laufe dieſes Jahres haben wir wieder eine anſehnliche Aenderung im Preiſe von Gold und Silber, herbeigeführt faſt ausſchließlich durch die ſtarke Frage nach Silber für den aſiatiſchen Markt, welche freilich auch jetzt auf bereits ſehr reducirte Vorräthe wirkt. Die Goldausbeute und die Einfuhren von Gold nach Europa ſind beſtändig gewachſen und konnten doch eine ſolche Aenderung zu Ungunſten des Goldes nicht herbeiführen. Demnach wäre jene Entwerthung des Goldes von $2\frac{1}{2}$ Pc. vielleicht nur zum kleinern Theile eine ſolche, und nur um dieſe könnten die Waarenpreiſe geſtiegen ſein. In Hamburg dagegen mit ſeiner Silberwährung, wo die Preiſe nur in Silber notirt werden, müßten ſogar die Waaren billiger geworden ſein, wenn auf ihre Preiſe nur eine Veränderung im Gelde gewirkt hätte. Denn ſonſt würde man behaupten, eine Preiserhöhung und Depreciation derſelben Waare, nämlich des Silbers, könne gleichzeitig Statt finden; eine ſolche Annahme könnte man nur neben das Dogma der engliſchen Currency school, auf welchem Robert

Peel seine Bankacte von 1844 aufbaute, stellen: daß nämlich Banknoten, welche mit Metallgeld al pari cursiren und jederzeit auf Verlangen dagegen eingetauscht werden können, dennoch entwerthet werden könnten. In der That sehen wir auch an der Veränderung der Wechselcourse, daß in Silber ausgedrückt die Preise niedriger geworden sein müßten. So stand im Jahresdurchschnitt der Preis der Mark Gold 1850 $432\frac{1}{16}$, 1851 $425\frac{7}{8}$, 1852 $427\frac{1}{16}$, 1853 $425\frac{7}{8}$, 1854 $422\frac{1}{4}$, 1855 $425\frac{3}{16}$ und gleichzeitig sank der Londoner Wechselcours 3 M. Dato von 13 Mk $7\frac{1}{16}$ Schill. auf resp. 13. $3\frac{15}{16}$, 13. $5\frac{5}{8}$, 13. $1\frac{9}{16}$, 13. $\frac{3}{16}$, 13. $1\frac{15}{16}$ und k. S. von 13. $8\frac{5}{16}$ auf 13. $5\frac{7}{16}$, 13. $6\frac{9}{16}$, 13. $3\frac{3}{8}$, 13. $2\frac{7}{16}$, 13. $4\frac{1}{4}$. Für Waaren im Preise von 1 Livr Sterl. zahlte man also in Hamburg 1855 weniger in Bankgeld als 1850. Freilich kommt es nun wieder darauf an, ob die Entwerthung des Goldes geringer gewesen ist, wie das Steigen des Silbers, in diesem Falle nur müßten die Hamb. Preise, ceteris paribus, gesunken sein, wenigstens für aus England bezogene Waaren. Aehnlich ist auch, je mehr das Gold in Frankreich trotz der doppelten Währung zum Hauptzahlmittel wurde, der Pariser Cours gesunken, es stand 1850 Paris 3 M. Dato 189, und k. S. $187\frac{3}{4}$, 1855 $191\frac{1}{2}$ und $189\frac{9}{16}$. Uebrigens zeigt sich bei Vergleichung obiger Course auch der Einfluß des Disconts, welcher im vor. J. schon erheblich höher war — $3\frac{3}{4}$ Proc. gegen $2\frac{1}{2}$ im J. 1854 —. Besonders hat derselbe stark geschwankt. In der zweiten Hälfte des vor. J. stand er schon auf 5 Proc. im Durchschnitt, in diesem meist 6—7, jetzt sogar 9 Pc., worin sich das colossale Mißverhältniß zwischen den verfügbaren Capitalien und den zahllosen Unterneh-

mungen der letzten Jahre zeigt. Der Continent wird die nicht beachteten Erfahrungen Englands im Jahre 1825 und 1847 durchmachen müſſen.—

Viel größere Veränderungen im Werthverhältniß der edlen Metalle, wie die bisherigen, mögen uns bevorſtehen, wenn der eigenthümliche, doch einfach zu erklärende Proceß der Austreibung des Silbers durch das Gold in Frankreich in Folge der dortigen Aufrechthaltung des doppelten Standards vollendet iſt, und das wird er allem Anſchein nach bald ſein. Ein Uebergang zur Goldwährung auch in Deutſchland wird dann immer mehr zur zwingenden Nothwendigkeit.

Ueber den Seeſchifffahrtsverkehr nur einige der Hauptreſultate, im Uebrigen muß Ref. auf die hier beſonders detaillirten Tabellen verweiſen. Die Laſten ſind Commerzlaſten à 6000 ℔ = 5612 Zollpfund.

	Eingelaufen		Ausgelauf.		Zuſammen		Laſt p.
	Schiffe	Laſt	Sch.	L.	Sch.	L.	Schiff
1855	4593	309002	4562	309984	9155	618986	67,61
1854	4896	301368	4879	296938	9755	598306	61,33
$18^{51}/_{55}$	4454	277389	4460	277861	8914	555250	62,29
$18^{46}/_{50}$	3763	205231	3759	204477	7522	409708	54,47
	Davon transatlantiſch						
1855	460	53512	443	51865	903	105377	116,67
1854	469	53983	553	62697	1022	116680	114,17
$18^{51}/_{55}$	445	47926	467	50236	912	98162	107,63
$18^{46}/_{50}$	345	35084	306		651		

Die durchſchnittliche Größe der Schiffe hat zugenommen, theils in Folge der Tendenz überhaupt immer größere Schiffe anzuwenden, theils wegen der Vermehrung des transatlantiſchen Verkehrs und der Auswandererbeförderung über Hamburg. Die Zahl der in Ballaſt ausclarirten Schiffe, etwa die Hälfte der Zahl und ein Drittel den Laſten nach von allen, erklärt ſich aus dem eigenthümlichen Verkehr zwiſchen Hamburg und

den andern Elbhäfen, besonders Altona, und daraus, daß die englischen Steinkohlenschiffe meist nur für diesen Zweck dienen. Auch ist überhaupt die Hamb. Ausfuhr dem Gewichte nach geringer, wie die Einfuhr, sie findet in werthvolleren Gegenständen Statt. Die Hamb. Flagge ist vorzugsweise im transatlantischen Handel beschäftigt, es führten sie 1855 von den einclarirten Schiffen überhaupt 609, und 186 von den überseeisch angekommenen, von den ausclarirten resp. 614 und 243. Den größten Antheil an dem gesammten Verkehr hat die engl. Flagge, den Lasten nach über 50 Proc. Wo die Landesschiffe privilegirt oder das Differentialzollunwesen herrscht, wird natürlich die begünstigte Flagge verwendet, so im Handel mit Frankreich die französische, im Exporthandel nach Cuba die spanische, von 16 Schiffen führten diese 1855 14, welche hohe Frachten erzwingen können. Die Dampfschifffahrt hebt sich von Jahr zu Jahr, und beträgt bereits an 36 Proc. der ganzen Schifffahrt, vor 10 Jahren kaum 20 Proc.

Daß das Jahr 1855 im transatlantischen Verkehre und überhaupt im Allgemeinen seinem Vorjahr nachsteht, wie auch die folgende Tabelle erweisen wird, hat u. a. seinen Grund in der sehr spät, erst Ende März eröffneten und bereits Anfang December wieder durch Eis geschlossenen Schifffahrt, ein Umstand, der wieder dringend auf die Nothwendigkeit hinweist, einen großen und sicheren Hafen in Cuxhaven herzustellen und denselben mittelst einer Eisenbahn und Elbüberbrückung mit H. zu verbinden.

Ueber die Richtungen, in welchen sich der Hamb. Handel bewegte, gibt folgende Tabelle, in Tausenden M. B., Aufschluß.

Einfuhr				Ausfuhr		
1855	1854	1851–55		1851–55	1854	1855
	1	131	Australien	3127	5625	2439
5975	6654	5468	Asien	2918	3122	3732
966	1364	1089	Afrika	557	730	508
25486	21404	21733	Südamerika	24459	27545	24255
10979	12730	10755	Westindien	7341	7679	6548
9557	11030	8417	Nordamerika	13691	18983	11875
46022	45164	40905	Amerika	45491	54207	42678
			Proviant	713	947	1009
52963	53183	47593	Transatl.	52807	64631	50366
12370	13606	12898	Südeurop.	6731	7072	7648
160495	149161	136711	England	59075	82324	57050
17288	17273	15517	Nordeur.	20190	25813	27438
56329	52426	45933	Altona	46251	54539	56837
229114	245019	195032	Landwärts	241462	258651	307883
475595	477485	406090	Europa	373710	428399	456856
299444	285649	258651	Seewärts	185055	234379	199338
528558	530668	453683	Total	426517	493030	507222

Man darf wohl sagen, daß man an dieser Tabelle so ziemlich die Geschichte des Handels der letzten Jahre nicht nur Hamburgs, sondern der Welt studiren kann. Das Jahr 1855 zeigt, während die entsprechende Einfuhr ziemlich gleich geblieben ist, einen sehr starken Ausfall in der transatlantischen Ausfuhr. Dieser trifft vor Allem Nordamerika. Bekanntlich hat der europäische Handel mit diesem Lande im vor. J. überhaupt eine starke Einschränkung erfahren, als Reaction gegen die vorherige, rein unsinnige Ueberführung des dortigen Marktes. Dies »overtrading« scheint leider in einigen Ländern zur periodischen Krankheit werden zu wöllen. Selbst die immensen Verluste, welche in den Auctionen an Manufacturwaaren erlitten wurden, konnten nur eine vorübergehende Einschränkung in den Consignationen nach Nordamerika herbeiführen. In diesem Jahr weisen die amerikan. Importlisten schon wieder viel größere Einfuhren als selbst

1854 nach. Die Amerikaner haben nur drei Artikel von Bedeutung, mit welchen sie zahlen können, Baumwolle, Taback und Getreide, außerdem vermitteln sie einen starken Frachtverkehr mit ihrer großen Handelsmarine. Sobald Europa gute Ernten hat, müssen die amerikan. Getreideexporte sistirt oder sehr verringert werden. Aber auch der möglichst große Export aller drei genannten Artikel genügt nicht, die Einfuhren zu bezahlen. Für den Rest muß daher zum großen Theil Gold als Zahlmittel dienen, da aber auch hiervon nicht genug zu diesem Zwecke vorhanden ist, so muß nothwendig in kürzeren oder längern Perioden ein Stillstand der Geschäfte eintreten, mit welchem dann eine förmliche Handelskrise sich leicht verbindet. Die vielfachen Unredlichkeiten der Eisenbahnverwaltungen nahmen den Vereinigten Staaten auch großentheils die Möglichkeit, durch Uebersendung von Werthpapieren ihre Schulden an Europa zu bezahlen. Der hierdurch indirect der europäischen Fabrication erwachsene Schaden ist vielleicht der größte überhaupt aus jenen Betrügereien hervorgegangene. Dächte man sich vollends die Verein. Staaten des californischen Goldes als Zahlungsmittel beraubt, wie viel eingeschränkter müßte dann unser Fabrikwesen sein! — Bekanntlich geht der deutsche Handel mit den V. Staaten zum überwiegenden Theil über Bremen. Hamburg betheiligt sich erst in neuerer Zeit daran, sowie an der Auswandrerbeförderung. Schlesisches Zink geht vorzugsweise über H. nach Amerika, sodann auch Wollenwaaren und Strumpfwaaren. In Tuchen beherrschen die Deutschen jetzt fast allein den fremden Markt, namentlich die hochfeinen Aachener sind ohne Concurrenz. England ist hierin ganz vertrieben. Ueberhaupt sind es immer mehr

die Wollenstoffe, welche den Hauptausfuhrartikel unter den deutschen Manufacten, namentlich auch nach transatl. Ländern bilden; sodann sind die Deutschen auch in einigen Arten der Seidenfabrication, besonders in Bandwaaren, Sammten obenan, indem die Franzosen im Preise nicht concurriren und selbst die Schweizer wenigstens nicht billiger produciren können. Auch einige, besonders ordinärere Baumwollstoffe finden immer mehr ihren Absatz im Auslande. Nur das Leinengeschäft, früher der Stolz Deutschlands, ist sehr zurückgegangen, und nimmt in Hamburg, von wo es ehedem besonders betrieben wurde, lange nicht mehr den alten Rang unter den Geschäften dieses Platzes ein. Die Gründe sind bekannt: die Concurrenz der irischen Maschinengarne und Leinen und die Verarmung der ehemals spanischen Colonien in Amerika. Folgende Uebersicht gibt einige Daten der Manufacturwaaren und Leinenausfuhr H.s in den Jahren 1854 und 55 in Tausenden M. B.

		Seid. u. Halbs.	Woll u. Halbw.	Baumw. W.	Div. Manuf. W.	Ma-	Lein.	Zus.
Transatl.	1855	2051	6622	6697	2345		4747	22463
"	1854	3015	9198	8329	3865		5061	29467
Amer. Westl.	1855	886	2872	1333	1084		284	6478
"	1854	1105	3573	1180	1480		263	7600
Brasilien	1855	412	1300	1188	403		395	3697
"	1854	475	1610	1277	536		449	4347
Mexico	1855	142	543	445	88		376	1594
"	1854	338	1134	655	401		620	3149
Verein. Staat.	1855	37	645	888	143		61	1763
"	1854	21	1229	1559	263		50	3123
St. Thom. u.	1855	95	97	435	138		762	1527
Portor.	1854	121	211	707	266		1162	2465
Laplata	1855	231	543	276	113		46	1209
"	1854	575	456	774	329		57	2191
Cuba	1855	41	53	292	37		2008	2431
"	1854	55	99	295	77		1503	2029

		Seid. u. Halbs.	Woll. u. Halbw.	Baumw. W.	Div. Manuf. W.	Lein.	Zus.
Venezuela	1855	88	110	545	146	599	1488
"	1854	85	103	448	123	710	1469
Brit. Ostind. Sincapore	1855	21	178	790	53	8	1049
	1854	39	117	768	79	–	1003
Australien	1855	42	63	40	15	20	180
"	1854	126	274	131	172	15	718
Haiti	1855	4	22	188	—	110	324
"	1854	25	70	215	38	187	534
Europ. Häfen	1855	901	3551	1378	1580	830	8241
	1854	887	4587	1766	2219	759	10218
Ueber Altona	1855	370	2335	2398	641	1360	7104
"	1854	443	1906	1905	475	850	5579
Landwärts	1855	3837	10270	14334	16049	1996	46486
"	1854	3130	9351	9287	11316	1958	35043
Ueberhaupt	1855	7161	22778	24807	20615	8933	84294
"	1854	7475	25042	21287	17876	8628	80307

Den vornehmsten Einfuhrartikel aus den Verein. St. bildet auch in H. Baumwolle, doch wird ein viel größeres Quantum davon noch immer über Liverpool bezogen. Die rasch sich endlich entwickelnde Spinnerei in Deutschland wird hoffentlich einen eigenen großen Baumwollmarkt schaffen. Bremen macht aber dies zu werden größere Anstrengungen wie H. Man klagt hier über den Zoll, welchem Baumwolle noch unterliegt.

Auch das australische Geschäft H.s hat nach raschem Aufschwung bereits wieder bedeutenden Abbruch gelitten, theils weil auch hier ein overtrading über alles Maß Statt gefunden, theils aber auch, weil man von Deutschland hinschickte, was man daheim wegwirft. Nach neuern Berichten sind die deutschen Waaren bereits arg mißcreditirt. Noch immer machen sich deutsche Fabricanten kleinlicher Betrügereien schuldig, man raisonnirt über die Amerikaner: so erbärmlich und unpolitisch führen diese jedenfalls nicht einmal ihre Betrügereien aus. Der Export H.s nach Australia

lien betrug 1851 erſt 295600, 1852 990210, 1853 dagegen 6284730 M. B.

Das weſtindiſche Geſchäft, Ein- wie Ausfuhr, hat, Dank der Weisheit der Rübenzuckerprotection, ſehr gelitten. Jetzt iſt es freilich ſchwer gegen dieſe erkünſtelte Induſtrie mehr etwas zu thun, um die Unterlaſſungsſünden vor 15 Jahren wieder gut zu machen, ohne arge Verletzung weitreichender Privatintereſſen. Nur ſollte man einſehen, daß ohne gegenſeitigen Austauſch der Producte Deutſchland oder die Hanſeſtädte auf die Länge keinen geregelten Verkehr mit Cuba unterhalten können. Auch dem Exportgeſchäft nach andern Zuckerländern iſt durch die bedeutende Verringerung des deutſchen Conſums von Colonialzuckern ein Stoß verſetzt worden. H. iſt vom erſten Continentalzuckermarkt zum vierten oder fünften geworden. Es kann aber nicht wie England im Austauſch gegen ſeine eigenen Producte Schiffe auf Ordre befrachten und mit den Erzeugniſſen, die es ſelbſt nicht aufnehmen kann, nach andern Ländern ſenden, denn dazu fehlt ihm Englands geographiſche Lage, commercielle Suprematie und großartige Importen nach eben dieſen andern Ländern. Verkaufen zu wollen und des Käufers Zahlungsmittel nicht annehmen, iſt einmal in der Handelswelt unmöglich.

Den Angelpunkt des Hamburgſchen Verkehrs mit Braſilien und Venezuela bildet gegenwärtig das Kaffeegeſchäft. In dieſem Artikel bildet H. jetzt den größten europäiſchen Markt, indem nur der vereinigte holländiſche, Amſterdam und Rotterdam zuſammen, noch größere Einfuhren nachweiſt. H. importirte im vor. J. den größten bekannten Betrag von 942556 Cent. im Werthe von 28024640 M. B. Einen bedeutenden Theil

davon bilden bekanntlich Ordreverladungen, welche vom Canal nach H. dirigirt werden. Die freisinnige Politik H.s zog diese großentheils auf hier, indem sie von andern Continentalhäfen als indirecte Zufuhren betrachtet und deshalb ganz ausgeschlossen oder mit Differentialzöllen beschwert zu werden pflegten. In H. ist dadurch meist ein wohl assortirtes Lager anzutreffen. So sehr die Ausfuhren nach Brasilien und Venezuela zugenommen, sie decken doch die Einfuhren von da noch lange nicht. In etwas wird das ausgeglichen durch das starke Plus der Exporte nach den Laplataſtaaten, von wo die Versendung von Häuten bekanntlich stark abgenommen hat. Hamburg ist für Häute neben Antwerpen der erste Continentalmarkt. Uebrigens bildet H.s Handel mit Buenos-Ayres und Montevideo einen Haupttheil des ganzen auswärtigen Handels dieser Länder. Die Eifersüchtelei zwischen Montevideo und Buenos-Ayres, welche jetzt die über den einen oder andern Ort gehenden Waaren differentiell bezollen zu wollen scheint, kann auch für H. sehr lästig werden.

Beinahe die erste Stelle im überseeischen Exporthandel H.s nimmt jetzt der Verkehr mit der Westküste Südamerika's ein. Auch hier zeigt das vorige Jahr einen Rückgang wegen der Ueberführung der Märkte. Die Einfuhr von da ist ebenfalls, wenn auch nicht so bedeutend, gestiegen, sie besteht vornehmlich in Kupfererz, von dem bekannten Elbkupferwerk, Silbererz großentheils in Chemnitz verarbeitet, in Kupfer, Chilisalpeter und Guano.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 20. December 1856.

Hamburg

Schluß der Anzeige: „Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengest. von dem handelsstatistischen Bureau."

Letzterer geht nur in Folge Consignationen nach H., da bekanntlich ein Londoner Haus den Vertrieb davon für Deutschland von der peruanischen Regierung erhalten. Die vielen deutschen Handelsfirmen in Amerika, großentheils aus den Hanseſtädten selbst, sind dem deutschen Handel sehr nützlich, sie nehmen in der Regel die ersten Plätze in den überseeischen Häfen ein. Eine neue Aera des Aufschwungs wird hoffentlich von der noch im Laufe dieses Jahres zu erwartenden Eröffnung der Dampfschifffahrt mit Brasilien datiren.

Am asiatischen Handel betheiligt sich H. noch viel zu wenig. Wenn auch die engherzige holländ. Colonialpolitik hinderlich ist, so kann doch das Geschäft mit Brit. Ostindien sehr ausgedehnt werden. Aber die meisten Artikel bezieht Hamburg noch immer über England, z. B. von In-

digo für 5¼ Mill. Mark, und für keinen Heller direct. Die Ausfuhr ist nur nach dem Freihafen Sincapore von einiger Erheblichkeit, von wo die Waaren besonders auch nach den Philippinen unter spanischer Flagge gehen. Direct von Afrika wird Palmöl bezogen, Hamb. Factoreien haben hier die besten Küstenstriche inne, und treiben Tauschhandel. Dies direct importirte Palmöl wird dem von Liverpool vorgezogen.

Mit Nordeuropa betreibt H. einen sehr lebhaften Zwischenhandel, welcher großentheils über Lübeck und Kiel geht; es nimmt für die Ostseeländer eine ähnliche Stellung ein, wie England für H. selbst und für das übrige Europa. Namentlich ist H. für ganz Nordeuropa der erste Wechselplatz. Die starke Unterbilanz, welche der Handel H.s mit England zeigt, wird theilweise gedeckt mit den Ausfuhren der nordischen Staaten nach England, welche H.s Schuldner sind. Auf die Beziehungen der Elbstadt zu England einzugehen, würde den Raum eines kleinen Buchs in Anspruch nehmen. Der erste Importartikel Englands ist bekanntlich Twist, es sind davon im letzten Jahre wieder größere Quantitäten wie seit lange angekommen, für 29½ Mill. M. B. Die endlich in Deutschland zunehmende Maschinenspinnerei, besonders die Errichtung großer Etablissements auf Actien, wird vielleicht in einiger Zeit diese Twisteinfuhren beschränken. An dem Ausfall der Exporten H.s nach England im vor. J. gegen 1854 ist hauptsächlich eine geringere Ausfuhr von Wolle und Getreide Schuld. Die erstere wird in Deutschland immer mehr selbst verarbeitet und in England durch die australische ersetzt. Schafwolle bildet jetzt schon einen wichtigen Einfuhrartike Englands nach H., welches letztere davon 1855

nur für ſehr wenig mehr nach England ein- wie daher ausführte.

Wie ſchon bemerkt, geſtatten die Angaben über den Verkehr landwärts leider nicht, genau zu ſehen, wie ſich die einzelnen Länder an dem Handel mit H. betheiligen, namentlich kann man die Zahlen für den Zollverein allein nicht ausſcheiden. Zum Hauptvermittler zwiſchen H. und jenem hat ſich von Jahr zu Jahr mehr die Berlin-Hamb. Bahn herausgebildet. Sodann kommt die Oberelbe, freilich kaum den vierten Theil des Umſatzes auf der Berl.-Hamb. Bahn vermittelnd. Die viel bedeutendern Belaufe der Ein- und Ausfuhr mittelſt Poſt ſchreiben ſich hauptſächlich von Baarſendungen her. Der Umſatz zwiſchen H. und Harburg iſt ſich in den letzten 7 Jahren faſt ganz gleich geblieben, ja die Ausfuhr nach dem hannoverſchen Hafen hat mit Ausnahme des letzten Jahres nicht unbeträchtlich ſich vermindert. Faßt man den auf den genannten 3 Wegen Statt findenden Verkehr zuſammen, wozu noch die Ausfuhr nach preuß. Oſtſeehäfen, — die Einfuhr von dieſen iſt ganz unbedeutend —, ſowie der Verkehr mit Lüneburg kommt, ſo wird man der Hauptſache nach ein Bild von dem Handel H.'s mit dem Zollverein ſich machen können. Demnach betrug die Ausfuhr H.'s nach dem Zollverein,

B. M.	1854	1855
Ausfuhr	163472210	196093520
Einfuhr aus d. Z. V.	164655470	136675880
Ausfuhr — —	— 1183260	+ 39417640

In den Jahren vorher überwog die Ausfuhr H.'s immer ſehr ſtark, die Wechſelcourſe waren daher auch für den Zollverein ſehr ungünſtig. Im J. 1854 ſtellten ſie ſich dem Pari dagegen viel näher wie ſeit lange, und auch 1855 waren

sie für H. noch ungünstiger wie ehedem, das zeigt, daß das starke Guthaben H.'s erst in diesem Jahre zur Ausgleichung gekommen ist. Die Course auf die Wechselplätze des Zollvereins sehen wir dann auch in Hamburg niedriger wie je stehen. Es war z. B. im Jahresdurchschnitt der Berliner Cours 1850 $152\frac{9}{16}$, 1851 $152\frac{7}{16}$, 1852 $153\frac{11}{16}$, 1853 $153\frac{15}{16}$, 1854 $151\frac{11}{16}$, 1855 $151\frac{3}{4}$ und zwar in der zweiten Hälfte des Jahres bereits $152\frac{11}{16}$ im Durchschnitt. Dagegen hat er im laufenden Jahre den Standpunkt von 156 schon zeitweilig überschritten. Das Pari ist 151,35. Die Handelsverhältnisse der beiden letzten Jahre, 1854 eine ungewöhnlich starke Fabricaten-Ausfuhr Deutschlands, besonders für den transatlant. Markt, 1855 eine starke Reaction hiergegen und eine Füllung der erschöpften Waarenlager, welche im Steuerverein vor dem Anschluß desselben an den Zollverein vollgespeichert waren, sind vornehmlich an den starken Silbersendungen nach H., für England oder den asiatischen Markt, Schuld. Man darf also gewissermaßen sagen, daß der Anschluß des Steuervereins gerade vor 3 Jahren mit dazu beiträgt, uns zur Goldwährung zu drängen.

Noch zur Besprechung einer großen Menge der interessantesten nationalökonomischen Fragen geben die „Tabellarischen Uebersichten" Anregung und zu ihrer Beurtheilung Material, so z. B. über das Verhältniß H.'s zu Harburg. So bedeutend dieser Hafenort sich in den letzten Jahren aufgeschwungen hat — 1849 kamen daselbst nur 44 Schiffe mit 3586 Lasten, 1855 1118 mit 77890 (à 4000 Pfd) an! — so hat, und wir sagen hoffentlich, Hamburg doch für seinen eigenen Großhandel nicht so viel zu fürchten, als man oft meint. Harburg bildet einen trefflichen Transitplatz, es

kann viel billiger ſpediren, weil die Waaren gleich vom Schiffe in die Speicher genommen werden können, aber es bildet keinen Markt. Zudem genießt es Befreiung vom Stader Zoll, deſſen Aufhebung auf irgend eine Art für Hamburg jährlich nothwendiger wird. Uebrigens hat ſich in Hamburg doch immer noch jährlich die Maſſe und der Werth der als Tranſitogut durchgehenden Artikel vermehrt. Zu der allerwichtigſten Frage in Betreff Hamburgs bieten die Tabellen vielleicht das vornehmſte Material, meinen wir zu der über den Anſchluß H.s an den Zollverein. So lange Deutſchland einmal kein einiger Staat iſt, ſoll es wenigſtens die wenigen Früchte ſeiner Zerſplitterung genießen. Eine der beſten darunter iſt aber jedenfalls die, daß es ein paar ſo ganz unabhängige kleine Handelsrepubliken hat, welche mit allen Kräften nur ſich dem Handel widmen. Hamburg könnte ſich ja nicht mehr rühren und regen, wenn es ein Glied eines ſo ſchwerfällig organiſirten Körpers wie des Zollvereins wäre. Wie durchaus nothwendig man überall für den Handel die möglichſt freie Bewegung hält, zeigt ja ſchon die Creirung von Freihandelsplätzen. Nun, Deutſchland hat deren ja zwei in Hamburg und Bremen, welche ohnedem den Vortheil genießen, als ſouveräne Staaten, alle erdenklichen Wünſche für den Handel ihres Platzes erfüllen zu können. Gewiß wäre Hamburg ohne ſeine freie Selbſtändigkeit nicht der erſte Continentalhandelsplatz. Weshalb nimmt kein franzöſiſcher Hafen dieſen Rang ein, welche ja in der für Hamburg gewünſchten Stellung zu einem großen und mächtigen Zollgebiete bereits ſind? — Und aus reiner Marotte und abgeſchmackter Eiferſucht gegen H. ſollte man doch wahrlich ſeinen Anſchluß an den

Zollverein nicht herbeisehnen, oder es durch die kleinlichsten Chicanen dazu veranlassen. Der Ruf einer Stadt von Hamburgs oder Bremens Bedeutung wird unsern deutschen Industrie- und Handelsinteressen im fernen Auslande mehr nützen, als ein paar Dutzend künstlich groß gezogener Handelsplätze, wie die andern Elb-, Weser- oder Emshäfen. —

Schließlich kann Refer. nur den Wunsch aussprechen, daß das statistische Büreau in H. fortfahren möge, uns in seinen ausgezeichneten Werken ein so treffliches Material zur Beurtheilung der Bedeutung von Hamburgs Handel für Deutschland darzubieten. Dadurch werden sich die mit diesen statistischen Zusammenstellungen verbundene Arbeit, sowie die damit verknüpften Unkosten am besten bezahlt machen, indem sie Deutschland aufklären, was es an Hamburg hat. — Die ganze Ausstattung des Werkes läßt in keiner Weise zu wünschen übrig. Von Druckfehlern ist Ref. nur der aufgefallen, daß in der Tabelle der Preise S. 154 die Notiz für Balsam Peru sich auf Balsam Copaive und umgekehrt beziehen muß.

A. W.

Mailand

Coi tipi di Giuseppe Bernardoni di Gio 1856. Studii linguistici di B. Biondelli, membro effettivo dell' i. r. istituto lombardo etc. etc. XLVI u. 379 S. in Octav.

Hr Biondelli hat in diesem Buche eine Anzahl wissenschaftlicher Aufsätze, die er zum größten Theil in Journalen, dem Politécnico, der Revista Europea etc., früher veröffentlicht hatte, gesammelt herausgegeben. In Mitten dieser Journalartikel aber begegnen wir, und wir müssen gestehn, mit

einiger Verwunderung, einem Abdruck jener geistlichen Dichtung des Mailänder Bescapè, welche Hr Biondelli erst ganz vor kurzem, ja fast gleichzeitig in den Poesie lombardi inedite — die wir im 128. Stück dieses Jahrgangs besprochen haben — veröffentlicht hat. Auch das ebenda abgedruckte Gedicht Bonvexino's findet sich hier wieder! Ein solches Verfahren, dessen Motive sich kaum begreifen lassen, ist dem Publicum gegenüber im höchsten Grade unbillig, und um so mehr als der Titel des vorliegenden Werks gar nicht auf die Vermuthung führen wird, in demselben die eben erst herausgekommenen Poesie inedite bis auf ein paar Seiten wiederzufinden, zumal dieselben sogar ein volles Drittel des Raumes der Studii linguistici einnehmen. — Sagen wir es offen, die ganze vorliegende Publication des Hn Biondelli schmeckt etwas nach Buchmacherei. Sehen wir von dem innern Werth der hier gesammelten Saggi einmal ganz ab, so können wir schon nicht die Art ihrer Wiederveröffentlichung billigen: der Verf. hat ihnen, obwohl sie bereits vor einem Decennium theilweise erschienen, gar keine Verbesserung zu Theil werden lassen. Ein eclatantes Beispiel, das originell genug ist, kann dies belegen. Einer der Aufsätze, Ordinamento degli idiomi e dei dialetti italici überschrieben, von dem wir hernach ausführlicher reden wollen, handelt von der Eintheilung, resp. Begrenzung der italiänischen Dialekte. Der Dialekt von Belluno wird hier zu der Familie der kärnthner Dialekte gezählt, während in dem selbständig vor zwei Jahren — aber nach der ersten Veröffentlichung des genannten Aufsatzes — erschienenen Buche des Verf., Saggio sui dialetti gallo-italici das Bellunesische zu der veneziani-

schen Familie gerechnet und zwischen dieser und der kärnthner der Tagliamento als Grenze gesetzt wird. Und nun ist Letzteres das Richtige. Denn Herr Biondelli ersucht in der Vorrede unsrer Studii jenen in dem Aufsatz Ordinamento etc. „eingeschlichenen Fehler" in der eben angezeigten Weise zu berichtigen! Hr Biondelli hat sich also nicht einmal die Mühe genommen vor dem Wiederabdruck jenes Aufsatzes einen Fehler zu verbessern, den er vor zwei Jahren bereits in einem größern Werke (namentlich auf der demselben beigefügten Karte) selbst corrigirt hatte, und einen Fehler von solcher Bedeutung!

Die meisten der Aufsätze sind ohne tiefern wissenschaftlichen Werth und hätten keine Auferstehung zu feiern brauchen, am wenigsten aber in ihrer unveränderten Gestalt. Als Journalartikel mögen sie zu ihrer Zeit interessant genug gewesen sein, und in der That anregend zu philologischen Studien, zumal in dem in dieser Beziehung hinter Deutschland und Frankreich sehr zurückgebliebenen Italien gewirkt haben, aber einen bleibenden Werth haben sie keineswegs: es müßte denn der sein, daß sie von dem Stand der philologischen Studien in Italien während der letzten Decennien Zeugniß ablegen. Indessen wollen wir darum nicht leugnen, daß einzelne Artikel, wie der über die Volkslitteratur von Epirus, oder der über den Ursprung und die Verbreitung der lingue furbesche eine ganz unterhaltende wissenschaftliche Lectüre gewähren.

Unter allen am werthvollsten und von einem mehr dauernden Interesse erscheinen uns die beiden Aufsätze Prospetto topografico-statistico delle Colonie straniere d'Italia und der oben erwähnte Ordinamento degli idiomi XX. italici. Rück-

sichtlich des erstern, welcher, wie der Verf. in der Vorrede mit einer für einen Statistiker doch etwas zu großen Sorglosigkeit sagt, „vor ungefähr zehn Jahren“ zuerst publicirt wurde, ist nur zu beklagen, daß die numerischen Angaben nach dem heutigen Stande nicht rectificirt wurden. Von dem andern Aufsatz wollen wir hier einen kurzen Bericht geben, da der Gegenstand an sich von Bedeutung ist, und der Verf. gerade auf diesem Gebiet gerechte Anerkennung erworben hat.

In einer Einleitung, welche der Ordnung der Dialekte vorausgeht, entwickelt der Verf. seine Ansichten über den Ursprung derselben und ihr geschichtliches Verhältniß zu der allgemeinen italiänischen Sprache. Er ist der Meinung, daß die heutigen italiänischen Dialekte unmittelbar von den altitalischen Idiomen, der Etrusker, Gallier u. s. w. herstammen oder diese selbst vielmehr, nur im Laufe der Zeit verändert, sind, und daß aus „einer künstlichen Vereinigung“ dieser Dialekte ebensowohl einst die lateinische Schriftsprache, als später die italiänische hervorgegangen sei, indem nämlich, wie es an einer andern Stelle heißt, „nach dem Verschwinden jener“ (der lateinischen Schriftsprache) in Folge des Einbruchs der Germanen, „Italien mit seinen vielgestaltnen ursprünglichen Dialekten zurückblieb.“ Unter der lingua romana rustica versteht Herr Biondelli nämlich die Sprache der Dialekte. Die Verkehrtheit solcher Ansichten, die der Verf. auch in einigen der andern Aufsätze gelegentlich vorbringt, braucht nicht dargelegt zu werden, sie zeigt aber, wie derselbe, dem unseres Diez Forschungen gänzlich unbekannt geblieben zu sein scheinen, in diesen Studii rücksichtlich der allgemeinen romanischen Sprachkunde sich auf einem ganz über-

wundnen Standpunkt noch befindet. Von jenen Ansichten mußten wir aber um deswillen hauptsächlich hier Kenntniß nehmen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinen geringen Einfluß auf Hn Biondelli's System der italiänischen Dialekte gehabt haben. Doch wäre das letztere deshalb allein noch keineswegs zu verwerfen, da ein Einfluß der altitalischen Idiome auf die Bildung der heutigen Dialekte im Allgemeinen nicht zu bestreiten ist, und es nur die Frage sein kann, in welchem Grade ein solcher in dem einzelnen Fall anzunehmen sei. Hr Biondelli hat nun leider in dem vorliegenden Aufsatz seine Ordnung der italiänischen Dialekte ganz und gar nicht motivirt; um so mehr enthalten wir uns einer Kritik derselben: da er aber die Belege mannichfaltiger dialektischer Forschungen, wie angedeutet, in andern Werken gegeben, halten wir auch seine Annahmen für wichtig genug, um sie in knappem Auszug — indem wir die Grenzen nur andeutungsweise wiedergeben — hier mitzutheilen.

In acht große Familien theilt der Verf. die Dialekte Italiens ein, indem er in jenen aber wieder Zweige, oder Gruppen (gruppi) unterscheidet. Indem der Verf. vom äußersten Nordosten Italiens beginnt, führt er als erste die Famiglia Carnica auf, welche in die zwei Gruppen von Friaul und von Görtz sich scheidet. Jenseits des Tagliamento folgt dann die venezianische Familie, im Süden von dem Po, im Osten von dem Gardasee begrenzt; auch sie theilt sich in mehrere Gruppen. Die dritte Familie ist die gallo-italische: von ihr werden zunächst drei Zweige unterschieden, der lombardische, piemontesische und emilianische, von welchen Zweigen ein jeder wieder eine Anzahl Gruppen umfaßt. Die Sesia trennt den lombar-

diſchen Zweig von dem piemonteſiſchen, der Po von dem emilianiſchen. Letztern ſcheidet eine von Valenza nach Bobbio gezogene Linie von dem piemonteſiſchen Zweig, ferner begrenzt ihn der Appennin und die Foglia. Die vierte Familie, die liguriſche wird von dem piemonteſiſchen Zweig der gallo-italiſchen durch den liguriſchen Apennin geſchieden, und dehnt ſich im Oſten bis Sarzana aus. Die fünfte Familie iſt die tusciſch-lateiniſche; an die liguriſchen und emilianiſchen Dialekte ſich anreihend, hat ſie im Oſten und Süden die Grenze des Kirchenſtaats. Von ihren beiden Zweigen hat der toskaniſche die vier Gruppen: Fiorentino, Sienese, Tiberino (das Land um die Quellen der Tiber), Corso (Corſica und Elba); der lateiniſche die römiſche und die umbriſche Gruppe. — Das Feſtland des Königreichs Neapel mit Ausnahme Calabriens bildet die ſechſte Familie die »Sannitico-Japigia«, welche in die vier Gruppen, die abruzziſche, campaniſche, apuliſche und tarentiniſche zerfällt; die ſiebente Familie iſt die Bruzio-Sicula; ſie umfaßt Calabrien, welches der Dialekt von Coſenza vorzugsweiſe repräſentirt, Sicilien (mit zwei Gruppen: Dialekt von Palermo und von Catania) und den nördlichſten Theil von Sardinien, welchen gegen Süden eine zwiſchen Alghero und Terranova gezogene Linie begrenzt. Dieſen ſardiniſchen Zweig der Bruzio-Sicula repräſentirt der Dialekt von Sassari. Die achte und letzte Familie endlich erſtreckt ſich über das übrige Gebiet von Sardinien, es iſt die Famiglia Sarda mit den beiden Zweigen logudorese und campidanese, welche eine von Baunei nach dem Cap Manno gezogene Linie von einander ſcheidet.

Marburg. A. Ebert.

Prag

bei J. G. Calve 1856. **Handbuch der Litauischen Sprache von August Schleicher. I. Grammatik. XVII u. 342 S. in gr. Octav.**

Das Lithauische bildet als Sprache ein wichtiges Glied in der Reihe aller mit dem Deutschen verwandten asiatisch-europäischen Sprachen. Obgleich aus früheren Jahrhunderten uns unbekannt und erst in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten zu einer wenig gebrauchten Schriftsprache ausgebildet, hat es viele der ältesten Bestandtheile und Eigenthümlichkeiten dieses großen Sprachstammes mit einer bewundrungswerthen Treue erhalten. Den slavischen Mundarten, von denen es vor der Ausbreitung des Deutschen an der Ostsee allein umringt war, steht es in manchen Stoffen am nächsten, unterscheidet sich aber auch wieder in andern so stark von ihnen, daß es ihnen nicht beigezählt werden kann. Manches von ihm erinnert zunächst an die großen asiatischen Zweige des Sprachstammes, wie kalb reden an das persische گو und گفتن goften vermittelst des sanskritischen गल्प्; klus hören an das armenische լսել, welches nach einer Eigenthümlichkeit des Armenischen aus klsel W. klus erweicht ist und zeigt wie stark vorne die Namenwörter auris οὖς Ohr die ursprünglichen Laute eingebüßt haben; wir bemerken noch, wie ähnlich an Sinn und Gebrauch der lithauische Vorsatz be- oder te- vor dem Präsens und andern Zeitgebilden dem etwas schwer zu verstehenden Vorsatze ب vor den persischen Zeitgebilden ist. Anderes aber findet im Deutschen sein zunächst entsprechendes, wie sak unser sagen und galb unser helfen ist, wobei

zu beachten, daß die Laute *h* und *f* dem Lithauischen fremd sind. Dazu kommen so viele lehrreiche Aehnlichkeiten mit andern Sprachen auch fremder Sprachstämme: wie die lithauische Vorliebe mit dem verneinenden Thatworte den Genitiv statt des Accusatives zu verbinden, ganz an das arabische ﻟﻴﺲ ....ﺑ erinnert.

Man kannte nun zwar schon frühere Sprachlehren und Wortverzeichnisse des Lithauischen. Diese aber hat der Verf. des vorliegenden Werkes nicht bloß benutzt, er hat auch durch eigne mühevolle Erforschung des Lithauischen, wie es noch jetzt weniger in Städten als vielmehr nur in Dörfern und andern Winkeln seines alten Vaterlandes gesprochen wird, diese Sprache welche allmählich ganz von der Erde zu verschwinden drohet, noch in ihrem vollen Leben und wahren Wesen sich ganz anzueignen gestrebt, und hier eine in der That sehr tief eindringende umfassende und nach vielen Seiten sehr nützliche Beschreibung von ihr gegeben, so daß sein Werk alle früheren wohl weit übertrifft. Seine Kenntniß auch der slavischen Mundarten und seine Bekanntschaft mit der neuern deutschen Sprachwissenschaft kommen dem Verf. dabei sehr glücklich zu Hülfe. Namentlich findet man hier die Lautgesetze des Lithauischen sehr gut abgehandelt.

Wir machen es nun dem Verf. nicht im geringsten zum Vorwurfe, daß er diese lithauische Sprachlehre fast ganz rein für sich hingestellt hat, ohne bei ihr die verwandten Sprachen beständig zu vergleichen, soweit er sie etwa übersichtlich kennt. Mit diesen Sprachvergleichungen ist in neuern Zeiten zu viel wohlfeiler Aufwand und täuschender Schein getrieben, als daß man sie in der bisherigen Weise gern fortgesetzt sähe. Das Leich-

tere drängt sich ja hier überall von selbst Allen auf, welche sich etwas näher mit den verwandten Sprachen beschäftigen wollen: das schwieriger zu Erkennende aber hat man dabei meist übersehen oder unerörtert gelassen. Was sollte außerdem werden, wenn man bei der Beschreibung jeder dieser Sprachen stets auf so viele andre mit gehöriger Deutlichkeit hinweisen wollte! Jede Sprache, auch eine noch so wenig allgemeiner bekannte, wie die lithauische, muß sich vielmehr auch für sich in aller kurzen Gedrängtheit sehr sicher und vollständig beschreiben lassen können: und sie kann dieses desto richtiger, je vollkommner die allgemeine Sprachwissenschaft schon ausgebildet ist.

Allein wir fürchten, der Verf. habe die Ansprüche und den jetzigen Bildungsstand dieser Sprachwissenschaft doch etwas zu wenig berücksichtigt. Allerdings ist der große Sprachstamm, wozu das Lithauische gehört, bis jetzt noch nicht im Ganzen só bearbeitet oder vielmehr noch nicht só vollkommen erkannt und só richtig beschrieben, daß man in den dadurch gegebenen Rahmen die Beschreibung einer neuen Sprache leicht eintragen könnte. Allein in unsrer gesammten neuesten Sprachwissenschaft liegen doch schon so viele äußerst gewichtige und sichere Erkenntnisse, daß man von Werken, welche, wie das vorliegende, auf Wissenschaft Anspruch machen, etwas mehr erwarten kann. Der Verf. unterscheidet z. B. schon ganz richtig, wie dieses die neuere Sprachwissenschaft fordert, Wurzel, Stamm und Umbildung (Flexion) als die drei Stufen der Wortbildung: er will also nicht mit der Declination und Conjugation anfangen, wie in so vielen Werken, welche als wissenschaftlich gelten wollen, noch immer geschieht. Allein indem er nun dennoch die Wort-

bildung als den zweiten Haupttheil der Sprachlehre auf die Erklärung der Wortstämme beschränkt, die er gar mit dem Infinitiv und Supinum beginnt, dann die „Flexion" zum dritten, die Syntax zum vierten Haupttheile macht, hebt er doch wieder die richtige Betrachtung des Sprachlichen auf und führt Vieles von der alten Unwissenschaftlichkeit zurück. Auch die Syntax scheint uns hier keineswegs richtig abgehandelt zu sein, schon weil der Verf. Vieles in sie hineinzieht was gar nicht in ihr Gebiet gehört. Dazu kommen andre in der Boppischen Weise, welcher der Verf. im Ganzen folgt, noch höchst unklar gelassene Annahmen, wie die eines Bindevocales, wobei man sich eben nichts denkt. In alle dem muß die Wissenschaft, wenn sie nicht wieder zurückgehen soll, ihre wahren Aufgaben künftig noch viel vollkommner lösen; und vor Allem muß man fordern, daß Alles was in ihr wirklich schon erreicht ist, nicht unbenutzt bleibe.

Es ist dabei jedoch ein bedeutender Vorzug und bleibendes Verdienst dieses Werkes, daß es, auch wo es den höhern wissenschaftlichen Anforderungen weniger genügt, doch die einzelnen Spracherscheinungen selbst mit großer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit vorführt, trotz aller löblichen Gedrängtheit, deren es sich befleißigt. Wir wünschen ihm daher viele Leser; und hoffen, daß der Verf. bald die zweite Hälfte hinzufüge, welche lithauische Sprachstücke, meist mit Mühe aus dem Munde des Volkes gesammelt, enthalten wird.

Noch bemerken wir, daß der Verf. in der deutschen Wortschreibung viele Neuerungen einführt und noch viel weiter als Andre sie verkürzen möchte. Er schreibt demnach vilmer für viel-

mehr, im für im und ihm, inen für ihnen und innen, während er Anderes, was nach unserer Meinung sehr wohl verkürzt werden könnte, z. B. sh für sch völlig unangetastet läßt. Daß er die großen Buchstaben nur bei Eigennamen beibehält, ist, wie jeder Sprachkenner urtheilen muß, vortrefflich. Allein, indem der Verf. jene Verkürzungen ausführte, hat er schwerlich bedacht, wie sehr dadurch die deutsche Schreibart nur noch unvollkommner werde. Denn unstreitig ist es ein großer Mangel in ihr, daß sie die Länge und Kürze der Selbstlaute theils gar nicht, theils sehr ungleich bezeichnet: durch die Neuerungen des Verfs würde nun aber sogar alle Bezeichnung der Dehnung eines Lautes wegfallen, was keineswegs zu billigen ist. Auch können wir es nicht gutheißen, daß er die Vorwörtchen des Thatwortes und der ähnlichen Wörter beständig trennt, zumal dadurch sogar Unklarheiten entstehen: er ist zu gelassen ist doch zu verschieden von er ist zugelassen. Wir wünschten also das Verfahren des Verfs insofern verbessert zu sehen. H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1856.

Zürich

Druck und Verlag von Fr. Schultheß 1856. Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar, Doctor der Theol. und Hofprediger a. D. R. v. D. XIII und 288 S. in Octav.

Der Verf. ist ein Veteran unserer Litteratur, der, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bereits an der gewöhnlichen Grenze des menschlichen Lebens steht; er wird denen im Andenken sein, welche mit der Litteratur der protestantischen Theologie bekannt sind, aus einer Reihe von Schriften, welche er zu Begründung einer wissenschaftlichen Hermeneutik — er nennt seine Auslegungsweise die panharmonische Interpretation — vor Jahren herausgegeben hat. Durch seine Arbeiten in diesem Fache ist er weiter fortschreitend auch auf die unsichern Grundlagen unserer Phi-

losophie aufmerksam geworden und er legt uns jetzt seine Bedenken an das Herz, um Andere zur Vertheidigung des Wahren aufzufordern, wenn er nicht mehr für dasselbe würde sprechen können. Es ist zu besorgen, daß diesem Unternehmen eines rüstigen Greises zwei Vorurtheile sich entgegenstellen werden — der Verf. würde sie Tacturtheile nennen —; man wird fürchten von einem alten Manne nur Veraltetes zu hören; den zünftigen Philosophen gehört er nicht an; man wird in seinen Untersuchungen nur dilettantische Versuche erwarten. Wir gehören nicht zu denen, welche von Vorurtheilen oder Tacturtheilen sich leiten lassen, und wenn wir auch gestehen müssen, daß in dem vorliegenden Werke mancherlei sich findet, was beiden Vorurtheilen einen Schein leihen könnte, so möchten wir doch zu beherzigen geben, daß die Warnungen und Ermahnungen eines Greises, den leidenschaftlichen Bewegungen unserer neuesten Litteratur gegenüber, wohl Gehör verdienen und daß es nicht das erstemal sein würde, wenn die Fachgenossen einer Wissenschaft auch von außen her eine kräftige Anregung für ihre Forschungen empfangen hätten, besonders die Philosophen, mit deren Untersuchungen alle übrigen Wissenschaften gern oder ungern in Berührung gerathen. Unserer Anzeige liegt der aufrichtige Wunsch zu Grunde, daß die Gedanken, welche der Verf. vertritt, nicht unbeachtet bleiben mögen; wir können ihnen zwar nicht in allen Beziehungen beistimmen; wie schon gesagt, wir finden Zeichen des Veralteten und des Dilettantischen in ihnen; aber dennoch halten wir sie für beachtungswerth, und die Worte, in welchen sie ausgesprochen sind, für ein Wort zu seiner Zeit; was aber in ihnen hinderlich sein dürfte dem Verständnisse

unſerer gegenwärtigen Zeit möchten wir gern von ihnen nehmen, damit der Kern der Ueberzeugungen, welche der Verf. vertritt, um ſo ſicherer ſeine Wirkung ausübe.

Daß der Verf. von der Theologie aus zur Philoſophie gekommen iſt, verräth ſchon der Titel ſeiner Schrift. Die alte Streitfrage, mit welcher ſie ſich beſchäftigt, möchte ſie unter einen neuen Geſichtspunkt bringen, indem ſie den Begriff des Glaubens auf den Begriff des Tacts zurückführt, den Begriff des Wiſſens auf den Begriff der Prüfung des Glaubens bezieht. Es iſt dies eine Veränderung des Geſichtspunkts, von welcher wir meinen, daß er nicht ohne Frucht ſein dürfte, denn er führt zu einer Verallgemeinerung der Frage, wenigſtens nach der gewöhnlichen Auffaſſungsweiſe derſelben. Wenn man Glauben und Wiſſen einander entgegenſetzt, ſo iſt man geneigt dabei ſogleich an den Gegenſatz zwiſchen dem religiöſen Glauben und der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß zu denken; man überſieht dabei, daß der Glaube der Menſchen viel weiter reicht als die religiöſen Ueberzeugungen, und wenn dies auch nicht immer geſchehen iſt, ſo findet ſich doch in unſerer gegenwärtigen Stimmung hierzu eine Neigung vor, von welcher die Unterſuchung abzulöſen gerathen ſein möchte Der Begriff des Tactes, von welchem der Verf. ausführlich zeigt, wie er in alle unſere theoretiſchen und praktiſchen Urtheile ſich einmiſcht, iſt hiervon frei; er führt in das weiteſte Gebiet der Unterſuchungen, und wenn es bei wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen immer gerathen iſt, mit dem Allgemeinſten zu beginnen, ſo wird es ohne Zweifel einen großen Vortheil gewähren, daß man nicht ſogleich bei der angeregten Frage

nur das Verhältniß der Wissenschaft zum religiösen Glauben in das Auge fasse.

Damit soll nun nicht bestritten werden, daß unter den Arten des Glaubens der religiöse Glaube von besonderer Wichtigkeit ist. Der theologischen Richtung des Verf. gemäß tritt dies auch in der ganzen Anlage der Schrift deutlich hervor. In dieser Richtung macht sich aber auch noch eine besondere Auffassung der theologischen Aufgaben geltend, welche der größte Theil unserer gegenwärtigen Theologen dem Veralteten zuzählen würde. Der Verf. ist Rationalist und nimmt mit Eifer die Partei einer theologischen Doctrin, welche in seiner Jugend ihre Blüthe hatte. Darauf weist die wissenschaftliche Prüfung hin, welche er auch über den religiösen Glauben oder Tact verhängen will. Was uns betrifft, so können wir zwar nicht zu den Lehren des theologischen Rationalismus des vorigen und des Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts uns bekennen; wir sind aber auch ebenso wenig geneigt, wie Lessing sagte, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern es scheint uns, als hätte auch jene Periode der Theologie ihr Recht auf Beachtung, wie andere Entwicklungsweisen, durch welche unsere wissenschaftlichen Bestrebungen hindurchgegangen sind, ja als wäre es eben jetzt an der Zeit, sie gegen unbillige Urtheile der herrschenden Gegenpartei zu vertheidigen. Die Art, wie der Verf. es thut, kann im Allgemeinen als gemäßigt gelten; sie beruft sich auf Luthers helle, klare Gründe; sie hätte sich auf eine viel größere Reihe der entschiedensten Supranaturalisten berufen können, welche dennoch den Vernunftgebrauch in der Beurtheilung des religiösen Glaubens nicht aufgegeben haben und der Ueberzeugung waren, daß man vom Glauben

zum Wiſſen gelangen ſollte durch das verſtändige Nachdenken und durch die Prüfung der Vernunft hindurch; auch verwirft der Verf. dabei den Gebrauch der religiöſen Autorität keineswegs; den Tact, den Glauben will er vielmehr nicht allein beim Einzelnen, ſondern auch im allgemeinen Gange der Geſchichte dem Erkennen vorausgehn laſſen, und überdies finden ſich gar mancherlei Andeutungen in ſeiner Schrift, welche zeigen können, daß ſeine und anderer Rationaliſten Ueberzeugungen von dem Grunde der Religion nicht ſo oberflächlich waren, wie man jetzt gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Der Verf. iſt hierbei ſo billig die Anmaßungen eines falſchen Rationalismus, ſeine „rückſichtsloſe Exegeſe" anzuerkennen; er meint, man ſollte nur den wahren Rationalismus von dem falſchen unterſcheiden, jenen will er alsdann als die rechte Weiſe der Theologie geltend machen und eifert dagegen, daß man einen ſchönen Namen zu einem verketzernden Schimpfworte entſtellt habe; ihn wieder zu Ehren zu bringen, iſt er bemüht. Dieſe Aufgabe, welche er ſich geſetzt hat, wird doch nicht leicht durchgeführt werden können, wenigſtens nicht in unſerer Zeit. Der Rationalismus iſt einmal ein Parteiname geworden; er hängt an einer gewiſſen Entwicklungsſtufe unſerer Theologie, welche ihre großen Schwächen hatte; dies wird ſchwerlich bald in Vergeſſenheit gebracht werden können. Im Gegenſatz gegen den Supranaturalismus hat ſich der Rationalismus geltend gemacht; er ſtand daher auch mit dem Naturalismus im Bunde; die Vernunftreligion, welche er geltend machen wollte, wurde daher auch die natürliche Religion genannt; ſie wurde der poſitiven Religion entgegengeſetzt; man ſuchte dieſe zu beſeitigen, wie man um die-

ſelbe Zeit auch das poſitive Recht durch das Natur- oder Vernunftrecht zu erſetzen dachte. Dieſer Streit gegen das Poſitive in der Religion iſt zwar dem richtigen Gebrauch der Vernunft in der Religion nicht weſentlich, aber er iſt mit der Geſchichte des Rationalismus auf das engſte verbunden und man möchte glauben, er wäre mit dem Namen des Rationalismus verwachſen. Denn warum hat ſich wohl mit dieſem Namen eine Lehre der Theologie bezeichnet? Wollte ſie damit nur ſagen, daß ſie vernünftige Ueberlegungen nicht ausſchlöſſe? Dies verſteht ſich von jeder Lehre ſo ſehr von ſelbſt, daß keine Lehre es beſonders zu ſagen hat. Wollte ſie damit nur ſagen, daß ſie mehr als der Supranaturalismus der Vernunft ihre Rechte wahre? So würde ihr Streit nur um mehr oder minder geweſen ſein. Hinter ihrem Namen verbarg ſich vielmehr die Anklage gegen den Supranaturalismus, daß er Vernunftwidriges annehme. Wir wollen hierdurch allen, welche ſich Rationaliſten nannten, nicht aufbürden, daß ſie alles Uebernatürliche und Uebervernünftige aus der Religion hätten verbannen wollen; ihr Streit gegen den Supranaturalismus war zum Theil gerecht; denn auch die Anſprüche des Uebernatürlichen auf Anerkennung ſind übertrieben worden. Wollte man dieſe Parteinamen theologiſcher Doctrinen ſcharf gegeneinander abwägen, ſo würde man ſagen können, daß es mit dem Supranaturalismus ebenſo ſtände, wie mit dem Rationalismus; denn für den, welcher an Gott glaubt, verſteht es ſich auch wohl, wie man meinen ſollte, von ſelbſt, daß ſeine Meinungen Uebernatürliches, einen Gott, welcher über Natur und Vernunft herrſcht, nicht ausſchließen; aber man hat hierbei doch auch noch Anderes als die

Doctrinen der Theologie zu berückſichtigen. Der Supranaturalismus hat ſich daher auch nicht im Streit mit dem Rationalismus ausgebildet, ſondern im Streit mit einer der Religion feindlichen philoſophiſchen oder unphiloſophiſchen Anſicht der Dinge, welche nur Natur und natürliche Werke in der Welt anerkennen wollte, aber nicht ein wunderbares Werk und wunderbare Zeichen Gottes. Man könnte nun wohl in dem Rationalismus, wenn er noch die allgemeinen Vorausſetzungen der Religion feſthielt, aber doch gegen den Supranaturalismus ſtritt, nur ein Mißverſtändniß der von ihm beſtrittenen Lehre muthmaßen, wenn nicht noch ein anderer Umſtand bei dieſem Streite in Frage käme. Der Supranaturalismus nämlich, welcher die poſitive Religion vertheidigt und dabei an eine beſondere heilige Geſchichte ſich anſchließt, fordert doch nothwendig, wenn wir auch von allen ſeinen Uebertreibungen abſehn, beſondere wunderbare Zeichen Gottes, in welchen er ſich den gläubigen Menſchen vorzugsweiſe offenbart; es wird ſich aber ſchwerlich leugnen laſſen, daß viele von denen, welche ſich zur Vernunftreligion bekannten, zwar geneigt waren, das allgemeine Wunder in der Schöpfung der Welt anzuerkennen, aber auch die beſondern wunderbaren Erweiſungen Gottes in der heiligen Geſchichte zu leugnen. Sie mögen hierzu gekommen ſein durch die Häufung des Wunderbaren, zu welcher viele Supranaturaliſten geneigt waren, außerhalb und innerhalb des Proteſtantismus, oder auch durch die Uebertreibung des Wunderbaren, welche Gottes Wirkſamkeit in der Welt in Widerſpruch mit den Geſetzen ſetzt, welche ſeinen Willen in der Welt verkünden; aber wie auch ihre Polemik gegen den Supranaturalismus nach dieſer Seite zu

entschuldigt werden mag, sie heben dadurch einen wesentlichen Punkt in der Annahme einer positiven Religion und einer historischen Offenbarung auf. Wenn dagegen Jemand annehmen sollte, die heilige Geschichte, welche die Grundlage der positiven Religion bildet, biete wunderbare Zeichen dar, in welchen der übernatürliche Wille Gottes sich uns vorzugsweise verkündet habe, so müssen wir gestehn, daß seine Ueberzeugung von der supranaturalistischen Lehre in keinem wesentlichen Punkte sich uns zu entfernen scheint, wie viel er auch sonst geneigt sein möchte, in der Auslegung und der Prüfung der Ueberlieferungen der Vernunft einzuräumen. Von einem solchen Manne würden wir sagen müssen, daß er zwar zur Partei der Rationalisten in vielen Einzelheiten sich schlüge, aber doch im Wesen seiner Denkweise der supranaturalistischen Denkweise sich zugewandt hätte.

Diese abschweifenden Bemerkungen konnten wir uns nicht ersparen, wenn wir das Vorurtheil beseitigen wollten, welches der scheinbare Rationalismus des Verf. der Wirkung seiner Schrift entgegensetzen könnte. Wir können ihn nur zu den Männern zählen, welche zwar von der rationalistischen Denkweise ausgegangen sind und von ihr das Gute sich zu bewahren gesucht haben, aber doch unbemerkt durch ihren religiösen Tact den Ueberzeugungen des Supranaturalismus zugeführt wurden. Der Verf. ist sich vielleicht nicht deutlich dieser Umwandlung bewußt, und das große Gewicht, welches er darauf legt, daß der Tact ohne Bewußtsein der in ihm wirksamen Factoren in uns Ueberzeugungen begründe (S. 7), macht es begreiflich, daß er hierüber eine volle Rechenschaft sich nicht gegeben hat.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. 206. Stück.

Den 25. December 1856.

Zürich

Fortsetzung der Anzeige: „Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar.“

Die Zeichen seiner supranaturalistischen Denkweise sehen wir aber mitten unter den Ausdrücken, welche dem Rationalismus entlehnt sind, nicht selten hervorbrechen. Den Tact betrachtet er als eine wunderbare, eine göttliche Gabe; unter besondern Begünstigungen Gottes soll sie einzelnen Menschen zu Theil werden in einem vorzüglichen Grade, einer vorzüglichen Reinheit, und der Glaube an die Offenbarungen, welche ihnen geschehen sind, soll alsdann auch weiter als Autorität andern Menschen zu ihrer religiösen Führung dienen, so daß hieraus eine positive oder historische Religion erwachsen werde. Daher nimmt der Verf., sowie in andern Dingen, so auch in der Religion die

Autorität sehr eifrig in Schutz (vgl. S. 7; 28 ff.; 134 ff.). Es liegt hierin, wie man bemerken wird, etwas Mystisches, welches der Rationalismus immer von sich hat abwehren wollen. Die Dunkelheiten in den Vorgängen, durch welche die Tacturtheile zu Stande kommen, mußten es nothwendig herbeiführen.

Es scheint nun freilich seltsam, ist aber doch mit den entgegengesetzten Richtungen, in welchen die Entwicklung unserer Wissenschaft sich bewegt, wohl verträglich, daß wir eben in dem mystischen Elemente, welches uns hier begegnet, obwohl es vom Rationalismus gescheut wird, doch ein Ueberbleibsel des Rationalismus, wie er sich historisch ausgebildet hat, wiederzuerkennen meinen. Eine der Schwächen des Rationalismus war sein Kleinmuth, seine Kleingläubigkeit. Er konnte keinen Glauben an die wunderbaren Werke Gottes fassen; er mußte sie wenigstens möglichst klein sich zu denken suchen, überall an die Schranken der Natur gebunden; nicht diese Gesetze beherrschend, wie es einem übernatürlichen Willen geziemt, sondern von ihnen beherrscht, sollte der Wille Gottes vielmehr nur schwache und gebrechliche Geschöpfe hervorbringen, welche in der Natur wenig wirken und in der sittlichen Welt den Willen Gottes nicht vollkommen erfüllen könnten. Der großartige Glaube der Supranaturalisten an das Ebenbild Gottes im Menschen ist in dieser Denkweise zusammengeschrumpft; der Satz des Athanasius, in welchem jener Glaube sich aussprach als das Vertrauen, daß in dem Unvermögen die Kraft, in dem Schwachen die Macht, in dem Leidenden die Leidenlosigkeit, in dem Sterblichen die Unsterblichkeit liege, würde von den Rationalisten schwerlich gebilligt worden sein; wenn der alte

Supranaturalismus seine Hoffnungen auf das Schauen der ewigen Wahrheit, auf das Schauen Gottes gerichtet hatte, so pflegte dagegen der neuere Rationalismus uns an die Schranken unserer Erkenntniß zu verweisen und anzunehmen, daß sie in keiner zukünftigen Entwicklung überwunden werden könnten. Eine Folge dieser Kleingläubigkeit ist nun natürlich in der Erkenntnißtheorie, daß wir daran erinnert werden, daß uns Vieles dunkel bleiben müsse, daß wir an die ewige und vollkommene Wahrheit Gottes, des letzten Grundes aller Dinge, zwar glauben, aber nicht sie erkennen können und hiermit, denke ich, ist der Grund zum Mysticismus gelegt. Dem Glauben, dem Tact, welcher uns vom Sinnlichen und Uebersinnlichen eine Erkenntniß, aber doch nicht die volle Erkenntniß gewährt, müssen wir uns überlassen; wir können dabei auch prüfen und durch die Prüfung der Erkenntniß uns nähern; aber die Ursachen des Tacts werden wir schwerlich ergründen; unser Geschick ist es in halber Dämmerung zu leben und so uns einem tastenden Verfahren zu überlassen, welches die Mysterien der Wahrheit nur zur Hälfte verräth, zur Hälfte in Dunkelheit läßt. Der alte Supranaturalismus, welcher vom Glauben zum Wissen vordringen will, hatte eine viel höhere Meinung von der Vernunft, als der Rationalismus. Der Verf. theilt die Meinung des letztern; er billigt zwar den Satz des Anselmus, ich glaube, um zum Verständniß zu gelangen, aber nur in einem beschränkten Sinne (S. 59); die Prüfung des Glaubens behält er sich vor, aber nur, um beim geprüften Glauben stehen zu bleiben.

Wir würden hiergegen nichts einzuwenden haben, wenn nur von unserm gegenwärtigen Stand-

punkte die Rede wäre. Aber es hat allen Anschein, daß nicht dieser allein von ihm bedacht wird. Seine Theorie über das menschliche Erkennen läuft auf einen Dualismus hinaus, in welchem Glauben oder Tact und Prüfung oder Wissen einander entgegengesetzt werden. Eine Auflösung dieses Dualismus, eine Zurückführung der beiden Quellen unseres Erkennens auf einen gemeinsamen Grund scheint er nicht zu beabsichtigen. Wir werden nun wohl zugestehn können, daß seine Bemerkungen über die Elemente unseres Denkens viel Zutreffendes enthalten; aber daß sie auf den letzten Grund vorgedrungen wären, müssen wir bezweifeln, weil sie sich nicht darauf einlassen den Grund des Dualismus, welcher in unserm gegenwärtigen Denken ist, aufzudecken und dadurch die Dunkelheit aufzuheben, welche über die Tacturtheile und über die Grundsätze ihrer Prüfung schwebt. Die Absicht der Schrift geht nicht auf eine endgültige Entscheidung; sie will nur auf einen Punkt aufmerksam machen, welcher bisher in den philosophischen Untersuchungen nicht genug beachtet worden wäre und ohne welchen doch eine rechte Verständigung über die Philosophie und ihr Verhältniß zum religiösen Glauben besonders, aber auch sonst zu andern Zweigen unserer vernünftigen Bildung nicht möglich sein würde. Wenn wir nun auch glauben, daß dieser Punkt von der bisherigen Philosophie nicht in dem Grade vernachlässigt worden ist, in welchem der Verf. es annimmt, so finden wir ihn doch sehr beherzigungswerth und müssen es für ein Verdienst des Verf. halten, daß er ihn nachdrücklich zur Sprache bringt.

Schon vorher ist es hervorgehoben worden, daß es nöthig sei, wenn man über den religiösen

Glauben wissenschaftlich sich verständigen wolle, ihn unter einen allgemeinern Gesichtspunkt zu stellen. Eine isolirte Masse von Erscheinungen oder Entwicklungen des Geistes wird uns immer nur als ein Räthsel erscheinen können; wir müssen sie an das Ganze heranziehn, um sie verständlich zu finden. Das, was für heilig gehalten wird, pflegt sich aber gern der Berührung mit dem Gemeinen zu entziehn; es fürchtet in das Profane gezogen zu werden, wenn seine Gemeinschaft mit den gewöhnlichen Geschäften des Marktes aufgedeckt wird. Hiervon sollten die frei sein, welche erkannt haben, daß die Religion das ganze Leben durchdringen soll; aber die wenigsten sind hiervon frei; die meisten besorgen, daß die Würde der Religion verletzt werde, wenn man ihre Gründe in den Regungen unseres Geistes nachweist, welche keinem Menschen fremd bleiben können. Dieses Vorurtheil dürfte auch den Ansichten des Verfs sich entgegensetzen, wenn er den religiösen Glauben auf den Tact zurückführt, von welchen er nachzuweisen weiß, daß er überall in unsere Urtheile sich einmischt, wie eine unentbehrliche Gabe, welche das Kind wie den Greis leitet. Wenn er diese Sätze geltend macht, wenn er auch die Philosophen daran erinnert, daß sie einen solchen Tact nicht entbehren könnten, daß sie ihn zur Ueberwachung ihrer Speculationen gebrauchen sollten und selbst im höchsten Fluge ihrer Speculationen von ihm sich hätten leiten lassen, so werden wir nicht anstehn, ihm hierin ohne Abzug Recht zu geben.

Es ist auch von keiner geringen Wichtigkeit, hierauf aufmerksam zu machen, nicht allein für die Religion, sondern auch für die Philosophie. Der Verf. streitet mit Recht gegen die Anmaßun-

gen einer Philosophie, welche alle Wissenschaft und alle Meinungen der Menschen ins Reine bringen und zur absoluten Wissenschaft alles Wißbaren sich aufwerfen will. Er macht gegen sie geltend, daß vor der Philosophie das Denken vorhergeht, durch den Tact geleitet, daß wir zwar vielen Urtheilen des Tactes mißtrauen dürfen, daß alle Tacturtheile der Prüfung unterworfen werden sollen, daß aber doch nicht alle Tacturtheile falsch sein würden, daß neben der Philosophie auch andere, wenn auch weniger sichere Wissenschaften bestehen blieben, und nicht weniger auch Tacturtheile, daß auf diese zwar die philosophischen Grundsätze sich anwenden ließen, aber die Anwendung derselben das Bestehen eines der Philosophie fremden Gebiets unserer Gedanken voraussetze und die angewandte Philosophie, welche von der reinen Philosophie sorgfältiger, als bisher geschehen, unterschieden werden sollte, nicht so sicher sein könnte, wie diese, daß es daher auch keineswegs abzulehnen sei, wenn es den Philosophen empfohlen würde, die Controle ihrer oft sehr luftigen Speculationen durch den Tact sich gefallen zu lassen. Er beschränkt daher das Geschäft der philosophischen Forschung, ohne ihre Anwendbarkeit auf alle Gebiete unseres Denkens beschränken zu wollen. Seiner Ansicht nach würde die Philosophie noch immer den Namen einer allgemeinen Wissenschaft verdienen, aber doch nicht andere Gebiete des Denkens, welche neben ihr bestehen bleiben, zu leugnen haben; denn er betrachtet die reine Philosophie als die allgemeine Prüfungswissenschaft, welche alle Tacturtheile, auch die, welche zu einzelnen Wissenschaften sich ausgebildet haben, ihrer Beurtheilung zu unterwerfen hat (S. 52; 161), und eben dieser Begriff, welchen er

von der Philosophie geltend macht, setzt voraus, daß neben der Philosophie ein Gebiet des Denkens bestehn bleibt, welches den Stoff für ihre Beurtheilung und für die Anwendung ihrer reinen Grundsätze darbietet. Wir finden, daß dies Alles sehr richtig ist und nicht minder ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, weil es sich den Anmaßungen einer eingebildeten Philosophie entgegensetzt und den Irrthümern, welche daraus hervorgegangen sind, daß man die Philosophie als allgemeine Wissenschaft erkannt hatte, aber darüber sich keine sichere Rechenschaft zu geben wußte, wie die allgemeine Wissenschaft doch noch andere Wissenschaften und Denkweisen richtiger Erkenntniß neben sich dulden könnte. Es leuchtet hieraus auch ein, warum dem Verf. für die richtige Betreibung der Philosophie, und damit wir nicht einem blinden Autoritätsglauben zugetrieben werden (S. 51), Alles darauf anzukommen scheint, daß zuerst das Verhältniß zwischen Tact und Wissen untersucht und festgestellt werde.

Aber nun würden wir uns doch sehr wundern müssen, wenn es sich so verhalten sollte, wie man nach den Aeußerungen des Verf. glauben dürfte, daß die Untersuchung über dies Verhältniß bisher von den Philosophen ganz oder fast ganz vernachlässigt worden wäre. Theologen und Männer anderer einzelner Fächer der Wissenschaft haben sich oft über den Stolz der Philosophen beklagt, aber nicht alle Philosophen waren von einem solchen aufgeblasenen Stolze, daß sie ihre Wissenschaft für die einzige Wissenschaft und im Besitz aller Wahrheit gehalten hätten; die angeführten Gründe, welche ein richtiges Denken vor und neben der Philosophie uns annehmen lassen, sind auch so einleuchtend, daß sie nicht leicht Män-

nern entgehen können, welche einen freien Ueberblick über unsere Denkweisen sich zu verschaffen bemüht sind, und wenn der Verf. den Tact mit dem Glauben zusammenstellt und das Verhältniß beider als eine alte Streitfrage bezeichnet, so konnte er nicht unbeachtet lassen, daß über dasselbe schon oftmals und seit ältester Zeit verhandelt worden ist. Der Tadel, welchen er über die bisherige Philosophie in dieser Beziehung ausspricht, ist daher wohl etwas zu allgemein gehalten, so wie er auch sonst alle bisherige Versuche in der Philosophie mit zu allgemeinen Worten des Tadels abfertigt. Er meint, das Bestreben, eine unbezweifelbare Grundlage für die philosophische Prüfung, diesen „Stein der Weisen", zu finden, sei bisher „gänzlich" mißlungen (S. 50); er spricht von einem kläglichen Mißlingen aller bisherigen philosophischen Systeme (S. 51). Aehnliche Aeußerungen zu hören sind wir freilich gewohnt, besonders von solchen, welche in dilettantischer Weise die Philosophie zu reformiren unternehmen und daher durch ein gründlicheres Studium der philosophischen Grundsätze und Systeme nicht darauf sich vorbereitet haben, genau abzuwägen, was bisher in der Philosophie geleistet worden ist und was nicht; aber auch, wenn der Verf. nur in der Theologie sich sorgfältig umgesehen hätte nach dem Streite über Glauben und Wissen, so sollten wir meinen, daß ihm nicht leicht hätte entgehen können, wie mancherlei brauchbare Bausteine für sein Unternehmen schon von frühern Philosophen herbeigeschafft worden wären. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir in der Geschichte der Philosophie ihm alle die ähnlichen Gedanken nachweisen wollten, welche denselben Gegensatz im Auge hatten, der von ihm zu einer Reform der

Philoſophie aufgerufen wird. Nur an Einiges will ich erinnern. Als Platon die Wiſſenſchaft genau von der Meinung zu unterſcheiden unternahm, konnte er ſich hierbei ſchon auf die Eleaten als ſeine Vorgänger berufen; ſeine Unterſuchungen über den Gegenſatz zwiſchen Meinung und Wiſſenſchaft laſſen in der erſtern eine göttliche Gabe zu, welche das Richtige zu treffen wiſſe, und an dieſe Anſicht haben ſich ſpäter die Unterſuchungen der Kirchenväter über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zur Meinung und zum Glauben angeſchloſſen. In der That war ſchon in dieſen Unterſuchungen das im Gange, was oben an dem Unternehmen des Verf. gelobt worden iſt, daß man den religiöſen Glauben, welchen man gegen die Philoſophie abzuwägen hatte, unter einen allgemeinen Geſichtspunkt zu faſſen ſuchte. Später aber führte die ſchon angedeutete Beſorgniß, daß hierdurch das Heilige profanirt werden könnte, zu einer ſtrengern Abſonderung des religiöſen Glaubens von andern Arten der Meinung. In der neuern Philoſophie iſt das Verhältniß zwiſchen Wiſſen und Meinung, Glauben oder Tact beſonders ſorgfältig von der Lockiſchen Schule und von den Ausläufern derſelben, den ſchottiſchen Philoſophen, beſprochen worden; die Wendung der Gedanken, welche bei dieſen ſich findet, ſo wie bei ihren Geiſtesverwandten, den neuern franzöſiſchen Eklektikern, bietet in der That vieles Aehnliche mit dem dar, was der Verf. uns bedenken läßt, ſo daß ſeine Theorie auch in unſern Zeiten nicht ſo vereinzelt ſteht, wie es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Da der Verf. auf Hermeneutik ſich verſteht und ſehr gut zu beachten weiß, daß es in allen unſern Reden weniger auf die Worte als auf den Sinn ankommt, ſo

wird er sich nicht daran stoßen, daß nicht immer das Wort Tact da gebraucht wird, wo er es an der Stelle findet. Einen genauern Ausdruck einzuführen in die Wissenschaft hat zwar auch seine großen Vortheile und der Verf. mag einigen Grund haben den Ausdruck Tact andern Ausdrücken, welche sonst in der wissenschaftlichen Untersuchung gebraucht worden sind, als passender nach unserer gewöhnlichen Ausdrucksweise vorzuziehen; aber er wird auch der Regel eingedenk sein: in verbis simus faciles, und nicht verlangen, daß wegen einer jeden kleinen Abschattung, welche in Ausdrücken und Begriffen angebracht werden kann, sogleich eine völlige Reform der Wissenschaft vorgenommen werden müßte. Gewiß wird es der Philosophie zu keinem großen Vorwurf gereichen können, daß sie noch nicht die ganze Mannichfaltigkeit der psychologischen Momente erschöpft hat, welche bei der Entwicklung unseres Denkens in Frage kommen können.

Doch wir müssen bei diesem Punkte etwas länger verweilen, weil das ganze Unternehmen des Verf. auf ihm beruht. Es wird von ihm nicht verkannt, daß dem Begriffe des Tacts verwandte Begriffe schon sonst angewandt worden sind, um die Erscheinungen im Gebiete des geistigen Lebens zu erklären, welche er der wissenschaftlichen Prüfung entgegensetzt. Er sucht aber zu zeigen, daß diese Begriffe dem nicht Genüge leisten, was erklärt werden soll. Die Kritik, welche hierbei über diese verwandten Begriffe ergeht, finde ich nun nicht sehr genau und ich möchte besonders das, was die Lockische und Schottische Schule zu diesen Begriffen geführt hat, gegen den Verf. in Schutz nehmen, auch deswegen, weil die Lehren dieser Schule in der That mit den alten Tradi-

tionen der philosophischen Schule besser zusammenhängen, als der Sprachgebrauch des Verfs und man auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht ohne Grund Neuerungen vornehmen soll. Freilich muß ich gestehn, daß auch dieser Sprachgebrauch nicht ganz feststeht und eine genauere Bestimmung desselben wohl wünschenswerth scheinen kann, so daß ich mit Freuden die Hand bieten würde, wenn die Untersuchungen des Verfs hierzu den Weg bahnten. Die Schule der englischen Philosophen hat besonders auf Instinct, Gewohnheit und gesunden Menschenverstand (common sense) großes Gewicht gelegt; der Verf. findet diese Begriffe nicht ausreichend für das, was er erklären will; den Instinct findet er zu dunkel, zu sehr mit der Organisation verwebt und bemerkt überdies, daß der Tact nicht allein auf einem natürlichen Triebe beruhe, sondern auch durch Uebung entwickelt werde. Doch würde wohl von ihm zugegeben werden, daß auch etwas vom Instinctartigen in unsere Tacturtheile sich einmischt; denn das Instinctartige charakterisirt sich hauptsächlich durch seine unbewußten Regungen und diese hebt auch der Verf. in den Tacturtheilen besonders hervor. Auf die Fortbildungen aber, welche in den Tacturtheilen oder in den Meinungen des common sense sind, hatte Hume vornehmlich sein Argument gerichtet, als er die fortschreitende Macht der Gewohnheit in der Erklärung unserer Culturzustände hervorhob; ich habe es nur bedauern können, daß der Verf. auf die Untersuchung dieser Erklärungsweise nicht näher eingegangen ist, obwohl sich voraussetzen läßt, daß er zu dem Ergebnisse gekommen sein würde, in den Tacturtheilen sei nicht allein etwas durch Uebung Angebildetes, sondern auch etwas Ursprüng-

liches. Ohne Zweifel aber kommt dem, was der Verf. mit dem Namen des Tactes bezeichnet, das am nächsten, was mit dem Namen des gesunden Menschenverstandes oder des common sense gewöhnlich bezeichnet worden ist. Er lehnt auch diesen Ausdruck ab; doch müssen wir gestehn, daß seine Gründe uns nicht völlig einleuchten. Er mag darin Recht haben, daß die Namen, welche man gebraucht, nicht ganz passend gewählt sind. Wenn von gesundem Menschenverstande geredet wird, so scheint der Ausdruck zu sagen, daß von ihm nur Gesundes und Richtiges zu erwarten sei, und dagegen bemerkt der Verf., daß nicht alle Tacturtheile richtig sein müßten. Wenn der Menschenverstand als der allgemeine, als sensus communis bezeichnet wird, so wird mit Recht dagegen eingeworfen, daß sich nicht selten Parteimeinungen in ihn einmischten und ein individuell modificirter Tact. So wenig wir diese Einwürfe tadeln können, so wenig können wir in ihnen genügenden Grund finden zu einer völligen Umwandlung des Sprachgebrauchs zu schreiten. Durch genauere Bestimmungen würde sich ihm wohl der richtige, unzweideutige Sinn abgewinnen lassen, soweit in isolirte Worte ein unzweideutiger Sinn sich legen läßt. Auch das Wort Tact dürfte von aller Zweideutigkeit nicht frei zu sprechen sein. Will man die Worte gesunder oder allgemeiner Menschenverstand nicht gelten lassen, so setze man an ihre Stelle den natürlichen oder wissenschaftlich noch ungebildeten Menschenverstand. Er gibt sich als einen Grund wahrer und falscher Meinungen zu erkennen und bringt das hervor, was man in der neuesten deutschen Philosophie die gemeine Denkweise der praktischen Menschen genannt hat; seine Ergebnisse sind gar sehr der

wissenschaftlichen Prüfung bedürftig; sie entsprechen in der That, soweit unser Urtheil reicht, allem dem, was der Verf. mit dem Namen der Tacturtheile bezeichnet.

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß der Verf. noch einen Grund gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch hinzufügt, obwohl wir gestehn müssen, daß wir ihn nicht recht begreifen können. Jeder Versuch, sagt er (S. 151), den gemeinen und gesunden Menschenverstand zum Princip der Philosophie zu machen müsse an der Frage scheitern, worin denn der gesunde von dem ungesunden zu unterscheiden sei. Dieser Grund würde entscheidend sein gegen die Philosophen, welche den gesunden Menschenverstand zum Princip der Philosophie haben machen wollen, aber gegen die, welche seine Meinungen nur den prüfenden Untersuchungen der Wissenschaft entgegensetzen, ist er von gar keiner Wirkung. Für den Verf. würde er daher auch nur etwas austragen können, wenn er den Tact zum Principe der Philosophie erheben wollte. Es kommen allerdings Aeußerungen bei ihm vor, welche zu einer solchen Annahme verleiten könnten. Er nennt den Tact den Urquell alles Denkens (S. 222); er sagt, daß alles Denken durch den Tact längst hervorgebracht sei, bevor an eine Wissenschaft der Philosophie gedacht ward (S. 157); diese Ausdrücke könnten dahin zu deuten scheinen, daß er in ihnen den obersten Grund aller Erkenntniß aufgefunden zu haben glaubte; sie werden aber wohl nur einen Beweis davon abgeben, daß auch der Ausdruck Tact nicht über alle Zweideutigkeiten der Rede uns hinweghebt und daß wir sehr Unrecht thun, wenn wir philosophische Untersuchungen oder Systeme für kläglich mißlungene Versuche erklären,

wenn wir diese oder jene Aeußerung in ihrer Darstellung nicht genau oder nicht in Uebereinstimmung mit ihren Absichten finden. Besser als die gelegentlichen Aeußerungen des Vfs wird uns die Begriffserklärung unterrichten, welche er vom Tact gibt. Er erklärt ihn als das Vermögen des menschlichen Geistes, eine Menge von Empfindungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen (besonders verwandter Art) schnell mit einander zu vergleichen und des Resultats dieser Vergleichung (der Harmonie oder Disharmonie) sich bewußt zu werden, ohne jene einzelnen Factoren zum Bewußtsein zu bringen (S. 9).

Als ich diese Definition las, muß ich gestehn, wurde ich unwillkürlich daran erinnert, daß der Verf. Dilettant in der Philosophie ist. Dilettanten sind mit naturalistischen Fechtern zu vergleichen, welche, indem sie ihre kräftigsten, gewandtesten Hiebe führen, zugleich die größten Blößen geben. Sie sind unvorsichtig, weil sie die Kunst nicht kennen, mit welcher ihre Gegner sie angreifen werden, die Uebung, in welcher diese ergraut sind, und die Vorbildung, mit welcher sie sich einlassen müssen. Ein jeder in unserer gegenwärtigen Philosophie geübter Philosoph würde sich gescheut haben, den Tact für ein Vermögen zu erklären. Wir wollen den Verf. mit den Zweifeln verschonen, welche gegen den Begriff des Vermögens überhaupt in unserer neuesten Philosophie erhoben worden sind, obwohl sie ihre guten, wenn auch nicht unlösbaren Gründe haben. Aber daran hätte er doch wohl denken können, daß die Herbartianer gegen die Vielheit der Seelenvermögen noch viel stärkere Zweifel erhoben haben, als gegen den Begriff des Vermögens überhaupt. Und mit einer Vielheit der Seelenvermögen werden

wir nach dieſer Definition es zu thun bekommen. Denn den Tact ſelbſt zerlegt ſich der Verf. in verſchiedene Tactarten, z. B. den perſpectiviſchen Tact; er ſetzt auch in ſeiner Definition andere Seelenvermögen voraus; denn wenn der Tact ein Vermögen zu vergleichen ſein ſoll, Empfindungen nämlich, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, ſo wird das Vermögen Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe zu haben ihm vorausgehen müſſen. Wir berufen uns hierüber gern auf den vom Verf. öfters gebrauchten Satz, daß Gedanken nicht gegeben werden können. Noch bedenklicher iſt es, daß der Verf. ſelbſt erklärt, der Tact würde durch Uebung oder Entwicklung ausgebildet (S. 12), durch Entwicklung natürlich eines Vermögens, ſo daß er alſo auch nicht ein Vermögen, ſondern das Ergebniß aus der Entwicklung eines Vermögens ſein würde. Die Definition ſelbſt ſetzt die Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe als die Factoren des Tactes; wenn er aber ſolche Factoren hat, ſo wird man ihn wohl wenigſtens theilweiſe als ein Reſultat vorangegangener Bildungselemente anſehn müſſen, nicht aber als ein Vermögen. Wir können nicht umhin, hierbei zu bemerken, daß mit dieſem Punkte, welcher im Begriffe des Tactes liegen ſoll, ſehr gut übereinſtimmt, daß wir ihn als den wiſſenſchaftlich noch ungebildeten Menſchenverſtand betrachten, welcher als ein Product aus mancherlei noch nicht recht verarbeiteten Factoren unſeres Denkens hervorgeht. Man wird daher wohl zu der Annahme berechtigt ſein, daß dem Verf. eine Verwechslung begegnet iſt, welche freilich nicht ſelten ſich ereignet hat, über welche aber doch die Fortſchritte, welche die Philoſophie in der Kunſt zu unterſcheiden ſchon ſeit lange gemacht hat, leicht

hätten hinweghelfen können, nämlich die Verwechslung der Fertigkeit (habitus) mit dem Vermögen (potentia). Wir wollen nicht sagen, daß der Vf. den Tact in allen Stücken nur als eine Fertigkeit hätte erklären sollen, aber zum großen Theil kommen wir doch auch aus den Einzelheiten, welche er über ihn berichtet, nur zu dem Ergebnisse, daß er in ihm auch eine Fertigkeit sieht aus mancherlei Bildungselementen heraus zu einem schnellen Endurtheil zu gelangen. Es bleibt uns aber noch ein anderes Bedenken gegen seine Definition übrig. Sie schließt mit einem negativen Merkmale; als das Charakteristische des Tactes wird angegeben, daß er die Factoren, aus welchen sein Urtheil als Resultat sich ergibt, doch nicht zum Bewußtsein bringe. Die Regeln der Logik aber lassen negative Merkmale wenigstens mit Mißtrauen betrachten. Dieses Mißtrauen wird sich steigern müssen, wenn uns angemuthet wird in unserer Seele etwas anzunehmen, wovon wir gar kein Bewußtsein haben sollen. Wenn wir Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse vergleichen sollen, so müssen wir sie haben und ohne Zweifel in unserm Bewußtsein haben, weil sie nur Acte des Denkens und also auch des Bewußtseins sind, aber wir müssen sie nicht nothwendig in deutlichen Unterschieden vor uns haben und dies wird es sein, was der Verf. in seiner Definition ausdrücken wollte und nur unvollständig ausgedrückt hat; er hätte aber auch überdies in positiver Weise ausdrücken sollen, in welcher Weise wir sie in unserm Bewußtsein haben, um den logischen Forderungen an die Definition zu genügen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 27. December 1856.

Zürich

Schluß der Anzeige: „Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar.“

Unvollkommenheiten in einer Definition sind noch keineswegs ein Beweis, daß der Begriff, welcher definirt werden soll, nicht seine Richtigkeit hat. Das, was der Verf. beabsichtigt, halten wir vielmehr im Wesentlichen für richtig, ja in einem noch weitern Sinne für richtig, als in welchem er es geltend macht. Das Wesentliche seiner Absichten sehen wir nämlich darin, daß er zeigen will, daß in unser Denken noch andere, schneller wirkende Beweggründe uns treiben, als die sind, welche in den Formen unseres wissenschaftlichen Denkens sich ausdrücken lassen, daß eben diese wegen ihrer schnellern Wirksamkeit auch früher zu Ergebnissen uns führen als unsere wissenschaftli-

chen Ueberlegungen und daß die letztern daher in unserer Seele schon eine Reihe ausgebildeter Gedanken vorfinden, ohne welche die wissenschaftliche Untersuchung gar nicht zu Stande kommen könnte. Dieses Gebiet der Vorbildungen für die wissenschaftliche Untersuchung ist freilich nicht, wie der Verf. zuweilen anzunehmen scheint, den Philosophen ganz unbekannt geblieben oder von ihnen vernachlässigt worden; sie haben es gewöhnlich mit dem Namen der Meinungen des gesunden oder des praktischen Menschenverstandes bezeichnet; sie sind aber zuweilen in entgegengesetzter Richtung zu Irrthümern über dasselbe verleitet worden, indem sie entweder dem gesunden Menschenverstande zu unbedingt vertrauten, wie die Schotten, oder der gemeinen Vorstellungsweise zu unbedingt sich entgegensetzten, wie viele der neuesten deutschen Philosophen. Es darf daher als ein Verdienst des Vfs angesehn werden, daß er die Urtheile des Tactes in Schutz nimmt, aber auch nachweist, daß sie der Prüfung bedürfen. Er hat dies als ein vielseitig gebildeter Mann gethan, indem er dabei auf fast alle Gebiete der Wissenschaft Rücksicht nahm, und wenn seine Nachweisungen auch nicht auf Vollständigkeit und in allen Punkten auf gleiche Sicherheit Anspruch machen können, so veranschaulichen sie doch den Satz, welchen er vertheidigt, in einer sehr zweckmäßigen Weise. Nur müssen wir uns dagegen verwahren, daß er die Untersuchung über den Ursprung der gewöhnlichen Meinung zu kurz abschneidet, indem er sie auf ein ursprüngliches Tactvermögen zurückführen will. Diese Untersuchung ist eine der verwickeltsten Aufgaben; sie fällt mit der Untersuchung über die Bildung aller unserer Denkformen zusammen und darf der Philosophie nicht

entzogen werden, wie auch der Verf. wird eingestehen müssen; denn die endgültige Prüfung der Tacturtheile, welche er der Philosophie zuweist, wird nur dadurch sich vollziehen lassen, daß man über die Beweggründe, aus welchen sie hervorgehn, sich Rechenschaft gibt. Bei dem Verf. tritt die Annahme eines wunderbaren Tactvermögens wie ein deus ex machina in dem Drama der Entwicklung unseres Geistes zur Zerhauung des Knotens auf und dies bringt das mystische Element in seine Lehren, welches wir früher bemerkt haben. Der Philosophie dagegen wird es zukommen, dieses mystische Element mehr und mehr zu beseitigen; denn, indem sie die Tacturtheile der gewöhnlichen Meinung zu prüfen unternimmt, muß sie zu zeigen suchen, aus welchen Motiven sie hervorgehn, was in ihnen Schwaches, was in ihnen Wahres ist, und indem sie die Motive des Wahren in ihnen aufsucht, muß sie dieselben in der Vernunft nachweisen. So ergibt sich, daß auch der Tact aus vernünftigen Gründen begriffen werden muß, soweit seine Stärke reicht; seine Schwächen, durch welche er dem Irrthum unterworfen ist, werden aber nur daher stammen, daß die Vernunft noch nicht in voller Wirksamkeit in ihm sich findet. In ihm ist also eine noch schwache, noch unentwickelte Vernunft wirksam und deswegen haben wir auch das Tactvermögen nicht als ein besonderes Vermögen, welches dem Prüfungsvermögen entgegengesetzt werden müßte, zu betrachten.

In die Einzelheiten der Untersuchungen des Vfs können wir nicht eingehn, sonst müßten wir ein Buch über das Buch schreiben. Wir müssen es daher auch aufgeben, seine Ansichten über den Begriff und das Princip der Philosophie ausführ-

lich zu prüfen und die Anwendungen auseinanderzusetzen, welche er von seinen Grundsätzen besonders reichlich auf die verschiedenen Auffassungsweisen der Religion macht. Man wird auch hierin vieles sehr Beachtungswerthe finden, aber auch die Schwächen, welche am Dilettantismus haften. So wie wir haben sagen müssen, daß seine Lehren über das Verhältniß der Philosophie zum Tact keine Reform der Philosophie werden bewirken können, so müssen wir dasselbe auch von seinem Begriffe und seinem Principe der Philosophie meinen. Nur mit wenigen Worten wollen wir Einiges über dieselben sagen. Er schlägt folgende Definition der Philosophie vor. Die Philosophie ist diejenige Wissenschaft, welche lehrt, wie die menschlichen Tacturtheile durch Vergleichung derselben mit unbezweifelbaren Thatsachen des menschlichen Bewußtseins geprüft werden können (S. 160). Wir haben schon früher Einiges, was an dieser Ansicht von der Philosophie zu loben ist, hervorgehoben; wir können dem noch hinzusetzen, daß in ihr auf eine genaue Unterscheidung der Philosophie von den einzelnen Wissenschaften mit Recht gedrungen wird. Diese Unterscheidung wird vom Verf. in dem Merkmal des Unbezweifelbaren ausgedrückt. Die einzelnen Wissenschaften prüfen die Tacturtheile nur vermittelst unbezweifelter Sätze, die Philosophie verlangt eine Prüfung durch das Unbezweifelbare. Wir würden hieran nur tadeln können, daß der Gegensatz zwischen dem Unbezweifelten und zwischen dem Unbezweifelbaren nicht ganz klar sich herausstellt. Denn sobald das Unbezweifelbare von der Philosophie gefordert wird, muß sie auch die unbezweifelten Grundsätze der einzelnen Wissenschaften einer Kritik unterziehen und sie hören alsdann auf, unbezweifelt zu sein

Doch wir geben gern zu, daß dieser Mangel in der Unterscheidung sich leicht würde heben lassen und daß auch die Sätze des Verfs hierzu schon genügende Ansätze bieten. Bedenklicher machen uns die Bemerkungen, welche der Verf. über das Unzweifelbare hinzufügt. Er will ihm doch nicht absolute Untrüglichkeit zuschreiben, welche dem unbeschränkt vollkommenen Geiste ausschließlich vorbehalten sei (S. 161); absolute, untrügliche Wahrheit ist dem Menschen nicht möglich (S. 252). Daher will der Verf. auch die Kritik nicht zu weit getrieben wissen, weil sonst der Mensch vor lauter Kritik nie zum Wahrnehmen und Handeln kommen würde (S. 194). Diese Beschreibung der philosophischen Kritik erinnert uns an die Lehren der schottischen Schule, mit welchen die Ansichten des Verf. in mehr als einem Punkte Aehnlichkeit haben; sie führt die Beschränkung des Unbezweifelbaren herbei, welche uns den Zweifel erregen muß, ob der Verf. überhaupt noch etwas Unbezweifelbares annehme; denn wenn die Sätze des Widerspruchs und der Uebereinstimmung, der Harmonie nicht absolut gewiß sind, und für Gott ebenso gut, wie für den Menschen gelten, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als auf alle Wahrheit Verzicht zu leisten. In der Definition der Philosophie, welche der Verf. gibt, ist aber auch noch ein anderer Umstand bedenklich. Die unbezweifelbaren Sätze, auf welche die Philosophie zurückgehn soll, werden als Thatsachen des menschlichen Bewußtseins bezeichnet. Auch dies erinnert an bekannte Sätze der schottischen Philosophie und ihrer Geistesverwandten, der französischen Eklektiker. In der deutschen Philosophie ist, glaube ich, die Periode vorüber, in welcher man auf solche Thatsachen als auf Grundsätze der Philosophie

sich zu berufen pflegte. Und wohl nicht mit Unrecht hat man diese Thatsachen aus der Philosophie beseitigt. Denn wenn es darauf ankommt, die Philosophie von den übrigen Wissenschaften zu unterscheiden, so darf man ihr nicht dieselbe Grundlage zuschreiben, welche den empirischen Wissenschaften zukommt. Thatsachen, Data und Facta geben den Grund des empirischen Erkennens ab. Zur Prüfung können sie nur gebraucht werden, wenn außer ihnen schon allgemeine Grundsätze feststehn, wie z. B. die Sätze der Harmonie und der Disharmonie, auf welche der Verf. mit Recht großes Gewicht legt; diese Grundsätze sind aber keine Thatsachen, denn sie sprechen nicht von dem bisher Vorgekommenen, sondern sie fordern, daß auch in jeder Zukunft, in aller Ewigkeit sie ihre Gültigkeit haben werden. Nach seiner Definition der Philosophie will denn auch der Verf. einr Thatsache des Bewußtseins an die Spitze der Philosophie stellen. Sein Princip der Philosophie lautet: Ich kenne verschiedene Empfindungen (S. 162). Man wird hierin eine Abwandelung des Cartesianischen Princips: cogito, ergo sum, nicht leicht verkennen können. Das Princip des Vfs klingt nur etwas sensualistischer, soll aber doch nicht sensualistisch sein, wofür das Leibnizische nisi intellectus angeführt wird (S. 164). Auch hierin stimmt der Verf. mit der schottischen Philosophie überein und etwas wesentlich Neues läßt sich darin nicht entdecken. Das Princip bezeichnet wohl den Ausgangspunkt für unser Denken, aber nicht den Beweggrund, welcher uns über die Erscheinungen hinaus zur Erforschung ihrer Gründe treibt. H. Ritter.

Stuttgart

Verlag von Aue und Sohn 1856. Die Obſtbenutzung, eine gemeinfaßliche Anleitung zur wirthſchaftlichen Verwendung unſerer wichtigeren Obſtſorten. Im Auftrage der Königlichen Centralſtelle für die Landwirthſchaft von Eduard Lucas, Königl. Württemb. Garteninſpector. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 22 in den Text gedruckten Holzſchnitten. XII u. 314 S. in Octav.

Refer. hat ſchon früher einige den Obſtbau betreffende Schriften in dieſen Blättern zur Anzeige gebracht, vornehmlich, um dabei auf die große, bis jetzt in Deutſchland noch nicht gehörig anerkannte volkswirthſchaftliche Bedeutung des Obſtbaues aufmerkſam zu machen und dadurch vielleicht zur Hinwegräumung der Vorurtheile und Hinderniſſe, welche namentlich im nördlichen Deutſchland noch der Entwicklung dieſes wichtigen Zweiges des Gartenbaues und der Landwirthſchaft im Wege ſtehen, Einiges beizutragen. Zu dem Zwecke wählte er zur Beſprechung ein paar Schriften über Obſtbaumzucht und Obſtcultur, welche wie die „Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung des beſten Obſtes für das nördliche Deutſchland“ unſeres Landsmannes, des Superintendenten Oberdieck zu Nienburg, jetzt zu Jeinſen (ſ. G. g. A. 1853 St. 10—12) und „Die Kernobſtſorten Württembergs“ von Lucas, dem Vorſteher der k. Gartenbauſchule zu Hohenheim (daſ. 1854 St. 201—3) ſich gleichmäßig durch die vielſeitige auf lange Erfahrung gegründete Beleuchtung der behandelten Gegenſtände wie durch eine wirklich wiſſenſchaftliche Auffaſſung ihrer Aufgabe auszeichnen und deshalb nicht allein jeden über den gewöhnlichen Schlendrian ſich erhebenden Landwirth we-

nigstens zum Nachdenken anregen müssen, sondern auch einen Anspruch darauf haben, von dem Nationalökonomen und dem praktischen Staatsmanne beachtet zu werden. — Da offenbar ein Haupthinderniß eines erfreulichen Aufschwunges der Obstcultur in dem größeren Theile Deutschlands noch darin besteht, daß in neuerer Zeit die pomologische Kenntniß der Obstsorten und die mehr kunstgemäße Behandlung der Obstbäume nicht allein mit den sonstigen außerordentlichen Fortschritten im Gartenbau und in der Landwirthschaft nicht gleichen Schritt gehalten, sondern im Gegentheil, selbst unter den sogenannten gelernten Gärtnern, wirkliche Rückschritte gemacht haben, so gingen die beiden genannten Schriftsteller mit Recht vornehmlich zunächst darauf aus, eine gründliche Belehrung über Erziehung und Pflege der Obstbäume, so wie über den Charakter der verschiedenen Varietäten des Obstes namentlich auch nach ihrem Werthe für bestimmte Oertlichkeiten anzubahnen und zugleich den Weg zu zeigen, wie auch ohne große Schwierigkeiten die zu einer allgemeineren Hebung des Obstbaues nöthigen Kenntnisse unter das Volk und vornehmlich in der Klasse der kleineren ländlichen Grundbesitzer zu verbreiten sind, für welche der Obstbau gerade so sehr nutzbringend sein kann. Daß die Befolgung der von beiden Vff. angedeuteten und von dem Hn Lucas noch in zwei anderen für den Landmann sehr bemerkenswerthen kleinen Schriften („Die Gemeindebaumschule" u. s. w. 2te Aufl. Stuttg. 1852. 8. und „Ueber die Mängel und Hindernisse des Obstbaues und über die Mittel zu deren Abhülfe" ꝛc. 2te Aufl. Stuttg. 1854. 8) weiter ausgeführten Vorschläge in der That wichtige Resultate liefern würden, kann wohl für den Kenner der in Be-

tracht kommenden Verhältniſſe nicht zweifelhaft ſein und haben wir deshalb auch nach beſter Ueberzeugung die beiden bezeichneten Werke nur auf das wärmſte allen denen empfehlen können, welche ein Intereſſe oder eine Pflicht an der Hebung eines wirklich wichtigen Zweiges der Landescultur haben.

Um jedoch von dem Obſtbau im Großen einem Lande den ganzen möglichen volkswirthſchaftlichen Gewinn zu verſchaffen, muß außer für Hebung der Obſtcultur ſelbſt vornehmlich auch noch für die Verbreitung richtiger Kenntniß über die vortheilhafteſte Benutzung des Obſtes geſorgt werden. Denn ſo lange man, wie noch bei uns, das Obſt hauptſächlich nur zum Rohgenuß und außerdem höchſtens unmittelbar für die Küche zu benutzen verſteht, wird ein Haupthinderniß der Ausbreitung der Obſtcultur darin beſtehen bleiben, daß nur in ſchlechten Obſtjahren das Obſt, ſeiner Seltenheit wegen, einen annehmbaren Preis hat, bei guten Ernten dagegen, weil man keine Verwendung des Obſtes im Großen zur Producirung einer nicht bloß auf die nächſte Umgebung beſchränkten wirklichen Handelswaare kennt, der Preis ſo außerordentlich heruntergeht, daß er vielerwärts nicht einmal die Koſten des Einerntens verlohnt, mithin Keiner ein ökonomiſches Intereſſe hat, Obſt in größerer Menge zu ziehen. Nun müſſen aber gerade die Jahre des reichen Ertrags dem Obſtproducenten den eigentlichen Gewinn bringen und ihn entſchädigen für die damit faſt regelmäßig abwechſelnden Jahre der Mißernte, und dazu iſt es durchaus nothwendig ihn eine Verwendung ſeines Products kennen zu lehren, welche ihn mit ſeinem Abſatze von der unmittelbaren Nachfrage auf dem nächſten Markte unabhängig macht. Dieſe

Belehrung bezweckt das in der Ueberschrift genannte Buch, und insofern eine solche Belehrung zu der über die beste Erziehung der Obstbäume und über die werthvollsten Sorten des Obstes noch hinzukommen muß, um dem Obstbau im Interesse der Volkswirthschaft den rechten Aufschwung zu geben, bildet dieses Buch eine wahre Erzänzung zu den genannten früheren Schriften des Verf., welche ebenso wie die vorliegende im Auftrage der Kön. Würtembergischen Centralstelle für die Landwirthschaft ausgearbeitet wurden.

Das vorliegende Buch geht nicht darauf aus, uns etwas ganz Neues kennen zu lehren, denn bekanntlich findet eine solche Benutzung des Obstes, wie sie die Erhebung des Obstbaues zu einem wichtigen Zweige der landwirthschaftlichen Production voraussetzt, schon vielerorts Statt; es bezweckt vielmehr hauptsächlich nur die wichtigsten Arten der Benutzung der verschiedenen Hauptobstsorten aufzuführen, die zuverlässigsten Nachrichten darüber zusammenzustellen und auf Grund eigener Versuche so wie durch Herbeiziehung wissenschaftlicher Hülfsmittel das Verfahren zu verbessern und überhaupt rationeller zu machen. Um jeden Zweifel zu beseitigen, daß überhaupt der Obstbau eine große volkswirthschaftliche Bedeutung erlangen könne, braucht man nur auf Frankreich, einen Theil der Vereinigten Staaten (z. B. die Staaten New Yersey und New York), das südliche Rußland und selbst einige Gegenden Deutschlands (z. B. Böhmens, dessen Obstertrag jetzt jährlich auf 3 Mill. Himten zu einem reinen Geldwerthe von 3½ Mill. Thaler geschätzt wird) hinzuweisen, von denen gewisse Obstsorten in ungeheuern Quantitäten entweder frisch exportirt werden oder in denen sie, getrocknet, eingekocht oder zu Cider ver-

wandt, einen wichtigen Gegenstand des allgemeinen Consums und des Handels abgeben. Ja es ist sogar bewiesen, daß der Obstbau in dieser Beziehung selbst dem Weinbau in solchen Ländern gleichkommen, wenn nicht ihn übertreffen könne, welche wir mit Recht zu den wirklichen weinbauenden zählen. Es bleibt für uns nur die Frage, ob diejenigen Obstarten, welche so verwerthet werden können, sich auch zur Cultur in anderen Theilen Deutschlands und namentlich im nördlichen Deutschland eignen. Hierauf können mit Sicherheit nur die Erfahrungen solcher Männer Antwort geben, welche einmal die pomologischen Kenntnisse besitzen, um die Sorten genau bezeichnen zu können, welche vorzugsweise von ökonomischem Werthe sind, dann aber auch Gelegenheit gehabt haben, über das Gedeihen der verschiedenen Obstarten in Deutschland umfassende Beobachtungen anzustellen. Nun sind wir freilich noch weit davon entfernt, für jede Obstsorte oder Varietät genau ihren ökonomischen Werth zu bestimmen und welche klimatische und Bodenverhältnisse ihr Gedeihen erfordert, so viel aber steht, vorzüglich auch nach den Arbeiten Oberdiecks und unseres Vers, bereits fest, daß in volkswirthschaftlicher Beziehung unter den einen allgemeineren Bau gestattenden Kern- und Steinobstarten gerade diejenigen Sorten mittlerer Qualität die allerwerthvollsten sind, welche die regelmäßigsten und reichsten Erträge geben und welche auch bei uns noch völlig gesund gedeihen, nicht aber die ganz feinen Sorten Tafelobst, über deren Qualification für unser Klima noch Zweifel Statt finden können. Ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches besteht auch wieder darin, in dieser Beziehung die zuverlässigsten Nachrichten zusammengestellt und den

Beweis geliefert zu haben, daß auch für das nördliche Deutschland der Obstbau eine hohe volkswirthschaftliche Bedeutung erlangen könne und so möchte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dies Buch auch vorzüglich bei uns eine besondere Beachtung verdient, sofern es nämlich dem Vf. auch gelungen ist, seine Hauptaufgabe in diesem Werk, — die gemeinfaßliche Anleitung zur wirthschaftlichen Verwendung der wichtigeren Obstsorten — in genügender Weise zu lösen. Dies aber zu bejahen, tragen wir nun kein Bedenken, wenn gleich wir freilich nicht im Stande sind, alle Vorschläge und Berechnungen des Verfs im Einzelnen zu prüfen. Es geht aber aus dem Buche hervor, daß der Verf. mit Fleiß und Umsicht sein Material zusammengebracht, und überall erst selbständig und mit einer auf Erfahrung und wissenschaftliche Kenntnisse gegründeten Kritik geprüft hat, ehe er seine Belehrung dem Leser in der ihm eigenen klaren Darstellung vorträgt, und da ihm außerdem noch die Mitarbeit anerkannter praktischer Obstproducenten und Agricultur-Chemiker (wie z. B. des Stadtpfarrers Hörlin zu Sindringen und des Prof. Wolff zu Hohenheim), so wie die reichen litterarischen Hülfsmittel der Königl. Würtemb. Centralstelle für die Landwirthschaft zu Gebote gestanden haben, so irren wir wohl nicht, wenn wir dies Werk, welches der Verf. selbst gleichsam als den Schlußstein zu seinen früheren pomologischen Schriften ansieht, auch für wissenschaftlich bedeutend genug erachten, um auch der Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter empfohlen zu werden, wenn gleich die Besprechung seines Inhalts im Einzelnen den betreffenden Fachzeitschriften überlassen bleiben muß.

W.

Frankfurt a. M.

Meidinger 1856. Geſammelte Abhandlungen zur wiſſenſchaftlichen Medicin von Rudolf Virchow. Mit 3 Tafeln u. 45 Holzſchnitten. XIV u. 1024 S. in Octav.

Es iſt von dem größten Intereſſe, den Gang der wiſſenſchaftlichen Entwicklung und der daraus entſpringenden Aufeinanderfolge der Arbeiten eines bedeutenden Mannes zu verfolgen; der hochgeehrte Verf. des vorliegenden Werkes führt uns ſelbſt in die Werkſtätte ſeines Schaffens ein. Als er im Jahre 1844 die Aſſiſtenz am Leichenhauſe der Charité erhielt, begann er die Reihe ſeiner ſelbſtändigen Arbeiten mit Unterſuchungen über die Phlebitis, dieſe führten ihn weiter zur Erforſchung der Verhältniſſe der Gerinnungen des Blutes, der Natur des Faſerſtoffes, der weißen Blutkörperchen, der Pigmente ꝛc. und ſo reihen ſich an dieſen einen Ausgangspunkt eine große Anzahl der bedeutendſten Arbeiten. Dieſelben erſchienen zerſtreut in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften und da dieſelben dem größeren Theile des Publicums nur ſchwer zugänglich ſind, entſchloß ſich der Verf. einer Aufforderung des Verlegers Folge zu leiſten und dieſelben in Verbindung mit allen anderen nicht in ſeinem Archiv erſchienenen Abhandlungen in einem Bande neu herauszugeben. Wir können dem Verf. für dieſes Unternehmen im höchſten Grade dankbar ſein und der Wiſſenſchaft für dieſe neue weſentliche Bereicherung nur Glück wünſchen.

An der Spitze der Abhandlungen finden wir die im Jahre 1849 nach ſeinem Umzug von Berlin nach Würzburg herausgegebene Schrift: Die Einheitsbeſtrebungen in der wiſſen-

schaftlichen Medicin, in welcher V. sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß niederlegte. Diese Abhandlung ist unverändert wieder abgedruckt, aber mit sehr umfangreichen Zusätzen in Noten versehen; diese Zusätze sind theils an und für sich von größtem Interesse, theils deshalb, weil sie in die seit der letzten Naturforscherversammlung in Göttingen so lebhaft angeregten Kämpfe des Spiritualismus und Materialismus eingehen und das wichtige Votum Virchow's in dieser Sache enthalten. Die zweite Abhandlung: Ueber den Faserstoff beginnt mit einem Aufsatz über die Form des geronnenen Faserstoffes, welcher zuerst im Sept. 1845 in Froriep's Notizen erschien und dessen Inhalt in einem neueren Zusatz wesentlich erweitert und verbessert wird, indem V. in diesem zugesteht, daß als letztes Resultat der Zusammenziehung eines Gerinnsels die Entstehung wirklicher feinster Fäserchen angesehen werden muß, während er früher diese letzteren für Kunstproducte hielt. Hieran schließen sich die im 4. und 5. Bd der Zeitschrift für rationelle Medicin im Jahre 1846 erschienenen Aufsätze: Physikalische Eigenschaften des Faserstoffs, Chemische Eigenschaften des Faserstoffs, Das Zerfallen des Faserstoffs, welche durch eine ganze neue Abhandlung: Ueber den Ursprung des Faserstoffs und die Ursache seiner Gerinnung aus den thierischen Flüssigkeiten und durch zahlreiche Noten zu einem Ganzen abgerundet sind. Es erscheint nach V. am wahrscheinlichsten, „daß in keiner der normalen thierischen Flüssigkeiten der Faserstoff als solcher vollständig präexistirt, daß vielmehr das Blut nur eine nähere, die Lymphe und die lymphatischen Flüssig-

keiten eine fernere Vorſtufe deſſelben enthalten, welche unter dem Contact des Sauerſtoffes ſchneller oder langſamer in wirklichen Faſerſtoff übergehen und dann gerinnen.“ „Der fibrinogene Stoff iſt ein Umſetzungsproduct der Gewebe und zwar zunächſt der mit dem lymphatiſchen Syſtem näher zuſammenhängenden Theile (Lymphdrüſen, Milz, beſonders Bindegewebe). Von hieraus gelangt er ſowohl in die Exſudate, als in die Lymphe, indem er durch die vom Blut her transſudirenden Flüſſigkeiten ausgewaſchen wird. Je nachdem er früher oder ſpäter mit Sauerſtoff oder ſauerſtoffreichen Flüſſigkeiten in Contact kommt, bildet er das eigentliche gerinnbare Fibrin, deſſen Gerinnung daher auch innerhalb des Gewebes ſelbſt, in Exſudaten, in Lymph- und Blutgefäßen wirklich zu Stande kommen kann. Indeß geſchieht dies immer nur krankhafter Weiſe. Im geſunden Zuſtande wird der fibrinogene Stoff wahrſcheinlich direct weiter umgeſetzt und zerſtört.“ Die dritte Abhandlung: Ueber farbloſe Blutkörperchen und Leukämie enthält den wörtlichen Abdruck der Aufſätze: Weißes Blut aus Froriep's Notizen Nov. 1845, No 780; und über Weißes Blut und Milztumoren aus der mediciniſchen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen 1846 No 34—36, 1847 No 3, 4; an dieſe reihen ſich zwei neue Aufſätze: Die Leukämie und Die farbloſen Blutkörperchen. Ueber die Rolle der letzteren bleibt V. bei ſeiner früheren Anſicht, nämlich, daß ſie „einfache, nicht ſpecifiſche Zellen ſind, deren Umbildung zu rothen Körperchen nicht mehr Statt findet, die alſo einen relativ überflüſſigen Beſtandtheil des Blutes, eine Art von Ueberſchuß oder Abfall darſtellen. Die Umbildung der Lymphkörperchen zu

rothen Blutkörperchen geschieht schon ungleich früher, und es scheint, daß wenn eine bestimmte Zelle zur Zeit, wo sie in das Blut gelangt, über jene Stufe hinaus entwickelt ist, ihre specifische farbige Metamorphose unmöglich ist. Sie circulirt dann einige Zeit und geht endlich durch regressive Metamorphose zu Grunde." Die vierte Abhandlung über: Thrombose und Embolie, Gefäßentzündung und septische Infection, umfaßt fast die Hälfte des ganzen Werkes, enthält in classischer Darstellung das Beste und Vollendetste, was überhaupt über diesen Gegenstand geschrieben worden ist und bildet den Ausgangs- und Mittelpunkt der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen des Verf. Durch seine Arbeiten in diesem Gebiete hat V. eine ganz neue Epoche herbeigeführt und wenn auch die unberechenbar große Macht der Trägheit und Tradition eine allgemeine Anerkennung der neuen Anschauungen noch lange hinhalten wird, so kann dieselbe in der Zukunft mit Gewißheit vorausgesetzt werden. Die einzelnen Aufsätze sind folgende: 1. Ueber die Verstopfung der Lungenarterie aus Frorieps Notizen Jan. 1846. Nro 794. 2. Weitere Untersuchungen über die Verstopfung der Lungenarterie und ihre Folgen aus Traube's Beiträgen zur experimentellen Pathologie und Physiologie Berl. 1846 Heft II mit neuer Fortsetzung und Schluß dieses damals unvollendet gebliebenen Artikels. 3. Ueber die acute Entzündung der Arterien aus Virchow's u. Reinhardt's Archiv 1847 Bd I. S. 272.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1856.

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: „Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin von R. Virchow.“

4. Verstopfung der Gekrösarterie durch einen eingewanderten Pfropf aus den Verhandlungen der phys. med. Gesellschaft zu Würzburg IV. S. 341. 1852. 5. Eine ganz neue Abhandlung über Phlogose und Thrombose des Gefäßsystems und 6. eine solche über Embolie und Infection, auf welche zahlreiche Noten mit interessanten Nachträgen und Erläuterungen folgen. Der fünfte Abschnitt: Zur Gynäkologie bringt zunächst den in den Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin Bd III. S. 151 1848 enthaltenen Aufsatz: Der puerperale Zustand., Das Weib und die Zelle, vermehrt und erweitert durch eine große Anzahl Noten, welchen auch einige kleinere ältere Mittheilungen einverleibt sind, z. B. Weiblicher Hermaphroditismus aus den Verh. d. Würzb. Ges. IV. S. 359, Ueber Decidua-Bildung

in Froriepſs Notizen 1847 März No 20. Dann folgen der Aufſatz: Ueber die Bildung der Placenta aus den Verhandlungen der Würzb. Geſ. IV. S. 370 1853 und ebendaher drei Mittheilungen über Extrauterinſchwangerſchaft, I. S. 104. 298, III. S. 349, welchen eine neue Beobachtung beigefügt iſt; ferner: Ueber Vorfall der Gebärmutter ohne Senkung ihres Grundes aus den Verhandlungen der Geſellſchaft für Geburtshülfe in Berlin II. p. 205 und ebendaher IV. p. 80 Ueber die Knickungen der Gebärmutter mit einer Nachſchrift und Noten. Der ſechste Abſchnitt enthält Aufſätze über die Zuſtände der Neugeborenen und zwar zuerſt: Harnſäure-Abſcheidung beim Fötus und Neugeborenen aus den Verh. der Geſ. für Geburtsh. zu Berlin Bd II. S. 170 mit Noten; — dann: Ueber congenitale Nierenwaſſerſucht aus den Verhandlungen der Würzb. Geſ. V. p. 447. 1854; — Ueber Apoplexie der Neugeborenen ebendaher II. p. 11. 1850. Im ſiebenten Abſchnitte ſind die Abhandlungen Zur Pathologie des Schädels und Gehirns enthalten, unter denen ſich insbeſondere die über Cretinismus auszeichnen; zuerſt finden wir den Aufſatz aus der Zeitſchrift für Pſychiatrie 1846 Heft 2. S. 242: Ueber das granulirte Anſehen der Wandungen der Gehirnventrikel; dann folgen: Ueber den Cretinismus, namentlich in Franken, und über pathologiſche Schädelformen und Ueber die Verbreitung des Cretinismus in Unterfranken aus den Verh. der Würzb. Geſ. II. p. 230 und III. p. 247, welche Abhandlungen durch Abbildungen verſchiedener Schädelformen und nach dem

Leben gezeichneter Cretins vermehrt ſind; durch die folgende neue Abhandlung: Zur Entwicklungsgeſchichte des Cretinismus und der Schädeldifformitäten werden die obigen zu einem Ganzen abgerundet; in denſelben wird von V. auf ein neues Moment bei der Beurtheilung des Cretinſchädels hingewieſen, nämlich auf die frühzeitigen Verwachſungen der Knochen der Schädelbaſis, in welcher Hinſicht ſehr intereſſante Thatſachen beigebracht werden; von großem Intereſſe iſt auch der wohlgelungene Holzſchnitt eines neugeborenen Cretins. Hierauf folgen: Neubildung von grauer Hirnſubſtanz aus den Verh. der Würzb. Geſ. II. p. 167. 1851; — Ueber die Involutionskrankheit (Malum senile) der platten Knochen, namentlich des Schädels, ebendaher IV. p. 354. 1853. Die letzte Abhandlung iſt der kleine Aufſatz: Ueber Kankroide und Papillargeſchwülſte aus denſelben Verhandlungen I. S. 106. 1850, welcher durch mehrere Abbildungen vermehrt worden, übrigens aber unverändert geblieben iſt. Der Buchhändler hat das Seinige gethan, um dieſem Werke eine würdige Ausſtattung zu geben.

Fr.

Marburg

Elwert'ſche Univerſitäts-Buchhandlung 1857. Charakterbilder engliſcher Dichter. Von Henry T. Tuckerman. Aus dem Engliſchen überſetzt von Emil Müller. XIV und 306 Seiten in gr. Duodez.

Das vorliegende Werkchen iſt eine Ueberſetzung der zuerſt in Neu York 1845 erſchienenen Thoughts on the Poets von Tuckerman, einem der vor-

züglichsten Essayisten Amerikas. Diese „Gedanken über die Dichter“ — welchen Titel der Uebersetzer mit Recht gegen den bessern vorstehenden vertauschte — fanden in England wie in Amerika besondern Beifall, wie sie denn hier sowohl als dort mehrere Auflagen erlebten. Und in der That verdient dies Buch, auch dem deutschen Publicum, das sich für englische Litteratur interessirt, sehr empfohlen zu werden. Es gibt wenige Bücher, die zu dem Studium, oder auch nur der Lectüre der neuern englischen Dichtung so lebhaft anregen, ja auffordern, als das vorliegende.

Die Dichter, welche der Verf. uns charakterisirt, sind aber folgende, indem wir die Namen nach der Ordnung im Buche geben: Goldsmith, Gray, Collins, Pope, Cowper, Thomson, Crabbe, Shelley, Leigh Hunt, Byron, Moore, Rogers, Burns, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Keats, Barry Cornwall, Bryant. Man sieht, daß die Koryphäen der englischen Dichtung — wenn wir diesen Ausdruck im engern Sinne, dem der Versdichtung nehmen — seit dem Zeitalter der Königin Anna, mit wenigen Ausnahmen (vor andern Young und Scott), in dieser Sammlung englischer Dichterporträts sich finden. Wir sagen Dichterporträts: denn mit diesem Ausdruck glauben wir die Art der Charakteristik sogleich kurz zu bezeichnen. Es sind keine Historienbilder, die der Verf. entwirft; nicht auf breiter geschichtlicher Basis zeichnet H. Tuckerman jene Poeten, indem er ihre Beziehungen zu ihrer Mitwelt, ihren Vorgängern und Nachfolgern des Weiteren und Tieferen entwickelte: sondern er faßt die einzelne Dichterpersönlichkeit als solche, und sucht, jede Idealisirung ablehnend, durch lebhafte Her-

vorhebung des charakteristischsten Zuges der Physiognomie eine gleich auf den ersten Blick treffende „Aehnlichkeit" zu erzielen. Der Verf. redet weder als Historiker, noch als Aesthetiker von Fach; aber seine „Gedanken über die Dichter" sind das Urtheil eines Mannes von scharfem Verstand, und einem feingebildeten Geschmack, von einem lebhaften Gefühl für sittlichen Werth und dabei von einer in seinem Vaterlande wie in England äußerst seltnen Vorurtheilslosigkeit. Er spricht es nämlich zu öftern Malen aus, daß zur sittlichen Beurtheilung eines Dichtergenies nicht die Elle der gewöhnlichen Moral des Kleinbürgers ausreicht; gegen die bornirte, verfolgungssüchtige Intoleranz eines großen Theils des englischen Publicums nimmt er einen Shelley und Byron ausdrücklich in Schutz. In dieser Rücksicht auch macht sein Werk andern englischen litteraturgeschichtlichen Arbeiten gegenüber (z. B. der von Spalding), einen wohlthuenden Eindruck. Unterscheidet sich hierin der Verf. sehr vortheilhaft von der großen Mehrzahl auch seiner Landsleute, so verräth ihn als Amerikaner hingegen der Mangel tieferer kunstphilosophischer Anschauung und, was damit zusammenhängt, eine Ueberschätzung *directer* moralischer Wirkung der Dichtung. Nach ihm soll die Poesie dem öffentlichen Leben dienstbar sein. In Amerika insbesondre soll sie, so verlangt er in der Charakteristik *Bryant's*, hohe, männliche und ernste Anschauungen nähren, und „das Dasein vielmehr zu höherer Würde zu heben, als bloß zu schmücken streben." Aber die Kunst ist sich selbst Zweck. —

Aus dem ästhetischen Standpunkt des Verfs erklärt sich die angedeutete *Art* seiner Charakteristik, die zum Theil originell genug und wenigstens

für eine gewisse Klasse von Dichtern mit vielem Erfolg zu gebrauchen ist. Herr Tuckerman setzt nämlich meist den poetischen Charakter der Dichter mit ihrem bürgerlichen — wenn wir letztern Ausdruck in der allgemeinsten Bedeutung nehmen — in Bezug, und sucht dann nachzuweisen, wie der eigenthümlichste Zug der poetischen Individualität auch in dem Leben des Dichters der herrschende ist, wie die Werke ein Abbild des Charakters sind. So ist es die Wahrhaftigkeit Goldsmith's, jene naive Treuherzigkeit und bis zur Unklugheit unbegrenzte Gutmüthigkeit, welche den eigenthümlichsten Reiz auch seiner Dichtungen ausmacht. Nur ein solcher, im besten Sinne des Worts naiver Mensch konnte von der Natur und dem Menschenleben so reine Eindrücke empfangen, und sie so ungetrübt wiedergeben. So ist die Correctheit Gray's entscheidender Charakterzug im Leben wie in der Dichtung. So spiegelt sich die epikureische Weichlichkeit und Arbeitsscheu Thomson's schon in dem sanft hingleitenden Fluß seines Verses, der keine Hindernisse zu überwinden bietet, aber auch keine schäumenden Strudel hat. Erinnern wir noch daran, daß der Verfasser der Jahreszeiten auch der des Schlosses der Trägheit ist. —

In seinen Schriften wie in seinem Charakter drückt sich nun allerdings die Individualität eines Dichters aus, aber keineswegs immer in derselben Weise, dies ist vielmehr im Allgemeinen vorzüglich nur bei Dichtern zweiten Ranges, zu denen z. B. die drei oben erwähnten zählen, der Fall. Große Dichter erhebt ihr Genius über die Sphäre ihrer irdischen Existenz, oder führt sie wenigstens auf andre Bahnen, was selbst Poeten von geringerer Begabung nicht selten geschieht.

Daher können sich denn auch in den Werken ein und desselben Dichters die größten Gegensätze in sittlicher Rücksicht finden. Es scheint uns unnöthig und würde hier auch zu weit führen, Beispiele zu citiren: es sei nur an Arioſt, Boccaccio und Wieland erinnert. Ueber den Entwicklungsgang des Genius eines Dichters sein Leben zu befragen, ist etwas Anderes, als aus dem Charakter, der „sich im Gewühl der Welt bildet", die Eigenthümlichkeit der poetischen Individualität zu erkunden. Wenn es Hn Tuckerman bei einer Anzahl der aufgeführten Dichter gelungen ist, eine Identität ihres poetischen und ihres bürgerlichen Charakters in den wichtigsten Zügen nachzuweisen, so verdankt er diesen Erfolg nicht bloß, wie angedeutet, dem beschränkteren Maaß ihrer Genialität, sondern auch der Eigenthümlichkeit des englischen Nationalcharakters. In England gibt es mehr als irgendwo Männer aus Einem Guſſe. Dort insbesondre gedeihen die Charaktere überhaupt. Die Dichter zweiten Rangs ersetzen dort was ihnen an Reichthum der Phantasie gebricht, meist durch Fülle und Tiefe des Gemüths wie durch sittliche Tendenz.

Wir hoffen, das Gesagte zeigt schon, daß Hrn Tuckerman's Buch originell und anziehend ist. Es ist selbst für den, der seinen Urtheilen nicht beipflichten möchte, eine Fülle interessanten Materials auf knappem Raume gegeben. Wie aus den Denkwürdigkeiten der Dichter eine Menge interessanter Notizen zusammengestellt sind, so ihnen gegenüber keine geringere Zahl charakteristischer Stellen aus ihren Werken. Zum vollkommnen Verständniß dieser „Charakterbilder" ist allerdings eine Kenntniß des Lebens und der bedeutendsten Werke der gezeichneten Dichter noth-

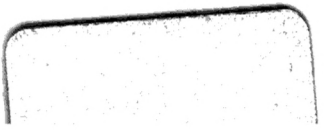
wendig; aber darin zeigt sich eben Hrn Tuckerman's Verdienst, daß seine geistreichen und sprechenden Porträts uns die Bekanntschaft der Originale selbst zu suchen so rege antreiben. Bei dem sehr fühlbaren Mangel einer bedeutenden allgemeinen englischen Litteraturgeschichte sind solche Schriften, wie die vorliegenden, um so werthvoller.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist dieselbe eine sehr gelungene zu nennen. Das ganze Buch legt davon Zeugniß ab, mit welcher Sorgfalt der Uebersetzer verfahren ist. Eine Vorrede desselben gibt uns eine dankenswerthe Skizze der litterarischen Thätigkeit des Verfassers und eine treffende kurze Kritik des Werkes selbst. Der Stil des Hn Tuckerman, der etwas an seines Landsmannes W. Irving's gewählte Redeweise erinnert, bot Schwierigkeiten genug für eine getreue Wiedergabe. — Besonders ist noch anzuerkennen, daß der Uebersetzer auch die aus den Dichtern angeführten Stellen metrisch übertragen hat, um so das Buch einem größeren Leserkreise zu erschließen (obwohl, mit Recht, die Originalstellen darum nicht weggeblieben); und wir theilen keineswegs seine bescheidne Ansicht, daß diese seine metrischen Uebertragungen keinen Anspruch auf ästhetischen Werth machen könnten, im Gegentheil sind sie zum größten Theil ebenso elegant als getreu ausgefallen.

Marburg. A. Ebert.

(Schluß des Jahrgangs 1856).

Register.



Digitized by Google

Wistar Library
3 2044 092 550 771